Duquesne University

2 Bde

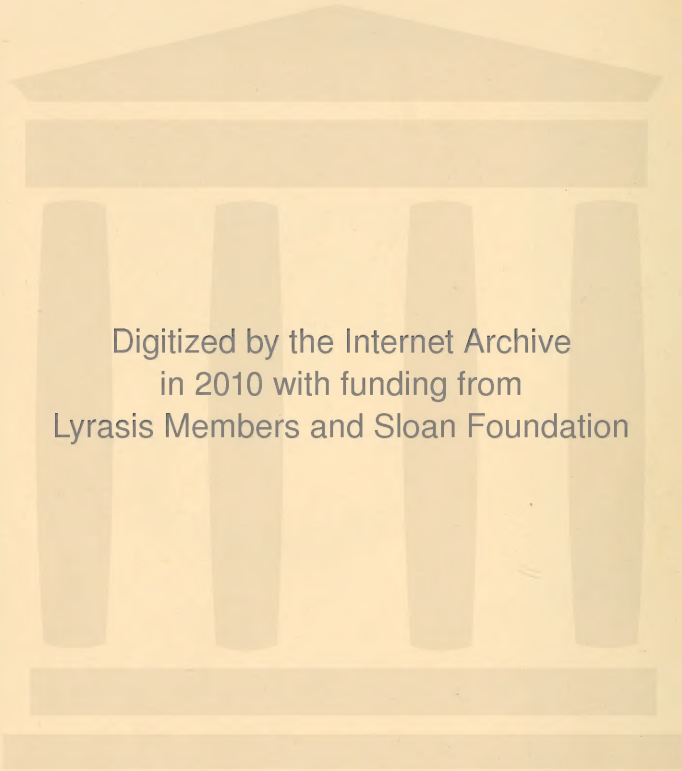
Nr –

100.–

L

WX –

2 Bde.


Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Lyrasis Members and Sloan Foundation

http://www.archive.org/details/derkongounddiegr01henr

DER KONGO

UND DIE GRÜNDUNG DES KONGOSTAATES.

ERSTER BAND.

LEOPOLD II., KÖNIG DER BELGIER.

DER KONGO

UND DIE GRÜNDUNG DES KONGOSTAATES.

ARBEIT UND FORSCHUNG.

VON

HENRY M. STANLEY.

AUS DEM ENGLISCHEN VON **H. VON WOBESER.**

AUTORISIRTE DEUTSCHE AUSGABE.

MIT ÜBER 100 ABBILDUNGEN, 2 GROSSEN UND MEHRERN KLEINERN KARTEN.

IN ZWEI BÄNDEN.

ERSTER BAND.

LEIPZIG:

F. A. BROCKHAUS.

1885.

~~+916.7~~
~~S76700~~
~~v.1~~

DT351
S71
1885bx
v.1

African Institute

DIESE SCHILDERUNG

DER

ARBEIT, FORSCHUNG UND ENTDECKUNG

UND

GESCHICHTE

EINER GROSSEN UND ERFOLGREICHEN

POLITISCHEN UND DIPLOMATISCHEN SCHÖPFUNG

WIRD MIT BESONDERER ERLAUBNISS

IN GRÖSSTER EHRFURCHT

SR. MAJESTÄT LEOPOLD II.,

KÖNIG DER BELGIER,

DEM HOCHHERZIGEN MONARCHEN, WELCHER DAS UNTERNEHMEN,
DAS VON ALLEN GROSSMÄCHTEN DER WELT ANERKANNT WORDEN IST
UND MIT DER GRÜNDUNG

DES KONGOSTAATES

GEENDET HAT, IN SO EDLER WEISE GEPLANT, SO VORZÜGLICH GELEITET
UND SO FREIGEBIG UNTERSTÜTZT HAT,

SOWIE ALLEN DENJENIGEN HERREN, WELCHE IHM DURCH IHRE
EIFRIGEN DIENSTE, IHRE TALENTE, MITTEL UND SYMPATHIEN
GEHOLFEN HABEN, DAS PROJECT OHNE GLEICHEN,
DIE GRÜNDUNG EINES FREIEN HANDELSSTAATES IM ÄQUATORIALEN AFRIKA,
ZU VERWIRKLICHEN,

GEWIDMET

VON IHREM ERGEBENEN UND GEHORSAMEN DIENER,

DEM VERFASSER.

London, April 1885.

DEC 10 1962

VORREDE.

Ein weiser Engländer hat gesagt, reine Impulse und edle Zwecke seien häufiger durch den Teufel unter dem Namen Donquixoterie als durch irgendeine andere verdächtigende und hemmende Phrase durchkreuzt worden. Im Jahre 1878 ist mir dieses Wort verschiedentlich, besonders von Manchester aus, entgegengeschleudert worden. Wenn ich über die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs eines in verständiger Weise geleiteten Unternehmens in Afrika einen Vortrag oder eine Vorlesung hielt oder einen Brief schrieb, pflegten mich Manchester-Zeitungsredacteure oder Manchester-Kaufleute fast beständig damit zu verhöhnen, dass ich ein „Träumer", ein „abenteuerlicher Journalist", oder ein blosser „Zeilenschreiber" sei. Ich hadere nicht mit den Phrasen selbst, wohl aber beklage ich den Gebrauch, welcher mit denselben gemacht worden ist. Der Vorwurf der Donquixoterie, welcher gegen meine Mission erhoben worden ist, hat viele edle Männer in Manchester davon abgeschreckt, die Frage neuer Märkte zu studiren, und ungerechterweise ihre Vorurtheile gegen Afrika und afrikanische Projecte verstärkt.

Im „Daily Telegraph" vom 12. November 1877 wurden die folgenden Worte von mir veröffentlicht; sie werden zum wenigsten den Bestand meiner eigenen Ansichten beweisen:

„Ich bin überzeugt, dass die Frage dieser mächtigen Wasserstrasse mit der Zeit eine politische werden wird. Bisjetzt scheint jedoch keine europäische Macht das Recht der Controle nachgewiesen zu haben. Portugal beansprucht dasselbe, weil es die Mündung entdeckt hat; allein die Grossmächte — England, Amerika und Frankreich — weigern sich, diese Rechte anzuerkennen. Fürchtete ich nicht, das Interesse, welches Sie vielleicht an Afrika oder diesem grossartigen Strome nehmen, durch die Länge meiner Briefe zu dämpfen, ich könnte Ihnen sehr starke Gründe vorführen, weshalb es eine politische That wäre, diese wichtige Frage sofort zu erledigen. Ich könnte Ihnen nachweisen, dass diejenige Macht, welche den Kongo besitzt, trotz seiner Wasserfälle den Handel des ganzen dahinterliegenden ungeheuern Beckens an sich ziehen würde. Dieser Fluss ist und wird auch in Zukunft die grosse Handelsstrasse nach dem westlichen Centralafrika sein.“

Auch Gambetta, der grosse französische Staatsmann, sprach im Juli 1878 eine Prophezeiung aus, welche sich seitdem bewahrheitet hat:

„Sie haben das Licht des Wissens über ein Land ausgebreitet, welches Sie so passend als den Dunkeln Welttheil geschildert haben. Sie haben nicht nur einen neuen Continent unserm Blick erschlossen, sondern auch zu wissenschaftlichen und philanthropischen Unternehmungen eine Anregung gegeben, welche eine wesentliche Wirkung auf den Fortschritt der Welt haben wird. Es zeigt sich dies nicht nur in dem Vorgehen von Privatpersonen. Was Sie gethan haben, hat Regierungen — die sprichwörtlich so schwer in Bewegung zu setzen sind — beeinflusst, und der Impuls, welchen Sie ihnen gegeben haben, wird nach meiner Ueberzeugung von Jahr zu Jahr wachsen.“

Neben dem Wirken der Internationalen Association, über welches diese Bände berichten, haben die englischen Baptisten das Banner des Friedens den Kongo aufwärts bis jenseit des Aequators getragen; und die amerikanischen Baptisten, welche die von der Livingstone-Kongo-Mission begonnene Arbeit wieder aufnahmen, setzen das Civilisationswerk Seite an Seite mit ihren englischen Brüdern fort. Londoner und Kirchen-Missions-Gesellschaften haben ihre christlichen Flaggen am Victoria- und am Tanganjika-See aufgepflanzt. Die Afrikanische See-Gesellschaft und die Freie Kirche von Schottland sind am Njassa-See ernstlich an der Arbeit und dringen zum Tanganjika-See vor. Serpa Pinto und Wissmann zogen quer durch Afrika; Ivens und Capello haben östlich von Angola bemerkenswerthe Reisen ausgeführt. Herr de Brazza hat Frankreich ein westafrikanisches Reich gegeben; Deutschland hat das Feld colonialer Unternehmungen betreten und das ganze Land in Südwestafrika zwischen Cap Frio und den britischen südafrikanischen Colonien, das Kamerungebiet und eine fruchtbare Provinz in Ostafrika annectirt; Italien hat sich einen Landstrich am Rothen Meer, Grossbritannien das Nigerdelta angeeignet, und Portugal besitzt jetzt 700000 Quadratmeilen afrikanisches Gebiet. So hat sich die von Gambetta geäusserte Ueberzeugung verwirklicht.

Und noch ist das Ende nicht erreicht. Binnen kurzem wird die Zeit kommen, wo grossartige *faits accomplis* bekannt werden. Der Impuls pocht noch und durchdringt Europa. Dieses Buch wird dazu beitragen, das Fieber eher zu befördern, als es zu beschwichtigen. Es wird in acht verschiedenen Sprachen gedruckt und die Schilderung von Unternehmungslust und von Thätigkeit wird, so hoffe ich, manchen von den 325 Millionen Bewohnern Europas antreiben, sich aufzuraffen und zu handeln.

Die Welt hat genug von dem Altweibergeschwätz über das „fürchterliche Klima“, über „Donquixoterie“ und alle derartigen Phantasien furchtsamer und schwacher Gemüther gehört. Hunderte von unerfahrenen europäischen Jünglingen sind bis ins Herz des „mörderischen Continents“ vorgeschoben worden, und je weiter landeinwärts wir sie schickten, desto kräftiger an Körper wurden sie. Es kommt jetzt nicht darauf an, was interessirte Händler, selbstsüchtige Publicisten, engherzige, anmaassende Kaufleute oder entlassene Agenten von den Gefahren dieses Klimas sagen. Wir haben dasselbe sechs Jahre lang gründlich erprobt. Es herrscht im Kongobecken, selbst in seinem gegenwärtigen unfertigen Zustande, um die Hälfte weniger Krankheit, als in den Niederungen von Arkansas, eines Staates, welcher seine Bevölkerung in den letzten 25 Jahren verdoppelt hat.

Bei allen meinen Wünschen, Afrika zu dienen, will ich dies indess nicht auf Kosten der Wahrheit thun. Ich höre von Gesellschaften, welche zur Ausbeutung von West- und Ostafrika gegründet werden. Was Westafrika anlangt, so muss ich sagen, dass fast jeder empfehlenswerthe Punkt, welcher Unternehmungen bezahlt zu machen verhiess, bereits occupirt worden ist. Die Küste ist schliesslich nur eine schmale Linie. Der untere Lauf des Kuanza, Kongo, Tschiloango, Kuilu, Ogowe, Muni, Kamerun, der Oelflüsse, des Niger, Roquelle, Gambia und Senegal sind mit Factoreien versehen, während die dazwischenliegenden Küstenstrecken ziemlich dicht mit Handelsniederlassungen übersäet sind. Ich weiss keine einzige Firma, welche beim Einkauf der einheimischen Producte der Unterstützung bedarf. Am Kongo haben wir die grosse Holländische Gesellschaft, die Firmen Hatton & Cookson, und Daumas, Beraud & Co., die ihren Weg bis zum Fuss der Katarakte verfolgt

haben; am Niger hat sich die Nationale Afrikanische Compagnie fest niedergelassen. Neue Gesellschaften, welche diese Etablissements beim Einkauf der einheimischen Producte zu überbieten versuchen wollten, würden sich schwere Zeiten und höchst wahrscheinlich pecuniäre Verluste schaffen.

An der Ostküste ist nur wenig Raum für den Europäer, da er kaum mit dem genügsamen Araber, Hindu und Banjanen concurriren kann, mag er noch so wirthschaftlich und unternehmend sein.

Es bleiben nur die grossen Flussbecken für die kaufmännische Ausbeutung übrig; die wichtigsten derselben sind diejenigen des Kongo, Nil, Niger und Schari. Diese aber erfordern Eisenbahnen, um ihre obern Becken mit dem Meere zu verbinden. Solange solche nicht gebaut sind, ist die Annahme nutzlos, dass sich ein lohnender Handel erzielen lasse. Der Werth des Handels an den Flussufern, welcher durch diese Eisenbahnen erschlossen werden würde, lässt sich am besten aus folgender Zusammenstellung ersehen:

	Eisenbahn engl. Meil.	Flussufer engl. Meil.
Kongo, von Vivi nach Stanley-Pool .	147	10800
Nil, von Suakim nach Berber . . .	280	5600
Niger, oberhalb Rabba nach Komba .	250	4400
Schari und Tschad-See, von Ribago nach Mogolo	150	1800
Zusammen	827	22600

Das Anlagekapital, zu 4000 Pfd. St. = 80000 Mark* per engl. Meile berechnet, in welchem Betrage selbstverständlich

* Diese Ziffern sind natürlich nur zum Zwecke der Demonstration angenommen; die Herstellungskosten der Meile Bahnlänge können sich höher oder niedriger stellen.

Arbeitslöhne, Schienen und Wagenpark für jede Bahn inbegriffen sind, würde sich wie folgt stellen:

	Pfd. St.	Mark
Kongo, Eisenbahn und Dampfer	600000	= 12000000
Nil, „ „ „	1160000	= 23200000
Niger, „ „ „	1040000	= 20800000
Schari, „ „ „	620000	= 12400000
Zusammen	3420000	= 68400000.

Das Landareal und die Bevölkerungsmassen, welche diese Eisenbahnen unmittelbar zugänglich machen würden, sind nach den sorgfältigsten Berechnungen folgende:

	Areal engl. □Statute-Meil.	Bevölkerung
Kongo . . .	1090000	43000000
Nil	660000	23760000
Niger . . .	440000	8800000
Schari . . .	180000	5400000
Zusammen	2370000	80960000.

Die Gesammtküstenlänge Afrikas beträgt 15500 engl. Meilen; die Ufer der vier Flüsse würden, aneinandergereiht, einer Länge von 22600 engl. Statute-Meilen gleichkommen. Das Gesammtareal, das commerziellen Unternehmungen unmittelbar zugänglich wäre, mag beinahe einem um den ganzen Continent gezogenen Gürtel von 155 engl. Meilen Breite gleichkommen. Ein solcher Gürtel würde 34 Seelen per Quadratmeile erfordern, um einer Bevölkerung von 80960000 Seelen zu gleichen, wie sie jene vier Flussbecken besitzen.

Ferner ist der am wenigsten ausgebeutete Theil der afrikanischen Küstenlinie die 2900 engl. Meilen lange Strecke vom Gambia bis San Paolo de Loanda, deren jährlicher Handel die Summe von 32 Millionen Pfd. St. oder 640 Millionen Mark ergibt. Die Ufer der vier Flüsse müssten,

wenn sie in derselben Weise entwickelt wären, einen $7^1/_2$ mal grössern Handel oder 240 Millionen Pfd. St. = 4800 Millionen Mark liefern. Die Bruttosumme, welche erforderlich ist, um diesen enormen Handel zu schaffen, beträgt nur 3420000 Pfd. St. oder 68400000 Mark.

Angenommen, ein Continent, welcher reich an tropischen Producten, mit 81 Millionen leistungsfähigen Bewohnern bevölkert wäre und eine Küstenlinie von 22600 engl. Meilen besässe, stiege plötzlich aus der Tiefe des Atlantischen Oceans empor — man denke sich, wie die Mächte nach dem Besitz desselben greifen würden! Und hier werden vier Flussbecken mit einem fast garantirten jährlichen Handel von mehr als 3 Schilling per Acker der Civilisation zum Preise von $1^3/_4$ Penny oder 7 Pfennig per Acker angeboten, was sicherlich sehr viel wohlfeiler ist als das Terrain, welches gegenwärtig von einer Landgesellschaft in Ostafrika offerirt wird.

Natürlich erwarte ich kaum, dass irgendeine von diesen grossartigen und weitausschauenden Ideen je auf die Probe gestellt werden wird. Aber wenn ich von beständigen Klagen über die gedrückte Lage des Handels, von dem Stillstehen der Webstühle und dem Erkalten der Hohöfen höre, dann fühle ich mich zu fragen versucht, was aus der ganzen traditionellen Thatkraft geworden ist, welche Grossbritannien in der Handelswelt so berühmt gemacht hat.

Man betrachte die Weisheit des heutigen Verfahrens in Bezug auf Aegypten. Der Gesammt-Export und Import Unterägyptens und des Sudan bezifferte sich im Jahre 1882 auf 16805000 Pfd. St. oder 336100000 Mark, und dennoch wird die britische Regierung, ehe sie aus dem gegenwärtigen Kampfe befriedigt hervorgehen kann, volle 16 Millionen Pfd. St. oder 320 Millionen Mark ausgegeben haben, also

über $4\frac{1}{2}$ mal mehr als die Summe, welche erforderlich ist, um der Welt binnen wenigen Jahren einen Handel von 240 Millionen Pfd. St. oder 4800 Millionen Mark zu geben, wovon zweifellos drei Viertel auf den Handel Grossbritanniens entfallen würden. Hoffen wir indess, dass das Nilbecken vor dem Schicksal, welches über ihm schwebt, bewahrt werde. Hoffen wir zum wenigsten, dass, falls es für Grossbritannien verloren ist, irgendeine andere Nation ihr Mögliches thun werde, um dieses Becken der Civilisation offen zu halten. Wenn Frankreich sein gegenwärtiges grosses Unternehmen, welches den obern Niger mit dem Senegal verbinden soll, weiter verfolgt, dann wird eins der drei andern ausgedehnten Flussbecken vor der Verödung bewahrt bleiben; und wenn Frankreich bezüglich der Tarife klug und liberal ist, wird es reichlichen Ersatz in dem commerziellen Verkehr finden, welchen es mit den 8800000 Bewohnern der Nigerufer hergestellt hat.

Das vorliegende Werk enthält genaue Einzelheiten über die Producte des grössten und am stärksten bevölkerten afrikanischen Flussbeckens. Die so sorgfältig und beharrlich erworbene Kenntniss kommt denjenigen Europäern zugute, welche zu lesen verstehen und sich nicht nur für Afrika, sondern für das commerzielle Gedeihen der Welt interessiren. Zwei beliebige reiche Leute in Grossbritannien, Belgien, Frankreich, Deutschland, Italien, Holland, Spanien, Portugal oder Schweden und Norwegen mögen sich zusammenthun und die Kongo-Eisenbahn bauen. Es sollte mich wundern, wenn nicht vor Ende des Jahres eine solche Bahn in Angriff genommen wäre. Im übrigen ist es für mich persönlich vollständig unwesentlich, ob ein Versuch zur Verwirklichung des Projects gemacht wird oder nicht.

Gleichzeitig habe ich die feste Hoffnung, dass Manchester, welches sich 1878 so apathisch zeigte und 1884 so eifrig und wacker die Handelsfreiheit des Kongo-Beckens vertheidigte, sich mit Berlin, Paris und Brüssel zur Zeichnung der für den Bau der Bahn erforderlichen 600000 Pfd. St. oder 12 Millionen Mark verbinden wird. Jedenfalls verdienen die Handelskammer von Manchester, ihr ausgezeichneter Präsident, Herr J. F. Hutton, und die dortigen Zeitungsredacteure den Dank eines jeden Lesers dieses Buches für die hartnäckige Vertheidigung derjenigen Principien, welche allein, wie der Verfasser ausführt und verficht, Afrika aus dem Sumpfe der Hoffnungslosigkeit und Nutzlosigkeit erretten kann, in dem es so lange geblieben ist.

Der Verfasser bittet ferner um Erlaubniss, der Beachtung des Lesers den Präsidenten der Internationalen Association, Herrn Oberst Strauch, zu empfehlen, dessen Verwaltungstalent, umsichtiger Sorgfalt und weiser Fürsorge der Erfolg der Expedition zum grossen Theile zu verdanken ist, sowie auch Kapitän Thys vom belgischen Generalstabe, Ordonnanzoffizier des Königs, dessen Geduld stark auf die Probe gestellt wurde, besonders wenn der Führer der Expedition seine peremtorischen Ordres betreffs der Beschaffung von Verstärkungen übersandte.

Endlich muss der englische Leser sich vom Autor überzeugt halten, dass die Expedition der Munificenz des Herrn William Mackinnon von Balinakill, Clachan, Argylleshire, von welchem uns zu verschiedenen Zeiten substantielle Hülfe und stets die edelste Sympathie mit dem freundlichsten Rath zutheil wurde, zu grossem Danke verpflichtet ist.

Es gibt ein Naturgesetz, welches bestimmt hat, dass der Mensch arbeiten muss. Das göttliche Gesetz besagt, dass der Mensch nur im Schweisse seines Angesichts sein Brot essen

solle. Es gilt ferner unter den fortgeschrittenen Nationen als ziemlich allgemein anerkanntes Gesetz, dass jeder rechtschaffene Arbeiter seines Lohnes werth ist, dass aber nur die sichtlich Verdienstvollen besonderes Lob verdienen. Die ernste Praxis der Welt ist die, dass der Mensch sein Brot, wenn er nicht in seinem Berufe arbeitet, nicht umsonst erhalten, noch Lohn empfangen soll. Es wird auch allgemein zugegeben, dass jemand, der sich durch guten Willen und Eifer auszeichnet, einerlei wie wenig leistungsfähig er sein mag, Rücksicht verdient, dass aber derjenige, der Fähigkeit mit Intelligenz, tüchtige Arbeit mit ehrlichem guten Willen verbindet, eine seinen Leistungen entsprechende Belohnung empfangen soll. Für Unthätigkeit hat die Welt nur Verachtung, für natürliche Schwäche nur Mitleid, für Laster Verdammung, für Miserfolge Vergessenheit. Diesen allgemeinen Gesetzen und Principien der Praxis entsprechend, sind diejenigen, welche meiner Ansicht nach die Anerkennung ihrer Tapferkeit, ihres moralischen Muthes, ihrer Stärke bei Entbehrungen, der grössten Intelligenz und Befähigung bei Erfüllung ihrer Pflichten am meisten verdient haben, in dem Kapitel über die Europäer von mir ehrenvoll erwähnt worden.

Es ist Sitte bei mir gewesen, meine Verleger wegen der Energie und Sorgfalt zu beglückwünschen, mit welcher sie ihre Bücher veröffentlichen. Dieses Werk macht keine Ausnahme von ihrer gewohnten glücklichen Kunst, sowol das Publikum als auch den Verfasser zu befriedigen. Auch bin ich Herrn J. D. Cooper für die peinliche Sorgfalt bei Reproducirung der vielen Photographien von Landschaften und Personen im Holzschnitte Dank schuldig; und ebenso Herrn John Bolton für die Art und Weise, wie er meine Karten hergestellt hat. Die grosse Karte ist das Resultat von

nahezu 400 Breite- und Länge-Beobachtungen, welche während unserer successiven Reisen den Kongo auf- und abwärts gemacht sind. Die hauptsächlichen Stationen zwischen Vivi und den Stanley-Fällen sind endgültig nach mehrern Beobachtungen festgestellt worden, welche an jedem Orte während meiner sechsjährigen Mission aufgenommen sind.

Ich übergebe nunmehr mein Werk der Oeffentlichkeit in der Hoffnung, dass es eine glückliche Veränderung für Afrika herbeiführen und dem wahren civilisirenden Einflusse, welcher in dem Fortschritt des Handels und in der Lebensfähigkeit der christlichen Mission zu sehen ist, einen grössern Antrieb geben möge.

London, April 1885.

Der Verfasser.

INHALT.

Seite

Schreiben Stanley's an den Verleger der deutschen Ausgabe . . VII
Vorrede XV

ERSTES KAPITEL.

FRÜHERE GESCHICHTE DES KONGO.

Erste Entdeckungen. — Irrthümliche Nomenclatur. — Ungenaue Beschreibungen. — Schwierigkeiten, den alten Chronikenschreibern zu folgen. — Die britische Expedition des Jahres 1816. — Ihr Misgeschick, aber schliesslich erfolgreiches wissenschaftliches Resultat. — Die letzte Expedition Livingstone's. — Die Expedition des „Daily Telegraph" und „New York Herald" vom Jahre 1876. — Entdeckung der Continuität des Kongo. . . . . S. 1

ZWEITES KAPITEL.

DIE POLITISCHE GESCHICHTE DES KONGOLANDES.

Piqafetta's „Königreich Kongo". — Chronik der Kapuziner-Expedition. — Die Steinpfeiler der Portugiesen und ihr Zweck. — Die Hauptstadt des Kongolandes. — Bekehrung des Königs zum Christenthum. — Missionen und alte kirchliche Gebäude. — Feindliche Einfälle der Djaggas. — Territoriale Ansprüche der Portugiesen. — Vertreibung der Portugiesen aus dem Kongoland. — Sklavenhandel. — Römische und französische Missionen. — Grenzen und allgemeine Beschreibung des Kongolandes. — Stellung und Macht der Häuptlinge. — Verträge der Internationalen Association. . . . . S. 10

DRITTES KAPITEL.

NACHTRAG ZU MEINEM WERKE: „DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL".

Meine Rückkehr aus dem „Dunkeln Welttheil" im Jahre 1878. — Zusammenkunft mit den Commissaren König Leopold's in Marseille. — Der Vorschlag des Königs. — Ermattung und fruchtlose Bemühungen zur Wiederherstellung meiner Gesundheit. — Drei Wochen in der Schweiz. — Unterhandlungen über das neue Unternehmen. — „Welche Gestalt sollte dasselbe haben?" — Einladung des Königs nach Brüssel. — Die Versammlung in Brüssel im December 1878. — Bildung des „Comité d'Études du Haut Congo". — Die letzten Vorbereitungen für die Reise. — Wieder unterwegs nach Afrika. . . . . S. 21

VIERTES KAPITEL.

DIE INTERNATIONALE AFRIKANISCHE ASSOCIATION.

Gründung der Association. — Rücktritt der englischen Mitglieder. — General Sanford's Schilderung der Association. — Meine ersten Beziehungen zu derselben. — Meine Instructionen für Herrn Cambier. — Karema, eine blühende Station. — Meine Instructionen für Kapitän Popelin. — Vorschläge für die Organisation einer Expedition. — Abreise von Sansibar. — Abfahrt des Dampfers „Albion" nach dem Kongo. . . . . S. 36

FÜNFTES KAPITEL.

AUF DEM WEGE ZUM KONGO.

Bankrott holländischer Kaufleute an der Kongomündung und dessen Folgen. — Brief an Oberst Strauch. — Das angeblich Geheimnissvolle der Expedition. — Das Unbegründete dieser Behauptung. — Mein persönliches Verfahren in dieser Angelegenheit. — Unfall des „Albion". — Gezwungen in Sierra Leone einzulaufen. — Ein amusantes Misverständniss. — Ein alter Freund. — Engegenkommen desselben. — Ankunft in der Kongo-Mündung. . . . . S. 59

SECHSTES KAPITEL.

BANANA-POINT.

In der Nähe des Landes. — Aussehen der Küste. — Der majestätische Kongo. — Die Factoreien. — Ein kräftiger, gesunder Lootse. — Banana-Point. — Guter Ankerplatz. — Wirkungen des Lebens in den Tropen. — Rathschläge über Kleidung, Nahrung und allgemeine Le-

bensweise. — Ein kleines Glas Cognac. — Unvernünftiges Schelten über Afrika. — Beschreibung unserer Boote. — Excentricitäten des „En Avant". — Beschwerden der Europäer. — Unkosten, Gage und Vorrang. — Beschreibung der Factoreien. — Ein Mittagsmahl in der Factorei. — Das jugendliche Alter der Directoren. — Farbige Arbeiter. — Ein rühriges Bild. — Die grossen Vorräthe in den Factoreien. — Ungeheuere Pulvervorräthe und ihre Bestimmung. — Ein einsamer Ort. — Banana-Creek. — Ursprung des Namens „Banana". — Prophezeiung betreffs des Schicksals der Halbinsel. . . . . S. 72

SIEBENTES KAPITEL.

DEN „MÄCHTIGEN" KONGO AUFWÄRTS.

Abfahrt der Flotille. — Gegen die Riesenströmung. — Stillschweigen an den waldigen Ufern. — Kissanga. — Ponta da Lenha. — Holländische Factoreien. — Vorsichtsmaassregeln gegen Hochwasser. — Gefahren der Gastfreundschaft. — Tiefe und Wassermenge des Flusses. — Trockene und Regenzeiten. — Gezeitenströmung. — Der bezauberte Felsen. — Teufelswerk. — Ma-taddi-Nsassi, der „Blitzstein". — Boma, das Haupt-Handelsemporium. — Verkehrsverbindungen. — Einsamkeit und Trostlosigkeit. — Ein erfrischender Wechsel. — Afrikanischer Sonnenschein. — Blutige Geschichte Bomas. — Schrecken des Sklavenhandels. — Fürchterliche Strafe. — Der Handel Bomas. — Der „böse weisse Mann". — Fortschritte Bomas. — Historisches über den Fluss. — Hungerige Weisse. — In der wüthenden Strömung. — „Hippopotamus? das ist ja ein Felsen!" — Ein sicherer Schuss. — Abfahrt des Dampfers „Albion" nach Europa. . . . . S. 91

ACHTES KAPITEL.

DEN KONGO AUFWÄRTS: VON BOMA NACH VIVI.

Die Bukainsel. — Tschinsalla-Creek. — Die Prinzeninsel. — Begräbnissplatz der Offiziere der Tuckey'schen Expedition. — Das Dorf Vinda-le-Nsaddi. — Mussuko. — Zahl der Handelsniederlassungen. — Die Schiffahrt auf dem Kongo. — Der höchste Punkt der Schiffahrt. — Recognoscirungsfahrt auf der Suche nach einem Platze für die Hauptstation. — Erforderliche Dampfkraft zur Ueberwindung der Strömung. — De-de-de, der lustige Häuptling. — Der Burgberg. — „Das ist doch ein wunderschöner Platz." — Urbarmachung mit Feuer. — Freundliche Eingeborene. — Zugänglichkeit der Station. — Vorbereitungen für ein „Palaver". — Vortheile des Vivi-Gebietes, seine Erforschung. — Die fünf Häuptlinge und ihre Krieger. — Ein prächtiger Markt für alte Kleider. — Das „Palaver". — Ein schlechtes Geschäft. — Handels-

schlauheit der Kongoneger. — Lingendji, der jugendliche Händler von Bolobo. — „Sind nicht Vivi und Nsanda eins?“ — Abschluss des Geschäfts. . . . . S. 122

NEUNTES KAPITEL.

DIE GRÜNDUNG VON VIVI, EINE GESCHICHTE DER ARBEIT.

Ein wenig versprechendes Arbeitsfeld. — „Viele Steine machen eine Strasse.“ — Das Zeichen gegeben. — Den Eingeborenen Arbeit angeboten. — Ihr Erstaunen. — Strassenbau. — Transport der Vorräthe. — Risszeichnen. — Ich erhalte den Namen Bula-Matari, „der Felsenbrecher“. — Anlegung des Gartens. — Unser Tagewerk. — Neigung der Eingeborenen zu Spirituosen. — Vollendung des Hauptquartiers. — Auszüge aus Briefen an den Präsidenten. — Offiziere und Mannschaft in Vivi. . . . . S. 153.

ZEHNTES KAPITEL.

VON VIVI NACH ISANGILA, EINE RECOGNOSCIRUNG.

Auf der Suche nach einer Wagenstrasse. — Die Gärten von Bansa-Sombo. — Das Loa-Thal. — Bansa-Uvana. — Schöne Aussicht in Kaischandi. — Besuch bei unserm Freund De-de-de. — Empfang von 30 Häuptlingen nebst Gefolge. — Berathung. — Der endgültige Beschluss. — Vertheilung der Gaben. — Ein theuerer Handel. — Ein verlassenes Plateau. — Das Bundi-Thal. — Herrliche Gegend für einen Einsiedler. — Abenteuer mit Büffeln und Elefanten. — Aengstliches Suchen nach einer Fährte. — „Mabruki, bist du verwundet oder todt?“ — Ein glücklicher Sturz. — Die Richtung der zukünftigen Strasse. — Rast in Ndambi-Mbongo. — Schwierigkeiten unserer Aufgabe. — Eine tropische Gegend. — Der von Tuckey erreichte fernste Punkt. — Der getreue „Mirambo“. — Die widerspenstigen Häuptlinge von Isangila. — Zukünftige Operationen. — Eisenbahnproject. — Zunehmendes Vertrauen. — Auszüge aus Briefen an Oberst Strauch. S. 178

ELFTES KAPITEL.

VON VIVI NACH ISANGILA: STRASSENBAU.
EIN SELTSAMES KAPITEL.

Unsere Arbeitskräfte. — Die Weissen. — Lager im Loa-Thal. — Das Traciren der Strasse durch das hohe Gras. — Die ersten Tage des Strassenbaues. — Dass „man in Rom sich in die Sitten der Römer fügen muss“, ist eine falsche Ansicht. — Welche Nahrung ist die

beste in den Tropen? — Dorfgötzen. — Ein bigotter Medicinmann. — Werth der Büffel- und Flusspferdspuren. — Branntweintrinkende Häuptlinge. — Ein entschlossener alter Zecher. — Schwierigkeit bezüglich der Namen des Kongo. — Die Jellala-Fälle. — Markttage. — Schlangen. — Ueberfluss an Wild. — Mittagssonne. — Vögel. — Vollendung des ersten Abschnitts der Strasse. — Transport der Dampfbarkasse „Royal". — Schwierigkeiten mit den Europäern. — Ankunft belgischer „Händler". — Der kälteste Theil des Landes. — Tod eines schätzenswerthen Mitgliedes der Expedition. — Meine erste Krankheit. — Thermometerstände. — Swinburne erkrankt. — Erledigung einer Handelsstreitigkeit. — Resultate der 160tägigen schweren Arbeit. — Berichte an den Präsidenten. . . . . S. 215

ZWÖLFTES KAPITEL.

VON VIVI NACH ISANGILA.
(FORTSETZUNG.)

Lutete, ein brutaler Häuptling. — „Ergreift ihn, Jungen." — Fiote-Gesetz. — Untersuchung und Strafe Lutete's. — Axt und Wald. — Auf der Suche nach Wild. — Heimweh. — Keine Europäer mehr gewünscht. — Unser erster Gewittersturm. — Transport des „En Avant" über Land. — Ein Rasttag. — Ankunft des Grafen Savorgnan de Brazza. — Seine Reisen und Abenteuer. — Ngoma-Point. — Ein schwieriges Ingenieurwerk. — Herstellung einer Strasse um die Spitze. — Isangila. — Die Dienste Kapitän Anderson's. — Die Fortschritte eines Jahres. — Unsere Arbeiten, Schwierigkeiten und Verluste. S. 230

DREIZEHNTES KAPITEL.

IN DEN KATARAKTEN-REGIONEN: NACH MANJANGA.

Die nach Manjanga bestimmten Mannschaften und Vorräthe. — Die Landschaft bei Isangila. — Die dunkle Ntombi-Schlucht. — Von Krokodilen verfolgt. — Die „Lange Strecke". — Seltsame Felsenformation. — Laufen auf dem Sande. — Vortheile der Harmlosigkeit und Lebendigkeit im Verkehr mit den Eingeborenen. — Kilolo-Point. — Mehr Dampf für die starke Strömung. — Kuvoko. — Begegnung mit zwei Missionaren. — Vertreibung derselben aus Kinschassa und Mfwa. — Soudi aus Turu von einem Büffel getödtet. — Die Eingeborenen noch freundlich. — „A'kumbi, kumbi!" — Die Nsambi-Stromschnellen. — Der Kwilu. — Beschaffung von Lebensmitteln. — Eine Wirbelströmung. — Die Kimbansa-Insel. — Erinnerung an 1877. — Hamadi's Sklaverei und wunderbare Flucht. — Reparatur der Dampfer. — Ellritzenfischerei. — Die Nduuga-Stromschnellen. — Ein Ort für Selbstmörder.

— Ndunga-Tänze. — Ein aufregendes und ausserordentliches Schauspiel. — Manjanga. — „Morgen werden wir nicht arbeiten, morgen werden wir die Fremden sehen." — Zweifelhafter Empfang seitens der Eingeborenen. . . . . S. 264

VIERZEHNTES KAPITEL.

FIEBERKRANK IN MANJANGA.

Am Fieber krank daniederliegend. — Vorbereitungen für den Tod. — Wieder zum Leben erwachend. — Heisshunger. — Erfreuliche Nachrichten. — Verstärkungen aus Sansibar. — Lindner's Ankunft. — Abkommen mit den Häuptlingen von Manjanga. — Errichtung der Station. . . . . S. 294

FUNFZEHNTES KAPITEL.

EINE RECOGNOSCIRUNG NACH DEM STANLEY-POOL.

Ein Verstoss gegen die Landessitte und seine Folgen. — Unruhiger Marktverkehr. — Tod des Herrn Neve. — Briefliche Mittheilungen über den Unterhalt von Manjanga. — Auf dem Marsche nach dem Stanley-Pool. — Empfang durch die Eingeborenen. — Ein Knabe ertrunken. — Buabua-Ndjali, ein heuchlerischer Häuptling. — Pomp der Eingeborenen. — Malamine erscheint mit der französischen Tricolore. — Ein Landvertrag. — Der Gordon-Bennett. — Mfwa. — Malima. — Gamankono, eine alte Bekanntschaft. — Gutes Gedächtniss. — „Wir sind alle Könige." — Ankunft Malamine's, dessen Fabeln die Dorfbewohner alarmiren. — Freundschaft durch Hass ersetzt. — Gezwungene Rückkehr von Malima. — Schlimme Nachrichten uns vorauseilend. — Durch eine bewaffnete Menge angehalten. — „Tanley Tanley!" — Rechtzeitiges Eintreffen. . . . . S. 304

SECHZEHNTES KAPITEL.

NGALJEMA VON NTAMO.

Drohende Hungersnoth. — Verzögerte Hülfsleistung. — Drohung Buabua-Ndjali's. — Ankunft Ngaljema's von Ntamo. — Ein Blutsbruder. — Prosperität eines eingeborenen Häuptlings. — Ein anmaassender Bruder. — Ngaljema verlangt meinen Diener Dualla. — Begegnung mit einer römisch-katholischen Mission. — Ihre Zurückweisung durch die Eingeborenen. — Weitere Forderungen an unsere Vorräthe gestellt. — Der Preis unserer Verhandlungen. — Bessere Waaren erforderlich. — Ankunft im Singa-District. . . . . S. 326

SIEBZEHNTES KAPITEL.

DIE ANSIEDELUNG AM STANLEY-POOL.

Das einzige Studium der Menschheit ist der Mensch. — „Todtmachen der Strasse." — Eine gebrochene Wagenachse. — Ein Unfall Braconnier's. — Begegnung mit Susi. — „Die Nachrichten von Mgaljema sind gut und schlecht." — Intriguen der Elfenbeinhändler. — Ngaljema in Wirklichkeit ein machtloser Häuptling. — Unser „Appetit nach schwarzen Babies". — Der Ijumbi-Berg. — Makoko. — Ein 2 m langer Bart. — Entgegenkommen Makoko's. — Seine Antwort. — „Aber, mein Freund, du darfst nicht vergessen, dass das Land uns gehört." — Mild, aber tapfer. — „Einflussreiche" Männer. — Makoko gibt mir sein Schwert. — Ngaljema kommt in kriegerischer Absicht. — Unsere Vorbereitungen zum Kampfe. — Eine Kriegslist. — Ngaljema's Erscheinen im Lager. — Ein heuchlerisches Willkommen. — Maskirte Feindseligkeit. — „Was für schöne Sachen hat mein Bruder mitgebracht?" — „Füge dich darein, dass ich nach Kintamo kommen werde." — Ein Kriegsfetisch. — Das Signal mit dem Gong. — „Schlage, ich sage dir, schlage!" — Erscheinen meiner Leute wie eine Bande Wahnsinniger. — Allgemeine Flucht. — Erfolg der Kriegslist. — „Oh, ich habe mich nicht gefürchtet." — Frieden, Brüderschaft und Lustbarkeit. . . . . S. 337

ACHTZEHNTES KAPITEL.

DIE GRÜNDUNG VON LEOPOLDVILLE.

Susi recognoscirt die Gegend. — Aussichten für den Strassenbau. — Lohn der eingeborenen Arbeiter. — Ngamberengi's Schilderung des Lebens Ngaljema's. — Die Kriegsstärke der Stämme. — Unser Marsch nach Kintamo. — Eingeborenen-Dörfer. — Wahl des Lagerplatzes. — Der Leopold-Berg. — Ngaljema's Anerbieten. — Ein neues Lager gebildet. . . . . S. 369

NEUNZEHNTES KAPITEL.

DIE GRÜNDUNG VON LEOPOLDVILLE.
(FORTSETZUNG.)

Ngaljema und „Bula-Matari". — Hinterlistige Taktik Ngaljema's. — Abschluss einer einseitigen Rechnung. — Gespannte Verhältnisse. — „Jeder hält den Finger am Drücker." — Bewaffnete Besucher. — Pomphafter Aufzug. — „Sprich, Ngaljema, ist das Frieden oder Krieg?" — „Oh, tödte mich, Bula-Matari!" — Die Brüderschaft ist nicht gestört. — Kintamo eine volkreiche Stadt. — Vorschlag eines Palaver.

Drohende Unruhen. — Geheimnissvolles Verschwinden zweier meiner Leute. — Ankunft Konko's. — Abhaltung des Palaver. — Beendigung des Streites. — Lärmende Freude. — Handelsgeschäfte. — Kinschassa. — Ntschúvila. — Unser Blockhaus. — Nachrichten aus Vivi. — Neue Rekruten. — Buabua-Ndjali's Vergesslichkeit. — Stärke der Expedition. — Sich krank stellen. — Besorgnisse wegen der Forschungsexpedition. — Verkäufe an die Eingeborenen. — Zauberkraft. — Verdienst am Elfenbein. — Gedeihen der Gärten. — Eine verlorene Gesellschaft. — Endjeli's Feindschaft. — Elfenbeinkäufe. — Die Lust der Eingeborenen am Handel. — Brüderschaft mit Ngaljema. . . . S. 381

ZWANZIGSTES KAPITEL.

DEN KONGO HINAUF NACH DEM LEOPOLD II.-SEE.

Benennung der Station Leopoldville. — Der Mittelsmann, Dolmetscher oder Elfenbeinhändler und sein Einfluss. — Gelehrigkeit Ngaljema's. — Beschreibung von Leopoldville. — Prächtige Aussicht vom Leopold-Berg. — Verträgliche Nachbarn. — Der Pomp des Todes. — Ein reiches, aber vernachlässigtes Land und was daraus gemacht werden kann. — Abfahrt der ersten Expedition nach dem obern Kongo. — Die Bamu-Insel. — Wilde Thiere. — Stanley-Pool. — Langsame Fortschritte. — Die Wuth der Krokodile. — Eindrucksvolle Landschaft. — Vergleich mit schottischer Scenerie. — Breite und Tiefe des Kongo. — Die Wassermenge des Stromes und seiner Nebenflüsse. — Rathschläge für zukünftige Lootsen. — Msuata. — Neue Bekanntschaften. — Gandelay's günstige Entscheidung. — Giral, ein französischer Quartiermeister. — Rückkehr nach Kintamo; herzliche Begrüssung. — Susu-Mpembe, das „weisse Küchelchen". — Der Kwa-Fluss. . . . . S. 412

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE ENTDECKUNG DES LEOPOLD II.-SEE.

Abfahrt zur Erforschung des Kwa. — Der Mbihe und der Mfini. — Die Scenerie am Kwa. — Fruchtbarer Boden. — Erfolgloses Schleppen eines Canoe. — Neugierige Eingeborene. — „Dass ihr Gankabi nicht zu sehr erschreckt." — Die Kemeh-Insel. — Grabstätte der Häuptlinge. — Verschiedene Farben des Wassers. — Musije. — Die treulose Ila. — Myriaden von Moskitos. — Salzgewinnung aus Gras. — Gankabi, Königin von Musije. — Ein Herrscherweib. — „Folge mir sofort nach Ngete!" — Mangel an Brennmaterial. — Musije-Munono. — Schwierigkeiten, Informationen zu erhalten. — Feindseligkeit der Eingeborenen. — Ein unerwarteter See. — Schleimiger Staub auf dem Wasser. — Bewaldete Buchten und Ufer. — Abnahme der Lebensmittel.

— Zusammentreffen mit Eingeborenencanoes. — Schrecken und Flucht. — Verfolgung und Hinabtauchen nach einem Gefangenen. — „Es gibt viele bessere Leute, als ich bin, im Dorfe. — Von den Eingeborenen zurückgewiesen. — Umschiffung des Leopold II.-See. — Krankheit und Rückkehr nach Leopoldville. — Rast in Isangila. . . . . S. 437

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

RÜCKKEHR NACH EUROPA.

Rückkehr nach Vivi. — Keine Fortschritte. — Dr. Pechuel-Loesche. — Die Sansibarer werden nach Hause gesandt. — Abschied von Vivi. — San Paolo de Loanda. — Aussehen der Stadt. — Mangel an sanitären Maassregeln. — Hospital und Gefängniss. — Der Generalgouverneur der Vergangenheit. — Vernachlässigte Wasser- und Eisenbahnwerke. — Auf dem Wege nach Lissabon. — Anlaufshafen. — Unbequemlichkeiten auf der Reise. — Madeira, die Perle des Atlantic. . . . . S. 475

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE LAGE AM KONGO.

Erklärung der Lage dem Comité gegenüber. — Eine Eisenbahn dringend erforderlich. — Wichtigkeit, die Verwaltung über das Gebiet zu behaupten. — Die Aussichten des Handels. — Arrangement für die Expedition am obern Kongo. — Die Schwierigkeit, einen tüchtigen Vicechef zu bekommen. . . . . S. 490

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

NACH DEM STANLEY-POOL.

Von Cadix nach dem Banana-Creek. — Unangenehme Nachrichten. — Vivi demoralisirt. — Die Expedition Elliott's nach dem Kuilu-Niadi. — Massalla von einem französischen Händler erschossen. — Eine sehr hohe Strafe. — Ich fungire als Friedensrichter. — Lieutenant van de Velde's Mission nach dem Kuilu-Niadi. — Eintreffen des „Sagittaire". — Hülfe für die Elliott'sche Expedition. — Schlechte Nachrichten von Leopoldville. — Eine verhungernde Station. — Verkehr der Fähre über den Kongo. — Freundliche Aufmerksamkeiten seitens der Eingeborenen. — Leopoldville vernachlässigt und von Gras überwuchert. — Traurige Zustände. — Ein unglücklicher junger Offizier. — Canoe-Unfälle. — Mord! Falscher Alarm. — Selbstmord. — Wiederherstellung freundlicher Beziehungen mit den Häuptlingen. — Eine wichtige Conferenz und ihr Resultat. — Ein edles Werk. — Englische Missionare. . . . . S. 495

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

NACH BOLOBO.

Verbesserungen in Leopoldville. — Abfahrt der Expedition nach dem obern Kongo. — Ihre Ausrüstung. — Kimpoko, „Schöne-Aussichts-Station". — Gambiele, Häuptling von Kimpoko. — Wieder nach Stanley-Pool. — Papa Gobila. — Makoko von Mbe. — Fumu-Ntaba. — „Bula-Matari, geh nicht nach Mbe." — Wachsthum der Stadt Msuata. — Bier-production in Mantu. — Der Lawson-Lufini-Fluss. — Das wirkliche Herz des äquatorialen Afrika. — Eine wundervolle Gegend. — Meine frühere Zurückweisung durch die wilden Leute. — Die Zwei-Palmen-Spitze. — Ermordung zweier unserer Leute. — Der Bolobo-District. — Eine volkreiche Nachbarschaft. — Schwierigkeit, für den Verkehr mit den Eingeborenen sich eignende Europäer zu finden. — Ibaka, der Senior-Häuptling von Bolobo. — Seine Lebensgeschichte. — Eine kriegerische Garnison. — Ein eifersüchtiger Häuptling und eheliche Untreue. — „Für Blut muss wieder Blut vergossen oder Geld bezahlt werden." — Verzögerte Zahlung. — Kriegsgefahr. — Gebietsabtretung in Bolobo. . . . . S. 525

ABBILDUNGEN IM TEXT.

	Seite
Alte Karte des Königreichs Kongo	11
Oberst Strauch	65
Die bewaldeten Ufer des untern Kongo	101
Gruppe von Eingeborenen — Männer, Frauen und Kinder	112
Insel im untern Kongo	121
Stromabwärts von Vivi	128
Eingeborenenhaus mit einer Familiengruppe	136
Kartenskizze von Vivi	138
Eingeborene Geflügelverkäufer	144
Der Kongo, vom Landungsplatz in Vivi gesehen	148
Typen unserer Arbeiter	160
Das Hauptquartier zu Vivi, von der Nordseite	163
Die Station Vivi, vom Norden gesehen	176
Basundi-Eingeborener	192
Ansicht von Vivi, nach einer Skizze von Herrn Naet	207
Skizze der Wagen für die Maschinen	218
Fetisch-Götzen	220
Bordhöhe eines Stahlleichters	232

Seite
Strasse durch das Waldlager 250
Graf Savorgnan de Brazza 253
Seitenansicht des Segelbootes 275
Riss des Segelbootes . . . . . —
Riss des Leichters 284
Seitenansicht des Dampfers „Le Stanley“ 286
Deckriss des Dampfers . . . . . —
Karavanengruppe 313
Elfenbeinträger 318
Ngaljema, der Häuptling von Kintamo 329
Stromenge bei Msampala 345
Die Cascaden des Mpalanga 347
Blick nach dem Stanley-Pool von einem Bergrücken im Innern . 349
Ansicht des Lagers 351
Ein Bateke 354
Bateke-Eingeborener 362
Typen unserer farbigen Arbeiter 371
Typen unserer Arbeiter 395
Der Stanley-Pool aus der Vogelschau 416
Das Dorf Ndua 457
Lieutenant van de Velde 501
Unsere Arbeiter von der Westküste 511
Lieutenant Orban 515
Ein Bananenhain 527
Ansicht von der Terrasse unterhalb Kimpoko 532
Blick von Kimpoko aus 533
Die Mündung des obern Kongo in den Stanley-Pool 535
Papa Gobila von Msuata 537
Typen unserer farbigen Arbeiter 549
Ein Beijansi 555
Die Haltung der Eingeborenen beim Schiessen 556

SEPARATBILDER.

Leopold II., König der Belgier. (Titelbild.)
Die Flotille der Internationalen Expedition bei Banana-Point neben der holländischen Factorei 80
Blick flussabwärts unterhalb der englischen Factorei in Boma . 105
Ein Theil von Boma, gegenüber von Buka-Mboma 113
„Albert muss erst den Körper messen, damit er es seinem Papa in Kopenhagen mittheilen kann.“ 120

Seite
Das Hauptquartier. Station Vivi und Castle-Hill 133
Das Innere der Station Vivi 165
Ansicht der Station und des Hafens von Leopoldville, 1884. Auf dem Gipfel des Leopold-Berges die Baptisten-Mission . . . 204
Ansicht der Jellala-Fälle vom linken Ufer aus 223
Transport über einen steilen Abhang in der Mpagassa-Schlucht . 229
Erklimmung des Njongena-Berges 244
Die Ngoma-Spitze nach Vollendung der grossen Strasse 258
Tod des armen Soudi aus Turu 274
Ein Lebewohl! 298
Auf dem Plateau der Manjanga-Station, Blick stromabwärts . . 305
Lager in der Wildniss zwischen dem Mpalanga und dem Lulu . 346
„Alle anwesenden Eingeborenen verloren die Fassung.“ 365
Ansicht von Leopoldville und Kintamo 415
Leopoldville im April 1882 419
Fahrt auf dem Mfini zum Leopold II.-See 450
„Im nächsten Augenblick springt er, «ach Gott!» über Bord.“ . 468
Das Ende des Leopold II.-See 470
Die Arbeiter von der Westküste auf dem Hauptplatz von Vivi . 497
Uebergang über den Mpalanga 507
Frauen und Kinder auf dem Markt in Leopoldville 526

KARTEN.

Skizze der Station Vivi und Umgebung.
Skizze des Stanley-Pool.
Der Kongo von Banana bis Boma und von Boma bis Vivi.

Schreiben Stanley's
an den Verleger der deutschen Ausgabe.

Newstead Abbey,
Nottingham

April 18th 1885.

Dear Mr Brockhaus.

On the Eve of
going to America after a 13
years absence from it. I
receive your request to write
a preface for my book
specially for the German
readers. My preface has
been already written;
it is cosmopolitan & inter-
national in its tone. Re-
flecting that which should
introduce the reader to

the record of an International work. You will perceive by the spirit of it that I seek to point out to many men of Enterprise how to look at Africa from a Commercial point of view. I do not wish to create any idle pictures but to induce them to study the interesting subject with a view to their profit. The whole narrative has been written with an exact regard for truth - absolute, and unqualified truth. I am sick of the mawkish statements of callow dilettantes in African matters

whether in geography, or geology, or other ologies. who pretend to judge Africa & its possibilities simply because they looked with molish eyes over the water-parting of a single Congo brook let, I feel wearied when I hear a Superfailure vent his querelousness on poor Africa, simply because he poor fool neither understood his own constitution, or the secret of nature - nor ever discovered the art of living & doing. Your young men will find direct advice given to them; your bold merchants will be told how to look properly at African Markets - and those

who have hesitated about venturing into the Tropics will by the aid of the plain advice given to them be enabled to share my opinion of the climate which is that it has been very much misunderstood.

I beg to take this opportunity of expressing the immeasurable satisfaction I felt when all my old prejudices concerning Germany vanished into thin air after my personal visit to Berlin, Cologne, Frankfort & Wiesbaden. If my German readers will rise from the reading of these volumes which you are now about to issue as free

from prejudices respecting poor, old & much abused Africa, as I am free from those which my ignorance had once nourished - it will be a crown to my purpose. & the fulfillment of my hope. At any rate though I have not much that is new to state in this my note to you. I here sieze the advantage to say that my reception in Germany was altogether perfection and that I am forever bounden to all my kind hosts & hostesses and your audiences are certainly the most warm-hearted in the world.

To all those my friends
in Germany who welcomed
so kindly & heartily the Stanley
travellers I give my Farewell.

Yours sincerely

Henry M. Stanley

F. A. Brockhaus Esq

Newstead Abbey.
Nottingham.
18. April 1885.

Geehrter Herr Brockhaus!

Am Vorabend meiner Abreise nach Amerika, nach einer dreizehnjährigen Abwesenheit von dort, erhalte ich Ihre Aufforderung, eine Vorrede zu meinem Buch speciell für die deutschen Leser zu schreiben. Meine Vorrede ist schon geschrieben; sie ist kosmopolitisch und international gehalten, und dazu angethan, den Leser in den Inhalt eines internationalen Buches einzuführen. Sie werden aus dem Geiste derselben ersehen, dass ich alle Unternehmungslustigen darauf hinzuweisen suche, wie Afrika von einem commerziellen Gesichtspunkte aus anzuschauen ist. Ich wünsche nicht, irgendwelche müssige Gemälde zu schaffen, sondern sie anzuleiten, den interessanten Gegenstand im Hinblick auf ihren Nutzen zu studiren. Die ganze Schilderung ist mit strenger Rücksicht auf Wahrheit geschrieben worden, — auf völlige und unbestreitbare Wahrheit. Ich bin der nebelhaften Berichte über Geographie oder Geologie oder andere ologien überdrüssig, geschrieben von unreifen Dilettanten in afrikanischen Angelegenheiten, die Afrika und dessen Aussichten zu beurtheilen sich anmassen, einfach weil sie mit Maulwurfsaugen über den Wasserausfluss eines einzelnen Kongobaches blickten; ich bin es müde, zu hören, dass ein Fehlschlagen in jemand die Sucht erregt, über das arme Afrika zu klagen, einfach weil er, der arme Tropf, weder seine eigene Con-

stitution oder das Geheimniss der Natur verstand, noch je die Kunst des Lebens und Handelns auffand. Ihre jungen Leute werden directe ihnen ertheilte Rathschläge finden; Ihre kühnen Kaufleute werden erfahren, wie man eigentlich afrikanische Märkte zu betrachten hat, und Jene, die gezögert haben, ein Absatzgebiet in den Tropen zu suchen, werden mit Hülfe des ihnen ertheilten klaren Rathes in den Stand gesetzt werden, meine Ansicht vom Klima zu theilen, die dahin geht, dass es sehr falsch beurtheilt worden ist.

Ich benutze diesen Anlass, um die unermessliche Befriedigung auszudrücken, welche ich empfand, als alle meine alten Vorurtheile betreffs Deutschlands sich in leere Luft auflösten nach meinem persönlichen Besuche von Berlin, Köln, Frankfurt und Wiesbaden. Wenn meine deutschen Leser nach dem Lesen dieser Bände, welche Sie jetzt herauszugeben im Begriff sind, ebenso frei von Vorurtheilen wären in Bezug auf das arme, alte und vielgeschmähte Afrika, wie ich jetzt frei bin von denen, welche meine Unkenntniss einst genährt hatte, so würde das eine Krönung meines Zwecks und die Erfüllung meiner Hoffnung sein. In jedem Fall, obwol ich nicht viel Neues in diesem Schreiben an Sie vorzubringen habe, ergreife ich hier die günstige Gelegenheit, zu sagen, dass meine Aufnahme in Deutschland geradezu unübertrefflich war, dass ich allen meinen freundlichen Wirthen und Wirthinnen für immer verbunden bin, und dass Ihre Zuhörer gewiss die warmherzigsten von der Welt sind.

Allen diesen meinen Freunden in Deutschland, welche den fremden Reisenden so gütig und herzlich bewillkommneten, rufe ich mein Lebewohl zu.

Ihr aufrichtig ergebenster

Henry M. Stanley.

Herrn F. A. Brockhaus.

ERSTES KAPITEL.

FRÜHERE GESCHICHTE DES KONGO.

Erste Entdeckungen. — Irrthümliche Nomenclatur. — Ungenaue Beschreibungen. — Schwierigkeiten, den alten Chronikenschreibern zu folgen. — Die britische Expedition des Jahres 1816. — Ihr Misgeschick, aber schliesslich erfolgreiches wissenschaftliches Resultat. — Die letzte Expedition Livingstone's. — Die Expedition des „Daily Telegraph" und „New York Herald" vom Jahre 1876. — Entdeckung der Continuität des Kongo.

Die Entdeckung der Mündung des Kongo verdanken wir Diego Cão oder Cam, einem dem Hofstaat des Königs Dom Jão II. von Portugal angehörenden Marineoffizier. Dieselbe geschah im Jahre 1484/85, als, nach Duarte Lopez, eine Flottenexpedition zur Aufsuchung von Ostindien der afrikanischen Küste entlang segelte. Zur Erinnerung an dieses Ereigniss errichtete der Oberbefehlshaber der Flotte an dem südlichen Ufer der Flussmündung einen Pfeiler, nach welchem der das Kongo-Königreich durchfliessende Strom eine Zeit lang den Namen Rio de Padrão oder „Pfeiler-Fluss" trug.

Martin Behaim, einer der Theilnehmer der Expedition und der Entdeckung, nannte ihn nach dem ungeheuern Wasservolumen, welches derselbe in den Ocean ergiesst, den Rio Poderoso oder „Mächtigen Strom", während Lopez, der im Jahre 1578 Angola besucht hatte, ihn beschrieb als den

„grössten Fluss in Kongo, in der Sprache dieses Landes Zaire genannt, was soviel bedeutet wie «Ich weiss».“

Auch de Barras und Merolla, die Lopez mehr als ein Jahrhundert später folgten, gaben ihm die Bezeichnung Zaire, einen Namen, an dem die Portugiesen noch in der Gegenwart mit Liebe hängen, wahrscheinlich weil ihr classischer Dichter Camões den Kongo als „jenen glänzenden Strom, den langen, gewund'nen Zaire“ beschreibt. Trotz aller Hochachtung für die alten Reisenden und Geographen ist der Ausdruck „Zaire“ aber doch nichts weiter als eine Verstümmelung von Nsari, Nsali, Ndjali, Nsaddi, Njadi, Niadi und andern ähnlich geschriebenen Wörtern, welche in den verschiedenen Dialekten des Gebietes, das vor drei Jahrhunderten im allgemeinen als das Königreich Kongo bezeichnet wurde, nichts anderes als „Fluss“ bedeuten.

Gegen Anfang des 17. Jahrhunderts begann der Fluss auf den Karten Rio de Congo genannt zu werden, während der obere Lauf den Namen Zaire beibehielt.

Unsere Kartenzeichner haben seitdem fast ohne Ausnahme die Bezeichnung Rio de Congo oder Kongo gebraucht, während die Portugiesen ihn noch immer Zaire nennen.

Wer sich die Mühe nehmen will, die frühern Globen und Karten von Afrika zu betrachten, wird bemerken, dass fast alle von den Portugiesen herrührenden geographischen Kenntnisse über die Regionen des äquatorialen Afrika auf Erzählungen von Eingeborenen, wahrscheinlich Elfenbein- oder Sklavenhändlern aus dem Innern, beruhen müssen. Als Beweis hierfür brauche ich nur die Hartnäckigkeit anzuführen, mit welcher die Kartenzeichner und Geographen an dem berühmten „Königreich von Anzichi und dem Volke von Anzichana, das zu beiden Seiten des Flusses Zaire lebt“,

festhalten. Die „Anzichana“ bedeuten buchstäblich indessen nur „Leute aus dem Innern“, und „Anzichi“ oder eigentlich „Nsike“ heisst „Binnenland“.

In meinem Werke „Durch den dunkeln Welttheil“ spreche ich ebenfalls von einer Stadt oder einem grossen Markte Ngombe, während ich jetzt, nachdem ich eine oberflächliche Kenntniss der Sprache erlangt habe, weiss, dass „Ngombe“ einfach „das Binnenland“ bedeutet. Ebenso hatte ich auf meinen ersten Fahrten den Kongo auf- und abwärts von dem Orte Mpama gehört und die Lage desselben meiner Ansicht nach ziemlich genau im Lande Ujansi festgestellt, als ich plötzlich erfuhr, dass Mpama in der Sprache von Ujansi ebenfalls gleichbedeutend sei mit „Binnenland“.

Ein weiteres Beispiel für die eigenthümliche Unwissenheit alter Schriftsteller bezüglich der Länder und Flüsse, die sie zu schildern versuchen, ist die sonderbare Beschreibung, welche Duarte Lopez im Jahre 1578 vom untern Kongo geliefert hat:

Der Fluss ist für grosse Boote 25 Meilen weit schiffbar, bis derselbe einen von Felsen eingeschlossenen Engpass erreicht, wo das Wasser mit solch furchtbarem Getöse herabstürzt, dass man dasselbe in einer Entfernung von beinahe 80 Meilen hören kann. Dieser Ort wird, da er den Wasserfällen des Nil ähnelt, von den Portugiesen Cachivera, d. h. ein Wasserfall oder Katarakt, genannt.

Die folgenden drei Citate werden ebenfalls Beweise dafür liefern, dass die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts entweder nicht im Stande waren, sich auf die genaue Beschreibung dessen, was sie wirklich gesehen haben, zu beschränken, oder dass sie, was das Wahrscheinlichere ist, für ihre Behauptungen keine bessere Gewähr hatten, als die Angaben der Sklavenhändler und das müssige Geschwätz der Küstenbewohner.

Ein Kapuzinerpater, welcher der von Papst Paul V. im Jahre 1645 ausgesandten Missionsexpedition angehörte, beschreibt den Kongo folgendermaassen:

Unter den vielen grossen und kleinen Flüssen, welche das Kongoland durchströmen, ist der mächtigste der Zaire, der nach den uns gemachten Mittheilungen aus einigen beständigen Wasserfällen entspringt, welche den Nil bilden. Beide Flüsse kommen aus derselben Quelle; der Nil fliesst nordwärts durch ganz Afrika, bis er sich in das Mittelländische Meer ergiesst, und der Zaire strömt in entgegengesetzter Richtung über mächtige Abhänge nach Westen, und windet sich durch Klippen und Felsenbänke oft mit einem solchen Getöse, dass dasselbe noch in 2 oder 3 Legoas Entfernung die Bewohner taub macht und erschreckt. Das Wasser dieses Flusses, das im Abwärtsfliessen an Menge immer zunimmt, bildet Wirbelströmungen, breitet sich an einigen Stellen so weit aus, dass man kaum die gegenüberliegenden Ufer unterscheiden kann, und ergiesst sich schliesslich durch sieben grosse Mündungen in den Atlantischen Ocean. Seine Schnelligkeit erschreckt selbst die kühnsten Lootsen, die es für unmöglich erklären, über das offene Wasser zu setzen, und deshalb Furten aufsuchen, wo die Gewalt des Stromes durch Inseln gebrochen und geschwächt wird und die Ueberfahrt weniger schwierig ist. Diese Inseln sind stark bevölkert und sehr gut cultivirt. Ueberall im Königreich Kongo gibt es viele Flüsse, die jedoch weniger ihrer Schnelligkeit, als der zahlreichen Krokodile, Flusspferde, ungeheuern Schlangen und anderer Ungethüme wegen, für welche wir keine Namen haben, bemerkenswerth sind.

Pater Merolla, der im Jahre 1682 nach dem Kongo geschickt wurde, schreibt:

Da die Gewässer des Zaire gelb sind, kann man den Fluss 100 Meilen in See noch wahrnehmen, und dadurch wurden viele bisher unbekannte grosse Königreiche entdeckt.

An einer andern Stelle bemerkt dieser Autor, der Zaire sei an seiner Mündung 28 Meilen breit.

Der Engländer Purchas war ein fleissiger Compilator von See- und Landreisen; offenbar muss er aber die

„Chroniken der Jesuiten" gelesen haben. Er schreibt über den Kongo wie folgt:

Der Fluss hat eine solche Gewalt, dass kein Schiff gegen den Strom anfahren kann, ausgenommen nahe dem Ufer. Ja, er besiegt die Salzflut des Oceans 60 oder, wie einige behaupten, 80 Meilen weit in See hinaus, ehe seine stolzen Wellen sich völlig unterjochen und als Zeichen der Unterwerfung den Salzgehalt des Meeres annehmen. Das ist der Hochmuth des Stromes, der in seinem Laufe das niedrige Land überschwemmt, geschwollen von Dünkel über seine täglichen Eroberungen und die ihm überall zuströmenden Zuflüsse, welche ihm in Armeen von Schauern von den Wolken zu Hülfe gesandt werden, der im wilden Rasen dahinstürzt und selbst den Ocean, den er nie vorher gesehen hat, verschlingen möchte. Seine Mündung gähnt, wie Lopez bestätigt, 28 Meilen weit; dort aber begegnet ihm ein noch riesigerer Feind, der hinter den Klippen auf seinen Angriff lauert, und bald ist er von dem noch weitern Schlund verschlungen. Aber obgleich er immer besiegt wird, gibt er den Kampf nicht auf, sondern setzt, mit tiefen, wellenförmigen Runzeln auf dem erbosten Gesicht, vor Aerger schäumend und die Luft mit seinem Getöse erfüllend, den Streit mit erneuter Hülfe, welche seine von der salzigen See verzehrten Kräfte ergänzt, in alle Ewigkeit fort.

Diese Auszüge zeigen, dass es Zeitverschwendung wäre, den alten Chronikenschreibern zu folgen. Oft habe ich, wenn sie in allem Ernste Namen von Orten verzeichnen und die Districte, von welchen sie sprechen, zu schildern versuchen, mich bemüht, mich nach ihnen zu orientiren, stets aber mit schmerzendem Kopfe und betrübt über den Verlust der bei der nutzlosen Anstrengung vergeudeten Zeit die Arbeit aufgeben müssen. Und weil es mir geradezu unmöglich ist, andern das zu beschreiben, was ich trotz der von mir erworbenen localen Kenntnisse mir selbst nicht erklären kann, bin ich genöthigt, die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine im Jahre 1816 von der britischen Regierung ausgesandte

Expedition unter dem Befehl von Kapitän James Kingston Tuckey zu lenken, welche uns zuverlässige, genaue und bestimmte Information über den untern Lauf des Kongo bis 277 km ins Innere hinein geliefert hat.

In den Instructionen, welche Kapitän Tuckey von der Admiralität erhielt, wird man die Bestätigung meiner oben aufgestellten Behauptungen finden; es heisst darin:

Obgleich die Expedition, welche den Lauf des das Königreich Kongo durchfliessenden Zaire erforschen soll, ursprünglich durch die Annahme veranlasst wurde, dass der Strom identisch mit dem Niger sei, so soll dies doch nicht dahin verstanden werden, dass der Versuch, diese Frage zu entscheiden, irgendwie der ausschliessliche Zweck der Expedition sei.

Dass ein Fluss von solcher Grösse wie der Zaire, der so mancherlei Eigenthümlichkeiten besitzt, mit einer gewissen Sicherheit nicht weiter als 200 Meilen von seiner Mündung, wenn überhaupt so weit bekannt ist, muss als unvereinbar mit dem fortgeschrittenen Stande der geographischen Wissenschaft und als wenig rühmlich für diejenigen Europäer bezeichnet werden, welche fast drei Jahrhunderte lang im Besitz verschiedener Theile der Küste, in deren Nähe der Strom ins Meer mündet, sich befinden und Verbindungen mit dem Innern des Landes, durch welches er fliesst, durch Missionare und Sklavenhändler unterhalten haben. Thatsächlich sind unsere Kenntnisse von dem Laufe dieses merkwürdigen Flusses so beschränkt, dass die einzige Karte desselben, welche einen geringen Anspruch auf Richtigkeit machen kann, nicht weiter als 130 Meilen aufwärts reicht, wenngleich die Genauigkeit dieser sogenannten Vermessungen mehr als fraglich ist.

Es ist indessen nicht zu bezweifeln, dass ein Fluss, der rascher strömt und eine grössere Wassermenge ins Meer ergiesst als der Ganges oder der Nil, und welcher die Eigenthümlichkeit besitzt, dass er in fast allen Jahreszeiten sich in angeschwollenem Zustande befindet, nicht nur ein sehr ausgedehntes Gebiet durchfliesst, sondern auch grosse Zuflüsse aufnehmen muss, die aus verschiedenen und wahrscheinlich entgegengesetzten Richtungen kommen, sowie dass einer oder mehrere von ihnen aus Gegenden herströmen, in denen Regen vorherrscht. Die Quellen dieser

grossen Nebenströme aufzufinden, ist daher eine der Hauptaufgaben der gegenwärtigen Expedition.

Die Expedition Kapitän Tuckey's bestand aus 56 Europäern, und es war, wie der Secretär der Admiralität damals schrieb, „weder in diesem noch in einem andern Lande je eine Entdeckungsexpedition ausgesandt worden, welche bessere Aussichten und erfreulichere Hoffnungen auf Erfolg gehabt hätte als die in Rede stehende". Und trotzdem hat infolge fast unerklärlichen Misgeschicks keine Expedition einen traurigern und unglücklichern Abschluss gehabt. Kapitän Tuckey, Lieutenant Hawkey, Mr. Eyre und zehn von der Mannschaft des „Congo", sowie Professor Smith und die Herren Cranch, Tudor und Galway, insgesammt 18 Personen, starben entweder innerhalb der kurzen Zeit von noch nicht ganz drei Monaten, welche die Expedition am Kongo zubrachte, oder wenige Tage nach der Abfahrt von dem Flusse. Vierzehn von den hier Genannten gehörten zu einer aus 30 Personen bestehenden Forschungsabtheilung, welche den Marsch bis über die Wasserfälle hinaus über Land machte; die andern 4 erlagen der Krankheit an Bord des „Congo", und 2 waren schon auf der Hinreise gestorben.

Bei Besprechung des Klimas (im zweiten Bande) werde ich noch Gelegenheit haben, die Ursachen zu erörtern, welche diese ausserordentliche Sterblichkeit unter den Mitgliedern der unglücklichen Expedition herbeigeführt haben. Welche Opfer an Menschenleben dieselbe aber auch gekostet haben mag, der geographischen Wissenschaft hat sie sehr werthvolle Dienste geleistet, denn zum ersten mal wurde der untere Kongo aller Mythen und Fabeln entkleidet und mit einer Genauigkeit beschrieben, die selbst in der Jetztzeit nicht übertroffen werden kann.

Kapitän Tuckey erfuhr von den Eingeborenen, dass sie den Fluss Moensi Nsaddi nannten, d. h. buchstäblich „Empfänger aller Flüsse“.

Seitdem haben Kriegsschiffe vieler Nationen den grossen Strom zu verschiedenen Zeiten besucht und Marineoffiziere unsere Kenntnisse von der Tiefe des Flusses, seinen Stromverhältnissen und den Namen der an seinen Ufern liegenden Factoreien und Handelsniederlassungen erheblich erweitert; allein der melancholische Verlust an Menschenleben, welchen die Expedition Kapitän Tuckey's erlitten, hat länger als ein halbes Jahrhundert alle weitern wissenschaftlichen Missionen von dem Lande fern gehalten.

Im Jahre 1866 brach Dr. Livingstone auf Anregung von Sir Roderick Murchison zu seiner letzten Reise auf, um die Wasserscheide zwischen dem Njassa- und dem Tanganjika-See zu erforschen. Im folgenden Jahre entdeckte derselbe einen grossen nach Westen strömenden Fluss, der, wie er später erfuhr, seine Quellen in den Tiefen der Tschibale-Berge im Lande Mambwe hatte. In der von vielen andern Geographen der damaligen Zeit getheilten Ansicht, dass er endlich die äusserste Spitze des Nil entdeckt habe, verfolgte er den Lauf dieses grossen Flusses, der den Namen Tschambesi trug, bis derselbe auf 11° südl. Br. und 29° östl. L. den Bemba- oder Bangweolo-See erreichte. Während der Jahre 1868—71 fand er aus, dass der Strom den Bangweolo-See unter dem ihm von den Eingeborenen gegebenen Namen Luapula wieder verlässt und nordwärts in den Moero-See fliesst, aus welchem er als Lualaba wieder herausströmt. Zuletzt sah er den Fluss, der nunmehr ein grosses Volumen Wasser mit sich führte, in Njangwe in Manjuema, das etwa 2090 km von den Quellen entfernt liegt.

Im October 1876 traf die von dem londoner „Daily Tele-

graph" und dem „New York Herald" zur Vervollständigung der Livingstone'schen Forschungen ausgesandte Expedition in der arabischen Stadt Njangwe ein, um bald darauf den Fluss abwärts bis zum Meere zu verfolgen; 281 Tage später erreichte dieselbe den Atlantischen Ocean, wodurch sie auf einer Fahrt von 2500 km auf dem Flusse und einem Marsche von 213 km über Land den Beweis lieferte, dass der Tschambesi, Luapula oder Lualaba identisch mit dem Kongo seien, dessen Mündung gerade 400 Jahre früher von den Portugiesen entdeckt worden war.

Die Geschichte dieses edlen Stromes und die ausserordentlichen Unternehmungen, zu denen seine Entdeckung Veranlassung gegeben hat, beabsichtige ich nach einer kurzen historisch-politischen Skizze in diesem Werke zu beschreiben.

ZWEITES KAPITEL.

DIE POLITISCHE GESCHICHTE DES KONGOLANDES.

Piqafetta's „Königreich Kongo". — Chronik der Kapuziner-Expedition. — Die Steinpfeiler der Portugiesen und ihr Zweck. — Die Hauptstadt des Kongolandes. — Bekehrung des Königs zum Christenthum. — Missionen und alte kirchliche Gebäude. — Feindliche Einfälle der Djaggas. — Territoriale Ansprüche der Portugiesen. — Vertreibung der Portugiesen aus dem Kongoland. — Sklavenhandel. — Römische und französische Missionen. — Grenzen und allgemeine Beschreibung des Kongolandes. — Stellung und Macht der Häuptlinge. — Verträge der Internationalen Association.

Mit der Entdeckung der Mündung des Kongo durch Diego Cam beginnt auch die politische Geschichte des Kongolandes. Frau Margarite Hutchinson hat vor kurzem eine Uebersetzung des alten Werkes von Filippo Piqafetta, „Das Königreich Kongo" (Rom 1591), veröffentlicht, in welchem es heisst, das „Königreich" habe eine Küstenlinie von 630 Meilen und reiche 600 Meilen weit ins Innere, während der Verfasser der 1670 publicirten umfangreichen Chronik der Kapuziner-Expedition eigenthümlicherweise erklärt: „Jemand, der gut unterrichtet sein will und möglicherweise der Wahrheit nahekommt, spricht von einer gemischten Bevölkerung von Völkern, Potentaten und Fürsten, die gemeinsam im Besitz des ganzen Gebietes sind, welches das Königreich Kongo genannt wird. Und wenn man zu alle-

dem, was mit Sicherheit bekannt ist, noch das hinzufügt, was man ahnt, dann kann man mit einiger Gewissheit annehmen, dass, wie Afrika einen grossen Theil des Erdballs bildet und in verschiedene Königreiche getheilt und wieder getheilt ist, in derselben Weise auch Kongo in verschiedene Herrschaften zerfällt."

Es ist bereits erwähnt worden, dass der portugiesische Entdecker auf der südlichen Spitze an der Flussmündung,

die jetzt den Namen Ponta do Padrão (Padron Point) führt, zur Erinnerung an die Entdeckung ein Denkmal in Gestalt eines Steinpfeilers errichtet hat. Von solchen Steinpfeilern pflegten die alten portugiesischen Seefahrer beim Antritt einer Reise zu Forschungszwecken mehrere mitzunehmen, um dieselben an hervorragenden Punkten neuer Länder aufzustellen, nicht nur zur Erinnerung an die Entdeckung, sondern gleichzeitig auch zum Zeichen, dass diese neuen Gebiete von der

Krone von Portugal annectirt werden sollten. In Wirklichkeit konnte die Aufstellung der Pfeiler indess höchstens die Absicht der Occupation oder den Besitz derjenigen Privilegien bedeuten, welche aus dem Vorkaufsrecht herrühren. Wenn sie nicht sofort das betreffende Gebiet occupirten oder innerhalb einer gewissen Zeit Niederlassungen auf demselben gründeten, gingen die Privilegien, auf welche sie nach der Entdeckung oder durch das Vorkaufsrecht Anspruch hatten, verloren.

Das eigentliche Kongo erstreckte sich in östlicher Richtung etwa 300 km weit. Der Fluss, welcher seinen Namen von dem alten Königreiche erhalten hat, wurde im allgemeinen als die nördliche Grenze bezeichnet, obgleich früher wie noch jetzt verschiedene unabhängige Districte zwischen dem Königreiche und dem Flusse lagen. Im Süden reichte letzteres bis zum Kuanza. Die Hauptstadt hiess Ambassi oder Ambese, wurde nach der Bekehrung des Königs zum Christenthum zu Beginn des 16. Jahrhunderts den Europäern aber als San Salvador bekannt; die Entfernung der Stadt von dem nächsten Landungsplatze am Kongo beträgt etwa 137 km.

Der König von Kongo muss sich als eine geeignete Persönlichkeit zur Gewinnung von Proselyten erwiesen haben, denn die Portugiesen waren in ihrer Missionsthätigkeit höchst erfolgreich, indem binnen kurzer Zeit alle, die irgendwelchen Rang besassen, nach der Station in San Salvador kamen, um sich bekehren und taufen zu lassen. Es wurden eine Kathedrale und mehrere Kirchen gebaut und, wie die Aufzeichnungen besagen, wurde im Jahre 1534 ein Bischof ernannt.

Sechsunddreissig Jahre später erfolgte der feindliche Einfall der wilden Ajakkas, auch Djaggas, Giagas und Jakkas

genannt, die das ganze Land überschwemmten, überall, wohin sie kamen, brannten und mordeten und die christliche Stadt San Salvador sammt ihrer Kathedrale und ihren Kirchen zerstörten. Der König, der Hof und die Missionare flohen vor den Eindringlingen nach dem Kongo und fanden Zuflucht auf der Pferdeinsel, wahrscheinlich einer der grossen Inseln in der Nähe von Boma, denn oberhalb dieses Ortes gibt es keine Inseln mehr, auf welchen eine grössere Menschenmenge Schutz suchen könnte.

Nun wurde der König von Portugal um Hülfe angefleht: derselbe kam dieser Bitte auch sofort nach und sandte 600 Soldaten, welche vermittelst ihrer Feuerwaffen die Djaggas mit Schimpf und Schande aus dem Lande trieben, sodass der König von Kongo seine Hauptstadt wieder aufbauen und die Missionare ihre Kirchen wieder herstellen konnten.

Es wird behauptet, dass in den Archiven von San Paolo de Loanda sich noch ein vom Jahre 1570 datirtes Document befinde, laut welchem der König von Kongo den Portugiesen die ganze Küste vom Pfeilercap an der Mündung des Kongo bis zum Kuanzaflusse als Belohnung für die ihm während des Einfalles der Wilden geleistete Hülfe in der Noth cedirt habe; der holländische Geograph Dapper erzählt jedoch, dass der König von Kongo sich nur erboten habe, einen jährlichen Tribut an Sklaven zu entrichten und den König von Portugal als seinen Suzerän anzuerkennen, was Se. Christliche Majestät aber mit dem Hinweis darauf abgelehnt habe, dass der König von Kongo sein Waffenbruder und er durch die Ueberzeugung von dessen Treue am katholischen Glauben vollauf belohnt sei.

Etwa 60 Jahre später sagte der König von Kongo, wie es heisst, den Portugiesen jeglichen Gehorsam auf, was zur Folge hatte, dass der am Flusse gelegene District Sonho

rebellirte, die in San Salvador errichtete Missionsstation aufgehoben und der 1534 creirte Bischofssitz nach San Paolo de Loanda in Angola verlegt wurde.

Im Jahre 1781, etwa 150 Jahre nach der Vertreibung der Portugiesen, wurde der Versuch gemacht, in San Salvador dem Missionswerk wieder Eingang zu verschaffen, allein unglücklicherweise war der rechtmässige König damals verbannt, sodass die Missionare, welche ihm ausserhalb der Stadt begegnet waren und von ihm die unruhigen Zustände des Landes erfahren hatten, wieder umkehrten und sich nach Loanda zurückbegaben.

Dann wird es vom Kongo still; es folgt ein weisses Blatt in der Geschichte des Kongo, und die einst so viel versprechende Bischofsstadt ist dem Untergange geweiht; man hört von derselben nichts mehr, bis der berühmte deutsche Reisende Dr. Bastian nach Erforschung der Gegend im Jahre 1857 schreibt, der Ort sei nur „eine gewöhnliche Eingeborenenstadt mit einigen wenigen zerstreuten Denkmälern früherer Tage".

Im Jahre 1873 kam Lieutenant Grandy von der westafrikanischen Expedition zur Aufsuchung Livingstone's durch San Salvador. Nach seiner Beschreibung gab es dort nichts als Trümmer und eine heidnische Unwissenheit bezüglich alles dessen, was die geringste Aehnlichkeit mit der Civilisation trägt. Einige der Führer der Küstenkaravanen verstanden und sprachen zwar eine Lingua portugueza, allein der Reisende fand keine willkommene Aufnahme.

Während meiner Thalfahrt auf dem Kongo im folgenden Jahre trafen die Missionare der Baptisten-Missionsgesellschaft in San Salvador ein, wo es ihnen gelang, eine protestantische Mission anzulegen.

Etwa 45 km nördlich vom Kongo und nahe an der

Küste liegt Kabinda, der einzige Ort, der in der politischen Geschichte dieser Gegend erwähnt zu werden verdient, weil die Portugiesen seit Errichtung des Gedenkpfeilers durch Diego Cam dort den Versuch gemacht haben, in der Nähe des Kongo die Autorität des Königs von Portugal herzustellen. Im Jahre 1784 begannen sie daselbst den Bau eines kleinen Fort, was jedoch Proteste verschiedener europäischer Mächte zur Folge hatte und endlich dazu führte, dass jene von einem französischen Geschwader unter dem Marquis de Marigny gezwungen wurden, das Fort zu demoliren und Kabinda zu verlassen.

Zur Zeit, als der Sklavenhandel noch in voller Blüte stand, besassen die Portugiesen zwar am Kongo einige wenige Bureaux für die Verschiffung von Sklaven nach Brasilien; allein als sich herausstellte, dass auch Angola die nöthigen Sklaven für den Bedarf der brasilianischen Pflanzer zu liefern vermöchte, wurden jene aufgehoben und nach San Paolo de Loanda verlegt.

Nach Kapitän Tuckey (1816) wurden jährlich 2000 Sklaven nach Nord- und Südamerika verschifft. Dass Kapitän Tuckey ein wahrheitsliebender und ehrenwerther Mann war, kann von allen bezeugt werden, welche am Kongo gewesen sind und das, was er geschrieben, mit dem, was sie selbst gesehen, verglichen haben; er beobachtete alles mit offenen Augen in der wenig bekannten Gegend, die er erforschen wollte. Nirgends ist in seinen oder den Aufzeichnungen seiner Gefährten die geringste Andeutung von einer portugiesischen Occupation oder von einer von den Portugiesen an einem der Ufer ausgeübten Autorität zu finden.

Alle Portugiesen, denen Kapitän Tuckey begegnet ist, waren Sklavenhändler und Eigenthümer von Sklavenschiffen, dagegen haben ihm die Eingeborenen von Boma erklärt,

wenn die Engländer dieselben Privilegien wie die Portugiesen wünschten, sollte ihnen das erforderliche Terrain cedirt werden. Bis vor verhältnissmässig kurzer Zeit war der Sklavenhandel die einzige gewinnbringende Beschäftigung der am Kongo ansässigen Europäer — Portugiesen, Franzosen und Spanier.

Im Jahre 1810 beschlossen die europäischen Mächte die Unterdrückung des Sklavenhandels. Portugal, welches diesen Handel zuerst begonnen hatte, war die letzte europäische Macht, welche ihn aufgab. Tuckey erwähnt diese Thatsache gelegentlich in seinem Buche an einer Stelle, wo er schreibt, er sei gezwungen gewesen, den Eingeborenen mitzutheilen, dass keine andere Macht als nur Portugal mit Sklaven Handel treiben dürfe. Dieses Arrangement findet sich in dem am 19. Februar 1810 zwischen England und Portugal abgeschlossenen Allianzvertrage.

In dem Vertrage vom 22. Januar 1815 gab Portugal das Recht auf, nördlich vom Aequator den Sklavenhandel fortzusetzen, dagegen wurde ihm südlich von der Linie sowol für die wirklichen Territorien der portugiesischen Krone, als auch für diejenigen Gebiete, für welche es sich das Recht in dem Vertrage von 1810 reservirt hatte, das Privilegium aufs neue zuerkannt.

Im Jahre 1817 erklärte die britische Regierung den Sklavenhandel für Piraterie; die Folge davon war, dass derselbe ausserhalb der portugiesischen Gewässer, d. h. in allen denen, welche nicht direct portugiesische Besitzungen berühren, auf das kräftigste unterdrückt wurde.

In Verfolg dieser Politik brachte ein britischer Kreuzer 1846 ein Sklavenschiff etwas nördlich von Ambris auf, was eine diplomatische Correspondenz zwischen den Regierungen von Grossbritannien und Portugal bezüglich der Rechte des

letztern Landes hervorrief; in diesem Schriftenwechsel wurde Portugal mitgetheilt, dass die britische Regierung dessen Rechte zwischen dem 8. und 18.° südl. Br. zwar vollständig anerkenne, indess die Freiheit des unbeschränkten commerziellen Verkehrs zwischen 5° 12′ und 8° südl. Br. aufrecht erhalte.

Die portugiesische Regierung hat allerdings nach San Salvador und andern inländischen Orten Missionare geschickt, allein mit dem Verfall ihrer Macht wurden dieselben zurückberufen, und diejenigen, welche bei dem von ihnen völlig missachteten Klima nicht untergingen, siedelten nach Angola über. Rom hat unter Papst Paul V. (1621) und Innocenz X. (1652) nicht weniger als sechs verschiedene Missionsexpeditionen ausgesandt, die insgesammt aus 95 Kapuzinermönchen bestanden, welche den Missionen in Kongo, Angola, Loango, Bamba, Batta, Masangano, Pemba, Sonho und Sundi zugetheilt waren. Auch eine französische Mission wurde zu Anfang des 18. Jahrhunderts unter dem Abbé Belgarde organisirt, der nach der damals in Angola herrschenden Mode „Präfect der Mission von Loango, Kakongo und anderer Königreiche jenseit des Zaire" genannt wurde.

Wie gross die Ausdehnung Kongos und der verschiedenen benachbarten Länder im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert und welcher Art die politische Macht auch gewesen sein mag, welche die von den alten Chronikenschreibern in prahlerischer Weise „Könige", „Potentaten", „Prinzen", „Herzöge" und „Grafen" genannten Häuptlinge besassen: gegenwärtig und bis so weit zurück, wie die ältesten Leute, denen ich begegnet bin, denken konnten, deutet kein Zeichen darauf hin, dass die Verhältnisse früher wesentlich verschieden von den heutigen gewesen seien.

Das Kongoland ist ein Binnenland und im Süden von

dem obern Laufe des Ambrisetteflusses begrenzt. Im Westen läuft die Grenze nördlich bis zu einem etwa 45 km von Nokki entfernten Punkte; von da geht dieselbe etwa 96 km weit in östlicher Richtung, dann in gewundener Linie südöstlich, südlich und südwestlich und am westlichen Abhange der Montes Quemados oder „Verbrannten Felsen" hin nach dem Ambrisette. Das Gesammtareal des Königreichs beträgt etwa 4000 engl. Quadratmeilen oder 10340 qkm. Die Stadt des Häuptlings wird von den Eingeborenen Ambassi, von den Portugiesen aber noch immer San Salvador genannt. Herr Comber, welcher den Ort im Jahre 1878 besuchte, schildert den König Totela als eine unbedeutende Persönlichkeit, obgleich derselbe den Titel „Se. Maj. Dom Pedro, König von Kongo" angenommen hatte. Die Nationalflagge war dunkelblau mit goldenem Stern in der Mitte.

Alles übrige Land am linken Ufer des Stromes und an der Küste wird von kleinern Königen in Anspruch genommen und steht unter der Herrschaft von ebenso vielen Häuptlingen oder noch gewöhnlicher von Gruppen von Aeltesten, zu denen, je nach der Grösse des Districts, 3 bis 10 Personen gehören. Der landesübliche Titel eines Häuptlings oder Aeltesten, der 2 oder 3 Sklaven besitzt, ist „Nfumu", was zweifelsohne ursprünglich gleichbedeutend mit „König" gewesen ist. Nachdem aber die Sklavenbesitzer so zahlreich geworden sind, ist der Titel allmählich von demjenigen, welcher in alten Zeiten glücklicher Sieger über Tausende und dadurch der Herr seiner Gefangenen in Bezug auf Leben und Freiheit war, auch auf den anmaassenden und ehrgeizigen Sklaven übergegangen, der mit Hülfe seiner Schlauheit, Sparsamkeit und Betrügerei so viel Vermögen zu erwerben gewusst hat, dass er sich selbst ein paar Sklaven hat kaufen können. Hier und dort findet man wol am linken Ufer einen eingeborenen Herrscher, wie z. B.

Makoko von Usansi, den Sohn des gleichnamigen Makoko, der als wohlhabender und mächtiger Herr über ein erworbenes grosses Gebiet gestorben ist, dessen nominelle Macht sich über ein mehrere tausend Quadratkilometer grosses Gebiet erstreckt, und dem eine Anzahl von Dorfhäuptlingen einen gewissen Respect und Gehorsam bezeugen. Ein solcher Suzerän ist auch Buguku von Ubuma. Aber selbst in dieser Form ist die Macht eigentlich nur die stillschweigende Anerkennung der Seniorität im Range, die Bezeugung einer Achtung, wie sie in England etwa ein wohlhabender Kaufmann dem Sprössling eines edeln Hauses gegenüber hegt. Am rechten Ufer des Kongo findet man vielleicht zwei oder drei hervorragendere Häuptlinge: Manipambu von Loango, Mpumu-Ntaba von Mbe, den Nachfolger des Makoko, von dem in jüngster Zeit vielfach die Rede gewesen ist, und Samuna, den Häuptling von Nsanda bei Vivi.

Die Agenten der Internationalen Association, die mehr als 400 mit über 2000 Unterschriften versehene Verträge mit den Häuptlingen auf beiden Ufern des Kongo abgeschlossen haben, mussten sich nothwendigerweise mit diesen Thatsachen bekannt machen und bei der Vertheilung der von ihnen zu leistenden Zahlungen demgemäss verfahren. An der Spitze dieser seltsamen Gruppen von Häuptlingen steht stets ein von allen anerkannter Aeltester, indess hat derselbe, wenn sein Rang auch unbestritten ist, nur das Privilegium, für sich eine grössere Entschädigung, die häufig genug nur höchst unbedeutend ist, zu verlangen: aber selbst der kleinste Häuptling hat oft die Macht, den Abschluss eines Vertrages zu verhindern, wenn er glaubt, dass seine Ansprüche nicht berücksichtigt oder vernachlässigt worden sind.

In den spätern Kapiteln werde ich einen detaillirten

Bericht über die Verhandlungen mit den verschiedenen Häuptlingen geben, mit denen ich persönlich verkehrt habe; der Leser wird daraus ersehen, in wie unendlich viele Unterabtheilungen jene grossen Königreiche zerfallen, deren Glanz Lopez, Merolla und andere vor zwei oder drei Jahrhunderten so gern beschrieben.

DRITTES KAPITEL.

NACHTRAG ZU MEINEM WERKE: „DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL".

Meine Rückkehr aus dem „Dunkeln Welttheil" im Jahre 1878. — Zusammenkunft mit den Commissaren König Leopold's in Marseille. — Der Vorschlag des Königs. — Ermattung und fruchtlose Bemühungen zur Wiederherstellung meiner Gesundheit. — Drei Wochen in der Schweiz. — Unterhandlungen über das neue Unternehmen. — „Welche Gestalt sollte dasselbe haben?" — Einladung des Königs nach Brüssel. — Die Versammlung in Brüssel im December 1878. — Bildung des „Comité d'Études du Haut Congo". — Die letzten Vorbereitungen für die Reise. — Wieder unterwegs nach Afrika.

Wie oft haben wir schon irgendeinen solchen Abenteurer und vielgeschmähten Reisenden ein entferntes und vernachlässigtes Land auffinden sehen, dessen verborgene Schätze er zuerst entdeckte und so lange pries, bis die Augen und die Bestrebungen der Welt sich dahin richteten, die Eroberung vollendet war und infolge seiner scheinbar zwecklosen Wanderungen neue Muster geschaffen und neue bewohnbare Colonien gegründet wurden. THOMAS CARLYLE.

Der „Dunkle Welttheil" war von Ost nach West durchwandert, seine grossen Seen, der Victoria-Njansa und der Tanganjika, waren umschifft, und der Lauf des Kongo war von Njangwe bis zum Atlantischen Ocean verfolgt worden! Die Mitglieder der Expedition waren in ihre Heimat zurückgebracht, die Heimkehrenden in angemessener Weise belohnt und die Witwen und Waisen nicht vergessen worden.

Als ich im Januar 1878 endlich Europa wieder erreicht hatte und mich langsam von den Folgen des Hungers und der Strapazen erholte, welche ich auf der langen Reise er-

litten, liess ich mir nicht träumen, dass ich noch vor Ende des Jahres eine neue Expedition nach den Ufern jenes Flusses, an welchem wir soviel Sorgen und Noth ausgestanden hatten, vorbereiten würde. Allein als ich mit dem Eilzuge von Italien auf dem Bahnhof in Marseille eintraf, begrüssten mich zwei Abgesandte Sr. Majestät des Königs Leopold II. von Belgien, und ehe ein paar Stunden verflossen waren, hatten dieselben mir auseinandergesetzt, dass König Leopold etwas Wichtiges für Afrika zu thun beabsichtige und dabei auf meine Hülfe rechne.

Es wäre unnütz, meine Stimmung zu beschreiben. Jeder, der weiss, was ich kurz vorher durchgemacht hatte, wird sich das Widerstreben vorstellen können, mit welchem ich den Vorschlag vernahm, dass ich nach dem Schauplatze so vielen Unglücks und Leidens zurückkehren sollte, wenn ich auch mit den Herren von Herzen darin übereinstimmte, dass es ein grosses und gutes Werk sei, welches der König auszuführen beabsichtigte, und sehr zu bedauern wäre, wenn irgendetwas passirte, was seine edeln Absichten kreuzen würde. Ich war gern geneigt, meinen besten Rath zu ertheilen und genaue Auskunft über die erforderliche vollständige Ausrüstung und die gehörige Organisation der Expedition zu geben, damit dieselbe unter richtiger Führung zu einem gedeihlichen Ende gebracht werde. „Aber was mich anbetrifft", sagte ich, „so bin ich so krank und ermattet, dass ich den Vorschlag, persönlich die Führung zu übernehmen, nicht mit Geduld überlegen kann. Vielleicht werde ich nach sechs Monaten die Sache von einem andern Gesichtspunkte betrachten; gegenwärtig kann ich jedoch an weiter nichts denken, als an lange Ruhe und ungestörten Schlaf."

Ich konnte nicht einmal Sr. Majestät persönlich meine

Aufwartung machen, da ich vollständig untauglich zu Besuchen und mein ganzes Nervensystem zerrüttet war; hätte ich ärztlichen Rath nachgesucht, so würde derselbe mir wahrscheinlich nur die Ruhe verordnet haben, nach welcher ich mich selbst sehr sehnte.

Allein gute Nahrung, eine behagliche Wohnung und die Befreiung von allen Sorgen und Anstrengungen des Geistes wirkten Wunder an meinem abgezehrten Körper und zerrütteten Nervensystem, und allmählich liess ich mich von meinem Verleger überreden, mit der Arbeit zu beginnen. Die Folge war, dass sich mein Werk „Durch den dunkeln Welttheil" gegen Ende Mai in den Händen des Druckers befand, und zum ersten mal seit vielen Jahren fühlte ich mich frei, vollständig frei, mich zu bewegen und zu thun, wie mir beliebte, ungehemmt von Verpflichtungen oder Versprechungen, ohne jenen stets über mir schwebenden schrecklichen drückenden Zwang, die Pflicht, die mich beständig und hartnäckig zur That gedrängt hatte. Befreit von jeglicher Veranlassung zur Arbeit eilte ich nach dem benachbarten Continent, um nun auch den Luxus zu geniessen, in dem ich auf meinen vor Jahren gemachten Reisen durch Europa so viele Tausende hatte schwelgen sehen — das Faulenzen.

Zuerst stattete ich aber König Leopold II. den so lange verschobenen Besuch ab und erfuhr nun, dass Se. Majestät mit der Verwirklichung seiner Pläne zwar noch nicht begonnen habe, dieselben jedoch zu geeigneter Zeit, wenn er über alles, was er wissen musste, vollständig informirt sei, zur Ausführung zu bringen versuchen wolle. Zum Glück für mich sollte dies nicht sogleich geschehen, sodass ich meine geliebte Freiheit noch behielt.

Ein kluger Mann weiss, wie er seine Freiheit am besten

verwerthet. Unglücklicherweise konnte aber — obgleich ich während meiner Gefangenschaft in den felsigen Thälern des Kongo in üppigen Träumereien geschwelgt und selig von dem Gedanken gezehrt hatte, wie ich mich, wenn ich erst wieder frei wäre, amusiren wolle — ein aus der Wildniss kommender Einsiedler bezüglich der Kunst, die Freiheit zu geniessen, kaum unwissender sein als ich. Wie hundert andere, die aus Amerika und England kommen, glaubte ich, die Kunst bestände darin, dass man sich nach der neuesten Mode kleidet, in nachlässiger Haltung auf den Trottoirs der pariser Boulevards Kaffee schlürft oder die Vorzüge des pilsener oder strassburger Biers prüft; allein meine abnehmende Gesundheit und steigende schwermüthige Stimmung belehrten mich, dass dies Nichtigkeiten seien, die nur Verluste an Zeit, Gesundheit und Brauchbarkeit hervorbringen.

Einige Freunde schlugen mir Trouville, Deauville oder Dieppe vor, denn mein trauriger Zustand verschlimmerte sich noch. Ich suchte alle diese berühmten Seebäder auf und entdeckte, dass ich mehr und mehr untauglich wurde für das, was meine Bekannten civilisirte Gesellschaft nannten.

Schliesslich erwähnte einer meiner Freunde die Schweiz, und ich benutzte den Wink. Ein mehrwöchentlicher Aufenthalt in diesem glücklichen Lande brachte mir die Gesundheit wieder, und ich begriff nun, dass mir während der ganzen Zeit nicht Ruhe gefehlt hatte, sondern dass drei Wochen lang fortgesetzte Fusstouren, sei es auch in England, meine Schwermuth, meine zerrüttete Constitution und mein geschwächtes Nervensystem verscheucht haben würden und mich fast hätten vergessen lassen, dass ich je in Afrika gewesen war. Nach wiederhergestellter Gesundheit erschien mir die „Freiheit“ fade und freudlos, und der Luxus des Faulenzens, welches der irregeleiteten und ungesunden Phantasie so wünschens-

werth vorgekommen war, wurde mir unerträglich. Unter diesen Umständen war mir ein Brief der Commissare des Königs, welche mich um eine Unterredung baten und eine Zusammenkunft in Paris bestimmten, sehr willkommen.

Von dieser Zusammenkunft, welche im August stattfand, datire ich den Beginn des Projects des ersten Unternehmens am Kongoflusse. Denn bisjetzt hatte man nur im allgemeinen gesagt, dass, da der Kongo erforscht und das Herz des Dunkeln Welttheils auf demselben zugänglich sei, nunmehr auch irgendetwas geschehen müsse, um den Strom für die von unwegsamen, jedes gute Werk hindernden Regionen umgebenen Völker dienstbar zu machen. Alle stimmten freundlichst in der Ansicht überein, dass meine Thalfahrt auf dem Kongo eine Hochstrasse nach Afrika erschlossen habe, wenn es möglich sei, dieselbe auszunutzen. Allein wie konnte dieser Weg verwerthet werden? Welches Unternehmen sollte begonnen werden? Welcher Art sollte eine neue nach dem Kongo zu entsendende Expedition sein? Sollte sie rein geographisch, philanthropisch, commerziell sein? Oder sollten wir sofort den Bau einer Eisenbahn wagen, welche den untern und obern Lauf des Kongo verbindet? Jede dieser Fragen wurde der Reihe nach erörtert.

Einer rein geographischen oder Forschungsexpedition stand ein grosses Hinderniss entgegen: die ungeheuern Kosten und eine magere Ausbeute. Ein paar Dutzend Namen von Dörfern der Eingeborenen, die Feststellung einiger kleinen Flüsse, die Bestimmung etlicher Hügelketten und die Grenzen unwichtiger Districte, sowie ein oder zwei Kapitel über die localen Gebräuche von Völkerstämmen zwischen dem Meere und dem Kwa, die mehr oder weniger miteinander verwandt sind, schienen kein genügendes Aequivalent für die Aufwendung einer Summe von 20000 £ (400000 Mark)

zu sein. Sollte die Expedition ein rein philanthropisches Unternehmen sein, so hing ihr Umfang und ihr Erfolg einzig und allein ab von den Mitteln, welche eine Gesellschaft zur Verfügung haben würde. Eine commerzielle Expedition musste ebenfalls, wenn sie Resultate erzielen sollte, in grossem Maassstabe ausgeführt werden, sonst war der Versuch, mit den seit langer Zeit an dem untern Laufe ansässigen Händlern zu concurriren, nutzlos; man musste sich der Dienste einer Anzahl von Europäern zu versichern suchen, welche mit den Mysterien des Hauptbuchs und der doppelten Buchführung vertraut sind, und es war sehr zweifelhaft, ob man die genügende Menge solcher Leute finden würde, welche die Sprachen, Sitten und Gebräuche am Kongo kennen, zugleich aber auch die erforderliche körperliche Kraft besitzen, um die Unbilden des Klimas zu ertragen.

Um eine Eisenbahn von mehr als 300 km Länge durch ein wenig bekanntes Land zu bauen, war eine vorher vorzunehmende Vermessung des Gebiets, durch welches die Bahn laufen sollte, erforderlich und musste genaue Kenntniss der Gesetze, welche für die Eingeborenen Geltung haben, der Eigenthumsverhältnisse an der projectirten Trace, sowie des etwaigen Schutzes erworben werden, den die eingeborenen Häuptlinge einer solchen Bahn gewähren können, wenn sie dazu überhaupt im Stande sind. Alle diese Fragen wurden in eingehendster Weise analysirt, auch wurden mühsame Kostenanschläge für jeden einzelnen Plan ausgearbeitet, ehe die Herren mit umfangreichen Acten nach Brüssel zurückkehrten, um dieselben Sr. Majestät vorzulegen.

Mittlerweile waren die Monate September, October und November verflossen, die ich auf Veranlassung zahlreicher an mich gerichteter Bitten um meine Ansichten von dem

afrikanischen Continent mit Bezug auf gewisse in Manchester und London beschlossene, aber noch im Anfangsstadium befindliche Projecte, theils dazu verwendet hatte, Vorlesungen über Afrika zu halten, theils zu einer ständigen Correspondenz mit den Commissaren in Brüssel, welche über verschiedene Punkte Aufklärung zu erhalten wünschten, benutzt hatte.

Im Anfang November 1878 erhielt ich die Aufforderung, mich an einem bestimmten Tage zu bestimmter Stunde im königlichen Schlosse zu Brüssel einzufinden, und als ich dieser Einladung pünktlich nachkam, bemerkte ich, dass verschiedene mehr oder weniger bedeutende Personen der Kaufmanns- und Finanzwelt aus England, Deutschland, Frankreich, Belgien und Holland ebenfalls erschienen waren und mit mir sofort in den Berathungssaal geführt wurden. Wenige Minuten später erfuhr ich, dass der Zweck der Versammlung sei, zu berathen, wie das sehr bescheidene Unternehmen zur Erörterung der Frage, was aus dem Kongo und seinem Becken gemacht werden könne, am besten zu fördern sei. Die Herren wünschten zu wissen, wie weit der Kongo für Fahrzeuge mit geringem Tiefgang schiffbar sei; welchen Schutz die freundlich gesinnten eingeborenen Häuptlinge kaufmännischen Unternehmungen gewähren könnten; ob die Stämme am Kongo genügend Intelligenz besässen, um zu begreifen, dass es für ihre Interessen besser sei, einen freundlichen Verkehr mit den Weissen zu unterhalten, als denselben zu beschränken; ob und welchen Tribut, welche Steuern und Abgaben man den eingeborenen Häuptlingen für das Wegerecht durch ihr Land zu bezahlen haben würde; welcher Art die Producte seien, welche die Eingeborenen für europäische Waaren austauschen können; in welchen Mengen für den Fall, dass später eine Eisenbahn vom untern

Kongo nach dem Stanley-Pool gebaut werde, die Producte der Eingeborenen geliefert werden könnten. Einige dieser Fragen konnten auf der Stelle beantwortet werden, andere dagegen nicht, und es wurde deshalb beschlossen, auf dem Wege der Subscription einen Fonds zusammenzubringen, um eine Expedition auszurüsten, welche genaue Erkundigungen einziehen sollte. Die mit Beiträgen sich Betheiligenden sollten den Namen und Titel „Comité d'Études du Haut Congo" annehmen. Ein Theil des auf 20000 Pfd. Sterl. bemessenen Kapitals für den nächsten Bedarf wurde auf der Stelle gezeichnet.

Dann wurden eine Reihe von Bestimmungen getroffen, nach denen jeder der Unterzeichner sich verpflichtete, wenn weitere Gelder erforderlich würden, der bezüglichen Aufforderung zu entsprechen: auch wurden ein Präsident, ein Schriftführer und ein Schatzmeister ernannt. Die Expedition sollte sofort organisirt und ausgerüstet werden, und mir wurde die Ehre der persönlichen und materiellen Leitung und die Aufgabe zutheil, den Plan des Comités zur Ausführung zu bringen. Ich sollte den vorhandenen Mitteln entsprechend nach sorgfältiger Auswahl und genauer Erwägung des zukünftigen Nutzens der Oertlichkeit dem Ueberlandwege entlang Stationen zur Erleichterung des Transports und zur Bequemlichkeit des die Aufsicht führenden Stabes von Europäern anlegen, sowie eine Dampfschiffsverbindung einrichten, wo dies angänglich war und mit Sicherheit geschehen konnte. Die Stationen sollten geräumig sein und allen Anforderungen, die man später vielleicht an sie stellen möchte, genügen. Durch Pacht oder Kauf sollte in der Nähe der Stationen so viel Grund und Boden erworben werden, dass diese in Zukunft im Stande sein würden, zu ihrem eigenen Unterhalt beizutragen, falls die

Eingeborenen zum Verkauf oder zur Verpachtung geneigt wären. Wenn es angemessen schiene, sollte auch auf beiden Seiten der Verkehrsstrasse Land gepachtet oder gekauft werden, um uns feindlich gesinnte Personen zu verhindern, aus purer Lust zur Unheilstiftung oder aus Eifersucht die Pläne des Comités zu durchkreuzen; doch sollte dieses Land Europäern, die sich verpflichteten, von allen Intriguen sich fern zu halten, die Eingeborenen nicht zu Feindseligkeiten aufzureizen und den Frieden des Landes nicht zu stören, gegen eine nominelle Pacht in Aftermiethe gegeben werden.

Kurz, es wurden in dieser und einigen spätern Versammlungen alle Maassregeln, welche zur Förderung eines guten Einvernehmens mit den Eingeborenen und des Wohlwollens ihnen gegenüber dienen und die friedliche und gründliche Ausführung der versuchsweisen Bestrebungen in dem wenig bekannten Lande sichern konnten, besprochen und angeordnet. Der mildherzige und philanthropische Charakter des Unternehmens zeigte mir deutlich, wessen Fürsorge und Güte die Bestimmungen getroffen hatte, selbst wenn ich nicht die Ehre gehabt hätte, die Ansichten des königlichen Begründers des Unternehmens in Privataudienzen aus dessen eigenem Munde zu hören.

Am 25. November 1878 trat die erste Versammlung im königlichen Palais zu Brüssel zusammen, in welcher Oberst Strauch, von der belgischen Armee, zum Präsidenten der Gesellschaft „Comité d'Études du Haut Congo" erwählt und meine ersten Instructionen zum Beginn der Organisation der „Expédition du Haut Congo" aufgesetzt wurden. Bei der zweiten Berathung am 9. December wurde ich ersucht, die Pläne und Kostenanschläge für die ersten sechs Monate vorzubereiten, damit dieselben der am 2. Januar 1879 abzuhaltenden Generalversammlung der Mitglieder,

von denen manche zu der December-Berathung nicht hatten erscheinen können, vorgelegt werden könnten. In der am 2. Januar veranstalteten dritten und letzten Versammlung, zu welcher Vertreter aus Belgien, Holland, England, Frankreich und Amerika erschienen waren, wurden die Pläne genehmigt und die erforderlichen Summen bewilligt. Gegen den 23. Januar war alles, was ich in Europa persönlich vorbereiten konnte, gethan, und während der für die Expedition gecharterte Dampfer „Albion" aus Leith nach dem Mittelmeer dampfte, fuhr ich durch Frankreich nach Italien, um mich an Bord zu begeben, dann nach Sansibar zu segeln und so viel von meinen alten Kameraden wieder anzuwerben, wie Lust hatten, ihr Glück auf dem grossen Flusse nochmals mit mir zu probiren. Mittlerweile konnten die Erbauer der nöthigen Dampfer, Leichter und starken Walfischboote, die Fabrikanten der tragbaren hölzernen Häuser und aus welligem Eisen herzustellenden Vorrathsräume, die Wagenbauer und Lieferanten von Lebensmitteln die Zeit meiner Reise nach Ostafrika benutzen, um die erhaltenen Ordres auszuführen: bei Beendigung meiner Mission in Sansibar musste der gleichfalls gecharterte grössere Dampfer „Barga" am Kongo eingetroffen sein und die mitgebrachten Passagiere und das die Ladung bildende Material der Expedition gelandet haben.

Der nachstehende, vom 7. Januar 1879 aus London datirte Brief an Herrn Albert Jung, einen der Directoren der jetzigen „Afrikaansche Handels-Venootschap" — der Nachfolgerin der „Afrikaansche Handels-Vereeniging" — und damaligen Hauptagenten der grossen Holländischen Compagnie in Banana-Point am Kongo, dürfte die vorstehend kurz erwähnten Maassregeln und Zwecke noch besser veranschaulichen:

Geehrter Herr!

Wie ich höre, ist Ihnen bereits zum Theil bekannt, was von einer Anzahl von Herren aus Holland, Belgien, Frankreich, England und Amerika, welche unter dem Namen „Comité d'Études du Haut Congo" zu einer Gesellschaft zusammengetreten sind, versucht werden soll. Sie werden zweifelsohne auch erfahren haben, dass ich zum Führer der Expedition, welche demnächst unter den Auspicien des Comités nach dem Kongo aufbrechen wird, erwählt worden bin.

Ehe ich meine Bitte ausspreche, mit der ich Sie belästigen muss, gestatten Sie mir gütigst Ihnen noch deutlicher auseinanderzusetzen, was das Comité bezweckt.

In dem ungeheuern Gebiete, das der geographischen Wissenschaft als das Kongobecken bekannt ist, befindet sich ein grosses Feld, welches von dem europäischen Kaufmann noch unberührt ist, und von dem etwa drei Viertel von dem geographischen Forscher noch nicht untersucht sind. Dasselbe ist zum grössten Theile von wilden Eingeborenen bevölkert, die dem verabscheuungswürdigen Kannibalismus und dem zügellosen Morde harmloser Leute huldigen; allein es wohnen dem grossen Flusse entlang bis nach den Livingstone-Fällen hinauf auch zahlreiche freundliche Stämme, welche die Ankunft des europäischen Kaufmanns mit Freuden begrüssen und ihm mit ihren reichen Producten entgegeneilen würden, um dieselben gegen Baumwollenstoffe aus Manchester, venetianische Perlen, Messingdraht, Metall- und Messerschmiedewaaren, sowie sonstige Gegenstände zu vertauschen, welche die Afrikaner in Ihrer Nachbarschaft lieben. Ihr Charakter ist sanft und ihr Instinct treibt sie zum Handel. Bisjetzt haben die Leute jedoch keine Gelegenheit gehabt, von den commerziellen Beziehungen zu den Weissen Nutzen zu ziehen, indem die europäischen Waaren erst nach langwierigem Transport und Verlauf vieler Monate und vielleicht Jahre bei ihnen eintreffen, weil sich zwischen ihrem Gebiet und der Küste ein breiter Landstrich ausdehnt, welcher von kriegerischen Stämmen und unruhigen Eingeborenen bewohnt wird, die nicht nur alle nach dem Innern bestimmten Waaren mit einer hohen Abgabe zu belegen pflegen, sondern oft auch gewaltsame Hand an den fast vertheidigungslosen Wanderer legen. Nachdem ich auf einer im vergangenen

Jahre beendeten erfolgreichen Reise das Problem, diese freundlichen Stämme in enge commerzielle Beziehungen zu den europäischen Kaufleuten zu bringen, studirt und eine Spur gefunden habe, wie diese Idee zum Besten der vielen guten afrikanischen Freunde, die ich am obern Laufe des Flusses angetroffen habe, sowie der Kaufleute, welche wir für die Sache zu interessiren vermögen, sich verwirklichen lässt, stehe ich jetzt am Vorabende der Realisirung meiner Hoffnungen. Sie werden wissen, dass die Strasse nach den Grenzen des Babwendi-Territoriums wenige Stunden von Boma für die friedlichern Leute aus dem Innern durch die unruhigen und raubgierigen kleinen Häuptlinge, welche der Route entlang wohnen und deren Zahl Legion ist, unsicher gemacht wird. Letztere würden auch für mich ein grosses Hinderniss sein, wenn ich nicht verschiedene Wege durch die unbevölkerte Wildniss zu benutzen gedächte, nachdem ich mir durch meine im Lande angestellten Forschungen eine allgemeine Kenntniss des Innern erworben habe, die mir gestattet, von den Häuptlingen unbelästigt zu passiren; ich habe das gerechtfertigte Vertrauen, dass ich, wenn ich am Leben bleibe, eine Strasse finden werde, die gangbar, leicht und für die von den obern Regionen mit ihren Producten nach den untern Stationen kommenden Eingeborenen sicher ist. Ein solcher Weg würde uns, wie Sie begreifen werden, wesentlich helfen, den Eingeborenen die Vortheile des legitimen Handels zu bringen und das grosse Innere Afrikas mit seinen verschiedenen Erzeugnissen dem europäischen Unternehmungsgeist zu erschliessen. Es kann jedoch nicht ohne grossen Takt, ausserordentliche Geduld, viele Leiden und gewinnendes Benehmen selbst bei den freundlich gesinnten Völkern der obern Regionen geschehen. Die vielen Blutsbrüderschaften, welche ich mit den Häuptlingen dort oben geschlossen habe, werden mir jetzt zu statten kommen, aber es soll auch jede Tugend, welche zur Verwirklichung meiner Erwartungen und zur Erreichung des vom Comité ins Auge gefassten Zweckes beiträgt, gründlich geübt werden.

Sie können aus obigen Bemerkungen entnehmen, dass unser Zweck ein dreifacher ist: ein philanthropischer, ein wissenschaftlicher und ein commerzieller. Philanthropisch ist derselbe insofern, als unser Hauptziel die Erschliessung des Innern in der Weise ist, dass wir den Stämmen am obern und untern Flusslaufe die Wildheit

und den Argwohn, die sie jetzt besitzen, abgewöhnen und dieselben veranlassen, uns freiwillig wesentlich zu unterstützen. Wenn wir ihnen gezeigt haben werden, dass der Weisse in der Nähe der Küste darauf wartet, den dunklen Fremdling aus dem Innern höflich zu begrüssen, dass die Strasse von dem Innern bis zur See keine Schwierigkeiten und Hindernisse bietet, keinen Aerger und kein Leid bringt, dann ist das Problem gelöst, und es kann dem Weissen überlassen bleiben, den Verkehr durch Schaffung rascherer Verbindungen zu beschleunigen und die Zeit zu bestimmen, welche zum Reifen der von uns gesäeten Saat nothwendig ist. Jedenfalls bezweifle ich, dass eine solche mit gegenseitigem guten Willen und gegenseitigem Vertrauen hergestellte Strasse je wieder geschlossen werden wird.

Unser Zweck ist aber auch ein wissenschaftlicher, weil wir eine systematische Vermessung des Landes zwischen dem Stanley-Pool und Boma entweder am nördlichen oder am südlichen Ufer des Kongo vorzunehmen und die Lage aller wichtigen Städte und Dörfer, sowie aller hervorragenden Punkte, die für den Geographen und den Kaufmann von Interesse sind, festzustellen beabsichtigen.

Endlich sind unsere Zwecke commerzielle, weil wir den Versuch machen wollen, wie weit man sich in kaufmännische Beziehungen mit den Stämmen im Innern einlassen kann, indem man sie auffordert, ihre Producte gegen die Fabrikate der civilisirten Welt einzutauschen. Wir können auf diese Weise eine werthvolle Statistik der Eigenschaften und Mengen der afrikanischen Producte des Innern erhalten, die den zukünftigen Kaufleuten als Richtschnur dienen wird, und werden im Stande sein, den allgemeinen Charakter derjenigen, mit denen wir in Berührung kommen, zu beurtheilen.

An der Schwelle des Unternehmens begegnen wir aber der ernsten Nothwendigkeit, uns mit geigneten Leuten zu versehen, zu denen wir das Vertrauen haben dürfen, dass nicht schon der Anblick eines betrunkenen Häuptlings unsere Hoffnungen sofort zerstört und die von uns gehegten Träume, die sich nach unserer Erwartung verwirklichen werden, vernichtet.

In einer Unterredung mit den Herren Kerdyck und Pincoffs, die, wie Ihnen bekannt sein wird, an diesen unsern Plänen stark interessirt sind, wurde ich ersucht und mir gerathen, mich

an Sie zu wenden, und ich komme diesem Rathe mit um so grösserm Vertrauen nach, als ich bereits in London die Ehre und das Vergnügen einer Zusammenkunft mit Ihnen gehabt habe.

Während ich mich nach Aegypten und der ostafrikanischen Küste begebe, um dort einige wenige vertrauenswürdige Leute anzuwerben, könnten Sie mich wesentlich unterstützen, wenn Sie eine Anzahl Kruboys oder Kruneger, 75 bis 130 Mann, sammeln und sie von den Häuptlingen auf eine bestimmte Zeit miethen, unter dem Versprechen, dass entweder die Contracte später erneuert oder die Leute den Häuptlingen zurückgeschickt werden sollen, je nach der Vereinbarung, welche Sie mit diesen oder jenen treffen, und ausserdem 20 bis 30 oder 40 Kabindas zu Ihnen angemessen erscheinendem Lohne und entsprechend den Gebräuchen an der Westküste für mich engagiren.

Die Herren Kerdyck und Pincoffs haben auch von einem jungen Herrn gesprochen, der gegenwärtig in Ihrem Etablissement in Banana-Point beschäftigt ist und über welchen jene, wie ich glaube und hoffe, Ihnen wol selbst geschrieben haben werden. Wenn es entschieden ist, dass er eine Anstellung unter mir annimmt, haben Sie wol die Freundlichkeit, ihn darüber zu instruiren, was zu thun ist. Er könnte Ihnen bei der Aufsuchung der Leute, die Sie für mich engagiren, wesentliche Dienste leisten; wenn eine genügende Anzahl Kabindas in Banana nicht zu haben wäre, könnte er sich selbst nach Kabinda u. s. w. begeben und wichtige Hülfe bei der Anwerbung leisten, indem er die Leute veranlasst, die von Ihnen gebotenen Löhne anzunehmen. Bei allen Contracten, die Sie in meinem Namen abschliessen, würde es sich empfehlen, dieselben so klar und einfach wie möglich abzufassen, um spätern Misverständnissen vorzubeugen. Wenn Sie 150 Mann aller Klassen — Kabindas und andere — bis zu meiner Ankunft zusammenbringen, werden Sie mir und dem Comité einen sehr wichtigen Dienst erzeigt haben, den jenes sicherlich anerkennen wird.

Ich werde höchst wahrscheinlich gegen Anfang August, vielleicht, wenn alles gut geht, schon früher am Kongo eintreffen, wo ich Sie hoffentlich sehen und Ihnen persönlich für die Gefälligkeit danken kann, die Sie mir, wie ich erwarte, erwiesen haben werden.

Ich habe, wie ich sehr wohl einsehe, noch keineswegs dieses Thema und andere Dinge, über welche ich mich eingehender aussprechen möchte, erschöpft, allein ich weiss, dass ich mich an einen Mann von grosser Erfahrung in afrikanischen Sitten und Gebräuchen wende, der vollständig im Stande ist, den Mangel an genügenden Einzelheiten durch seinen eigenen klaren Verstand und seine grosse und ausgedehnte Kenntniss von dem, was geschehen muss, zu ersetzen.

Bis zu meiner Ankunft werden verschiedene Gegenstände an Ihre Adresse gelangen, die ich in Ihren Vorrathsräumen für mich zu lagern bitte; ebenso ersuche ich Sie auch, Herren, die in meinem Namen zu Ihnen kommen, so gastfreundlich, wie Ihre Verhältnisse es erlauben und Sie es nach Ihrer Kenntniss von deren Lage in einem fremden Lande für gut befinden, bei sich aufzunehmen. Ich hätte dies eigentlich gar nicht zu erwähnen brauchen, da ich aus eigener Erfahrung weiss, dass die Kaufleute am Kongo stets bereit sind, Gastfreundschaft zu üben. Alle Kosten irgendwelcher Art, die Sie für mich oder in meinem Interesse haben, werde ich Ihnen mit Vergnügen zurückerstatten: die gütige und gefällige Erfüllung meiner Bitten würde sich nicht belohnen lassen, obgleich dieselbe von weit höherm Werthe ist, und ich muss dem Schicksal die Gelegenheit überlassen, Ihnen meine ewige Dankbarkeit zu beweisen.

Theilen Sie, bitte, den Inhalt dieses Briefes Herrn de Bloeme mit; dagegen würde es aber gut sein, wenn Sie bis zu meiner Ankunft mit Leuten, die kein Interesse daran haben, unser Unternehmen kennen zu lernen, nicht über dasselbe sprächen.

Mit den besten Grüssen an Herrn de Bloeme verbleibe ich, geehrter Herr,

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley.

VIERTES KAPITEL.

DIE INTERNATIONALE AFRIKANISCHE ASSOCIATION.

Gründung der Association. — Rücktritt der englischen Mitglieder. — General Sanford's Schilderung der Association. — Meine ersten Beziehungen zu derselben. — Meine Instructionen für Herrn Cambier. — Karema, eine blühende Station. — Meine Instructionen für Kapitän Popelin. — Vorschläge für die Organisation einer Expedition. — Abreise von Sansibar. — Abfahrt des Dampfers „Albion" nach dem Kongo.

Die Gründung der Internationalen Afrikanischen Association fand statt, als ich noch im Herzen des äquatorialen Afrika war. Ich bin deshalb gezwungen, auf die gedruckten Berichte über die Gründung Bezug zu nehmen, und citire aus den Verhandlungen der Londoner Königlichen Geographischen Gesellschaft vom Juli 1877 das Folgende:

Der neue Impuls zur Afrikaforschung wurde in der am 12., 13. und 14. September 1876 in Brüssel abgehaltenen Conferenz gegeben, zu welcher Se. Maj. der König der Belgier eine Anzahl der hervorragendsten Geographen der wichtigsten europäischen Länder eingeladen hatte. Es waren auf der Conferenz Vertreter Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Belgiens, Frankreichs, Grossbritanniens, Italiens und Russlands anwesend, und es wurde als Resultat ihrer Berathungen beschlossen, eine Internationale Commission mit dem Sitz in Brüssel zur Erforschung und Civilisirung von Centralafrika zu bilden, sowie, dass jede Nation, welche zur Mitwirkung geneigt sei, nationale Comités erwählen möchte, welche jährliche Beiträge für den gemeinsamen Zweck sammeln und Dele-

girte zur Internationalen Commission schicken sollten, um auf diese Weise die Ausführung der Beschlüsse der letztern zu erleichtern.

Belgien war das erste Land, welches ein Nationalcomité ernannte, dessen Mitglieder am 6. November 1876 unter Vorsitz des Königs zusammentraten. In dieser Versammlung wurden die Statuten formulirt und angenommen, welche im Eingange auseinandersetzen, dass das Comité gebildet worden sei, um innerhalb der Grenzen Belgiens das Programm der internationalen Conferenz — welches als „die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Erforschung Afrikas" bezeichnet wird — zur Ausführung zu bringen. Das Comité wandte sich mit einem Aufrufe zu Beiträgen an die Bewohner Belgiens und erzielte damit beträchtliche Erfolge.

Als man in England die Organisation eines ähnlichen Comités discutirte, befürchtete man Schwierigkeiten, und hielt es deshalb für wünschenswerth, dass eine solche Commission, welche freundschaftlichen schriftlichen Verkehr mit dem belgischen und den übrigen Comités unterhalten sollte, sich nicht durch Verpflichtungen internationaler Art binde oder sich mit andern als geographischen Zwecken beschäftige. Infolge dieses Beschlusses wurden keine Delegirten zur Internationalen Commission in Brüssel ernannt.

Deutschland bildete auf Grund der Beschlüsse der internationalen Conferenz in Brüssel ein Nationalcomité in Berlin, das am 18. December 1876 die Gründung der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft beschloss, welche dieselben Zwecke verfolgt wie die Internationale Commission, nämlich 1) die wissenschaftliche Erforschung der unbekannten Regionen Centralafrikas; 2) die Erschliessung des centralen Afrika für Civilisation und Handel; und 3) die Aufhebung des Sklavenhandels. Die Geschäfte der Gesellschaft werden von einem Vorstand besorgt, dessen Präsident Prinz Heinrich VII. Reuss, dessen Schriftführer Dr. Georg von Bunsen ist, und dem als Mitglieder ferner noch die Herren Dr. Nachtigal, Delbrück, Dr. A. Bastian, Dr. Herzog, Baron von Richthofen, Dr. Roth und Dr. W. Siemens angehören. Die Gesellschaft unterhält Beziehungen zur Internationalen Association in Brüssel und hat die Herren Dr. Bastian, Dr. G. von Bunsen und Baron von Richthofen zu Delegirten für Deutschland erwählt.

Die Gesellschaft soll aus Gründern und Mitgliedern bestehen; erstere sind diejenigen, welche derselben ein Geschenk von 300 Mark überweisen, während Mitglieder alle die sind, welche einen jährlichen Beitrag von 5 Mark und mehr leisten; alle Corporationen, Kammern und wissenschaftlichen Gesellschaften sind in ihrer Eigenschaft als Corporation als Mitglieder zulässig, wenn sie einen entsprechenden jährlichen Beitrag zahlen.

Was die Verwendung der von der Gesellschaft angesammelten Fonds betrifft, so ist beschlossen worden, dass nur ein Theil des jährlichen Einkommens an die Internationale Commission abgeführt werden soll, während der grössere Theil für deutsche Entdeckungs- und Forschungsreisen in Afrika reservirt wird. Wie bei der belgischen Commission wird der Hauptzweck des deutschen Unternehmens die Gründung von Stationen im Innern Afrikas sein, die theils als Basis für die Operationen der Reisenden dienen, theils die Mittelpunkte für die Ausbreitung der Civilisation und des Handels bilden sollen.

Auf die Einladung des Königs der Belgier trat die Internationale Commission der Afrikanischen Association am 20. und 21. Juni dieses Jahres in Brüssel unter dem Vorsitze Sr. Majestät zusammen. Es waren Delegirte aller Nationen, welche auf der im September 1876 abgehaltenen Conferenz vertreten gewesen waren, erschienen, mit Ausnahme von Grossbritannien und von Russland, dessen Nationalcomité die Abwesenheit seiner Vertreter damit entschuldigte, dass es mit den ihm von der eigenen Regierung übertragenen Arbeiten zu stark beschäftigt sei. Zum ersten mal waren auch Delegirte der Niederlande gekommen. Während der beiden Tage wurden verschiedene Detailfragen eingehend erörtert, unter anderm wurde die Wahl der Flagge für die Association getroffen und die Frage einer Reduction des Ueberfahrtspreises der verschiedenen Dampfschiffahrts- und Handelsgesellschaften, die in Verbindung mit afrikanischen Küstenplätzen stehen, zu Gunsten der Mitglieder von Expeditionen besprochen. Bezüglich des letztern Gegenstandes kündigte der italienische Delegirte Signor Adamoli an, die italienische Regierung habe in ihren Contracten mit den Schiffahrtsgesellschaften die Anordnung getroffen, dass allen Mitgliedern wissenschaftlicher Expeditionen eine Herabsetzung des Passagepreises bewilligt wird. Ferner bemerkte Herr Versteeg, einer der niederländischen Delegirten,

dass die Directoren der „Afrikaansche Handels-Vereeniging“ in Rotterdam sich bereit erklärt hätten, das für die verschiedenen Expeditionen bestimmte Gepäck kostenfrei zu befördern und die Mitglieder der Expedition in ihren Factoreien gastfrei aufzunehmen.

Dann wurde vom Schriftführer der Bericht über die finanzielle Lage der Association verlesen, aus welchem hervorging, dass das belgische Nationalcomité der Centralcommission bereits 287000 Francs an Geschenken und 44000 Francs an jährlichen Beiträgen überwiesen habe, welche Beträge das Comité im laufenden Jahre noch um 11000 resp. 58000 Francs zu erhöhen versprochen hatte. Die Geschenke und ein Theil der Jahresbeiträge sollen zinstragend angelegt und nur die Zinsen zu Zwecken der Association verwendet werden; auf diese Weise wird das Executivcomité nach der Berechnung des Schatzmeisters für das Jahr 1877 73000 Francs zur Verfügung haben. Es wurde deshalb der sofortige Beginn der Operationen beschlossen, und zwar sollen eine Expedition über Sansibar nach dem Tanganjika-See, um entweder am See selbst oder an bestimmten Punkten jenseit desselben Stationen anzulegen, und ferner Reisende ausgeschickt werden, welche diese Stationen zu Ausgangspunkten ihrer Forschungen machen werden. Der Entwurf der detaillirten Instructionen wird dem Executivcomité überlassen, welches mit der Leitung der Operationen der Association beauftragt ist.

Nationalcomités, welche mit der belgischen Internationalen Commission cooperiren, sind ferner noch in folgenden Ländern gegründet worden:

Frankreich	Präsident	Graf de Lesseps;
Oesterreich-Ungarn	„	Kronprinz Rudolf;
Italien	„	Herzog von Piemont;
Spanien	„	Se. Maj. König Alfonso;
Schweiz	„	Bouchier de Beaumont;
Russland	„	Grossfürst Constantin;
Holland	„	Prinz von Oranien;
Portugal	„	Herzog von San Januario.

Das österreichisch-ungarische Comité hat einen ersten Beitrag zu den Fonds der brüsseler Commission in Höhe von 5000 Francs eingesandt.

Da die Engländer aus Besorgniss, durch Verpflichtungen internationalen Charakters sich zu binden, von der Association zurückgetreten waren, wurden die Vereinigten Staaten zur Theilnahme an der weitverbreiteten geographischen Unternehmung eingeladen, worauf in Newyork eine Zweiggesellschaft mit Richter Daly als Präsident gegründet wurde, dem später Herr Latrobe aus Baltimore, einer der Gründer von Liberia, im Amte folgte. General H. S. Sanford aus Florida, welcher die Stelle von Sir Bartle Frere als Vertreter der englischsprechenden Völker einnahm, äussert sich in einem vom 24. März 1884 datirten Briefe an den Senator Morgan über die Internationale Association in folgender Weise:

Geehrter Herr!

In Beantwortung Ihrer Bitte um genauere Information über den Ursprung und die Zwecke der Internationalen Afrikanischen Association habe ich die Ehre Ihnen mitzutheilen, dass dieselbe ihre Entstehung dem König der Belgier verdankt, welcher im September des Jahres 1876 eine Conferenz hervorragender Afrikareisender verschiedener Nationalität nach seinem Palast in Brüssel berief, um über die besten Maassregeln zur Erschliessung des äquatorialen Afrika für die Civilisation zu berathen. Das Resultat dieser Conferenz, welche die Anlage von Stationen empfahl und eine permanente Centralorganisation mit Zweiginstituten in andern Ländern ins Leben rief, war die Berufung einer Commission oder eines Congresses, der im Juni 1877 im Palais zu Brüssel zusammentrat und zu dem Delegirte aus Oesterreich, Belgien, Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, der Schweiz, Spanien und den Vereinigten Staaten erschienen waren. Es wurde ein Executivcomité, bestehend aus je einem Vertreter der englischsprechenden, der deutschen und der lateinischen Rassen, und zwar den Herren Henry S. Sanford aus Florida, Dr. Nachtigal, dem berühmten Afrikaforscher aus Berlin, und de Quatrefages vom Institut de France in Paris, unter Vorsitz des Königs gewählt und die Maassregeln zur praktischen Ausführung der Zwecke der Association berathen und beschlossen.

Dieselben bestehen in der Organisation von Zweigcomités in den verschiedenen Staaten Europas und in Amerika, welche dazu dienen sollen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Unternehmen zu lenken und unter der Flagge der Association, für welche ein blaues Feld mit goldenem Stern gewählt wurde, „gastfreundliche und wissenschaftliche Stationen" zu gründen. Auch wurde beschlossen, mit der Anlage der Stationen an der Ostküste, in Sansibar, zu beginnen und dieselben quer über den Continent nach den Seen fortzusetzen.

Ein Auszug aus den Verhandlungen, welche besagen, was diese Stationen sein sollen, die eine Postenkette von Ocean zu Ocean zu bilden bestimmt sind, kennzeichnet am besten die Zwecke der Association.

„Was die Stationen sein sollen. Das Executivcomité erhält von der Internationalen Association vollständige Freiheit des Handelns bei Ausführung der allgemeinen Bestimmungen zur Gründung von wissenschaftlichen und gastfreien Stationen. Das Personal einer Station soll aus einem Chef und einer gewissen Anzahl Beamten bestehen, die von dem Executivcomité ausgewählt oder bestätigt werden. Die erste Sorge des Chefs der Station sollte sein, eine geeignete Wohnung herzustellen und die Hülfsquellen des Landes zu verwerthen, damit die Station sich selbst unterhalten kann.

„Die wissenschaftliche Aufgabe einer Station besteht, soweit dies ausführbar ist, in astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, der Anlage von geologischen, botanischen und zoologischen Sammlungen, dem Zeichnen von Karten der Umgebungen, der Herstellung eines Wörterbuches und einer Grammatik der Landessprache, in ethnologischen Forschungen, der Uebermittelung von Berichten eingeborener Reisender über die Länder, welche sie passirt haben, und Führung eines Tagebuchs über alle erwähnenswerthen Vorfälle und Beobachtungen.

„Die gastfreundliche Mission der Station wird sein, alle Reisenden, welche der Chef für würdig hält, aufzunehmen, sie gegen Zahlung der ortsüblichen Preise mit Instrumenten, Waaren und Proviant, sowie Führern und Dolmetschern zu versehen, ihnen Mittheilung über die besten Routen, die sie einschlagen sollen, zu machen und ihre Correspondenz weiter zu befördern. Auch ist es die Pflicht der Station, für eine möglichst

rasche und regelmässige Verbindung von Posten zu Posten zwischen der Küste und dem Innern zu sorgen.

„Einer der weitern Zwecke der Stationen wird die Unterdrückung des Sklavenhandels durch ihren civilisirenden Einfluss sein."

Das Resultat dieser Bewegung ist die Eröffnung einer, wie man sagen kann, Hochstrasse von Sansibar nach dem Tanganjika-See mit Hülfe von Kapitalien, die zum grössten Theile von den Belgiern beigesteuert worden sind; die letzte der Stationen befindet sich in Karema, an jenem See, zwei andere dazwischenliegende sind von der französischen resp. der deutschen Abtheilung der Association gegründet worden.

Nachdem Stanley im Jahre 1877 den Obern Kongo entdeckt hat, ist im Jahre darauf eine Unterabtheilung der Internationalen Association für die specielle Arbeit am Kongo unter dem Namen des „Comité d'Études du Haut Congo", aber unter der Flagge der Association gebildet, und es sind derselben von einigen philanthropischen Freunden der letztern eigene Geldmittel überwiesen worden. Dieses Werk, das der König der Belgier unter seinen besondern persönlichen und finanziellen Schutz genommen, hat sich zu ganz ausserordentlichen Dimensionen entwickelt und zum praktischen Resultat die Eröffnung dieser ungeheuern, stark bevölkerten und fruchtbaren Region für die Einflüsse der Civilisation und den Welthandel, sowie die Gewissheit, den Sklavenhandel überall, wo die Flagge der Association weht, zu unterdrücken. Die einzige wirkliche Schwierigkeit bei diesem wunderbaren Unternehmen besteht darin, dass die Flagge von den Mächten nicht anerkannt ist, was zu Misverständnissen und Misbräuchen Veranlassung geben kann, da die die Flagge führenden Leute möglicherweise durch Personen, welche Sklavenhandel betreiben oder andere selbstsüchtige Zwecke verfolgen, in ihrer menschenfreundlichen Arbeit gehindert werden.

Ich habe die Ehre mit vorzüglichster Hochachtung zu zeichnen als

Ihr ergebener

H. S. Sanford,
Mitglied des Executivcomités der Internationalen Afrikanischen Association.

Es war mir wohl bekannt, dass Se. Maj. König Leopold II. der Gründer und der Präsident der Internationalen Afrikanischen Association und ebenso der Gründer der „Comité d'Études du Haut Congo" genannten Gesellschaft war, welche später als Internationale Kongogesellschaft bezeichnet wurde, und dass beide Gesellschaften denselben Schriftführer und dasselbe Bureau hatten, doch wurden beide getrennt gehalten und auch die Mittel und Beiträge getrennt verwaltet. Im Vorstand der Internationalen Association befand sich kein Brite, dagegen gehörten dem Comité d'Études du Haut Congo zwei wegen ihres Unternehmungsgeistes und Wohlwollens in kaufmännischen Kreisen wohlbekannte Engländer an, und es würden demselben zweifelsohne noch weit mehr beigetreten sein, wenn nicht in Verbindung mit der Aenderung des Namens der „Afrikaansche Handels-Vereeniging" in Rotterdam in den der „Afrikaansche Handels-Venootschap" ein unliebsamer Vorfall passirt wäre, für welchen das Comité d'Études du Haut Congo jedoch nicht verantwortlich war.

Mit der Internationalen Afrikanischen Association trat ich zuerst in Beziehungen, als ich von derselben, gerade als ich nach Aegypten abreisen wollte, um mich auf dem „Albion" einzuschiffen, ein kurzes Schreiben erhielt, in welchem ich ersucht wurde, über die erste Expedition der Association, die sich irgendwo im Lande dess Königs Mirambo in Unjamwesi in Noth befinden sollte, Erkundigungen einzuziehen. Wenn das Gerücht sich bewahrheitete, wurde ich autorisirt, alle erforderlichen Maassregeln zur Rettung der Reisenden zu ergreifen.

Im December 1877 war ich bei meiner Rückkehr von Westafrika um das Cap den Führern der ersten internationalen Expedition in Sansibar begegnet: bald nach meiner

Ankunft in Europa hörte ich jedoch, dass zwei der Reisenden das Opfer der Hitze und der Unvorsichtigkeiten geworden seien, welche unerfahrene Leute in tropischen Gegenden gewöhnlich unabsichtlich begehen. Der Befehl der Expedition war dann auf Lieutenant Cambier übergegangen, der die Expedition glücklich in das Land Unjanjembe gebracht hatte, aber infolge von Verpflichtungen verwickelter Natur gegen einen Herrn Broyon, einen damals an der ostafrikanischen Küste sehr bekannten schweizer Handelsreisenden, auf irgendeine Weise mit Mirambo in Schwierigkeiten gerathen war.

Der „Albion" traf zur richtigen Zeit in Sansibar ein, wo es mir mit vielen Mühen gelang, den genauen Sachverhalt festzustellen, und ich Boten engagirte, um Lieutenant Cambier das folgende Instructionsschreiben zu überbringen:

Sansibar, Ostküste Afrikas.

Herrn Cambier, Befehlshaber der Expedition
der Internationalen Association.

Geehrter Herr!

Ich bin von Sr. Maj. dem König der Belgier und Herrn Oberst Strauch, dem Generalsecretär der Association, ersucht worden, bei meinem Besuche in Sansibar Ihnen meinen besten Rath zu ertheilen und erforderlichenfalls Ihnen und Ihren Kameraden in Afrika Hülfe zu leisten. Ich schreibe daher Gegenwärtiges in der Absicht, Ihnen mit meinem Rathe beizustehen, damit Sie aus den Schwierigkeiten gelangen, in denen Sie sich, nach Ihren und den Briefen von Dr. Dutrieux zu urtheilen, augenblicklich befinden.

Soweit ich verstehe, sind die Schwierigkeiten, mit denen Sie zu kämpfen haben, in kurzem folgende:

Sie besuchten Mirambo, den König von Urambo, Unjamwesi, und wurden dessen Freund und „Blutsbruder". Dann begegneten Sie Herrn Broyon, der mit der Karavane der Londoner Missionsgesellschaft nach Udjidji vordrang. Sie hatten 40 Trag-

lasten in Urambo gelassen; als Sie jedoch bemerkten, wie Mirambo mehr als 300 Waarenlasten der Karavane des Herrn Broyon beschlagnahmte, hielten Sie es für gefährlich, Ihr Leben zum zweiten mal den Händen Mirambo's anzuvertrauen, und flohen demgemäss mit Herrn Broyon nach Unjanjembe; gegenwärtig befinden Sie sich in Tabora, mit der Aussicht auf einen gemeinsamen Kampf mit den Arabern gegen Mirambo.

Es ist zu bedauern, dass Sie Mirambo besucht haben, nicht weil er jederzeit die Ihnen geschworene Treue brechen könnte, sondern weil die Zwecke der Internationalen Gesellschaft nicht in jener Richtung liegen und auf einer südlichern Route weit besser hätten gefördert werden können. Sie tragen hieran jedoch keine Schuld, da Sie, wie ich höre, vom Baron Grendal den Befehl erhielten, genau so zu verfahren, wie Sie es gethan haben. Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen die Zwecke der Internationalen Gesellschaft kurz darlegen. Dieselbe wünscht zwischen Njangwe und der Ostküste dem sichersten und leichtesten Wege entlang, der zwischen Bagamojo und Masikamba am Tanganjika-See, sowie zwischen Mompara's Gebiet am Wege zwischen dem Tanganjika und Njangwe aufzufinden ist, Stationen anzulegen. Da die Association eine höchst friedfertige und menschenfreundliche Gesellschaft ist, können die Stationen von ihren Beamten und Agenten nicht in so exponirten Gegenden, wie die Districte in der Nachbarschaft von Unjanjembe, dem nördlichen und centralen Unjamwesi, sondern nur in Bezirken gegründet werden, die so weit wie möglich von etwaigen Kriegszügen, Besuchen der Ruga-Ruga, und Invasionen barbarischer und mächtiger Häuptlinge, wie Mirambo und Njungu, entfernt liegen. Desgleichen würde es unklug sein, in der unmittelbaren Nähe mächtiger arabischer Niederlassungen, wie Tabora und Udjidji, Stationen anzulegen, weil die locale Politik, die Sitten und Gebräuche, das Leben und die Privilegien der Araber auf diesen Niederlassungen mit den Zielen einer friedlichen Gesellschaft wie die Internationale Association im Widerspruch stehen und eine allzu grosse Vertraulichkeit mit den arabischen Sklavenhändlern die Agenten und Offiziere der Gesellschaft in Angelegenheiten verwickeln würde, die sie nichts angehen.

Wenn die Internationale Gesellschaft in ehrenvoller und friedlicher Weise unter den gutherzigen Eingeborenen Fuss gefasst und

eine ziemlich sichere Route zwischen Masikamba und der Ostküste hergestellt haben wird, ist einer ihrer Hauptzwecke erreicht, der deshalb zuerst verfolgt werden sollte, ehe man andere Schritte unternimmt. Bei Erwägung Ihrer Lage bemerke ich, dass Sie Gelegenheit haben, der Internationalen Gesellschaft diesen grossen Erfolg zu sichern; wäre ich an Ihrer Stelle und besässe ich die Ihnen zu Gebote stehenden Vortheile, so würde derselbe mein erstes Bestreben sein. Sie haben reichlich Leute und genügende Mittel, um den Versuch zur Erreichung dieses wichtigen Zieles zu unternehmen. Im Jahre 1871, als die Verhältnisse noch viel verzweifelter waren als jetzt, habe ich Udjidji mit 20 Sansibarern und einigen Dutzend eingeborenen Trägern verlassen, und es ist mir trotz der Banditen Mirambo's und der Feindseligkeiten der Araber gelungen, Dr. Livingstone aufzufinden.

Herr Dutalis, welcher binnen kurzem mit der zweiten Expedition aufbrechen soll, wird Ihnen meine Beglaubigung überbringen; das rege Interesse, welches ich an dem Erfolge der internationalen Operationen nehme, sind meine Entschuldigung dafür, dass ich Ihnen meinen Rath aufdränge.

60 bewaffnete Lastträger und 20 gewöhnliche Pagasi genügen für das Unternehmen, welches ich Ihnen angedeutet habe. Ich nehme an, dass Sie 80 Lasten besitzen, bestehend aus 40 Ballen gemischter Zeugwaaren, grösstentheils Merikani und Kaniki, und 40 Lasten Perlen, und zwar:

12	Säcke	Sam-sam,
10	„	blaue Mutunda,
12	„	Kauriemuscheln,
2	„	weisse (Merikani) Perlen,
2	„	braune (Kadunduguru),
1	Sack	blaue kleine (Lungia),
1	„	blassrothe kleine (Lungia).
Zusammen	40	Säcke.

Wenn Sie keine so grosse Quantitäten von diesen Waaren haben, werden Sie dieselben leicht in Unjanjembe erhalten können, und wenn Sie nicht so viel Leute besitzen, wie oben angenommen, müssten Sie dieselben ebenfalls dort engagiren. Die Waaren, welche Sie zur Vorausbezahlung der Träger brauchen,

sollten Sie nicht Ihrem Reisevorrath entnehmen, sondern zu diesem Zwecke von den Arabern in Unjanjembe kaufen.

Ihre übrigen Lasten sollten die folgenden sein:

Zelt	1 Last
Kochutensilien	1 „
Betten	1 „
Munition	14 Lasten
Diverses	6 „
Zusammen	23 Lasten,

sodass Sie insgesammt also haben:

Zeugwaaren	40 Lasten
Perlen	40 „
Diverses	23 „
Zusammen	103 Lasten.

Diese Vorräthe an Material würden genügen, um Sie und Ihre Expedition in Masikamba am Tanganjika-See drei Jahre zu erhalten, ohne dass Sie sich oder Ihren Leuten das zum Leben Nothwendige oder die Producte des centralen Afrika, welche für einen comfortabeln Aufenthalt erforderlich sind, entziehen.

Ich würde Ihnen rathen, sofort mit der Organisation einer solchen Expedition zu beginnen, die nicht so leicht aufgelöst und von dem ebenen Pfade der Pflicht abgeleitet werden kann. Sie sollten Herrn Dutrieux in Tabora zurücklassen, wo derselbe nach Ihrem Abmarsche eine andere Expedition bilden könnte, die irgendwo östlich von Ihnen Stellung nimmt; ausserdem glaube ich, dass, je weniger Weisse Sie bei sich haben, dies desto besser für die Interessen der Internationalen Gesellschaft ist. Sie brauchen für diese Aufgabe keinen Gefährten und keine Hülfe; Sie werden schneller vorwärts kommen, und Ihre Leute werden lieber unter dem Befehl eines Mannes, als dem zweier Weisser stehen: ausserdem haben Sie auch einfach nur eine vor den andern befindliche Station zu besetzen und dort zu warten, bis Sie von Oberst Strauch weitere Ordres erhalten. Vor dem Abmarsche sollten Sie als Chef Herrn Dutrieux befehlen, eine Truppe von 60 Mann zu sammeln und in Bereitschaft zu halten, bis er weitere Befehle aus Brüssel oder von jemand in Sansibar, der befugt ist, ihm Instructionen zu ertheilen, bekommt: auch müssten Sie vor Ihrer Abreise darauf achten, dass Herr Dutrieux im Besitze hat:

30 Ballen Stoffe,
10 Säcke Sam-sam-Perlen,
2 „ Mutunda-Perlen,
2 „ Merikani-Perlen,
2 „ Kadunduguru-Perlen,
1 Sack blassrothe kleine Perlen,
1 „ blaue Perlen.

Sie müssten ihn ferner instruiren, dass dies eine Reserve ist für etwaigen plötzlichen Bedarf für irgendeine andere Expedition, oder als Vorrath für ihn selbst dienen soll, wenn er seine Ordres aus Brüssel erhalten hat. Diese Reserve darf er nicht angreifen, vielmehr muss er die für seinen und den Lebensunterhalt seiner Leute nöthigen Waaren einem besondern, zu diesem Zwecke anzuschaffenden Vorrath entnehmen. Auch müsste Herr Dutrieux während seines Aufenthalts in Unjanjembe sich jeglicher Einmischung in locale Politik enthalten und einen freundschaftlichen Verkehr sowol mit den Arabern, als mit den Eingeborenen pflegen.

Beifolgend erhalten Sie eine kleine Karte von einer vorzüglichen Route von Tabora nach Ihrer Station Masikamba am Tanganjika. Masikamba liegt etwa eine Monatsreise von Tabora entfernt; wie ich glaube, haben sich dort bereits drei Araber niedergelassen. Der Name des Dorfes ist, glaube ich, Karema, dessen Häuptling Masikamba ist. Ich würde Ihnen rathen, die Expedition, wie ich vorgeschlagen habe, zu organisiren und auszurüsten und innerhalb zehn Tagen nach Empfang dieses Schreibens aufzubrechen.

Nach der Ankunft in Masikamba sollten Sie sich bemühen, leihweise ein Canoe zu erhalten, dasselbe mit 10 oder 15 Eingeborenen bemannen und nach Udjidji fahren, wo Sie von Muni-Kheri oder Sultan Ben-Kassim ein grosses Canoe kaufen könnten. Ein gutes Fahrzeug würden Sie für 200 Dollars erhalten, die Sie entweder in Waaren oder mittels einer Anweisung für diesen Betrag auf Herrn Grefulhe bezahlen können. Alsdann sollten Sie Wadjidji-Matrosen miethen, die das Canoe in Ihrer Begleitung nach Masikamba bringen. Durch das Canoe werden Sie sich unabhängig von den Arabern und Eingeborenen machen und zugleich die Mittel erlangen, nach Eintreffen der Ablösung und des Befehls, westwärts vorzudringen, nach dem Gebiete Mompara's am westlichen Ufer des Sees hinüberzusetzen.

Wie gern Sie aber auch rasch die interessanten Länder westlich vom Tanganjika erforschen möchten, so würde es doch unklug sein, Masikamba vor Ankunft Ihres Nachfolgers zu verlassen, und ich empfehle Ihnen deshalb auf das dringendste, die Station nicht vorher aufzugeben. Vielleicht wird, wenn Sie den Befehl zur Fortsetzung des Marsches nach Westen erhalten, Herr Dutrieux mit seiner Karavane schon angelangt sein, sodass Sie nach Bambarre in Manjema marschiren können, während jener den Befehl von Masikamba übernimmt und die Aufgabe erhält, Sie und Ihre Expedition nach Mompara oder Uguha zu bringen. Wenn Sie dann in Bambarre eine Station angelegt haben, wird Herr Dutrieux nach einigen Wochen vom Kapitän Popelin oder Herrn Dutalis abgelöst werden, damit er Ihren Platz einnimmt und Sie nach Njangwe vordringen können. Bei einem solchen Verfahren wird die Internationale Gesellschaft sich folgende guten Stationen sichern:

Njangwe unter Ihrem Befehl;
Bambarre unter dem Befehl von Herrn Dutrieux;
Masikamba „ „ „ „ „ Dutalis;
Manjara „ „ „ „ „ Kapt. Lamborel oder Popelin;
Djiwe-la-Singa unter dem Befehl eines französischen Offiziers;
Mpuapua oder eine andere Station unter dem Befehl eines Deutschen.

Die Internationale Gesellschaft wird auf diese Weise zwischen Njangwe und Sansibar eine sichere und friedliche Verbindung hergestellt haben, die von Mirambo, Njungu oder andern barbarischen Häuptlingen nicht gestört werden kann; damit ist das Werk der Forschung und Philanthropie als begonnen zu bezeichnen, und es wird ohne Furcht vor Unglücksfällen, soweit sie nicht etwa durch Krankheit veranlasst werden, fortgesetzt werden können.

Dieser schriftliche Rath bezieht sich, wie Sie bemerken werden, nur auf die Organisation und die Bestimmung Ihrer Expedition und ist auf den besondern Wunsch Sr. Maj. des Königs und des Herrn Oberst Strauch ertheilt. Ich werde Herrn Dutalis, der mit mir nach Sansibar gekommen ist, bitten, Ihnen ausführlicher über meine Beglaubigung und weniger wichtige Angelegenheiten, die für Sie von Interesse sein könnten, zu berichten.

Eine Abschrift dieses Briefes sende ich an Herrn Oberst Strauch in Brüssel, der den gesammten Inhalt bestätigen und unterschreiben wird; mittlerweile werden Sie aber hoffentlich einsehen, dass es klug und weise sein würde, dem gegebenen Rathe sofort Folge zu leisten.

Ich habe noch hinzuzufügen, dass ich Ihnen den allerbesten Erfolg bei Ihrem Unternehmen wünsche, und Ihnen die Versicherung zu geben, dass Sie an dem Tage, an welchem Sie die Flagge der Internationalen Gesellschaft in Masikamba's District am Tanganjika-See aufpflanzen, einen glänzenden Erfolg für unsere humane und menschenfreundliche Gesellschaft errungen haben, sowie dass Ihre tapfern Dienste ehrenvolle Anerkennung verdienen und erhalten werden.

Ich habe die Ehre zu zeichnen als

Ihr gehorsamster Diener

Henry M. Stanley.

Es wird dem Leser von Interesse sein zu erfahren, dass Lieutenant Cambier diesen Brief richtig erhalten hat und auch am Tanganjika in der Nähe des von mir angedeuteten Platzes eingetroffen ist: wenn die Station auch nicht genau an der Stelle angelegt wurde, welche nach meiner Meinung gewählt werden sollte, so melden doch alle Berichte der Chefs, welche nacheinander derselben vorgestanden haben, dass Karema sich in einer höchst prosperirenden Lage befinde. Die Station hat eine in Zeiten der Noth auf Zuflucht hoffende grosse Bevölkerung in ihre Nähe gezogen, welche den Commandanten als Schiedsrichter und Friedensstifter in allen Angelegenheiten betrachtet, die ohne ihn nur durch Blutvergiessen und Raub geschlichtet werden konnten.

Die zweite internationale Expedition, welche unter dem Befehl von Kapitän Popelin von Sansibar aufbrach, ist ebenfalls während meines Aufenthalts daselbst von mir organisirt worden, während ich auf verschiedenen Excursionen auf dem Wami, dem Rufidji bis zu den Fällen hinauf, nach der

Insel Mafia und dem Hafen von Dar-es-Salaam auch Lieutenant Dutalis in die bei derartigen Reisen zu befolgende Lebensweise eingeführt habe.

Auch die nachstehenden Briefe und Instructionen für Kapitän Popelin, den Führer der zweiten Expedition, dürften vielleicht etwaigen Forschungsreisenden, welche von der Ostküste aufzubrechen beabsichtigen, von einigem Nutzen sein:.

Sansibar, 16. Mai 1879.

Geehrter Herr!

Da Sie längern Aufenthalt gehabt haben, als ursprünglich erwartet wurde, kann ich nicht mehr auf Sie warten, indem ich selbst wichtige und dringende Geschäfte zu erledigen habe; um Ihnen aber, wie es der Generalsecretär der Gesellschaft wünscht, nach meinen besten Kräften behülflich zu sein, ertheile ich Ihnen in beifolgenden „Vorschlägen" einige schriftliche Rathschläge, die, wenn Sie sie beachten, nicht ermangeln dürften, zum Erfolge Ihrer Expedition beizutragen.

Ausser dem Inhalt der „Vorschläge" habe ich Ihnen noch mitzutheilen, dass Herr Grefulhe die in der beiliegenden Liste erwähnten Stoffe, Perlen und Messingdraht ankaufen und dafür sorgen wird, dass dieselben afrikanischer Sitte gemäss gepackt und mit Stricken befestigt werden. Sollte Herr Grefulhe jedoch keine Neigung dazu haben oder verhindert sein, so wird ein dem amerikanischen Consul bekannter Hindi, Namens Djetta Wali, dieses Geschäft zu Ihrer Befriedigung besorgen.

Herr Grefulhe kann auch Ihre 30 Wangwana, sowie zwei oder drei Burschen anwerben, Contracte mit denselben abschliessen und ihnen Vorschuss geben.

Insbesondere muss ich Ihnen empfehlen, Herrn Dutalis nach Bagamojo zu senden, damit er mit dem Hindi Saiwa sobald wie möglich ein Abkommen bezüglich der (100) Wanjamwesi und eines Hauses für dieselben trifft; derselbe sollte einen Jungen, einen Koch, einen Kochgehülfen und zwei oder drei mit Büchsen bewaffnete Wangwana nach Bagamojo mitnehmen, um alles für Ihren Empfang und den Ihrer Gefährten, der Wangwana und der Vorräthe vorzubereiten.

Es müssten auch drei gute Esel im Preise von 50—80 Dollars nebst Sätteln und Ausrüstung für die Europäer angeschafft und mit Herrn Dutalis nach Bagamojo geschickt werden.

Falls Sie bis zum 30. Mai eintreffen, sollte Ihnen eine Woche genügen, um sich in Sansibar umzusehen; dann müssten Sie Herrn Grefulhe den Auftrag geben, mit dem Anwerben der Wangwana und dem Ankauf der Vorräthe zu beginnen. In drei Wochen würden alle Vorbereitungen in Sansibar beendigt sein, sodass Sie etwa am 24. Juni nach Bagamojo segeln könnten. In Bagamojo sollten Sie Ihre Pagasi mustern, jedem seine Last anweisen und sofort weitere Träger engagiren, falls Sie mehr Gepäck haben, als in der Liste angegeben ist. Pater Oscar in Bagamojo wird Ihnen mit seiner ausgedehnten Erfahrung zur Seite stehen und Ihnen gern Rath ertheilen, wenn Sie dies wünschen.

Gegen den 10. Juli sollten Sie in der Lage sein, von Bagamojo nach Schamba Gonera, Ihrem ersten Halteplatze oder Lager, aufzubrechen.

Lassen Sie sich nach der Ankunft in Tschunju, dem nächsten Lagerplatze hinter Mpuapua, nicht verleiten, die südliche Route durch Ugogo zu wählen, sondern marschiren Sie direct durch Marenga-Mkali, von morgens 4 bis abends 8 Uhr, unterwegs von $10^1/_2$ Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags halt machend. Ihre Halteplätze in Ugogo würden sein

1) Tschikombo;
2) Itumbi;
3) Lihumwa;
4) Dudoma;
5) Mwitikira;
6) Singeh;
7) Lager in der Wildniss;
8) Kitalalo;
9) Mukondokwa.

In der Nähe von Djiwe-la-Singa wenden Sie sich direct westlich nach Ugundu, die Strasse nach Unjanjembe zu Ihrer Rechten lassend. Dort lohnen Sie Ihre Träger ab und begeben sich mit einigen wenigen Wangwana allein nach Unjanjembe, um dort andere Pagasi, entweder Wangwana oder Wanjamwesi, nach dem Tanganjika anzuwerben.

Nachdem Sie diese in Unjanjembe erhalten haben, marschiren Sie von Ugunda nach Mpokwa, zehn Tagemärsche, und von dort in zehn weitern Tagen nach Masikamba's District am Tanganjika-See.

Nach der Ankunft daselbst würden Sie sich nach den etwaigen Instructionen richten, welche Sie von dem Comité und Herrn Oberst Strauch empfangen haben.

Vergessen Sie, bitte, nicht, dass Sie keinen einzigen meiner Vorschläge zu befolgen haben, wenn Sie annehmen müssen oder wissen, dass dieselben mit Ihren Ordres aus Europa im Widerspruche stehen. Die Rathschläge, welche ich Ihnen gebe, sollen Ihnen nur als Richtschnur dienen, solange dieselben mit Ihren eigenen officiellen Instructionen im Einklang stehen. Die Sympathien, welche ich für Ihre Aufgabe, die Dankbarkeit, welche ich gegen Se. Maj. König Leopold hege, dürften genügende Gründe dafür sein, dass ich Sie mit diesem Schreiben und meinem Rathe belästige.

Seien Sie Tag und Nacht wachsam und aufmerksam, haben Sie zu jeder Zeit Geduld mit Ihren weissen und farbigen Begleitern; seien Sie freundlich gegen die Schwarzen, ärgern und quälen Sie dieselben nicht mit unnöthigen Befehlen, achten Sie aber darauf, dass nothwendige Arbeiten wirksam ausgeführt werden.

Nachdem Sie den Kingani-Fluss überschritten haben, bauen Sie jeden Abend einen Buschzaun (Boma oder Sariba) um das Lager. Stürzen Sie sich nicht im eingebildeten Vertrauen auf Ihre Hinterlader und militärischen Kenntnisse in Gefahr; lassen Sie sich nicht verleiten, sich in Streitigkeiten unter den eingeborenen Häuptlingen einzumischen, Sie werden keine Ehre davon haben, sondern möglicherweise Ihrem eigenen Untergange entgegengehen.

Bei allen Streitigkeiten mit eingeborenen Häuptlingen bewahren Sie Ihre Ruhe; die goldene Regel, welche Sie niemals ausser Acht lassen dürfen, ist, niemals den ersten Schuss abzugeben, wie gross die Herausforderung auch sein möge.

Denken Sie auch daran, dass die Eingeborenen, wenn Sie etwas kaufen oder Tribut bezahlen wollen, stets fast doppelt so viel fordern, wie sie zu erhalten hoffen. Dies bezieht sich nicht nur auf die Araber und Wangwana, sondern auf alle Eingeborenen in Afrika.

Halten Sie sich von allen Streitigkeiten fern, an denen Sie kein Interesse haben.

Sollten Ihre europäischen Gefährten sich untereinander veruneinigen, so nehmen Sie nie die Partei des einen gegen den andern, weil Sie sich dadurch dessen Zuneigung entfremden; da jene unabhängig und intelligent genug sind, um ihren Zank unter sich auszumachen, so lassen Sie sie dies thun: Ihr eigener Comfort und Seelenfrieden werden nur Vortheil davon haben.

Um die Eintracht zu erhalten, sollte jeder Europäer in seinem eigenen Zelte schlafen und mit den andern nur bei den Mahlzeiten zusammentreffen. Vertheilen Sie deshalb die Leute in die Zelte oder an die Arbeit. Die meisten Zänkereien entstehen aus der längern Discussion über triviale Sachen und unnöthigen Unterhaltungen; man schlägt deshalb am besten einen Weg ein, der jeden Streit verhindert. Lassen Sie sich keine Gespräche und Gerüchte, welche den einen Europäer gegen den andern aufbringen könnten, zutragen, denn selbst wenn dieselben wahr wären, vermöchten Sie Ihre Lage dadurch, dass Sie Notiz davon nehmen, doch nicht zu verbessern. Wenn Sie jedem seine besondere Aufgabe zutheilen und als Chef der Expedition in ruhiger und besonnener Weise darauf achten, dass jeder seine Pflicht erfüllt, werden Sie alles gethan haben, was Ihre Instructionen Ihnen vorschreiben. Eine Discussion über einfache Pflichtfragen führen, würde nur zu Aergernissen Veranlassung geben.

Sie alle haben ein Interesse daran zu beweisen, dass die Internationale Gesellschaft Ihnen mit Recht Vertrauen geschenkt hat, und es wird bei jedem Europäer zur Ehrensache, dasselbe zu rechtfertigen.

Ich habe Ihnen gesagt, was ich Ihnen gern persönlich mitgetheilt hätte; was ich noch hinzuzufügen habe, ist, dass ich inbrünstig Gottes Segen für Sie und Ihre weissen und farbigen Gefährten erflehe, und mich unterzeichne als

Ihr ergebener

Henry M. Stanley.

Herrn Kapitän Popelin,
Chef der zweiten belgischen Expedition
nach Innerafrika.

VORSCHLÄGE FÜR DIE ORGANISATION DER ZWEITEN EXPEDITION NACH UDJIDJI.

1) Eine Expedition nach Udjidji sollte aus 30 Wangwana und 100 Wanjamwesi bestehen.

2) Die Wangwana sind in Sansibar zu 5—6 Dollars pro Monat zu bekommen.

3) Dieselben müssen ausgewählt werden, anständig aussehen und sich in guter Gesundheit befinden.

4) Der Führer hat sorgfältig darauf zu achten, dass keiner der Wangwana einen Bruchschaden hat, oder an Geschwüren oder Dysenterie leidet, sowie dass kein Sklave oder Opiumesser darunter ist; solche Leute müssen zurückgewiesen werden.

5) Die Wangwana müssen mit Snider-, Remington- oder Comblaine-Hinterladern bewaffnet sein.

Für jede Büchse der Expedition sollten 300 Patronen mitgenommen werden. Jede Patronenkiste muss etwa 75 cm lang, 22½ cm breit und 12½ cm hoch sein, im Innern mit Zink oder Blech ausgefüttert und luft- und wasserdicht zugelöthet werden; sie darf mit den Patronen nicht über 65 Pfund wiegen.

Jeder Weisse muss einen Knaben als Gewehrträger haben, der monatlich 2½—3 Dollars bekommt; ist er allein, kann er zwei oder drei Knaben mitnehmen, die nach der Ankunft im Lager als Zeltdiener, Aufwärter und Boten zu verwenden sind.

Auf 30 Wangwana kommen vier Aufseher, ein Ober- und drei Unteraufseher.

Der Oberaufseher erhält 10—15 Dollars monatlich und muss ein anständiger und erfahrener Mann sein.

Die Unteraufseher bekommen 1 oder 2 Dollars mehr als die gewöhnlichen Wangwana.

Drei Wochen würden für die Organisation einer Expedition von dieser Stärke vollauf genügen. Wenn man beschlossen hat, mit der Organisation zu beginnen, muss man mit dem Hindi Saiwa in Bagamojo bezüglich eines Hauses für die 100 Wanjamwesi-Träger in Verbindung treten und die nöthigen Arrangements treffen, um gute Leute zu erhalten. Wahrscheinlich würde es am besten sein, mit dem Hindi ein Abkommen bezüglich der sichern Ankunft der Wanjamwesi in Unjamjembe zu treffen und ihm eine bestimmte Summe pro Kopf zu bezahlen. Auf diese Weise verfährt man am sichersten.

Sind mehrere Weisse bei der Expedition, dann sollte einer derselben sich nach Bagamojo begeben, um dort die Vorbereitungen zu überwachen; derselbe müsste berechtigt sein, bis zur Zeit, wenn sein Gefährte die Organisation der Expedition in Sansibar beendet hat, ebenfalls alle Arrangements zu treffen.

Vier Tage vor der Abreise, wenn alle Ballen mit Stoffen in gehöriger Weise geschnürt, in Matten verpackt nochmals verschnürt und mit einer Nummer versehen sind, wenn eine vollständige Liste aller Sorten Stoffe, die in jedem Ballen verpackt sind, in ein Buch eingetragen ist, müssen die Wangwana zusammenberufen werden, um vor dem Consul oder einem ehrenwerthen Kaufmann von Sansibar als Zeugen den Contract zu unterzeichnen und den Vorschuss von nicht mehr als drei Monatslöhnen in Empfang zu nehmen.

Zwei Tage vor der Abreise von Sansibar wird eine genügende Anzahl arabischer Daus gechartert, um die Expedition, Vorräthe, Waaren, Thiere u. s. w. nach Bagamojo zu befördern. Bei der Ankunft daselbst muss alles in dem monatsweise von dem zu diesem Zwecke abgesandten Herrn gemietheten Hause sorgfältig unter Dach gebracht werden.

Wenn Saiwa bereits die Wanjamwesi besorgt haben sollte, müssen diese gemustert werden, um die Lasten in Empfang zu nehmen und den Tag des ersten Marsches zu erfahren.

Die erste Tagereise sollte nicht weiter als Schamba Gonera, $4^1/_2$ km westlich von Bagamojo, gehen.

Am folgenden Tage muss halt gemacht werden, um nachzusehen, dass alles in gehöriger Ordnung für die Reise ist; namentlich hat man darauf zu achten, dass die folgenden Artikel vorräthig, resp. dass nachstehende Maassregeln getroffen sind:

1) 50 Rupien in Silber als Reserve;
2) 10 Zehndollargoldstücke als Reserve;
3) 20 Rupien in Pice als Reserve;
4) mindestens fünf Tagesrationen Reis, deren jede eine Kubaba oder $1^1/_2$ Pfund pro Mann und Tag beträgt, müssen an die Wangwana und Wanjamwesi vertheilt werden;
5) 200 Pfund Reis müssen als Reserve für die Weissen mitgenommen werden;
6) es werden hier die letzten Verbindungen mit der Küste abgebrochen, weil es unpolitisch wäre, nach dem Ab-

marsche von Schamba Gonera einen Rasttag zu halten, ehe man nicht drei gute Tagereisen gemacht hat, weil, abgesehen davon, dass der Proviant in einer an Nahrungsmitteln armen Gegend nutzlos verzehrt wird, die weniger charakterfesten Leute sich zur Desertion versucht fühlen.

Nach den ersten Märschen von drei Tagen wird ein Rasttag gehalten, dann zwei Tage marschirt und wieder halt gemacht; auf diese Weise wird bis nach Mpuapua stets abwechselnd drei Tage marschirt, ein Tag geruht, zwei Tage marschirt und wieder ein Tag gerastet.

In Mpuapua wird drei Tage Aufenthalt gemacht, und es erhält jeder Mann Proviant auf sechs Tage. In Ugogo wählen Sie die nördliche Route, wie sie auf meiner neuesten Karte verzeichnet ist.

Alle Vereinbarungen mit den Wagogo bezüglich des Tributzahlens lassen Sie durch den Oberaufseher, vorbehältlich Ihrer Genehmigung, treffen, doch muss ihm auf das dringendste anempfohlen werden, danach zu streben, dass der Tribut so niedrig wie möglich bemessen werde.

In Ugogo wird Ihre Geduld auf das stärkste auf die Probe gestellt werden, doch dürfen Sie in diesem von ungestümen, habgierigen und gewaltthätigen Eingeborenen bewohnten Lande nie vergessen, dass Ihre besten Waffen jenen gegenüber Geduld und Freundlichkeit sind.

Jenseit Ugogo ist die Strasse ziemlich frei von Schwierigkeiten, und da Sie bis dahin schon Erfahrung gesammelt haben werden, so brauche ich Ihnen bezüglich Ihres weitern Verhaltens keinen Rath mehr zu ertheilen.

Durch diese verschiedenen Missionen, sowie durch das Anwerben einer ausgewählten Truppe von 68 Sansibarern für die Kongoexpedition, von denen drei Viertel mich schon auf der Reise quer durch Afrika begleitet hatten, wurde meine Zeit vollständig in Anspruch genommen.

Der Sultan von Sansibar bewies unserer neuen Expedition die grösste Freundlichkeit, indem er die Lagerräume unsers Dampfers mit reichen Proviantvorräthen ausstattete.

während Massen von Hühnern, Gänsen und Enten, sowie ein halbes Dutzend Ochsen für unsern Bedarf an frischem Fleisch sorgten.

Auch der amerikanische Consul Kapitän Hathorne und ein französischer Kaufmann in Sansibar, Herr Grefulhe, erschöpften sich in höflichen Aufmerksamkeiten und erzeigten uns die herzlichste Gastfreundschaft, bis der Dampfer „Albion“ gegen Ende Mai 1879 seine lange Reise durch das Rothe und das Mittelmeer nach dem Kongo antrat.

FÜNFTES KAPITEL.

AUF DEM WEGE ZUM KONGO.

Bankrott holländischer Kaufleute an der Kongomündung und dessen Folgen. — Brief an Oberst Strauch. — Das angeblich Geheimnissvolle der Expedition. — Das Unbegründete dieser Behauptung. — Mein persönliches Verfahren in dieser Angelegenheit. — Unfall des „Albion". — Gezwungen in Sierra Leone einzulaufen. — Ein amusantes Misverständniss. — Ein alter Freund. — Entgegenkommen desselben. — Ankunft in der Kongo-Mündung.

Wie schon früher erwähnt, wurde die Internationale afrikanische Association im Jahre 1876 gebildet, um, soweit die Zinsen der aus den Beiträgen gesammelten Fonds es gestatteten, eine Reihe von Stationen von der Ostküste nach dem Innern anzulegen, welche insbesondere denjenigen Reisenden zugute kommen sollten, die durch widrige Verhältnisse gezwungen wären, sich zurückzuziehen, um sich neu auszurüsten und weitere Versuche zu machen.

Das Comité d'Études du Haut Congo dagegen machte, dem Namen entsprechend, nur den Kongo zum Gegenstand seiner Thätigkeit. Es gehörten demselben mehrere Kaufleute an, die gar keine Beziehungen zu der Association hatten und auch keine Sympathieen für dieselbe hegten. Anfänglich hatte das Comité d'Études du Haut Congo ganz andere und besondere Pläne und ein grossartigeres Unternehmen in Aussicht genommen, falls die Berichte aus der Kongoregion günstig ausfallen

sollten. Aber während ich mich auf der Reise von Sansibar nach Aden befand, waren die holländischen Kaufleute, welche eine grosse Niederlassung an der Mündung des Kongo besassen und sich über ihre Mittel hinaus in gewagte Speculationen eingelassen hatten, in einer hereinbrechenden Krisis nicht im Stande gewesen, ihren Verpflichtungen nachzukommen, sodass sie sich bankrott erklären mussten. Wäre dieses grosse Haus die solvente Firma gewesen, für welche man dasselbe allgemein gehalten hatte, dann würde dieser Vorfall ein keineswegs unwichtiger Factor bei dem soeben beginnenden Unternehmen gewesen sein.

Bei der Ankunft in Aden fand ich jedoch ein Telegramm vor, in welchem mir mitgetheilt wurde, dass die genannten holländischen Kaufleute bankrott seien, einer der Hauptdirectoren nach Amerika geflohen sei und ein anderer einen Selbstmordversuch begangen habe. Die Theilnahme dieser und anderer Kaufleute hatte dem Unternehmen einen commerziellen Charakter verliehen, und da die neue und reorganisirte Gesellschaft, die „Afrikaansche Venootschap", welche an Stelle der „Handels-Vereeniging" gebildet wurde, beim Comité um Rückgabe der von ihrer Vorgängerin eingezahlten Gelder nachsuchte, benutzte letzteres die Gelegenheit, um den Kaufleuten aller Nationalitäten, die früher durch Beiträge ihre Sympathie mit dem Unternehmen kundgegeben hatten, die gezahlten Summen zurückzuerstatten.

Dem Comité d'Études du Haut Congo gehörten nunmehr nur noch diejenigen an, welche auch die Geschäfte der Internationalen Afrikanischen Association führten. Das Comité nahm deshalb, als es sich davon überzeugt hatte, dass die Fortschritte und die Stabilität des Unternehmens gesichert seien, den Namen der „Association Internationale du Congo" wieder an, die bekanntlich ursprünglich zu dem phi-

lanthropischen Zwecke gegründet war, das Kongobecken zu erschliessen, zu erforschen und, soweit die Mittel reichten, die Hülfsquellen der Umgegend der neugegründeten Stationen zu entwickeln.

In Gibraltar fand ich meine letzten Instructionen vor, die selbstverständlich sich in manchen wesentlichen Punkten von den ursprünglichen unterschieden.

Der nachstehende Brief wird dies beweisen und den Leser über die Ideen näher aufklären, welche wir bezüglich unsers neuen und eigenartigen Unternehmens hegten, ehe noch die Expedition auf dem Schauplatz ihrer Arbeit eingetroffen war:

Gibraltar, 8. Juli 1879.

Geehrter Herr Oberst Strauch!

Ich habe Ihre Bemerkungen sorgfältig durchgelesen und erlaube mir, der Reihe nach Folgendes darauf zu erwidern:

1) Sie sagen: „Der beste Weg würde sein, von den Kongo-Häuptlingen die Bodenconcessionen und das Privilegium zum Bau von Strassen zu erwerben, sowie soviel Land unter Cultur zu nehmen, wie wir zu bebauen im Stande sind."

Man kann am Kongo nicht Fuss fassen, wenn man nicht zuvor mit den Häuptlingen zu commerziellen oder philanthropischen Zwecken eine Vereinbarung oder einen Vertrag abgeschlossen hat. Dies muss mit Takt und Generosität geschehen, und es muss bei allen Verhandlungen grosse Langmuth geübt werden. Die Privilegien, die jene uns gewähren können, müssen bezahlt werden, und für alle solche Fälle bin ich reichlich versehen. Ich hege keine Besorgniss, dass die Eingeborenen mir ein Hinderniss in den Weg legen werden, doch werde ich Vorsichtsmaassregeln treffen, damit nicht Argwohn und Unwissenheit, die beide Parteien bei dem in Aussicht genommenen Vertrage schädigen, unsere Hoffnungen zerstören. Wie der Pionnier die grösste Gefahr zu bestehen hat, so fällt auch gewöhnlich dem Begründer eines neuen Unternehmens die Kostenlast zu; wir sind deshalb auf die Gefahr und die Kosten vorbereitet.

2) Sie meinen: „Die Stationen sollten von farbigen freien Leuten unter der Aufsicht von Weissen besetzt werden."

In der That könnte man im Kongoland nur mit wirklich freigeborenen und freilebenden Leuten etwas anfangen, und ich glaube nicht, dass wir selbst in der allerdringendsten Nothwendigkeit andere Leute als Freie engagiren oder denselben Vertrauen schenken würden.

3) Sie bemerken: „Es würde klug sein, den Einfluss der Stationen auf die in der Nachbarschaft wohnenden Häuptlinge und Stämme auszudehnen, aus welchen ein republikanischer Bund freier Neger gebildet werden könnte, der vollständig unabhängig ist, nur dass der König, von dem die Idee zur Bildung desselben ausgeht, das Recht besitzt, den Präsidenten zu ernennen, der in Europa leben sollte." Sie sagen ferner, „dass ein derartig gebildeter Bund, der die Macht besitzt, seine Beschlüsse auch durchzusetzen, an Gesellschaften Concessionen zum Bau von allgemein nützlichen Werken ertheilen oder vielleicht auch wie Liberia und Sarawak Anleihen aufnehmen und die eigenen öffentlichen Arbeiten ausführen könnte".

Ich erwarte einen dauernden guten Einfluss auf die Bevölkerung des Kongolandes als natürliche Folge des gerechten Verkehrs mit den verschiedenen Stationen, welche wir anzulegen hoffen; dass dieser Einfluss ein ausserordentlich ausgebreiteter sein werde, darüber gebe ich mich keinen Illusionen hin, denn wir arbeiten nur unsern Mitteln gemäss und haben zu viele bestimmte Zwecke im Auge, um von unserm festen Wege abzuweichen, nur um unsern Einfluss in unserer Umgebung zu vergrössern. Sie müssen bedenken, dass unser Weg ein sehr langer, aber auch ein äusserst schmaler ist, und dass unsere gegenwärtigen Mittel in Bezug auf Mannschaften, Gelder und Zeit nicht gross genug sind, um uns zu berechtigen, nach einer Vermehrung unsers Einflusses in der Breite wie in der Länge zu streben. Sie können überzeugt sein, dass wir den Einfluss, welchen wir längs unserer Route gewinnen werden, unserm aufrichtigen und streng ehrenhaften Handel und Verkehr mit solchen Eingeborenen verdanken werden, welche in eigenem Interesse unsere Bekanntschaft suchen. Wir brauchen weiter nichts, als eine Berührung, um jeden Eingeborenen zu überzeugen, dass unsere Absichten rein und ehrenhaft sind, und dass wir in materieller und socialer Hinsicht

mehr ihr Gutes erstreben, als unser Interesse fördern. Wir wollen die Segnungen eines freundschaftlichen und gerechten Verkehrs mit Leuten, die ihnen bisher fremd gewesen sind, unter ihnen verbreiten. Die afrikanischen Eingeborenen sind, wie ich weiss, intelligent genug, um dies zu würdigen, aber auch klug genug, um zu wünschen, dass alles materiell Gute cultivirt werde. Deshalb habe ich durchaus keine Besorgnisse, dass sie, wenn die Stationen erst angelegt sind, das zu zerstören suchen werden, was wir auf Gerechtigkeit und strengster Gewissenhaftigkeit aufgebaut haben, allein dass sie für das Gute, was wir ihnen vielleicht thun, sofort zu einer politischen Conföderation oder Union zum allgemeinen Besten sich vereinigen werden, hoffe ich nicht einmal. Im Gegentheil, sie werden ihre eigenen Häuptlinge, ihre eigenen Sitten beibehalten, so eifersüchtig wie je zuvor jedes Recht ihrer Stämme hüten und jede fremde Einmischung in ihre Gebräuche und persönliche Lebensweise ablehnen. Wären wir im Stande, innerhalb eines guten Jahres eine genügende Anzahl von Leuten, denen bereits europäische Sitten und Gebräuche eingeimpft sind, gewissermaassen als Gegengewicht der Macht der Stämme zu importiren, dann würde ich allerdings zugeben, dass es mit Hülfe des Einflusses dieser Leute und reicher Mittel keine schwere Aufgabe sein könnte, die grösste Zahl der Stämme dazu zu bringen, dass sie sich bei dem, was zum allgemeinen Besten angeordnet ist, beruhigen. Kurz, alles was wir gegenwärtig hoffen dürfen, ist, dass wir durch Geduld, Wohlwollen, loyale Freundschaft und ehrlichen Verkehr die Genehmigung erlangen, ohne Furcht vor Gewaltthätigkeiten unter ihnen zu leben und uns zu bewegen. Die Fortschritte, die wir von ihnen erwarten dürfen, können erst mit der Zeit gemacht werden. Der Mensch ist, einerlei welcher Farbe er ist, ein langsames, mattes Wesen, das oft nicht einmal zu beurtheilen im Stande ist, was zu seinem Besten dient, sondern ohne Zögern das Urtheil eines Andern über das, was das Beste ist, sich zu eigen macht. Wir müssen die Häuptlinge, welche wir unterwegs treffen, acceptiren, denn die Stämme selbst ernennen sie, und sie mit Edelmuth und Takt soviel wie möglich uns geneigt machen; wir müssen die verschiedenen Häuptlinge einzeln unterstützen, bis sie einsehen, dass es in ihrem eigenen Interesse liegt, unsere Wünsche zu erfüllen. Wir müssen sie zu veranlassen suchen, dass sie ihre Nachbarn als Freunde betrach-

ten, indem wir ihnen sagen, dass sie unsere Freunde seien und deshalb auch die Freunde ihrer Nachbarn sein müssten. Es ist dies eine sehr einfache Logik und eine solche, die auch der Afrikaner versteht.

4) Sie sagen: „Es ist nicht unser Plan, eine belgische Colonie zu gründen, sondern einen mächtigen Negerstaat herzustellen."

Ich weiss, dass man nicht mit der Absicht umgeht, eine belgische Colonie zu gründen, allein Ihre zweite Alternative wäre noch weit schwieriger auszuführen. Es würde für jemand in meiner Stellung Wahnsinn sein, dies zu versuchen, wenn nicht im gewöhnlichen Verlauf der Dinge ein Ereigniss dem andern folgt. Ich wiederhole nochmals, wir müssen die kleinen Stämme nehmen, wie wir sie finden, und es jedem überlassen, das selbst zu wählen, was er für sich annehmbar glaubt. Diejenigen, welche den Schutz, den Comfort und die Aufsicht der Stationen suchen, wird ein freundlicher Zufluchtsort gewährt werden; was zur Verbesserung ihrer Lage geschehen kann, soll nach unsern besten Kräften, mit freundlichster Bereitwilligkeit und mit der Absicht gethan werden, nicht nur den Einfluss der Stationen zu befestigen, sondern auch unsere Hülfsmittel zu erweitern, um die Leute zu civilisiren, die in unmittelbare Berührung mit uns kommen oder in Beziehungen zu uns treten.

5) Auf Ihre weiter folgende Bemerkung möchte ich entgegnen, dass die Verwalter der Stationen sich auf diesen und dem dazugehörigen Gebiete mit vollem moralischen Rechte als legitime Besitzer betrachten können, und die Eingeborenen werden dies um so bereitwilliger anerkennen, als sie auf das innigste davon überzeugt sind, dass jedes Mannes Haus seine Burg und jedes Mannes Land sein Eigenthum ist.

6) Sie meinen, jede Station sollte ein kleines Gemeinwesen sein.

Das wird auch der Fall sein, aber Sie können noch weiter gehen und sagen, dass wenngleich jede Station ein kleiner souveräner Staat ist, dieselbe doch nur ein Theil und ein Stück eines grössern Gemeinwesens ist, das von dem Verwalter beherrscht wird, welchen die Gründer, Förderer und Erhalter des ganzen Unternehmens ernannt haben.

Mit diesen Bemerkungen, die ich auf Ihren eigenen Wunsch Ihren Notizen beigefügt habe, bleibe ich, geehrter Herr Oberst, wie immer

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley.

Herrn Oberst Strauch,
Hotel Royal, Gibraltar.

OBERST STRAUCH.

Ehe ich den nächsten Brief mittheile, muss ich erst Aufklärung geben über „das Stillschweigen und die Geheimnissthuerei", deren wir bezüglich unserer Bestimmung und

Absichten beschuldigt wurden, da die Redacteure von Zeitungen und Zeitschriften damals oft zu den allerausserordentlichsten Muthmaassungen über den Charakter meiner Mission sich veranlasst gefühlt haben.

Meiner Ansicht nach konnte nichts ungerechter sein als der Vorwurf, dass wir die Leute, welche ein Recht hatten, die Zwecke der auf dem Wege nach dem Kongo befindlichen Expedition zu kennen, zu mystificiren beabsichtigten. Ich habe stets gemeint, dass das Verfahren des Comité, seine Absichten den auf der Conferenz anwesenden Vertretern so vieler Nationen mitzutheilen, ein merkwürdig indiscretes gewesen sei. Dass nach dieser Indiscretion überhaupt noch ein Erfolg zu erzielen sei, war äusserst zweifelhaft, denn alle diejenigen, welche überhaupt über die Ereignisse nachdachten, sahen sehr wohl ein, dass die sogenannten geographischen und commerziellen Gesellschaften nicht die geographischen Kenntnisse zu fördern bezweckten, sondern auch politische Ziele ihrer Regierung verfolgen sollten.

Das Comité war hiervon sowie von andern Thatsachen unterrichtet, allein trotzdem verfuhren seine Mitglieder offen und aufrichtig.

Mich wundert in der That, dass wir überhaupt im Stande waren, etwas zu leisten, ja sogar, dass wir am Kongo überhaupt landen konnten. Im Rathe waren fünf Nationen vertreten, und zu Beiträgen war eine Anzahl Personen aufgefordert worden, die, wie wir später erfuhren, nicht die geringste Sympathie für das geplante Unternehmen hegten. Wenn man dies genau erwägt, möchte das Comité d'Études du Haut Congo eher ein Tadel wegen unbesonnener und leichtgläubiger Arglosigkeit als wegen absichtlicher Geheimnissthuerei treffen.

Indessen benutzte ich, wie ich offen gestehe, alle Mittel

dazu, dass nichts über meine Mission bekannt werde, und zwar aus einem sehr guten Grunde: weil ich nämlich Erfolg haben wollte. Ich versagte mir den Briefwechsel mit lieben, theuern Freunden, weil derselbe mir für die Interessen des von mir unternommenen Werkes gefährlich schien. Aus diesem Grunde hüllte ich mich und mein Vorgehen mehrere Jahre lang in vollständiges Stillschweigen; und wenn meine Freunde hierüber noch immer erzürnt sind, so tröste ich mich mit der Ueberzeugung, dass die Pflicht mir recht gibt, und ich bedauere nur, dass ich die Namen derjenigen erfahren habe, welche so unvorsichtig gewesen sind und die wärmste Sympathie für mich hegen und mich unterstützen wollten, vielen Gegnern meiner Mission aber die Waffen an die Hand gegeben haben.

Unweit Gorée wurde die Krone eines der Schornsteine des Dampfers „Albion“ beschädigt, sodass der Kapitän gezwungen war, behufs Reparatur des Schadens in den Hafen von Sierra Leone einzulaufen.

Die folgenden Ereignisse schildert nachstehender Auszug aus einem Bericht an den Präsidenten der Association, datirt Sierra Leone, 30. Juli 1879:

Diese Reparaturen hätten mich fast in eine kleine Schwierigkeit mit den Colonialbehörden gebracht, obgleich der Vorfall mir vielen Spass machte. Es scheint, dass einige Leute den Farbigen Ihrer Britannischen Majestät niederträchtige Streiche gespielt und unter allerlei betrügerischen Vorwänden die loyalen Schwarzen aus Sierra Leone auf den am Aequator liegenden Prinzen- und St.-Thomas-Inseln eingeführt haben. Als daher der falkenäugige wachsame Zolleinnehmer — ich glaube, er heisst Hansens oder Hansons — einen so kleinen Dampfer wie den „Albion“ mit einer Menge Schwarzer an Bord unter der Aufsicht eines Herrn Swinburne entdeckte und die Antworten ihn nicht ganz befriedigten, war er zu dem Versuche berechtigt, in die ihm äusserst sonderbar vorkommende Sache etwas näher

einzudringen. Mein armer junger Secretär, der durchaus nicht gewöhnt war, gefürchteten Regierungsbeamten gegenüberzustehen und von ihnen ausgefragt zu werden, wurde bald verwirrt — doch nun wurde der Zollbeamte in die Kajüte eingeladen, wo ich ihm auseinandersetzte, dass ich eine neue Expedition nach Afrika zu führen beabsichtige. Glücklicherweise verschwand darauf die wilde gouvernementale Wuth.

Ueber andere Unannehmlichkeiten, deren Folgen ich vermeiden wollte, berichtet nachstehendes Schreiben an den Gouverneur:

[Vertraulich.]

Dampfer „Albion" im Hafen von Sierra Leone, Juli 1879.

Geehrter Herr!

Von meinem Secretär, Herrn Swinburne, erfahre ich, dass der Doctor Rowe, mit welchem er und ich im December 1873 mit Kapitän Glover's Truppen am Volta zusammentrafen, Se. Excellenz der Gouverneur dieser Colonie ist. Wenn dies der Fall ist, dann gestatten Sie mir Ihnen meinen Glückwunsch zu der hohen Stellung, welche Sie errungen haben, und die Versicherung auszusprechen, dass ich mit Freuden vernommen habe, dass die britische Regierung bei Vertheilung der Belohnungen und Ehren eine Persönlichkeit nicht vergessen hat, welche so sehr von Kapitän, jetzt Gouverneur Sir John Glover empfohlen wurde, wie Sie.

Ich bin seit meinen Forschungsreisen an der Ostküste Afrikas auf den Flüssen Wami, Kingani, Rufidji und Mombas-Creek mitten in der Regenzeit so stark von Fieberanfällen, die zwar nicht ernstlicher Natur, aber doch sehr lästig sind, geplagt worden, dass ich seitdem niemand habe besuchen können, und um den wohlwollenden Aufmerksamkeiten meiner zahlreichen Freunde unterwegs zu entgehen, sowie in der Hoffnung, durch strenge Diät vor Antritt meiner nächsten Forschungsreise meine Gesundheit wiederherstellen zu können, habe ich den Kapitän freundlichst gebeten, meine Anwesenheit an Bord zu verheimlichen. Da Sie selbst in Afrika grosse Erfahrung gesammelt haben, werden Sie

mir bestätigen, dass eine solche Lebensweise Gewähr für gute Gesundheit auf dem Continent bietet, während Nachsicht gegen sich selbst gallige Launen erzeugt. In jedem Hafen, welchen wir anliefen, habe ich deshalb Herrn Swinburne instruirt, was zu thun sei, damit ich Zeit hätte, die letzten Ueberbleibsel der Krankheit zu vertreiben, ehe ich mich neuen Angriffen derselben aussetze.

Sie haben wahrscheinlich in der „Times“ und andern Blättern die Artikel über die gegenwärtige Expedition gelesen, welche ich jetzt wieder nach Afrika führe. Die meisten der an Bord befindlichen Leute sind meine alten Gefährten von der Expedition des „Daily Telegraph“ und „New York Herald“, die im Jahre 1877 den Kongo herabkam; einige haben auch der Livingstone'schen, andere meiner Expedition zur Aufsuchung Livingstone's angehört; die übrigen sind ihre Freunde. Der Sultan von Sansibar hat mir auf mein Ansuchen in liebenswürdigster und zuvorkommendster Weise gestattet, die nöthigen Mannschaften anzuwerben, und mich mit den Vorräthen, welche ich unterwegs brauchte, sowie mit Empfehlungsschreiben ausgerüstet.

Ich habe dieses Schiff für eine Gesellschaft von Menschenfreunden, an deren Spitze der König der Belgier steht, gechartert, um den Kongo der Handelswelt und den christlichen Missionen zu eröffnen. Da nun die Forschung von der Westküste aus unthunlich ist, wenn nicht ein Theil der Expedition aus Leuten besteht, welche das Reisen in diesen Gegenden kennen, habe ich es für das Beste gehalten, einige Mitglieder meiner letzten Expedition, welche persönliche Erfahrungen unter den Eingeborenen des untern Kongo gesammelt und mit ihnen feste Freundschaft geschlossen haben, aufs neue zu engagiren. Obgleich dies ein ausserordentlich kostspieliges Verfahren ist, war es doch der einzige Weg, um den Erfolg zu sichern, und ich habe ihn daher eingeschlagen. Auf der Reise haben wir mehrere kleine Unfälle gehabt. Ich beabsichtigte die Flüsse Osi und Jub zu untersuchen, doch verloren wir bei der Abfahrt von Mombas den Backbord-Anker; dann zwangen mich die zunehmenden Monsunwinde und der Tod unsers ersten Steuermanns, diese Untersuchung aufzuschieben, bis die Vorsehung mir einen neuen Besuch an der Ostküste gestattet. Ferner zeigte die Krone unsers Schornsteins wenige Tage nach der Abfahrt von Gibraltar

Zeichen von Schwäche, doch hegen die Maschinisten die Hoffnung, den Schaden in etlichen Tagen wieder repariren zu können.

Ich würde Ihnen daher zu grösstem Danke verpflichtet sein, wenn Sie in Ihrer hervorragenden Stellung unsere Abfahrt nach dem Schauplatze unserer Arbeit beschleunigen könnten. Ich bin nämlich nicht nur wegen unserer eigenen, sondern auch wegen der Gesundheit unserer Leute besorgt, von denen ich nicht weiss, wie sie einen verlängerten Aufenthalt auf dem Schiffe ertragen werden, wenngleich sie sich gegenwärtig noch alle wohl befinden. Glücklicherweise bin ich bisjetzt im Stande gewesen, die gute Gesundheit meiner Sansibarer zu erhalten, indem ich unablässig für ihren Comfort gesorgt habe, und ich hoffe und bete, dass mir dies auch bis zum Ende der Seereise gelingen möge. In Ihrer mächtigen Stellung vermögen Sie mich hierbei wesentlich zu unterstützen, auch können Sie mir eine grosse Gefälligkeit erweisen, wenn Sie mir gestatten würden, incognito zu bleiben, da ich mich jetzt noch nicht wohl genug fühle, um Sierra Leone zu besuchen.

Mit der Bitte, mein langes Schreiben zu entschuldigen, zeichne als

Ihr ganz ergebener

Henry M. Stanley.

Sr. Excellenz
dem Gouverneur Sir Samuel Rowe.

Der Gouverneur, einer der besten Colonialbeamten, welche Ihre Majestät nach Westafrika geschickt hat, war ausserordentlich liebenswürdig gegen uns, und durch seinen Einfluss waren wir bald wieder segelfertig. Nachmittags holte eine Dampfbarkasse uns zu einem Picknick an einer schattigen Stelle in der Nähe des Leuchtthurms ab. Die Leute befanden sich in guter Gesundheit und Stimmung und bewahrten, als der hässliche Vorfall mit dem sie verdächtigenden Beamten geschah, in bewunderungswürdiger Weise ihre Haltung und gute Laune. Wie der Kapitän mir sagt, werden wir am Donnerstag segeln können. Von hier bis zum Kongo rechne ich 20 Tage, doch müssten wir, wenn kein Unfall passirt, schon in 11 Tagen dort sein. Wir brauchen dort einige Tage, um uns umzuhören und die verschiedenen

Nachrichten zu prüfen und zu erwägen. Dann werde ich eine Recognoscirungstour auf dem Flusse machen. Ich habe den sehnlichsten Wunsch, den Fuss wieder auf festes Land zu setzen und das grosse Werk zu beginnen. Die Aussichten scheinen mir nicht gefahrdrohend zu sein, obgleich ich bedauere, dass die Mission so lange hinausgeschoben worden ist und sich der Ausführung des schon lange Beschlossenen so viele Hindernisse entgegengestellt haben.

An den Präsidenten
Herrn Oberst Strauch.

Auf den vorhergehenden Blättern habe ich die Geschichte zweier Jahre erzählt. Am 12. August 1877 traf ich nach der Durchquerung Afrikas, den grössten afrikanischen Strom herabkommend, in Banana-Point ein und am 14. August 1879 langte ich an der Mündung an, um den Fluss hinaufzufahren, civilisirte Niederlassungen an seinen Ufern anzulegen, die letztern in friedlicher Weise zu erobern und zu unterwerfen und sie gemäss den modernen Ideen in nationale Staaten umzuwandeln, in deren Gebiet der europäische Kaufmann mit dem dunkeln afrikanischen Händler Hand in Hand gehen, Gerechtigkeit, Gesetz und Ordnung herrschen, aber Mord, Gesetzlosigkeit und der grausame Sklavenhandel für immer aufhören sollen.

SECHSTES KAPITEL.

BANANA-POINT.

In der Nähe des Landes. — Aussehen der Küste. — Der majestätische Kongo. — Die Factoreien. — Ein kräftiger, gesunder Lootse. — Banana-Point. — Guter Ankerplatz. — Wirkungen des Lebens in den Tropen. — Rathschläge über Kleidung, Nahrung und allgemeine Lebensweise. — Ein kleines Glas Cognac. — Unvernünftiges Schelten über Afrika. — Beschreibung unserer Boote. — Excentricitäten des „En Avant". — Beschwerden der Europäer. — Unkosten, Gage und Vorrang. — Beschreibung der Factoreien. — Ein Mittagsmahl in der Factorei. — Das jugendliche Alter der Directoren. — Farbige Arbeiter. — Ein rühriges Bild. — Die grossen Vorräthe in den Factoreien. — Ungeheuere Pulvervorräthe und ihre Bestimmung. — Ein einsamer Ort. — Banana-Creek. — Ursprung des Namens „Banana". — Prophezeiung betreffs des Schicksals der Halbinsel.

Als wir mit dem Dampfer noch eine volle Tagereise von unserm Bestimmungsorte entfernt waren, wurde das Wasser des Meeres schon fleckig, das Blau verwandelte sich in ein schmuziges Grün, um einige Stunden später in ein helles Braun überzugehen, während allerlei Tang und Baumabfälle in den langen, flachen Wogen träge auf- und niederstiegen, die unaufhörlich aus Südwesten dem wenige Meilen ostwärts von uns liegenden Continent zuzurollen schienen.

Gegen 9 Uhr vormittags am 14. August 1879 befanden wir uns der Küste nahe genug, um deren Umrisse erkennen zu können. Zu unserer Linken dehnte sich Land aus, das jedoch unsern Ideen von tropischer Ueppigkeit sehr

wenig ähnlich sah; nahe der Küstenlinie erhoben sich niedrige röthliche Klippen und hinter diesen stieg das allmählich höher werdende Land auf, das mit Seegras bedeckt und hier und dort mit kleinern oder grössern Baumgruppen bestanden war, welche zweifelsohne die Lage kleiner Dörfer der Eingeborenen bezeichneten. Nirgends waren hervorragende Hügel zu erblicken, doch bemerkten wir, dass das Land sich dem Innern zu allmählich mehr hebt, die Umrisse eine grössere Unregelmässigkeit annehmen und jenes endlich zu einer Hügelkette aufsteigt, welche die Richtung NNO.—SSW. verfolgt und fast überall dieselbe Höhe hat.

Ueber dem Bug des Dampfers war ausserdem ein grosser dreieckiger Complex von Waldland zu sehen, der an der Basis etwa 30 km messen mochte und dessen beide Seiten, wenn man dieselben mit dem Blicke nach dem Innern zu verfolgte, sich an einem weit entfernten Punkte fast zu vereinigen schienen. Einige Kilometer nördlich davon läuft der schon erwähnte Höhenzug, der eine plötzliche Curve gemacht hat, parallel mit den Seiten des Dreiecks in genau östlicher Richtung, während eine ähnliche Hügelkette aus Süden zu kommen scheint, ebenfalls eine Biegung macht und sich ostwärts fortsetzt. Vor uns liegt das Thal des untern Kongo und in der Mitte desselben und des waldigen Dreiecks fliesst der mächtige Strom, der eine durchschnittliche Breite von 5 km besitzt, sich aber an der Mündung, zwischen Banana-Point im Norden und Shark's-Point im Süden, bis auf 11,2 km verbreitert.

Im Süden zeigt das Land ungefähr dieselben charakteristischen Merkmale wie auf der Nordseite des Kongothales, nur dass die Klippen in der Nähe der Küstenlinie weniger zerrissen sind und eine mehr fuchsrothe Farbe haben.

Mittlerweile ist es fast Mittag geworden, und allmählich erscheint, je näher wir dem Lande kommen, der Kongo wie ein ungeheueres Ventil; ein breiter Streifen des hellen Tageslichts hat die dreieckige Waldmasse in zwei Theile getheilt, und gerade vor uns liegt eine 30 km lange Strecke des majestätischen Flusses mit seinem mächtigen Volumen Wasser und seiner gewaltigen Kraft, die wir an dem langsamen Vorwärtskommen unsers Dampfers fühlen, trotzdem der „Albion" mit vollem Dampf arbeitet, um die Strömung zu bewältigen.

Mit Shark's-Point, einer jetzt zu unserer Rechten liegenden hakenförmigen Halbinsel, welche die Diego-Bai halb umschliesst, dem fernen Point Padron und dessen zum Gedächtniss des alten portugiesischen Seefahrers errichteten Denkstein, und mit der langen Mauer fast undurchdringlicher hoher Bäume, welche das südliche Ufer dunkel abhebt, haben wir nichts zu thun, denn zur Linken dehnt sich jetzt auf einer vorspringenden Landzunge eine lange Linie niedriger Kongo-Factoreien aus, welche in ihrem Kalkanstrich glänzend weiss erscheinen und fast die ganze Länge der unter dem Namen Banana-Point bekannten sandigen Halbinsel einnehmen. Diese sandige Zunge ist so niedrig, dass die dunkeln Rumpfe der Schiffe auf einer Ebene zu ankern scheinen, die höher liegt, als der mit den Häusern bedeckte Grund. Hoch oben über den Gebäuden und Schiffen wehen an weithin sichtbaren Flaggenmasten die verschiedenen Nationalfarben Hollands, Frankreichs und Grossbritanniens.

Sobald man querab von der Spitze ist, kommt ein Boot heraus und bringt den Lootsen, dessen Grösse und Gestalt dem Ankommenden Muth einzuflössen geeignet ist. Wie er erzählt, lebt er seit zehn Jahren auf jener niedrigen sandigen Landzunge, um die Schiffe aus dem und in den Hafen

von Banana zu lootsen: jetzt steht er vor uns, ein prächtiges Bild kräftiger und gesunder Männlichkeit, mehr als 6 Fuss hoch und 224 Pfund schwer, in so gut passender und sauberer Kleidung, dass er selbst den Boulevards von Nizza zur Zier gereichen würde. Leute, welche sich am Kongo niederzulassen beabsichtigen, mögen sich dies und ähnliche Thatsachen merken, vielleicht lernen sie bei einigem Nachdenken daraus, wie die Lebensweise in tropischen Klimaten sein soll.

Banana-Point ist etwa 4 km lang und dehnt sich von der Nähe der Mündung des Mputu-Creek bis zu dessen äusserstem südlichen Ende aus, in der Breite von etwa $1^1/_2$ km an der Basis bis zu einer gegen 40 m weiten Spitze allmählich sich verengernd. Die Landzunge schliesst einen Hafen ein, in welchen Schiffe, die nicht über 21 Fuss tief gehen, leicht einlaufen können; derselbe ist zwischen $^3/_4$ und $1^1/_2$ km breit, hat eine Wasserfläche von 1800 Hectar mit gutem Ankergrunde und ist für die Boote, Schuner und Leichter der verschiedenen Factoreien auf der Landspitze leicht zugänglich. Zu Schiffahrtszwecken würde der Hafen sich noch verbessern lassen, und der Bau von Hafendämmen, die den Fahrzeugen genügenden Raum zum Laden und Löschen geben würden, an dem 3 km langen Ufer ist nur eine Kostenfrage. Auch die Inseln, zwischen denen der Banana- und der Pirate-Creek hindurchfliessen, könnten beim Wachsen des Handels verbessert und den Zwecken der Schiffahrt nutzbar gemacht werden.

Eine Stunde nachdem Herr Youngblood, unser genialer Lootse, dessen Körperbeschaffenheit und Gesundheitszustand, wie schon erwähnt, seinem Namen entsprechen, an Bord gekommen war, glitt der „Albion“ ruhig in den Hafen und ging querab von dem obern Ende der holländi-

schen Factoreien vor Anker. Als wir uns in dem stillen Kongo-Hafen befanden, begannen wir die Hitze zu fühlen, da die hohen Wälder und Mangrove-Dickichte, welche sich von Huard-Point bis nach Bula-mbemba-Point ausdehnen, die trockene Landbrise abhielten, und noch einige Zeit verging, bis die kühlere Seebrise aus Südwest unsern stark transpirirenden Körper zu fächeln anfing.

Vom Augenblicke der Ankunft an muss der Körper einer veränderten Behandlung unterzogen werden, und wer klug ist, beginnt auch seinen Appetit und sein ganzes Verhalten in entsprechender Weise zu regeln. Der Kopf, welcher bisher in dem Luxus stolzer wallender Locken prangte oder dichtes, buschiges Haar trug, muss fast kahl geschoren werden; der Körper muss sich des wind- und regensichern Leinen- und Wollpanzers entkleiden, in welchen man denselben in höhern Breiten einzuschliessen pflegte, und sich, wenn man Wohlbehagen und Vergnügen der Unbehaglichkeit vorzieht, an weiche, leichte und lose Flanelle gewöhnen; die Kopfbedeckung, die man in London und Paris trägt, muss dem Helm und Puggaree oder einer gut ventilirten leichten Mütze mit Schleier Platz machen. Wie der äussere europäische Mensch, die Kleidung mit ihren düstern Farben und ihrer lästigen Dichtigkeit dem anmuthigern und luftigern Flanell der Tropen das Feld zu räumen hat, so muss auch der Appetit trotz einer scheinbar ausserordentlichen Verdauungskraft mit seinem uncontrolirbaren und unersättlichen Verlangen nach animalischer Nahrung und seiner unmässigen Gier nach hitzigen Getränken einer absolut neuen Ordnung gemäss geregelt werden. Der neuangekommene Europäer muss während der Tageszeit jedes berauschende, oder wie manche es zu nennen belieben, erheiternde oder anregende Getränk vermeiden, selbst unter der Maske des allgemein für unschädlich ge-

haltenen Lagerbiers, milden pilsener Biers, wässerigen Bordeaux, *vin ordinaire* oder eines andern „unschuldigen" Weins oder Biers, sonst kann das geringste Uebermaass, die leiseste ungewöhnliche Anstrengung oder ein krampfhafter Fleiss binnen kurzer Zeit zum Tode führen. Es ist meine Pflicht, den verderbten Geschmack nicht zu bestärken und nicht zu rücksichtsvoll zu sein, wenn ich denselben auch beleidige. Unsere Verluste an werthvollen Menschenleben, meine Trauer beim Gedanken an die jungen, starken und muthigen Leute, welche durch eigene Unvorsichtigkeit ihren Tod herbeigeführt haben, zwingen mich, dies auszusprechen.

„Ein kleines Glas Cognac? Ein Glas leichtes Bier? was kann das schaden?" fragt der Unerfahrene, sich vertheidigend.

Mir persönlich nichts, — dir bedeuten sie plötzlichen Tod, vielleicht einen Sonnenstich! Ein ungestümes und unvernünftiges Hinausstürmen aus dem kühlen Schatten in die glühende Sonne, ein unkluges Sichblossstellen hat ein mehr oder weniger starkes Gallen- oder rheumatisches Fieber im Gefolge, welches dich für Wochen auf das Krankenlager wirft und dich zur Arbeit untauglich und unbrauchbar macht. Du wurdest durch jenes kleine Glas Cognac angeregt: — hättest du dasselbe nicht getrunken, würdest du vielleicht vorsichtiger in deinen Bewegungen gewesen sein und so viel Klugheit besessen haben, dass du dich nicht unnöthigerweise einem so mächtigen Feinde gegenübergestellt hättest, wie die tropische Sonne für den durch die Dünste des Cognacs noch empfindlicher gemachten Kopf des Weissen ist.

Bessert dein Befinden sich, dann gibst du Afrika die Schuld an deiner Krankheit. Das grausame, das mörderische Afrika! Afrika ist für den Europäer gleichbedeutend

mit Tod! Und deine thörichten, nicht weiter nachdenkenden Freunde in Europa sprechen dies wie ein Echo nach — nur weil ein Schwächling wie du dem kleinen Glase Cognac zur Mittagszeit nicht widerstehen konnte. Soll denn dieser ganze Erdtheil die Strafe deiner Schimpfereien leiden?

„Ein Mann kann aber nicht von Thee und Kaffee leben und beständig Suppe und Wasser trinken", jammert einer, der wegen seiner Neigungen Besorgnisse hegt.

Ich verlange auch gar nicht, dass du dich auf Thee oder Kaffee, Suppe oder Wasser, Limonade oder Selterwasser, Apollinaris-Brunnen oder sonstige angenehme Getränke beschränken sollst, mit denen du den quälenden Durst löschen möchtest. Ich rathe dir nur, dass, wenn du dich des Lebens in Afrika freuen und die übernommene Arbeit verrichten willst, du alle Reizmittel — einerlei welchen Namen sie tragen — zur Tageszeit vermeidest; ein mässiges Quantum Rothwein, Madeira, weisser Wein oder Champagner abends beim Diner schadet nichts, sondern übt sogar eine wohlthätige Wirkung aus. Dieser Rath gilt nicht dir allein, sondern allen jungen Leuten, welche sich dadurch auszeichnen möchten, dass sie im Stande sind, in Afrika zu leben. Der Tapfere ergibt sich dem Tode nicht ohne Kampf.

Doch genug davon — ich sehe unsere Beamten an Bord kommen, um die vom „Albion" mitgebrachten Neuigkeiten zu erfahren.

Die Angestellten der Expedition, ein Amerikaner, zwei Engländer, fünf Belgier, zwei Dänen und ein Franzose, also eine vollständig internationale Gesellschaft, haben nämlich mittlerweile vernommen, dass der „Albion" mit seiner lebenden Fracht von Sansibar angekommen ist, und stellen sich auf dem Schiffe ein, um uns zu begrüssen.

Der Dampfer „Barga“ war nach Landung seiner Passagiere und Entlöschung seiner Ladung nach Europa zurückgekehrt. Die letztere war so gemischt gewesen, wie nur irgend möglich, da die Expedition bekanntlich den Zweck hatte, permanente Niederlassungen zu errichten. In dem geräumigen Bauch des guten Schiffes hatten sich etwa zwanzig Hütten, sowie die „Villa“ des Chefs, die auf Jahre hinaus eine weit sichtbare Stelle, den Hügel von Vivi, krönen sollte, und eine ganze Flotille von kleinen Dampfern befunden, welche vollständig unbeschädigt, neu mit grauer Farbe bestrichen, mit den hübschen gestreiften roth eingefassten Sonnensegeln jetzt stolz vor ihren Ankern lagen. Die Flotille bestand aus folgenden Schiffen:

Doppelschraubendampfer „La Belgique“, 65′ lang, 11′ breit, $5\frac{1}{2}$′ Tiefgang, 16 nominelle Pferdekräfte; 30 Tonnen Tragfähigkeit.

Schraubendampfer „Espérance“, 42′ lang, 7′ breit, 6 nominelle Pferdekräfte.

Raddampfer „En Avant“, 43′ lang, 7′ 11″ breit; 11′ Tiefgang, 6 nominelle Pferdekräfte.

Schraubendampfer „Royal“, ein von White in Cowes aus Mahagoniholz gebautes Boot, 30′ lang, 6′ breit, mit einer aus Mahagoniholz hergestellten Kajüte, Spiegelscheiben, blauseidenen Vorhängen und reicher Ausstattung, ein Geschenk Sr. Majestät des Königs der Belgier an die Expedition.

Ein Leichter aus Stahl, 60′ lang, 7′ breit, 4′ tief; 12 Tonnen Tragfähigkeit.

Ein Leichter aus Stahl, 40′ lang, 6′ breit, 9′ tief; 6 Tonnen Tragfähigkeit.

Schraubenbarkasse „Jeune Africaine“, 24′ lang, 5′ 10″ breit.

Ein hölzernes Walfischboot, 33′ lang, 6′ breit; $3\frac{1}{2}$ Tonnen Tragfähigkeit.

Der Gesammtpreis der Fahrzeuge bezifferte sich ohne Frachtkosten auf 4725 £ oder 94500 Mark.

Die Boote, dem Strande entlang in einer Reihe liegend, gewährten einen sehr hübschen Anblick. Die „Espérance“ war schon so weit fertig, dass die Maschine in Gang gesetzt werden konnte, die laut puffte, als das Boot zur Probe im Hafen umherfuhr. Bei genauerer Untersuchung der Fahrzeuge entdeckte ich jedoch, dass an den Schiffen noch vieles gethan werden musste, ehe dieselben im Stande sein würden, den mächtigen Strom mit Sicherheit hinaufzufahren. An der „Belgique“ musste noch rundherum ein Schutzbalken angebracht werden; die „Espérance“ war fast unlenkbar, weil das Ruder zu schmal war, und hatte zu niedrigen Bord, und der „En Avant“ machte sich der seltsamsten Launen schuldig, die sonst nur der dumme Esel besitzen soll, indem das Fahrzeug einen Augenblick unter 10 Atmosphären Druck in wahnsinnigem Laufe dahinstürmte, sodass wir, die ersten Zeichen einer Explosion erwartend, uns über Bord zu springen vorbereiteten, während der Manometer im nächsten Augenblicke wieder fast gar keinen Druck zeigte und die Maschine kaum so viel Kraft besass, um die Schaufelräder in Bewegung zu setzen; auch hatte das Ruder niemals die allergeringste Controle über die Bewegungen des Fahrzeugs. Der arme Maschinist befand sich in einer höchst peinlichen Lage, denn er wurde ebenso sehr auf die Probe gestellt wie sein Dampfer. Wiederholt traten alle Maschinisten der Flotille zu einer Berathung zusammen, um die Ursachen dieses geheimnissvollen Benehmens des viel gescholtenen Bootes zu erörtern, und wenn die Erbauer desselben zugegen gewesen wären, würden sie manche scharf kritisirende Bemerkung gehört haben. Auch dieser Dampfer lag zu niedrig über Wasser, sein Ruder war zu schmal und die hintere Platte des Kessels musste mit Lehm verschmiert werden, damit trotz des beständigen Luftstromes aus den Ablaufröhren überhaupt

DIE FLOTILLE DER INTERNATIONALEN EXPEDITION BEI BANANA-POINT
NEBEN DER HOLLÄNDISCHEN FACTOREI.

I, 80.

nur Zug für die Kesselfeuer entstand. Das Boot schien es darauf angelegt zu haben, dass wir keine bessere Meinung von ihm bekommen sollten: der erste Maschinist wurde dadurch fast bis zum Selbstmord getrieben, der zweite fühlte sich gedemüthigt und der dritte verfiel über den vollständigen Miserfolg in tiefe Niedergeschlagenheit. Der vierte Maschinist war ein Italiener Namens Francesco Flamini, ein ruhiger, arbeitsamer Mann: als ihm von den Excentricitäten des Bootes, von den Miserfolgen der andern Ingenieure, von den verschiedenen Aenderungen und Experimenten erzählt wurde, welche mit der Maschine vorgenommen worden waren, sann er eine Weile nach, spitzte den Mund, runzelte die Stirn und überlegte wieder. Es war interessant, ihn zu betrachten. Schliesslich öffnete er die Thür unter dem Kessel, blickte hinein und sagte, den Kopf hebend: „Ich werde den Dampfer dazu bringen, dass er ebenso schnell läuft, wie die andern.“ Um die Sache kurz zu machen: der Mann hielt Wort; er legte nur die Feuerroste höher und sorgte darür, dass der Kessel regelmässig gespeist wurde. Von da an hat das Boot vorzügliche Dienste geleistet: es fuhr nach Vivi hinauf, trotzte kühn den Stromschnellen oberhalb Manjanga, war der Pionier auf der Fahrt nach dem König Leopold II.-See und das erste, welches die Gewässer der Bijerre durchfurchte und nach den Stanley-Fällen hinauffuhr. Oh, man möchte jetzt ein Epos von dem braven kleinen Fahrzeug schreiben, wenngleich ich die Erbauer keineswegs von dem Tadel ganz freispreche, dass sie dasselbe nach dem Kongo geschickt, ohne vorher eine genügende Prüfung vorgenommen zu haben.

Jetzt habe ich längst die unendlichen Unannehmlichkeiten und Sorgen abgeschüttelt, welche sich allmählich bei mir einstellten, als wir einen Tag nach dem andern daran arbeiteten, die Boote für den ihrer harrenden schweren Dienst

fertig zu stellen. Ich hatte nämlich keinen geeigneten Schiffsführer, der mir diese Arbeit abnehmen konnte, und die Hülfe eines tüchtigen Zweitcommandirenden habe ich nie gehabt. Ich will deshalb den Leser nicht mit einer widerwärtigen Kritik der Schwächen des Einzelnen langweilen, beabsichtige aber auch nicht, selbst die geringste erwähnenswerthe That meiner Begleiter mit Stillschweigen zu übergehen. Allgemeine Mittheilungen muss der Leser jedoch entschuldigen, weil er sonst den Charakter unsers Werkes nicht verstehen würde. Wollte ich diese fortlassen, dann könnte man mir den Vorwurf machen, ich hätte ein Interesse daran, nicht alles bekannt werden zu lassen, und ein solcher Tadel würde die Glaubwürdigkeit meiner Schilderung beeinträchtigen.

Zunächst klagten meine verschiedenen Assistenten über ihre Contracte und ihren Rang. Fast alle forderten den Ersatz ihrer „Unkosten aller Art", zu denen, wie sie mir begreiflich zu machen suchten, die Auslagen für Wein, Taback, Cigarren, Kleidung, Schuhe, Kost und Logis und gewisse hier nicht zu nennende Extravaganzen gehörten. Der eine erklärte, er würde nicht am Kongo bleiben, wenn diese „Unkosten" ihm nicht reichlich ersetzt würden; ein anderer meinte, wenn er die Maschine einer Dampfbarkasse ohne anderweite Beihülfe führen solle, müsse er höhern Lohn haben, und noch höhern, wenn ich ihn in das Innere zu schicken beabsichtige. Ein dritter — ein Ingenieur — behauptete, er sei als Zweitcommandirender engagirt worden; er, ein Abkömmling von Gott weiss wem, würde nie für einen so jämmerlichen Lohn nach Afrika gereist sein; er sei gekommen, um Ehre, Ruf und Ruhm zu erwerben; er werde an die Zeitungen schreiben* u. s. w. Ein anderer Maschinist beklagte

* Dies war eine häufig gebrauchte Drohung.

sich darüber, dass er nicht den ihm zukommenden Rang habe: da ihm die Maschine des Dampfers von 30 Tonnen anvertraut sei, so stehe er doch sicherlich auf gleicher Stufe mit dem Buchhalter der Expedition. Andererseits hielt der Herr, welcher den Befehl über den kleinsten Dampfer führte, sich wieder für besser als der Matrose, dem das Ruderboot überwiesen war, und glaubte sich zurückgesetzt, weil er die Mahlzeiten an einem Tische mit jenem einnehmen sollte.

Alles dies war natürlich nur eine Folge der grossen Unerfahrenheit und falschen Auffassung der Leute, verschlimmert vielleicht noch durch deren nachtheilige Gewohnheit, beim Mittagsmahle starke Weine zu trinken.

Die beiden dänischen Matrosen, Martin und Albert, waren die einzigen, welche nichts zu klagen hatten und mit ihrem Schicksal zufrieden zu sein schienen.

Indessen beruhigten die aufgeregten Leute sich allmählich, und auf mein Versprechen, dass ich die Sache bei erster Gelegenheit dem Comité vorlegen wolle, wurde die Eintracht bald wiederhergestellt. Die Rangstreitigkeiten waren geradezu absurd. Waren wir nicht sämmtlich Brüder, Kameraden und Theilnehmer an einem grossartigen internationalen Unternehmen, die Avantgarde der Civilisation? „Welchem Manne ist das Gefühl für Ehre, Ruhm, Unsterblichkeit so gänzlich abgestorben?“ Die erste Meuterei war gedämpft, und alle begaben sich wieder an die Arbeit.

Schon wiederholt ist die „holländische Firma“ erwähnt worden. Im Jahre 1879 war damit die Afrikaansche Handels-Vereeniging* in Rotterdam gemeint; in letzter Zeit waren die Herren Pincoffs und Kerdyck die leitenden Directoren.

---

* Gegen Ende des Jahres übernahm die Afrikaansche Genootschap deren Geschäfte.

Der jüngere Herr Kerdyck, ein Bruder des ältern Herrn gleichen Namens, war 1869 nach Banana-Point gekommen, wo er von der französischen Firma Regis & Co. den Grund und einige Gebäude gekauft und auf fester Grundlage das Geschäft gegründet hatte, das rasch zu so grossartigen Verhältnissen sich emporschwang, dass die Gebäude mit den dazugehörenden Höfen, Schuppen u. s. w. ein Areal von 700 Ackern einnahmen, alles reiner Sand und gegen 4 Fuss über Hochwasser gelegen.

Von der Firma werden eine grosse Menge Leute, Weisse und Schwarze, beschäftigt. Die Weissen beobachtet man am besten, wenn sie an zwei langen Tischen beim Mittagsmahle sitzen; ein Blick auf ihre Züge genügt fast, um einen mit Afrika auszusöhnen. Man bekommt ein gewissermaassen beruhigendes Gefühl, wenn man aufgefordert wird, an dem Mahle sich zu betheiligen, bei welchem der gute Appetit trotz des Ueberflusses, welcher auf der Tafel herrscht, gewöhnlich unter den Speisen so sehr aufräumt, dass bei Beendigung des Essens wenig mehr für die Küche übrigbleibt. Als ich zum ersten mal den Speisesaal betrat und die vielen verschiedenen Schüsseln erblickte, erschien die ganze Anordnung mir gerade wie eine Table d'hôte in Port-Saïd.

Man sieht sehr junge Gesichter an der Tafel, aber nur wenige Veteranen. Die meisten sind schon sehr früh nach den Tropen gekommen, einige im Alter von 16, noch mehr im Alter von 17 bis 20 Jahren. Der erste Director, Herr A. de Bloeme, der nahe an 80 Handelsfactoreien verwaltet, war, wie man mir erzählte, erst 27 Jahre alt, und doch befand er sich schon 9 Jahre im Dienste der Firma. Der Director der Handelsfactorei in Boma, Herr Antoine Greshoff, war erst 22 Jahre alt und blickte auf 5 Dienstjahre zurück, während

Herr Muller, ein anderer sehr junger und fast noch bartloser Mann, bereits seit 7 Jahren das Leben am Kongo durchgemacht hatte. Dagegen war Herr Gray, einer der Veteranen der Küste, schon 16 Jahre „draussen", ohne in der ganzen Zeit Europa wieder einmal besucht zu haben. Trotzdem rivalisirt er mit dem Lootsen Herrn Youngblood als Bild der Gesundheit; auch er liefert den Beweis, dass ein Europäer das Leben in den Tropen aushalten kann.

Um für die grosse Zahl der farbigen Hülfskräfte des Etablissements Wohnungen zu schaffen, bedarf man eines ganzen Dorfes. Die Leute vertreten mit ihren Frauen und Kindern jeden Stamm und District der Küste bis nach Cap Lopez und vieler Theile des weit entfernten Innern von Ngojo, sowie der Länder der Bateke und Basundi. Auch findet man Krumeger, starkknochige, breitbrüstige und muskulöse Arbeiter, in grosser Zahl. Am Strande und an den Landungsplätzen sieht man sie, mit Lendentüchern und umfangreichen Hüten mit breiten vorstehenden Rändern oder den verschiedenartigsten grotesken Mützen bekleidet, unter eintönigem Geschrei die schweren Waaren aufwinden, gekalkte Fässer mit Palmöl rollen, den reichen gelben Saft der *Elaeïs guineensis* auskochen und in Fässer füllen, auf den Kohlenhöfen die Wagen beladen, und Säcke mit Palmenkernen oder Erdnüssen tragen. Unter den langgestreckten Schuppen sind die Bootbauer mit der Herstellung von neuen Leichtern und Ruderbooten beschäftigt, während die Böttcher aus Kabinda die eisernen Reifen mit betäubendem Gehämmer auf die Fässer treiben. Am Strande kommen und gehen die Boote, langen die mit frischem Wasser beladenen Galioten vom südlichen Ufer und andere Fahrzeuge mit allerlei afrikanischen Producten von Ponta da Lenha, Boma oder dem noch höher hinauf liegenden Mussuko an.

In den Ecken der Schuppen oder in Haufen am Strande sammeln sich die eisernen Abfälle vieler Geschäftsjahre dieses grossen, blühenden Etablissements; da bemerkt man alte Anker mit zerbrochenen Händen, alterthümliche Haubitzen und Drehgeschütze, die Gott weiss welche Geschichte haben, grosse Mengen verrosteter Ketten, eiserner Stangen und Reifen, sowie verschiedene sonstige Metallabfälle. Unter einem andern grossen Schuppen lagern etwa 5000 Tonnen Steinkohlen, da die Firma auch das Monopol der Kohlenlieferung für die Kriegsschiffe, Post- und Ladungsdampfer besitzt.

Um das Innere dieser langgestreckten, aus Planken erbauten Gebäude zu untersuchen, würde man mindestens einen ganzen Tag gebrauchen. Manchester würde Freudenthränen vergiessen, sähe es die Millionen Meter Baumwollstoffe, die dort in Ballen über Ballen von der feinsten bis zur gewöhnlichsten Qualität aufgestapelt liegen; auch bemerkt man ungeheuere Tuchwaarenkisten, in welche die britische Regierung die vor Jahren abgesetzten rothen Waffenröcke ihrer Armee verpackt zu haben scheint. In einem andern Lagerraum würden Birmingham und Sheffield ihre Freude an den eisernen Kesseln, Töpfen und Pfannen, den grossen Mengen Messerschmiedewaaren und den Tausenden von Steinschloss- und Percussionsgewehren, sowie an den grossen Vorräthen von Messingglocken haben, während in noch einem andern Gelass die Fabrikbesitzer von Rochdale beim Anblick der hohen Stapel von rothem und blauem Savelist wünschen würden, dass es noch mehr solche unternehmende Häuser wie die holländische Firma gäbe, welche die Arbeit ihrer geschickten Webstühle kaufen, um sie über das ganze innere Afrika zu verbreiten.

Am äussersten Ende der Halbinsel von Banana liegt das Pulvermagazin, welches anscheinend genügend Pulver enthält,

um für das nächste Jahrhundert die bei den Beerdigungen üblichen Schüsse abgeben zu können, in Wirklichkeit aber, wie mir gesagt wurde, nur gerade so viel Vorrath hat, dass man bis zur Ankunft des binnen kurzem erwarteten Dampfers ausreicht. Im ersten Augenblick könnte dies Besorgniss erregen, wenn man nicht wüsste, dass jedes Kind, welches stirbt, eine Salve von fünf, jede Frau nach dem Tode eine solche von zehn und jeder Mann eine Salve von zwanzig Schüssen erhält, während bei dem Ableben eines Häuptlings kaum zehn oder zwölf Fässchen Pulver genügen würden. Wenn das letztere zu solch harmlosen Zwecken verwendet wird, kann man sich allerdings versucht fühlen, dasselbe als ein wohlthätiges Element des Handels zu betrachten.

Ganz in der Nähe, zwischen dem Pulvermagazin und den weissen Factoreigebäuden, befindet sich der Friedhof, auf welchem schon mancher den langen, festen Schlaf schläft, aus welchem ihn selbst die Explosion der im Magazin lagernden vielen Tonnen Pulver nicht wieder zum Leben erwecken würde. Dumpf und feierlich schlagen die Wogen des nahen Oceans an die Küste, wie ein Klagelied über den Verlust derjenigen, die nach den Tropen gekommen sind, um dort ihre ewige Ruhestätte zu finden. Diejenigen, welche zur Schwermuth geneigt sind, sollten den Ort meiden, denn das dumpfe Geräusch der Wellen, der Anblick des todten Sandes und der kahlen Wasserwüste, die sich bis in die unendliche Ferne ausdehnt, der Gedanke, dass du, selbst wenn du wolltest, auf derselben nicht fortsegeln kannst, alles dies bringt sehr leicht eine tiefe Melancholie hervor, da selbst die stillen Gräber dir zu winken scheinen, dir, der du noch nicht weisst, wie du in diesem Lande leben wirst, das schon so vielen, ebenso kräftigen und noch kräftigern Leuten,

wie du, den Tod gebracht hat. Doch fort von diesem Orte und wieder nach den Wohnungen der Lebenden!

Die Holländer verstehen es ihren jungen Leuten behaglich zu machen; als einen Beweis dafür kann ich die Table d'hôte mit ihrem mannichfachen Ueberfluss antühren und ebenso die anmuthigen, hohen und kühlen Holzgebäude. Sie haben auch einen Arzt zur Hand, der über eine wohlausgerüstete Apotheke verfügt, besitzen ein Billard und zahlreiche Reitesel, und wenn der Sand zwischen den Gebäuden auch nicht gerade zu einem Spaziergange einladet, so ist der Strand doch so fest wie Asphalt und die erfrischende Seebrise des südlichen Atlantic nach einem windlosen Tage über alle maassen wohlthuend.

Jenseit des grossen Areals des holländischen Hauses beginnt das Etablissement der Firma Daumas, Beraud & Co., welche in denselben Artikeln, nur in erheblich geringerm Umfange, Geschäfte macht und dabei in ähnlicher Weise wie die Holländer verfährt. Noch weiter nördlich und durch einige Unrathhaufen und stagnirende Pfützen von jenem getrennt liegt das Etablissement der Kongo- und Centralafrikanischen Gesellschaft, das von noch kleinern Verhältnissen ist. Wenn man alles dies gesehen, hat man die Sehenswürdigkeiten von Banana erschöpft und wird nun, wenn man nach dem Innern will, seine Abreise so bald wie möglich anzutreten wünschen.

Die Mangroven auf Huard-Point, jenseit des Hafens, welche die niedrigen Schlammniederschläge, die den Banana-Creek von dem Pirate-Creek trennen, bedecken, sind eines Besuches nicht würdig, ebenso wie die langen, ernsten und einförmigen Linien der Ufer bei der Fahrt auf beiden Gewässern des Anblicks nicht werth sind.

Fährt man den Banana-Creek hinauf, der für kleine

Fahrzeuge genügend tiefes Wasser enthält, so gelangt man in der Nähe von Ponta da Lenha wieder heraus; in gleicher Weise führt auch der Pirate-Creek, während der Sklavenzeit eine berühmte Durchfahrt, schliesslich wieder in derselben Richtung. Bei niedrigem Wasser macht der Anblick des aufwallenden Schlammes, der von unzähligen Krebsen belebt ist, welche unaufhörlich in den Löchern aus- und einschlüpfen, einen ziemlich niederschlagenden Eindruck. Der Aufenthalt in dieser Wüste übelriechenden Schlammes ist eine Gefährdung der Gesundheit. Die knorrigen Wurzeln der Mangroven sehen wie ungeheuere Rettiche aus, die auf den Spitzen ihrer gabelförmigen Wurzeln stehen: so phantastisch der Anblick aber auch ist, das Gefühl der Einsamkeit, Einöde und Heimatlosigkeit bringt, wenn ich auch zugebe, dass dies sehr von der persönlichen Stimmung abhängt, einen höchst deprimirenden, erkältenden Eindruck hervor, während die Fahrt den Kongo aufwärts, die mächtige und bewegte braungelbe Flut mit dem Kiel des schnellen Dampfers durchschneidend, einen bei weitem erheiternden Eindruck macht.

Ich habe nie herausfinden können, weshalb die niedrige Sandzunge, deren höchster Rücken kaum zwölf Fuss über Niedrigwasser und nur sechs Fuss über Hochwasser liegt, durch den Namen Banana ausgezeichnet worden ist, nach jener tropischen Pflanze, welche man dort heutigentags vergeblich sucht. Allerdings könnte ich mir einen Grund denken, doch ist derselbe nicht historisch. Wie ich glaube, lag die Factorei der Firma Regis & Co. vor der Gründung des jetzigen Etablissements, welches sich über die ganze Spitze ausgedehnt hat, mehr in der Mitte der Landzunge: und am Ende derselben, vielleicht da, wo jetzt der holländische Flaggenmast aufgerichtet ist, gediehen möglicherweise einige

wenige Bananenbäume, ebenso wie gegenwärtig in der Nähe dieser Stelle einige Palmen ihr Dasein fristen.

Vor dreihundert Jahren war die Halbinsel, wenn die alten Karten zuverlässig sind, nicht so lang, sondern es existirte nur ein wie ein stumpfer Haken aussehendes Vorland, Cap Palmas genannt, und möglicherweise wird sie in Zukunft wieder dieselbe Gestalt annehmen; wenigstens fürchten dies die Holländer und haben demgemäss ihre Vorsichtsmaassregeln getroffen, indem sie das innere Ufer der Landzunge durch Staken, Pfähle und Steintrümmer geschützt und an der Seeseite viele Schiffsladungen von Felsstücken aufgestapelt haben.

Ein oder zwei mal in meinem Leben habe ich erfolgreich prophezeit; hier sagt aber auch die Vernunft, dass bei einem unglücklichen Zusammentreffen eines Orkans oder eines lange anhaltenden Tornado aus West oder Nordwest und einer Aufstauung der Gewässer der Kongomündung im December das niedrige Land überflutet werden kann, und mit dem zurücktretenden Wasser würde die Banana-Halbinsel wahrscheinlich bis auf die festen Felsen fortgefegt werden, auf denen sich Sand und Niederschläge gelagert und schliesslich die Verlängerung der Spitze gebildet haben.

SIEBENTES KAPITEL.

DEN „MÄCHTIGEN" KONGO AUFWÄRTS.

Abfahrt der Flotille. — Gegen die Riesenströmung. — Stillschweigen an den waldigen Ufern. — Kissanga. — Ponta da Lenha. — Holländische Factoreien. — Vorsichtsmaassregeln gegen Hochwasser. — Gefahren der Gastfreundschaft. — Tiefe und Wassermenge des Flusses. — Trockene und Regenzeiten. — Gezeitenströmung. — Der bezauberte Felsen. — Teufelswerk. — Ma-taddi-Nsassi, der „Blitzstein". — Boma, das Haupt-Handelsemporium. — Verkehrsverbindungen. — Einsamkeit und Trostlosigkeit. — Ein erfrischender Wechsel. — Afrikanischer Sonnenschein. — Blutige Geschichte Bomas. — Schrecken des Sklavenhandels. — Fürchterliche Strafe. — Der Handel Bomas. — Der „böse weisse Mann". — Fortschritte Bomas. — Historisches über den Fluss. — Hungerige Weisse. — In der wüthenden Strömung. — „Hippopotamus? das ist ja ein Felsen!" — Ein sicherer Schuss. — Abfahrt des Dampfers „Albion" nach Europa.

Sieben Tage nach der Ankunft des „Albion" im Banana-Creek war die Flotille der Expedition bereit, die Fahrt den Kongo hinauf anzutreten; der „Albion" selbst lag am Strande abgeputzt, gereinigt und angestrichen, und manche andere Arbeit, welche ernstlicher und verständiger Vorbereitungen bedurfte, war beendet. Am Morgen des 21. August gaben die Dampfpfeifen das Signal zur Abfahrt und die Schiffe dampften sämmtlich aus dem Hafen; es war dies ein Ereigniss, mit welchem der Beginn einer neuen Aera für das Kongobecken inaugurirt wurde, gerade wie eine allerdings grossartigere Flotte von Schiffen im Jahre 1869 die Verbindung des Rothen mit dem Mittelmeere einweihte.

Der untere Lauf des Kongo ist seit seiner Entdeckung schon viele mal befahren, aber noch nie in befriedigender Weise beschrieben worden. Dass ich dies im Jahre 1877 unterlassen habe, ist zu entschuldigen, denn die Strapazen hatten mich auf das äusserste erschöpft und ich und meine armen Gefährten sehnten uns daher einzig und allein nach dem blauen Atlantic.

Jetzt aber befanden wir uns bei kräftiger Gesundheit, und sie sowol als ich sahen den Fluss mit ganz andern Augen an. Die riesenhafte lohbraune Flut, der wir auf unserer langen Reise bis zu ihrer geräumigen Mündung gefolgt waren, und die wir unter allen Verhältnissen kennen gelernt hatten — nun ruhig wie ein Sommertraum, dann in stromgepeitschten Wogen sich in tiefe Schluchten stürzend, unsere unbehutsamen Gefährten verschlingend und unsere gebrechlichen niedrigen Fahrzeuge bedrohend — lächelte uns jetzt an, als wir mit ruhigem, aber theilnehmendem Blick vom sichern hohen Deck auf die glatte Oberfläche herabschauten. Wir haben dem Flusse lange verziehen, das Vergangene begraben, denn die Erinnerung an seine Treulosigkeit hat sich im Laufe der Zeit abgeschwächt. Aber dennoch fühlen wir, dass der Kongo ein gefährlicher Fluss ist, der nicht mit sich spassen lässt. Er hat eine furchtbare Gewalt, wenn er von hindernden Felsen in seinem Lauf aufgehalten wird, oder wenn seine dem Wind entgegenrollenden Wellen schwer und betrügerisch steigen und fallen; aber auch wir besitzen jetzt Kraft, die wir der Wissenschaft und der rauhen Erfahrung verdanken. Wir werden dem Riesenstrom mit unsern von Dampf getriebenen Stahlkuttern Trotz bieten.

Vor der See steuern wir jetzt die mehr als $4^1/_2$ km breite lange gerade Strecke des Flusses in einem Fahrwasser hinauf, dessen Tiefe zwischen 60 und 900 Fuss

schwankt und dessen Strömung in der Mitte mit einer Geschwindigkeit von fünf Knoten läuft. Die dunkelgrünen Mangrovenmauern auf beiden Ufern, hier und dort von Palmenstämmen unterbrochen, sind scheinbar undurchdringlich, obgleich die Karten sagen, dass mancher träge Bach seinen Lauf durch den kühlen, schweigsamen Schatten des dichten Laubwerks windet. Nach einer Stunde sind wir bei Bulambemba-Point am nördlichen Ufer, einem Vorland, das auch unter dem Namen Fathomless-Point (Bodenlose Spitze) bekannt war und ist, obgleich es diese Bezeichnung nicht ganz genau verdient. Jedenfalls ist dort aber reichlich Wasser vorhanden, denn der Lootse steuert unsern Dampfer bis nahe an das Land, um dann etwa dreiviertel Kilometer vom Ufer diesem entlang den Fluss gerade hinauf zu laufen. Das Land ist niedrig und besteht aus reichen, feuchten, übelriechenden Alluvialablagerungen, auf denen viele hohe Bäume stehen, die wenig einladendes dichtes Gebüsch und Gesträuch beschatten. Hier und dort kennzeichnet eine Oeffnung die Einfahrt oder Mündung eines kleinen Baches, in dessen Labyrinth eine ganze Flotte der schmalen räuberischen Canoes sich verbergen könnte. Animalisches Leben fehlt gänzlich, nicht einmal ein Vogel ist zu sehen, und keine Bewegung unterbricht das melancholische Interesse, mit welchem wir unbewussterweise das Land betrachten. Weder am nördlichen Ufer, noch auf der Südseite oder auf dem Fluss ist etwas, das diese Leblosigkeit der schlafenden Natur unterbricht. Die Strömung gleitet ruhig, ununterbrochen und ungestört, aber mit nicht miszuverstehender unaufhaltsamer, wenn auch schweigsamer Energie dahin. Ueber den bewaldeten Ufern ruht die heilige Stille des Todes und auf der glatten Oberfläche des unaufhörlich fortströmenden Wassers liegt der Friede eines ungestörten Schlafs.

Etwa 21 km oberhalb Banana steuern wir, um die Untiefen von Scotchman-Head zu vermeiden, nach einer Gruppe von Factoreien hinüber, welche $10^1/_2$ km weiter hinauf am südlichen Ufer liegen und den Namen Kissanga führen; dann wird die Fahrt einige Kilometer weit dicht am Lande fortgesetzt, um darauf, wenn die Niederlassungen von Ponta da Lenha gut in Sicht sind, in den bei genanntem Orte vorbeiströmenden tiefern Arm des Kongo hineinzulaufen, weil wir dadurch den weniger bekannten Sonho-Arm vermeiden, dessen schwieriges und trügerisches Fahrwasser sich zwischen den Draper-, Monkey-, Robson-, Stocking- und Farquhar-Inselgruppen hindurchwindet. Die Namen dieser unbewohnten bewaldeten Schlammablagerungen sind uns durch die nach Vermessungen Kapitän Maxwell's im Jahre 1793 hergestellte Karte zuerst bekannt geworden; obgleich dieselben heutzutage ganz bedeutungslos sind, so genügen sie doch vollkommen, denn die Inseln haben gar keine bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten, welche die eine von der andern unterscheidet. Wie die Stromufer sind sie sämmtlich dicht bewaldet. Nördlicher, Südlicher und Mittlerer Arm würde die Durchfahrten wol besser bezeichnen, als die Namen Maxwell, der den nördlichen, Sonho, der den südlichen, und Mamballa, der den mittlern Kanal bezeichnet.

Kissanga liegt in einer halbkreisförmigen Lichtung auf trockener, schwarzer Dammerde und nahe am Wasser, wodurch die Factoreigeschäfte, wie das Rollen von 15 Centner schweren Fässern mit Palmöl auf die Leichter- und Flussfahrzeuge, sowie das rasche Entlöschen der Ladungen, erleichtert werden. Es befinden sich hier drei Factoreien, doch kann der Fremdling nicht begreifen, woher die Kunden kommen, da zwischen den Gebäuden und der lebenden

Mauer des dunkelgrünen Waldes mit den alles verbindenden Schlinggewächsen, dem palmartigen Laubwerk und dem breitblätterigen Unterholzgestrüpp kaum 60 m freies Land liegt. Bei genauerer Untersuchung der Küste entlang entdeckt man indessen die labyrinthartigen Lagunen, welche das Ufer durchbrechen und zu Fusswegen auf dem festen Lande führen, auf welchen man nach den Dörfern der Muschirongo gelangt, die auf den mit Gras bewachsenen Ebenen und dem welligen Lande hinter der Waldwand ziemlich zahlreich zerstreut liegen. Der Sonho-Kanal bespült das südliche Ufer, und seine rasche Strömung bringt die handeltreibenden Eingeborenen mit ihren Ladungen schnell nach dem Landungsplatze, während die Bergfahrt mit den schmalen Canoes leicht ist, solange dieselben sich dicht am Lande halten.

Genau vier Stunden Fahrt bringt den „Albion“, die „Belgique“, den „Royal“ und die „Espérance“ nach Ponta da Lenha oder der „Holzspitze“: ebenfalls eine vollständig falsche Bezeichnung, da die Ufer überall mit tropischen Bäumen bestanden sind und jeder Quadratzoll der Inseln von undurchdringlichem dunkelgrünen Dickicht bedeckt ist. Auch hier sieht man drei Factoreien, die je aus einer Anzahl hölzerner und anderer Gebäude bestehen, von denen einige mit getheertem Filz, andere mit Stroh gedeckt sind.

Die Holländer sind wie gewöhnlich, was Bauart, Einrichtung und Solidität der Gebäude betrifft, den übrigen Nationen voraus; sie verbessern, bauen und befestigen beständig an ihren Etablissements. In Banana haben sie viele Tausende von Pfunden in dem fortwährenden Kriege gegen die Verheerungen der Fluten ausgegeben; und hier lassen sie sich von der wachsenden Kraftwirkung des Kongo gegen den gebrechlichen Untergrund der Insel instinctmässig warnen und treiben eifrig massive Pfähle von Teak- und Roth-

holz tief in den Schlamm hinein, um das Eindringen der ungestümen Strömung zu verhindern.

Die breiten und bequemen Veranden ihrer Inselheimat sind an heissen, glühenden, sonnigen Tagen ein köstlicher, kühler Aufenthalt. Man kann dort behaglich sitzen und den rasch vorbeifliessenden braunen Strom beobachten, der hier gerade durch steil aufsteigende Ufer geärgert wird und seinem murrenden Unmuth in murmelnden, gurgelnden Tönen Ausdruck verleiht. Der Blick auf den den Hintergrund bildenden dichten Wald einer der $^3/_4$ km entfernten Draper-Inseln und den stetig dahingleitenden, glänzenden, blinkenden Fluss ist wohlthuend für das Auge, während das unbeschreibliche, nicht zu analysirende Geräusch aus dem dunkeln hohen Walde hinter uns eine einschläfernde Wirkung ausübt trotz aller Gegenmittel, wie Selterwasser und guter heisser Thee, die von den ebenholzfarbigen Dienern des holländischen Hauses gereicht werden, und trotzdem der Vorsteher der Factorei bei solchen Gelegenheiten, gerade wie wenn er der Wirth eines Hotels wäre, seine Zeit den Gästen zur Verfügung stellt. Leider werden auch stärkere Getränke, der Fluch des westlichen Afrika, in falschverstandener Gastfreundschaft nach Landessitte in allzu verführerischer Weise angeboten. Der Durstige, Leichterschöpfte und an dem Gefühl einer geringen Erschlaffung Leidende vermag diesen so herzlichen Aufforderungen kaum zu widerstehen. Möglicherweise können die Leute durch Rathschläge mit der Zeit daran gewöhnt werden, dass sie diese Lockmittel der Unmässigkeit und Schwäche nur anbieten, wenn sie dringend darum ersucht werden, in welchem Falle sie natürlich keine Schuld an den Folgen trügen.

Was fragen Matrosen, Maschinisten und Leute der ungebildeten Klassen nach dem, was zu ihrem Besten dient,

und wann wurden diese Leute in der Lebensphilosophie und in dem vernünftigen Gebrauche des schönen Daseins, das ihnen geschenkt ist, unterrichtet? Sie verstanden selbst das Klima kaum, in welchem sie geboren sind, und wenn sie nun blass und mit zarter, wenig abgehärteter Haut, mit einem Ueberfluss von Fett, welcher durch die frühere Fülle hervorgebracht ist, nach den Tropen mit deren magern Diät und mangelnden Abwechselung kommen, wie kann man ihnen begreiflich machen, dass die Erschlaffung, welche sie nach stundenlanger reichlicher Transpiration fühlen, nur durch die Natur selbst veranlasst wird, welche sich bemüht, nach den so plötzlich veränderten Verhältnissen sich zu regeln?

Ponta da Lenha oder die Holzspitze ist 55,2 km im Fahrwasser der Dampfer vom Ankerplatz im Banana-Creek entfernt; obgleich dasselbe auf einer Insel liegt, ist es doch von den Eingeborenen auf dem Festlande im Norden, welche Palmöl, Palmkerne, Erdnüsse, Geflügel und Gemüse nach den Factoreien bringen, um dafür Baumwollstoffe jeder Art und Farbe, Messerschmiedewaaren, Pulver und Gewehre einzutauschen, leicht zu erreichen.

Bis zu dieser Gruppe von Handelsniederlassungen könnte sogar der Dampfer „Great Eastern" hinauflaufen; er würde neben dem Landungsplatze der Holländer ganz sicher liegen. Britische, holländische, portugiesische und französische Kriegsschiffe haben den Ort schon oft besucht, der vor der Seebrise gut geschützt liegt, wie auch aus der leichten Biegung nach Nordosten hervorgeht, welche wir oberhalb Kissanga machen mussten. Die weitere Bergfahrt für Oceandampfer verhindert jedoch eine wenige Kilometer oberhalb Ponta da Lenha befindliche veränderliche Barre. Die dortigen Lootsen sind sich nicht einig darüber, mit welchem Tiefgange man dieselbe sicher passiren kann: einige sagen mit 12,

andere mit 10 Fuss, hauptsächlich kommt es dabei aber wol auf die Geschicklichkeit und die Ortskenntniss des Lootsen an. Im Jahre 1882 bin ich mit dem „Harkaway", der 15 Fuss tief ging, sicher und ohne den Grund zu berühren, hinübergekommen, und bei der Thalfahrt hatte das Schiff sogar einen Tiefgang von 17½ Fuss, ohne dass ein Unfall passirte. Andere sind weniger glücklich gewesen, und es haben schon Schiffe mit 12 Fuss Tiefgang langen Aufenthalt gehabt.*

Diese Unkenntniss wird aber aufhören, da die Erfordernisse der Schiffahrt verlässlichere Untersuchungen verlangen. Meine persönliche Ansicht geht dahin, dass man in der Regenzeit auf eine Minimaltiefe von 22, und in der trockenen Jahreszeit auf eine geringste Tiefe von 16 Fuss sicher rechnen könnte.

Um verständlich zu machen, weshalb ein so grosser Unterschied der Wassertiefe in der trockenen und in der nassen Jahreszeit ist, muss ich bemerken, dass auf einer gewissen Strecke des Kongo oberhalb Stanley-Pool, wo ich fast einen ganzen Tag Versuche angestellt habe, gegen Anfang des Monats März, wenn der Fluss fast seinen niedrigsten Stand erreicht hat, in der Secunde ein Volumen von 1 440 000 Kubikfuss Wasser an einem bestimmten Punkte vorbeifliesst; und ferner habe ich nach Messung der Höhe der Hochwassermarken, die an einer hohen Felsenklippe sichtbar waren, berechnet, dass das Volumen mitten in der Regenzeit per Secunde mindestens 2 530 000 Kubikfuss betragen muss. Ehe dieses Wasser die See erreicht, haben sich noch eine Menge Nebenflüsse in

* Ueber die Wassertiefe berichten die nachstehend genannten Schiffe wie folgt: die englischen Kriegsschiffe „Ariel", 1875, 3 Faden (18 Fuss) bei Niedrigwasser; „Torch", 1872, 2 Faden; „Firefly", 1880, 4 Faden; das französiche Schiff „Sagittaire", 1883, weniger als 13 Fuss.

den Strom ergossen, dessen Volumen dadurch eine Grösse erreicht, die nur von demjenigen des Amazonenstromes übertroffen wird. Ja, wenn Kapitän Maxwell's alte Karte verlässlich ist, dann ergibt sich bei Benutzung seiner Angaben über Wassertiefe, Strömung und Breite sogar, dass das Volumen einige Kilometer oberhalb Boma 4382000 Kubikfuss per Secunde beträgt. Ich möchte jedoch keineswegs für die Genauigkeit seiner Tiefenmessungen einstehen und glaube, dass er die Stärke der Strömung nur durch oberflächliche Schätzung festgestellt hat.

Wenn ein Fluss zweimal im Jahre sein Volumen fast verdoppelt, ist es von Wichtigkeit, die Monate zu kennen, in welche die trockene und die nasse Jahreszeit fällt.

Da hier jedoch nicht die passende Gelegenheit ist, um meine diesbezüglich gesammelten Erfahrungen mitzutheilen, so will ich jetzt nur kurz bemerken, dass sich in Boma in der zweiten Hälfte des März ein geringes Steigen bemerkbar macht, bis zwischen dem 1. und 31. Mai der höchste Stand erreicht ist: dann findet bis Anfang August ein allmähliches Fallen statt, worauf das Wasser bis etwa zum 1. September unverändert bleibt. Das Steigen vom März bis Mai ist das geringere, dasjenige vom 1. September bis zum 15. oder 25. December das stärkere Steigen. Zwischen dem 15. Januar und dem 10. März tritt wieder ein stetiges Fallen ein, worauf der Fluss dann unverändert bleibt, bis die geringere Steigung zur gewöhnlichen Zeit aufs neue beginnt.

Ausser der Beachtung des für die Bergfahrt günstigsten Monats hat man auch die Einwirkung von Ebbe und Flut in Betracht zu ziehen. In Banana steigt die Flut um 6 Fuss, in Ponta da Lenha um 21 Zoll oder, wie einige behaupten, 18 Zoll, in Boma dagegen nur noch um 2 oder

3 Zoll. In der Nähe der Mündung läuft die Ebbe mit einer Geschwindigkeit von einigen Knoten und fast doppelt so lange wie die Flut. Man darf aber nicht annehmen, dass das Seewasser in den Kongo hineinströmen kann, die Flut ist vielmehr nur die Wirkung des Druckes der See auf die Strömung des Flusses, die in ihrer Geschwindigkeit aufgehalten wird und das Wasser bis zur genannten Höhe aufstaut.

Nachdem wir in Ponta da Lenha, trotzdem noch nicht die ganze Flotille eingetroffen war — denn „En Avant", welcher der erste hätte sein sollen, war heute *en arrière* —, eine sehr behagliche Nacht zugebracht hatten, verliessen wir am Morgen den Landungsplatz und dampften nach Boma hinauf, vorauf der „Albion", zwar nur ein kleines Schiff, aber ein wirklicher Elefant im Vergleich zu den zierlichen Mosquitodampfern, die mit ihren Hochdruckmaschinen mehr Lärm erzeugten, als ein halbes Dutzend „Albions" vermocht hätten.

Der frühe Morgen war kühl, denn die Sonne wagte sich noch nicht aus der dicken hellgrauen Wolkenbank hervor, durch die sie blass und strahlenlos schien. Die fehlende Sonnenwärme gab den stillen, leblosen Ufern ein kaltes, trauriges Aussehen: die anhaltende monotone Färbung war ein todtes grünliches Schwarz ohne Glanz oder Bewegung, wenn man von derjenigen eines vereinzelten Schilfrohrs, das im kühlen Morgenwinde hin- und herschwankt und ziellos die Stütze eines andern steifern Stengels sucht, oder von der des ewig nickenden Wasserrieds absieht.

Während wir den Fluss hinaufdampfen, nimmt der dichte Busch an Höhe und Dunkelheit ab; derselbe wird niedriger und spärlicher und die Palmen der Inseln treten mehr hervor. Die das Salzwasser liebenden Mangroven mit

ihrem ungesunden Schlamm und ihren phantastischen hundertästigen Wurzeln sind vollständig verschwunden, und es dehnen sich nun die seltsam wogenden und wild nickenden Gräser der merkwürdig stillen Ebene weit ins Innere hinein aus bis zu dem hohen Lande, das schon an der Küste eine östliche Richtung einschlägt. Dasselbe besteht aus einem unregelmässigen Rücken, dessen Linien und Abhänge tief durchfurcht sind; an der Südseite erblickt man oberhalb der

DIE BEWALDETEN UFER DES UNTERN KONGO.

Stocking-Insel gleiche Ebenen, die sich bis zu einer ähnlichen Kette erstrecken. Beide Rücken scheinen, wenn man denselben mit den Augen folgt, sich einige Kilometer oberhalb Bomas zu vereinigen, wenigstens vermag der Fremde den Lauf des Flusses dort nicht mehr zu traciren. Hier bemerkt man auch zum ersten mal die ungeheuere Breite des Stromes, der von Ufer zu Ufer in ununterbrochener Fläche 10 km weit ist.

Um $10\frac{1}{2}$ Uhr vormittags passirten wir in wenigen hundert Metern Entfernung von dem sogenannten Fetisch- oder bezauberten Felsen, einem isolirten niedrigen und hügeligen Vorlande, welches mit grossen Massen Granit bedeckt ist, der, an der Flussseite klippenartig abfallend, in den Umrissen etwa das Aussehen eines ungeheuern monumentalen Steines hat. Hinter und an den Seiten desselben dehnen sich weite, niedrige, fette und reiche Grasebenen, der Aufenthalt der Flusspferde, aus; auch sieht man einige Dörfer in der Nachbarschaft, welche sich, anscheinend ohne grossen Erfolg, etwas Grund und Boden zu cultiviren bemüht haben.

In den frühern Zeiten der Segelschiffe wagten sich, wie der Lootse mir erzählte, einige in die Nähe des Fetischfelsens. Mag es nun infolge der Zauberei oder der Excentricitäten der ewig kochenden Flut gewesen sein, genug, die Tradition weiss ganz pikante Geschichten von den merkwürdigen Abenteuern der Schiffe zu erzählen, die hülflos vom Strome erfasst und aus ihrem Curs geschleudert, plötzlich unter träger Auf- und Niederbewegung des Bugs und Hecks rund herum gedreht und nach Beendigung des Tanzes mit zerrissenen Segeln und schlaffen Tauen und Brassen zum Ufer geworfen wurden, während die erblassten Matrosen einander zitternd anblickten und schliesslich darauf schwuren, dass dies Teufelswerk gewesen sei. Ich sagte dem Lootsen, dass ich dies auch glaube: „denn, mein Freund, es war damals eine sehr schlimme Zeit, da die Weissen ein Gott gefälliges Werk zu thun glaubten, wenn sie ihre schwarzen Brüder kauften und wieder verkauften".

Dampfer beachten diese verächtlichen Wirbelströme jedoch nicht, so geräuschvoll dieselben auch sein mögen, und auch wir fuhren jetzt mit tiefem Wasser unter dem

Schiffe weiter, ohne dass das Kielwasser die geringste Abweichung von der geraden Linie zeigte. Als wir uns nach bemerkenswerthen Objecten umblickten, zeigte man uns einen seltsamen Gegenstand auf dem Gipfel eines hohen Hügels am Nordufer, den sogenannten Blitzstein, der bei den Eingeborenen den Namen Ma-taddi-Nsassi führt, zuweilen aber auch Limbu li Nsambi, der Finger Gottes, genannt wird. Derselbe ist jedoch nichts anderes als das Innerste des Berggesteins, von dem vor Jahrhunderten das Erdreich durch die Gewässer fortgespült ist, sodass nur der domförmige Gipfel stehen geblieben ist, der einem modernen Leuchtthurme oder einem Monumentalbau nicht sehr unähnlich sieht.

Eine genau vierstündige Fahrt brachte den „Albion" und die „Belgique" mit ihren Leichtern im Schlepptau von Ponta da Lenha nach dem Landungsplatze einer der holländischen Factoreien in Boma.

Als wir uns noch einige hundert Meter von dem Damm befanden, konnten wir Boma, das Haupthandelsemporium am Kongo, dessen Lage sich der gekrümmten Linie des Flusses anschliesst, von einem Ende bis zum andern gut übersehen. Es besteht aus einem Haufen von Factoreien, d. h. einer Anzahl getrennt liegender Gebäude, die als Waarenlager, Schuppen oder Arbeitsstätten dienen, begrenzt von den Wohngebäuden der Besitzer oder Vertreter der in Europa etablirten englischen, holländischen, französischen oder portugiesischen Firmen, die ihre Agenten hinausgeschickt haben, um auf beiden Ufern des Flusses an jeder passenden Stelle Handelsniederlassungen anzulegen. Die Zahl derselben war 1879 selbstverständlich noch nicht so gross, wie jetzt, 1885. Die verschiedenen Gesellschaften, und namentlich die holländischen, englischen und französischen Häuser, besitzen jede mehrere Factoreien.

Das Centraldepot ist in Banana-Point, wo die Waaren aus den Oceandampfern empfangen, gelöscht und in den Speicherräumen und Vorrathshäusern gelagert werden, bis sie durch Privatdampfer der Centraletablissements nach den einzelnen Factoreien geschafft werden. Die Holländer besitzen vier Dampfer: „Prince Hendrik“, „Carl Nieman“, „Banana“ und „Morian“, von denen die drei ersten geräumige Schiffe sind, die nach Europa fahren könnten, während der „Morian“ ein Schleppdampfer von 40 Tonnen Gehalt ist und die Galioten, Schuner, Barkassen und Leichter nach den obern Stationen des untern Kongo bugsirt. Der „Prince Hendrik“ und der „Carl Nieman“ holen die Producte von den Niederlassungen an der Küste zusammen, und zu bestimmten Zeiten trifft ein Oceandampfer nach fünfundzwanzigtägiger Fahrt von Rotterdam und Madeira in Banana-Point ein, um nach kurzem Aufenthalt mit Kautschuk, Oel, Gummi, Kernen, Erdnüssen, Elfenbein, Orseillemoos, Kaffee und andern Artikeln beladen nach Europa zurückzukehren.

Das englische Haus hat einen Küsten- und Flussdampfer von 250 Tonnen Gehalt, den „Kabinda“, der die afrikanischen Producte auf den zerstreut liegenden Factoreien sammelt, um dieselben für ihren Liverpool-Dampfer „Angola“ herbeizuholen.

Die Kongo- und Centralafrikanische Gesellschaft beschäftigt einen Dampfer von 250 Tonnen, den „Albuquerque“, in derselben Weise, verladet ihre Waaren jedoch, wie ich glaube, mit den einmal im Monat Banana anlaufenden englischen Postdampfern.

Die Franzosen und Portugiesen besitzen nur Galioten, Schuner, Barkassen und Canoes und verschiffen die Producte häufig mit Segelschiffen.

Fügt man diesen Schiffen, welche beständig zwischen

BLICK FLUSSABWÄRTS UNTERHALB DER ENGLISCHEN FACTOREI IN BOMA. I. 105.

Banana und Boma auf dem Kongo auf- und niederfahren, die den eingeborenen Häuptlingen gehörenden Canoes noch hinzu, so kann man wol sagen, dass es dem Kongo nicht gänzlich an Beweisen einer Handelsbewegung mangelt.

Und dennoch ist das allgemeine Aussehen, einerlei ob vom Flusse oder vom Lande aus, keineswegs ein einnehmendes zu nennen; das Auge bleibt unbefriedigt und sehnt sich nach Zeichen von Leben und Bewegung, und der Instinct des an ein Zusammensein mit seinesgleichen gewöhnten Leben wird durch die unerklärliche Einsamkeit beleidigt und gekränkt. Schaut man von der Spitze des Hügels über die Factoreien genau in die Ferne, dann wird man verstehen, weshalb dies geschieht. Nach Norden dehnt sich die grossartige Masse auf- und niedersteigender massiver Hügel, eine lange wellenförmige Linie hohen Landes aus, bis dieselbe in grauer Ferne verschwindet; zu Füssen bewegt sich eine mächtige, lebende Wassermenge langsam dem Meere zu, aber gerade in diesem Augenblicke vermag man weder ein grosses, noch ein kleines Boot auf den vielen hundert Quadratmeilen Wasserfläche zu entdecken, auf dem unendlichen Landareal, auf Hügeln und Ebenen keine schlanke Thurmspitze, keinen Dom, keinen Schornstein zu sehen; ja man erblickt nicht einmal etwas, das Aehnlichkeit mit einer menschlichen Wohnung hat, keine in der stillen Luft aufsteigende Rauchsäule, welche den Trost geben würde, dass man nicht allein ist. Alles ist grossartige, weite, anscheinend nie vom Menschen berührte und betretene Natur. Da mir nichts das Gegentheil beweist, so könnte ich annehmen, dass ich der erste Mann bin, Weisser oder Schwarzer, der je diesen undankbaren Boden betreten hat. Diesen Eindruck gewinnt man wenige Kilometer von Boma entfernt; glücklicherweise aber kann ich mich umdrehen und die ge-

träumten Phantasien durch einen tröstlichen Blick auf die behaglichen Etablissements verscheuchen, die sich am nördlichen Ufer hinziehen und mit ihren hohen Flaggenstöcken und weiss angestrichenen Wohnhäusern, den dunkeln Strohdächern der langen Vorrathshäuser und Schuppen, den zerstreut stehenden, aber hinreichend belaubten Bäumen, den mit den bunten Nationalflaggen geschmückten Masten der Dampfer und Segelschiffe ein Bild gewähren, das wol einer Skizze werth ist.

Das Gefühl der Einsamkeit und Trostlosigkeit wird noch dadurch erhöht, dass es den schwerfälligen Linien der Hügel und den weit ausgedehnten Ebenen an den dunkeln ewig üppigen Waldmassen fehlt, ohne welche wir uns die Tropen eigentlich gar nicht vorstellen können. Der groteske Baobabbaum, der sich mit seiner dünnen Laubkrone vereinzelt auf kleinen Erhöhungen und tafelförmigen Hügeln findet, vermag für die allgemeine und unangenehme Nacktheit des Anblicks keinen Ersatz zu leisten. Zu dieser Jahreszeit, im August, scheint die ganze Natur, ausgenommen den verschiedenen Armen des Kongo entlang, vertrocknet, verdorrt, versengt und todt zu sein. Dieser fast gänzliche Mangel jeglicher Vegetation ist eine Folge der Feuersbrünste, welche in jeder trockenen Jahreszeit den starken Graswuchs zerstören. Auch schreibt man ihn den kleinen unebenen Abschnitten zu, in welche das Land durch die heftigen Regengüsse und die von jedem Hügel und Gipfel herabstürzenden starken Sturzbäche zerrissen wird, die alle Ueberbleibsel der Vegetation mit sich fortführen, ehe dieselben ihre Wirkung auf den Boden ausüben können.

Etwa einen Monat später fällt der erste Regen; der Anblick ist dann ein weit anmuthigerer und weicherer, da das junge, zarte und grüne Gras den Kopf aus der Erde

steckt und das Land unter den Einwirkungen der Feuchtigkeit und einer mässigen Sonnenwärme sich zum Bessern entwickelt und umgestaltet. Wenn dasselbe mit lebhaftem Grün bedeckt ist, rivalisirt das Gras an Weichheit mit dem der englischen Grafschaft Northumberland, und es erscheinen Vögel und ganze Heerden von Rindern und Ziegen auf der Scene, wo man sie früher vermisst hat.

Wenn man von afrikanischem Sonnenschein spricht, so muss man sich erinnern, dass es verschiedene Arten desselben gibt: beispielsweise hat man den harten, weissen, nackten und unverhüllten Sonnenschein des östlichen Nordamerika, den warmen, schläfrigen, nebeligen Sonnenschein des englischen Sommers, den hellen, freundlichen, reinen Sonnenschein des Mittelmeeres. Mir erscheint der afrikanische Sonnenschein jedoch nach seinen Wirkungen auf die Landschaft, trotz seiner grossen Hitze, als eine Art stärkern Mondlichts. Ich spreche ein- oder mehreremal in diesem Werke von „feierlich aussehenden" Hügeln: diese scheinbare Feierlichkeit kann ich nur dem seltsamen Sonnenschein zuschreiben. Derselbe vertieft die Schatten und verdunkelt das schwärzlichgrüne Laubwerk der Wälder, während er den nackten Abhängen und unbewaldeten Spitzen einen unbestimmten Ausdruck oder einen kalten Lichtreflex verleiht. Seine Wirkung ist ein erkältender Ernst, eine unbeschreibliche Feierlichkeit und abstossende Ungeselligkeit. Die Sympathie erwärmt sich nicht, das Schweigen hat dem Sonnenschein seinen Stempel aufgedrückt und macht den Menschen sprachlos. Man mag die Landschaft bewundern, man mag sie verehren, aber Liebe hat mit dem Gefühl nichts zu thun. Auch von Anmuth und Lieblichkeit ist keine Rede; die Scenerie kann erhaben sein, aber sie ist von einer leidenschaftslosen Erhabenheit. Sie will betrachtet sein, aber nicht

angeredet werden, denn der Blick des Menschen richtet sich auf eine stumme, sphinxartige Unbeweglichkeit, die eher einem unwesentlichen Traumlande als der wirklichen Erde angehört.

Wer diesen Versuch, die Ursache der unsäglichen Einsamkeit der afrikanischen Hügellandschaften zu analysiren, in der Erinnerung behält, wird vielleicht bei der nächsten Betrachtung derselben die Wahrheit dieser Bemerkungen verstehen und es begreifen, dass nur infolge des seltsamen Sonnenscheins ein Mangel an Sympathie zwischen dem Menschen und jenen herrscht. Wer dies bezweifelt, möge dieselbe Landschaft in der Jahreszeit der Gewitterstürme anschauen und ihre von der Hochflut der Natur erzeugte lebhafte Färbung beobachten.

Boma (oder Mboma) hat eine Geschichte, eine grausame, das Blut erstarren machende Geschichte voll von Schrecken, Jammer und Leid. Zwei Jahrhunderte und länger wurde hier die Unmenschlichkeit des Menschen gegen den Menschen durch die unbarmherzige Verfolgung der Schwarzen seitens niederträchtiger Weisser dargethan. Zu Tausenden wurden jene hier gekauft, mit Gewalt aus ihrer Heimat getrieben, dutzendweise aneinandergekettet, in den Raum der Sklavenschiffe geschleppt und dort eng verstaut und nach Brasilien, Westindien und Nordamerika geschickt, von wo nicht ein einziger zurückgekehrt ist. Ganze Flotten wurden zu diesem traurigen Geschäft unterhalten und haben in der Nachbarschaft von Boma geankert, wo die verschiedenen in den Schiffen verladenen Kaufmannswaaren und Vorräthe von Branntwein und Rum die Eingeborenen verführten, auf die ungerechteste Weise die armen Opfer des Aberglaubens, der Thorheit, Unwissenheit und Gewaltthätigkeit aus allen Theilen des Innern herbeizuschleppen.

Als dieses Uebel sich auswärts noch mehr ausbreitete,

wurden andere benachbarte Districte, Ponta da Lenha, Nokki, Mussuko, sowie die sämmtlichen Orte am Flusse und an der Küste ebenfalls entvölkert, bis auf der ganzen weiten Strecke zwischen dem Meere und dem Meridian von Stanley-Pool nicht ein einziges Dorf mehr war, welches nicht Ursache hatte, den schmachvollen Handel zu verfluchen, der so plötzlich Trauer und Jammer über das Land verbreitet hatte.

Kann man sich danach wundern, wenn man auf die ausgedehnte Wildniss und Unfruchtbarkeit hinabblickt, dass ein so grosser Theil der reichen Ebene, die jetzt mit gleichsam klagend raschelndem Grase bedeckt ist, unbebaut daliegt? Hätte das Land nur die dichte Bevölkerung, welche in zahlreichen Dörfern an dem obern Kongo und den obern Nebenflüssen lebt, das heutige Boma würde sicherlich zu einer Stadt von einiger Grösse herangewachsen sein, denn der legitime Handel, welcher sich entwickelt hat, seitdem Grossbritannien Europa und Amerika zu Milde und Mitgefühl veranlasst hat, würde genügt haben, um die vielen Bewohner zu ehrlichen Geschäften in den natürlichen Producten ihres Landes anzuregen, wie es die wenigen noch lebenden Ueberbleibsel der verschwundenen Stämme dazu vermocht hat. Oh, wenn das Land in zukünftigen Zeiten, die ich in gläubigem Vertrauen vorhersehe, sich von der jetzigen traurigen Oede erholt haben wird, wenn Generationen unter dem wohlthätigen Einflusse civilisirter Einrichtungen geboren sein werden und dem Lande durch die fürsorgende Hand einer Regierung wieder aufgeholfen sein wird, dann werden auch die Ebenen und Thäler sich wieder des Ueberflusses und des Reichthums erfreuen, und dann hüte sich die Nation, welche den Sklavenhandel in diesen Regionen einführte, vor der Feder des Kongo-Dichters!

Im Jahre 1879 lebte in Boma übrigens nur noch ein Mensch, der aus persönlicher Erfahrung wusste, wie das alte Boma ausgesehen hatte. Er und ein anderer Mann, der einer weiter abwärts gelegenen unbedeutenden Factorei angehörte, hatten zwei Jahre vorher ein Verbrechen begangen, wie es selbst in den Annalen des alten Boma nicht verzeichnet stehen dürfte. Eines Nachts waren seine Vorrathsräume niedergebrannt und grössere Mengen Branntwein und Stoffe gestohlen worden, weil seine Sklaven ihre Unzufriedenheit auf diese Weise an ihrem unfreundlichen Herrn glaubten auslassen zu können. Die Schuldigen wurden entdeckt und von ihrem Herrn eingefangen, der ihnen einen eisernen Halskragen umlegte, eine kurze Kette durch die Oesen des letztern zog und das Endstück derselben mit einem Gliede der Mittelkette des Ganzen zusammennietete; dann wurden den derartig gefesselten Sklaven die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, die Unglücklichen in ein Boot geworfen und nach der Mitte des Flusses gerudert, wo einer nach dem andern über Bord gestossen wurde. Natürlich ertranken die gefesselten und geketteten Sklaven sofort.

Einige Stunden später trieben die Leichen mit der Strömung den Fluss hinab und wurden an einer Sandbank angeschwemmt, wo sie der gerade auf einer Inspectionstour den Fluss aufwärts begriffene englische Consul Kapitän Hopkins auffand, der bei genauerer Untersuchung der Ketten den Namen des Eigenthümers auf denselben fand.

Seit der Begehung dieses Verbrechens ist das moderne Boma von Blut und Schuld rein geblieben. Sein Handel ist höchst unschuldig — die Butter der Oelpalmen, der Kautschuk in den Wäldern, die Kerne der Oelnüsse, das Sammeln der Erdnüsse, des Kopals und der Elefanten-

zähme u. dgl. haben die Eingeborenen genügend beschäftigt, während der Tauschhandel mit Baumwollstoffen aus Manchester und Glasgow, Wollen-Savelist aus Rochdale, Decken aus Yorkshire, Messerschmiedewaaren und Gewehren aus Sheffield und Birmingham, Töpfer- und Eisenwaaren, Perlen und Messingdraht aus verschiedenen Theilen Europas, Branntwein und Rum aus Holland und Hamburg, Taback und Fischen aus Amerika sich als sehr gewinnbringend für die britischen, französischen, holländischen und portugiesischen Händler erwiesen hat, die sich in der Nachbarschaft des einstigen grossen Sklavenmarktes am Kongo niedergelassen haben.

Wenn auch einige der Händler des heutigen Boma in ihren Geschäften mit den Eingeborenen nicht immer in strengster Uebereinstimmung mit den Principien der Gerechtigkeit und Gleichheit verfahren sind, so beweisen doch ihre bis weit ins Innere hinein sichtbaren glücklichen Resultate, dass sie häufiger von dem Wunsche, aufrichtig zu sein, als von einem andern Verlangen beseelt gewesen sind. Beobachtet man die Art und Weise des jetzigen Verkehrs zwischen Weissen und Schwarzen, so gewinnt man die Ueberzeugung, dass kein Uebelwollen gegeneinander herrscht, und man bemerkt, dass die Eingeborenen nicht verbittert und erzürnt sind, sondern im Gegentheil eine wohlthuende Familiarität und ein vertrauendes Benehmen ihren Verkehr auf der Wasserstrasse von Boma kennzeichnet. Wenn die Eingeborenen auch nicht im Stande sein würden, den Hülfstruppen, welche eine Verbindung der Händler herbeirufen könnte, Widerstand zu leisten, so findet man bei näherer Untersuchung der Verhältnisse doch, dass sie gegen Tyrannei, Unterdrückung und beständige Uebelthaten der Weissen gerade durch das Interesse geschützt sind, welches diese

zwingt, die Flussufer des Kongo zu ihrer Heimat zu machen. Die starke und wilde Concurrenz, welche unter den Händlern besteht, um sich das grösste Geschäft zu sichern, und welche ihren Ausdruck in dem Thema aller Gespräche bei den Mahlzeiten findet, verleiht den Eingeborenen einen

GRUPPE VON EINGEBORENEN — MÄNNER, FRAUEN UND KINDER.

bessern Schutz, als eine ganze Flotte von Kreuzern ihnen geben könnte. Der böse weisse Mann, welcher schmuzige Reden und Schimpfereien im Munde führt, wird gemieden, in den Bann gethan und vollständig „boycottirt“; sein Name und Charakter wird auf allen Hoch- und Nebenstrassen den

EIN THEIL VON BOMA, GEGENÜBER VON BUKA-MBOMA. I. 113.

(Nach einer Photographie.)

Händlern und Trägern bekannt, und die Folge ist der Rückgang und völlige Ruin seines Geschäfts, der ihn bald forttreibt, sodass der liberale und freundliche Weisse den Vortheil erntet.

Das Gefühl, dass die Händler im allgemeinen ungerecht beurtheilt worden sind, veranlasst mich, dies zu ihrer Rechtfertigung zu sagen. Vielleicht sind sie von Missionaren falsch geschildert, die möglicherweise in Boma und andern Orten vergeblich ein Arkadien gesucht haben, die, anstatt sich dasselbe weitab von den geschäftigen Centren des Handels zu schaffen, in die Fussstapfen der Händler treten möchten und ärgerlich darüber sind, dass jene das von ihnen Errungene dem Gefühl nicht opfern wollen, von welchem sie selbst sich leiten lassen.

Seit 1879 hat Boma beträchtlich an Grösse zugenommen. Die französische katholische Mission hat sich auf einem niedrigen Hügel am Ufer angesiedelt, der die englischen Factoreien von den Emporien der andern Nationen trennt, und die Ufer des Krokodilbaches, welcher sich wie eine Schlange durch eine niedrige Wiese am untern Ende von Boma windet, haben ein anderes Aussehen erhalten. Auf der Ostseite des Baches liegt das Wohngebäude des Buchhalters der Internationalen Association, und in der Nähe befinden sich die Maschinenschuppen, Kohlenlager, Vorrathsräume und das kleine Dorf für die farbigen Angestellten, alles mittels einer Decauville-Bahn mit einer schönen eisernen Landungsbrücke verbunden, die bis weit hinaus in tiefes Wasser reicht. Auf einem luftigen Plateau, etwa $1\frac{1}{2}$ km entfernt und einen weiten Blick auf das Thal des untern Kongo gewährend, steht das geräumige Hospital der Internationalen Association, das, wie ich aus eigener Erfahrung weiss, einen keineswegs unangenehmen,

vielmehr, wenn man an Schwermuth leidet, sogar einen sehr wünschenswerthen Aufenthalt bietet. Westlich vom Bach dehnt sich Boma noch weiter aus: es sind dort bereits zwei Factoreien angelegt, doch ist Grund zu der Annahme, dass der Ort noch ferner wachsen wird; mit welcher Schnelligkeit, hängt natürlich von der Erschliessung des Innern ab.

Obgleich der Kongo ein Volumen besitzt, welches demjenigen des Nil, des Sambesi und des Niger zusammen gleichkommt, so ist er doch äusserst arm an classischen Reminiscenzen, wie der Leser schon daraus ersehen haben wird, dass ich solche nicht erwähnt habe. Allein man darf nicht allzuviel Gewicht darauf legen. Livingstone hat einmal humoristischerweise gesagt, er werde sich deshalb nicht „schwarz ärgern", und da dieses Grosse und Theuere auch von uns nicht verlangt wird, so können wir diesen Mangel milder beurtheilen.

Es haben weder die in die Ferne schweifenden Alten, noch sehr berühmte Reisende der Neuzeit den Strom besucht; mit seinem Namen ist kein grosses Ereigniss verknüpft, in Verbindung mit dem Kongo ist nichts geschehen, was seine Geschichte für Leute besonders interessant machen könnte, die sich nicht mit seinem Handel oder mit dem besondern Studium des Flusses beschäftigen. Mit dem Namen des Kongo hängt, wenn man die Expedition Tuckey's ausnimmt, kein militärisches, nautisches oder wissenschaftliches Unternehmen zusammen; aber der Fluss besitzt eine trübe locale Geschichte, die ein trauriges Gefühl bei uns hervorruft, wenn wir an die Tage des Sklavenhandels zurückdenken. Es sind schon Kriegsschiffe vieler Nationen den Fluss hinaufgesegelt, haben eine kurze Zeit bei Boma vor Anker gelegen und sind wieder abgefahren; englische Consuln und europäische Marineoffiziere haben Boma

oft besucht und in den letzten Jahren sich sogar bis zu den als Jellala-Fälle bekannten untersten der Livingstone-Katarakte hinaufgewagt. Holländische, englische, französische und portugiesische Händler haben manchen kühnen Versuch gemacht, den grössten Theil des Handels in localen Producten an sich zu ziehen. Von Schriftstellern und reisenden Gelehrten weiss man, dass Kapitän Richard Francis Burton und Joachim Monteiro den untern Kongo bereist haben, und neuerdings hat H. H. Johnston, ein junger vielversprechender Reisender, einen hübschen Bericht seiner Reise bis Bolobo geschrieben; allein selbst der erstere, der die Kunst versteht, jeden interessanten Gegenstand aufzufinden, ist nicht im Stande gewesen, mit Bezug auf die Geschichte des Kongo eine Thatsache zu entdecken, welche durch ihren innern Werth einen dauernden Eindruck macht. Diese ausserordentliche Dürftigkeit an historischen Ereignissen ist daher wahrscheinlich der Grund, weshalb die auf den Kongo bezügliche Stanze des Dichters Camões so oft citirt wird:

Allí o mui grande reino está de Congo,
Por nos ja convertido á fé de Christo,
Por onde o Zaire passa claro e longo,
Rio pelos antiguos nunca visto.

Dort dehnt sich aus das Kongoreich, das weite,
Von uns gelehrt das Christenthum verstehen,
Bespült vom langen Laufe des Zaire,
Dem Strom, den uns're Ahnen nie gesehen.

Camões, Lusiaden, V.

Die Boma gegenüberliegende Insel ist seitens der Holländer zu Farmzwecken von den Fürsten des Festlandes erworben, und die Gärten gedeihen, wie ich höre, gut, und die europäischen Gemüse gewöhnen sich vorzüglich an den Boden. Einige der Händler haben in ihren Gärten ganz

ausserordentliche Erfolge in der Horticultur aufzuweisen. Von Früchten sind Apfelsinen, Citronen, Limonen, Melonen, Guaven und Ananas je nach der Jahreszeit zu haben, während von Gemüsen europäische und süsse Kartoffeln, Tomaten, Zwiebeln, Steckrüben, Lattich, Kohl, rothe Rüben, Möhren und Bohnen ziemlich gut gedeihen. Man hat auch mit dem Eucalyptus Versuche gemacht, doch gingen die Bäume stets ein, wenn sie etwa 5 m hoch waren, wahrscheinlich weil sie an zu exponirter Stelle standen.

Man kann ferner frisches Rindfleisch, Schafe, Ziegen, Geflügel und Enten haben, und da es auch an Reis und Weizenbrot nicht fehlt, so hat der Europäer, wenn er einen guten Koch besitzt, keine Ursache, sich über die Lebensweise am Kongo zu beklagen, vorausgesetzt, dass er bezüglich der hitzigen Getränke vorsichtig ist und einen kalten Trunk vermeidet.

Nachdem ich den Leser nun in Boma umhergeführt habe, muss ich mich jetzt aber nach den zurückgebliebenen Dampfern der internationalen Flotille umsehen. Der „Albion" und die „Belgique" waren nach vierstündiger Fahrt von Ponta da Lenha gleichzeitig in Boma eingetroffen, dagegen war es fast 11 Uhr abends, ehe wir das englische Boot „Royal" mit dem Raddampfer „En Avant" im Schlepptau tapfer heranschnauben hörten, und erst eine halbe Stunde später langte die „Espérance" an, welche den 40 Fuss langen Stahlleichter bugsirte.

Die an Bord befindlichen Weissen waren fürchterlich hungerig und in der wüthendsten Stimmung, doch besänftigte eine reichhaltige Mahlzeit bald die frühere Neigung zu einem scharfen Wortgefecht. Alle stimmten aber auf dem sichern neutralen Gebiete darin überein, dass die Erbauer des „En Avant" die Schuld an der Verspätung trügen: denn dies

war noch einige Tage vorher, ehe Flamini's Geschicklichkeit uns zu Hülfe kam und das scheinbar werthlose Fahrzeug zu einem Wunder von Brauchbarkeit umwandelte. Wäre an jenem Abend ein Stenograph in der Gesellschaft der ungehobelten dänischen Burschen und der jungen belgischen Herren anwesend gewesen, ich hätte zum allgemeinen Besten und namentlich zum Nutzen späterer Seefahrer die verschiedenen Entdeckungen zwischen den Sandbarren und verwickelten Wasserzügen veröffentlichen können, und Naturforscher würden sicherlich von den Eigenschaften der verschiedenfarbigen Mosquitos, ihrer Grösse und den Wirkungen ihrer Bisse aufs höchste amusirt, ja von den Entdeckungen vielleicht auch belehrt worden sein. Obgleich ich schon manches von Afrika kennen gelernt hatte, wusste ich doch nicht, bis zu welchem Grade empfindliche Naturen Kleinigkeiten vergrössern können. Unerfahrenheit besitzt augenscheinlich mikroskopische Kräfte der Vergrösserung. Ich habe aber manchmal ein schwaches Gedächtniss und fürchte deshalb, das an jenem Abend Vernommene nicht in gehöriger Weise wiedererzählen zu können.

Am Tage nach der Ankunft in Boma setzte der „Albion" die Entlöschung seiner Ladung fort, und auch die Waaren der „Belgique" wurden ans Land geschafft. Am 25. August wurde letztere nach Banana-Point zurückgeschickt, um eine weitere Ladung zu holen, und am 26. sandten wir auch den mittlerweile ebenfalls leer gewordenen „Albion" hinab, um die Holzhütten, Planken, Maschinerien und Eisenwaaren heraufzuschaffen.

Am 28. kehrte der „Albion" mit vollem Raum und hoher Deckslast nach Boma zurück, von wo derselbe, nachdem wir am folgenden Tage unter Führung eines Eingeborenen aus Kabinda als Lootsen den Fluss hinaufgedampft

waren, um einen geeigneten Platz für ein neues Lager zu suchen, am 30. die Fahrt nach dem vier Stunden oberhalb Boma am südlichen Ufer liegenden Mussuko fortsetzte. Der Landungsplatz in Mussuko war so bequem, dass wir den Dampfer am Lande in drei Faden Wasser festlegen konnten.

Während nachmittags die Ladung gelöscht wurde, unternahmen Kapitän George Thompson vom „Albion“ und ich in dem Lifeboot „Royal“, diesmal aber ohne Lootsen, eine weitere Recognoscirungstour, um einen andern Lagerplatz, den wir benutzen wollten, wenn alle Waaren von Boma nach Mussuko gebracht sein würden, sowie tiefes Fahrwasser aufzusuchen, um beim Transport der 600 Tonnen Material, die noch in Banana-Point und Boma lagerten, auch den „Albion“ verwenden zu können.

Eine $2^1/_2$stündige Fahrt brachte uns nach einer kleinen Insel, welche auf der Tuckey'schen Karte Zunga-chya-Idi genannt ist und der Mündung des an der Nordseite in den Kongo strömenden kleinen Flusses Lufu gegenüberliegt.

Am Nordufer, etwa 3 km weiter aufwärts, erblickten wir ein schönes mit Grün bedecktes Plateau, das gegen 300 Fuss hoch aus dem Flusse aufstieg; um dasselbe zu erreichen, wagten wir uns aus der Bucht in der Nähe des Lufu in den Strom hinaus. Unbekannt mit dem richtigen Curse, den wir steuern mussten, und im vollen Vertrauen auf die Kraft des Dampfes, hielten wir der Mitte des Stromes zu, wo wir das zierliche Boot unter dem höchsten Druck, den der Kessel vertragen konnte, gegen die mächtige Strömung trieben. Wenn man einen Kork in eine Schale mit Wasser wirft und dieses heftig aufrührt, kann man sich eine Idee davon machen, in welcher Weise die Strömung hier toste, und welche tollen Bewegungen der kleine Dampfer bei dem Bemühen machte, in dem wirbelnden, kochenden Hexenkessel vorwärts zu

kommen. Wir wurden von der Wucht der Gewässer umgedreht, herumgeworfen, dann aufwärts, seitwärts getrieben, darauf ebenso viele Meter wieder zurückgeschleudert, wie wir in der Rückströmung des Wirbels vorwärts gekommen waren; dann stieg der Bug wieder auf dem Rücken einer Welle hoch empor, und aufs neue wurden wir zurückgeschleudert, um nochmals der leichte Spielball der wüthenden, tobenden Strömung zu werden. Da wir auf diese Weise nicht weiter kamen, kehrten wir schliesslich um und fuhren mit grosser Geschwindigkeit den Fluss hinab zum Lager zurück, aber unser Vertrauen zu der Kraft des Dampfes hatte einen mächtigen Stoss erlitten.

Von dem Wunsche beseelt, meinem würdigen Kapitän eine kleine Probe von dem Vergnügen einer afrikanischen Jagd zu geben, suchten wir, als wir die Hälfte der Palmyra-Strecke zurückgelegt hatten, nach Flusspferden, die meiner Ansicht nach des saftigen Grases wegen, welches wir auf dem niedrigen terrassenförmigen Lande bemerkten, sich in dieser Gegend aufhalten mussten. Und ich täuschte mich in dieser Beziehung nicht, denn gleich darauf kam ein Flusspferd in Sicht, das, den Körper im Wasser, mit dem Kopfe auf einer Bank ruhte, entweder fest schlafend oder in tiefe Gedanken versunken.

„Das soll ein Hippopotamus sein?" schreit der alte Seemann. „Das ist ja ein Felsstück!"

Ich ziele mit meiner Express-Büchse nach dem Gehirn des Thieres und schiesse, aber dasselbe macht nicht die leiseste Bewegung.

„Ich hab's Ihnen ja gesagt", bemerkt der seekluge Schiffer. „Diesmal haben Sie sicherlich auf einen Felsen geschossen. Schämen Sie sich nicht?" fügt er triumphirend hinzu.

„Nun, wir werden ja sehen. Langsam vorwärts, Junge",

befehle ich dem farbigen Maschinisten, und einige wenige Umdrehungen der Schraube trieben das Boot an das Land, sodass Mr. Thompson, der ein Juwel von einem Schiffsführer, aber unter Flusspferden die richtige Landratte war, sich selbst von dem Unterschiede zwischen einem Hippopotamus und einem Felsen überzeugen konnte. Indessen war er wie ein anderer Thomas Didymus nicht eher befriedigt, als bis er drei Finger in die Wunde gesteckt hatte.

Die schmeichelhaften Bemerkungen des Herrn George Thompson will ich übergehen und dafür lieber dem Leser die Scene beschreiben, welche sich abspielte, als die jungen Dänen und Schotten mit dem Walfischboot vom „Albion" geholt wurden, um das Thier auf das Land zu schleppen und das Fleisch zur Vertheilung an unsere Leute zu zerschneiden.

Albert, in seiner unsinnigen Freude, muss erst mit Schritten den Körper messen, damit er seinem Papa in Kopenhagen die genaue Länge des Thieres mittheilen kann, während Martin den dicken Rumpf zu seinem eigenen Schaden mit der flachen Hand bearbeitet; dann werden die Kinnbacken geöffnet, um ohne Gefahr in den geräumigen Schlund zu blicken, die festen Backenzähne und glänzenden Schneidezähne zu zählen, die, wäre das Thier am Leben gewesen, den stärksten Mann mittendurch gebissen hätten, und allerlei sonstige Scherze gemacht, zu denen die neugierige Unerfahrenheit so gern verleitet.

Die Dampfer „Albion" und „Belgique" waren bis zum 13. September emsig mit dem Transport unserer mannichfaltigen Effecten beschäftigt, mit denen wir auf einer bis jetzt noch nicht bestimmten Stelle auf einem der beiden Ufer eine ständige Niederlassung errichten wollten; so rasch wie dieselben zum Landungsplatze in Mussuko gebracht werden konnten, wurden sie durch einen Theil unserer Leute ge-

„ALBERT MUSS ERST DEN KÖRPER MESSEN, DAMIT ER ES SEINEM PAPA IN KOPENHAGEN MITTHEILEN KANN.“ I, 120.

landet, und während einige die dem Verderben leichter ausgesetzten Materialien in der Factorei verstauten, stapelten andere die gröbern Sachen in der Nähe des Landungsplatzes auf. Dann wurde der Leither Dampfer „Albion" seiner Pflichten auf dem Flusse entbunden und nach Banana-Point zurückgesandt, um dort Steinkohlen für die lange Reise einzunehmen, die er am 17. September direct nach Europa

INSEL IM UNTERN KONGO.

antrat. Er nahm Briefe und Berichte über unsere ersten Maassregeln auf dem Kongo mit, bezüglich welcher wir die erfreuliche Thatsache constatiren konnten, dass wir in 34 Tagen mit allem Material, allen Booten in betriebsfähigem Zustande und mit der besten Aussicht auf einen weitern Erfolg unsere erste etwa 135 km von der See liegende Operationsbasis erreicht hatten.

ACHTES KAPITEL.

DEN KONGO AUFWÄRTS: VON BOMA NACH VIVI.

Die Bukainsel. — Tschinsalla-Creek. — Die Prinzeninsel. — Begräbnissplatz der Offiziere der Tuckey'schen Expedition. — Das Dorf Vinda-le-Nsaddi. — Mussuko. — Zahl der Handelsniederlassungen. — Die Schiffahrt auf dem Kongo. — Der höchste Punkt der Schiffahrt. — Recognoscirungsfahrt auf der Suche nach einem Platze für die Hauptstation. — Erforderliche Dampfkraft zur Ueberwindung der Strömung. — De-de-de, der lustige Häuptling. — Der Burgberg. — „Das ist doch ein wunderschöner Platz." — Urbarmachung mit Feuer. — Freundliche Eingeborene. — Zugänglichkeit der Station. — Vorbereitungen für ein „Palaver". — Vortheile des Vivi-Gebietes, seine Erforschung. — Die fünf Häuptlinge und ihre Krieger. — Ein prächtiger Markt für alte Kleider. — Das „Palaver". — Ein schlechtes Geschäft. — Handelsschlauheit der Kongoneger. — Lingendji, der jugendliche Händler von Bolobo. — „Sind nicht Vivi und Nsanda eins?" — Abschluss des Geschäfts.

Von Boma dem Kongo entlang blickend, ist man kaum im Stande, die Richtung zu verfolgen, in welcher derselbe strömt, um sich zu dem ausgedehnten, breitbusigen Strom zu erweitern, den wir auf der Fahrt von Banana-Creek kennen gelernt haben. Die hügeligen Rücken auf der nördlichen und südlichen Seite, die erst in Sicht kamen, als wir uns ungefähr $21\frac{1}{2}$ km unterhalb Boma befanden, und die auch weiter in einiger Entfernung vom Flusse bis jenseit der bewaldeten Ufer gleich oberhalb Boma östlich, fast parallel mit unserm Curse, liefen, scheinen flussaufwärts fast zusammenzustossen, und vereinzelte Ausläufer und felsige

Vorgebirge, die scharf aus den bisher gleichmässigen Linien hervortreten, verhindern den Blick.

Von dem mit Factoreien bedeckten Ufer bei Boma aufwärts dampfend, halten wir uns zunächst gut vom Lande frei, dann aber wendet der Curs sich allmählich der hohen mit Baumgruppen bestandenen Spitze der Buka- oder, wie die Eingeborenen früher sagten, Krokodilinsel zu. Das festländische Ufer im Norden macht hier eine Biegung aus der östlichen Richtung nach Süden. In der Nähe der Bukainsel bemerken wir zur Linken den engen und gewundenen Tschinsalla-Bach, der die Prinzeninsel von dem festen Lande trennt, und fahren in einen tiefen Kanal zwischen dem westlichen Ende dieser und dem Ostende der Bukainsel hinein. Ein Blick auf die Skizze S. 121 zeigt den Charakter der Vegetation und der Bäume, welche die Abhänge bedecken. Diese Oeffnung zwischen den beiden erwähnten Inseln bildet einen der beiden breiten Arme des Kongo, welche in Boma zu sehen sind.

Auf der Ostseite der Prinzeninsel hinfahrend, sehen wir den Kongo als einen einzigen Fluss durch eine tiefe Schlucht uns entgegenströmen, deren rauh aufsteigende Seiten sich bis 90 m erheben, bis nach Nokki hinauf aber die Höhe von 275—330 m erreichen. Die Geschwindigkeit der Strömung hat sich, da der Fluss bis zu einer durchschnittlichen Breite von gegen 1300 m sich verengert, bis auf $4^1/_2$ Knoten gesteigert, während man an den schmälern Stellen 45, 60 und selbst 90 m Tiefe misst.

Auf der Prinzeninsel sind mehrere Offiziere der Tuckey'schen Expedition beerdigt, und sie dient auch als Begräbnissplatz für die sterblichen Ueberreste der Boma-Häuptlinge. Die Flussufer der Inseln sind mit üppigem tropischen Dickicht bekleidet, aus dem zahlreiche Palmen und federartige Farne anmuthig emporsteigen. An der Bachseite bemerkt man ein

mit Gras bewachsenes Vorland, über welches ein schmaler Pfad am Wasser entlang läuft: die Gipfel der Hügel sind zerrissen und zackig und zwischen den in lebhaften Farben glänzenden Baumkronen blickt der kahle graue Fels hervor.

Hat man die Prinzeninsel eine Strecke weit hinter sich, dann lässt der Blick auf den Fluss den Fremden erwarten, dass auf der andern Seite eines scharfen Felsenvorsprungs ihn etwas Besonderes für die auf die Fahrt verwandte Zeit belohnen werde; allein das vollständige Fehlen jeglichen grossartigen Punktes und der rohe, gewöhnliche Anblick lässt ihn bald einsehen, dass, wenn er einmal diese Stelle gesehen hat, dieselbe keines zweiten Besuches werth ist.

Die aus rother Thonerde bestehenden steilen Abhänge sind dicht mit grauen Stein- und Quarzblöcken besäet; die stetig sich wiederholenden fast senkrechten Ausläufer und die mit diesen abwechselnden Schluchten sind nur spärlich mit traurigem grünen Gebüsch bedeckt, die schmalen Terrassen mit ihrem felsigen Gestade nur hin und wieder mit einer Palme geschmückt, und zwischen langen Linien nackten, dunkeln Sandsteins und tiefer brauner Felswände zwängt der Fluss sich in sein Bett ein, dessen Seiten hohe Hügel bilden, die in ihren gleichmässigen Umrissen dem Auge keinen sehr angenehmen Anblick bieten können. Man kann sich nie von dem leisen Gefühl freimachen, dass alles, was man sieht, fast der Einöde gleichkommt, denn der nicht miszuverstehende Charakter der Gegend ist Armuth, und im August, wenn das Gras weiss gebleicht ist, sichtbare Dürre.

Die Spitze, welche man am Ende der ersten Strecke am südlichen Ufer sieht, heisst Makula, im Mittelpunkte der gegenüberliegenden Concave liegt das Dorf Vinda-le-Nsaddi oder „Vinda am Flusse“; hat man diese Stelle passirt, dann wird der weite Blick den Strom hinauf wieder anziehender,

indem nunmehr die Factoreien von Mussuko, die in der jetzt auf der Südseite befindlichen Concave liegen, in Sicht kommen. Das Vorland Mussuko gegenüber trägt den seltsamen Namen „Fiedlers Ellenbogen", den ihm der alte Kapitän Maxwell 1793 in einem Anfall humoristischer Laune gegeben hat.

Ist man bei Mussuko angelangt, dann werden die Seiten der Schlucht wahrnehmbar höher und steiler; hat man aber erst die Biegung des Flusses an der genannten Stelle hinter sich und kann man den Fluss wieder hinaufschauen, so scheint das nördliche Ufer allmählich bis zu einem Haufen niedriger Hügel abzunehmen, an deren Fusse früher ein Dorf Sanda-Kongo gestanden hat. Dieser Theil des Flusses heisst die Palmyra-Strecke nach den Palmen, welche auf dem schmalen, zwischen dem Wasser und dem Fuss der Hügel gelegenen Vorlande stehen. Die nördliche oder rechte Seite des Flusses ist hier sehr stark mit Klippen besetzt, dagegen ist die Südseite bis zum Diamantfelsen, gerade der Biegung von Sanda-Kongo gegenüber, ganz frei davon.

Fährt man in etwa 30 m Entfernung beim Diamantfelsen vorbei oder, was noch sicherer ist, steuert man etwa $1^1/_2$ km unterhalb desselben quer über den Fluss, bis man aus der unruhigen Strömung, die durch einige Klippen in der Mitte des Flusses dem Diamantfelsen gegenüber hervorgebracht wird, ganz heraus ist, dann kann man mit jedem Tiefgange in die nächste Strecke hinein gelangen, an deren oberm Ende jetzt die Factoreien von Nokki sichtbar werden.

Auf der Nordspitze, Nokki gegenüber, liegt Nkongolo, wo die Internationale Association jetzt eine zweistöckige Villa und mehrere Vorrathsschuppen errichtet hat. Im Jahre 1879 befanden sich oberhalb Boma erst 2 Factoreien, die von Scott in Mussuko und von Faro in Nokki, während man

im Jahre 1885 zwischen Jellala und Boma 19 commerzielle, religiöse und philanthropische Etablissements finden kann, darunter aber nur 6 an der Nordseite; sie haben sämmtlich nicht wenig zur Belebung des bis dahin ziemlich einsamen Flusses beigetragen.

Obgleich zur Zeit des Sklavenhandels zweifelsohne manche Segelschiffe den Kongo selbst bis nach Nokki hinaufgefahren sind, wagen dies die Schiffer jetzt nicht mehr, ja im Jahre 1879 wollten die Händler nicht einmal ganz bestimmt behaupten, dass der „Albion" Mussuko werde erreichen können. Gegenwärtig fahren die Dampfer kühn bis zum Landungsplatze in Vivi, und einem geschickten Lootsen macht es keine grössere Schwierigkeit, ein Schiff mit 15 Fuss Tiefgang nach Vivi zu führen, als es nach Boma zu bringen. Es kommt nur auf die Nerven und Ortskenntnisse an.

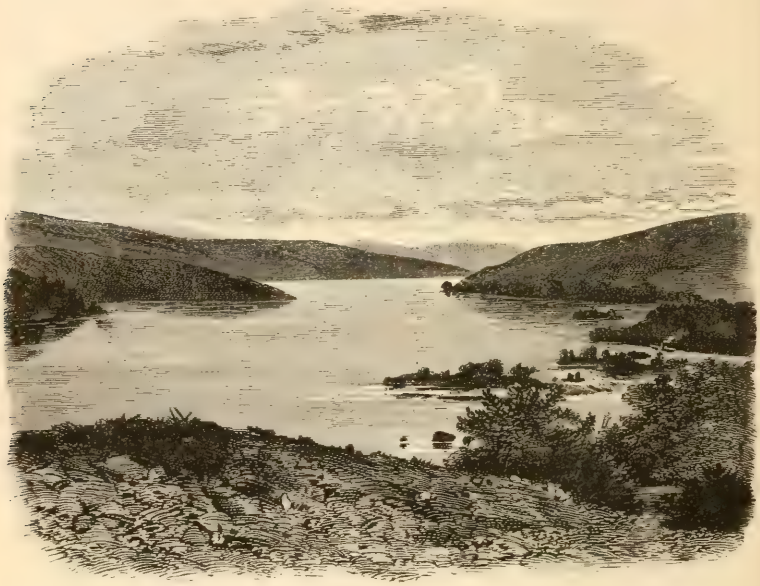
Nachdem am 26. September die schnelle und mächtige Dampfbarkasse „Espérance" fertig gemacht war, dampften wir um $1^1/_2$ Uhr nachmittags vom Landungsplatze in Mussuko ab, doch hatten wir zur Vorsicht genügend Proviant mitgenommen, damit die an Bord befindlichen drei Weissen und zehn Schwarzen keinen Hunger litten; wir wollten eine genauere und endgültige Recognoscirung vornehmen, die ein für allemal den höchsten Punkt der Schiffahrt und die Stelle bestimmen sollte, wo die Hauptstation des Comité d'Études du Haut Congo anzulegen sei. Um 2 Uhr 20 Min. nachmittags passirten wir Nokki, und der erste Blick auf die vor uns liegende Flussstrecke liess erkennen, dass die Schlucht des Flusses nunmehr die Gestalt eines Cañons annahm, denn von unmittelbar hinter der Nkongolo-Station bis zum Ende der Strecke ist das nördliche Ufer eine allmählich von 600 bis 1000 Fuss aufsteigende Klippe, die fast senkrecht zum

Wasser abfällt. Die Südseite ist hinter Nokki zwar auch hoch, scheint jedoch nach Tunduwa-Point allmählich niedriger zu werden.

Nahe dem Ufer entlang in fast stillem Wasser fahrend, kam die „Espérance" rasch vorwärts, doch vergrösserte sie ihre Schnelligkeit noch in der Nähe von Tunduwa-Point, weil dort die Strömung am Lande zurücklief: nachdem wir die Spitze in nur 10 m Entfernung passirt hatten, gelangten wir in die nach Vivi hinaufführende Strecke, wo die Strömung so stark ist, dass ein Dampfer neun Knoten Fahrt haben muss, wenn er dieselbe bewältigen will. Am untern Ende der Strecke ist der Fluss kaum 550 m breit, dagegen aussergewöhnlich, wol 300 Fuss tief; in der Mitte der engen Schlucht gewinnt die Strömung, ehe der Fluss sich breiter ausdehnt und zur Majumba-Bai ausbuchtet, die den Fuss jener Spitze bespült, eine solche Gewalt, dass ein gewöhnlicher neun Knoten laufender Dampfer vergeblich gegen sie ankämpfen würde. Den Dampfern der Association, dem „Kabinda" von 250 und dem „Morian" von 40 Tonnen Gehalt, gelang es jedoch, die Schwierigkeit zu bewältigen, indem sie sich ganz nahe am südlichen Ufer hielten und die Curve an der Spitze scharf nahmen. Ich sehe daher nicht ein, weshalb nicht ein Schiff von 5000 Tonnen ebenfalls hinaufkommen soll, vorausgesetzt, dass seine Maschine stark genug ist und es einen intelligenten und erfahrenen Lootsen als Führer hat.

Je höher wir den Fluss aufwärts kamen und je mehr derselbe sich allmählich verbreiterte, desto geringer wurde die Strömung. Wir kamen rasch vorwärts und steuerten bei einem niedrigen, mit grünem Grase bewachsenen Vorlande quer über den Strom nach der Nordseite, wo wir ohne Schwierigkeit dem Lande entlang bis zur Mündung des Lufu-

flusses hinaufliefen, welcher den Itschimpi- und Tschionso-District von dem Vivi-District trennt. Da es mittlerweile 5 Uhr geworden war, so machten wir auf der Ostseite des Lufu auf Vivi-Gebiet halt, um am folgenden Morgen eine genauere Inspection vorzunehmen.



STROMABWÄRTS VON VIVI.

Die von Tuckey erwähnte Calavanga-Insel lag etwa 100 m unterhalb von uns. Die wild klagenden, in unveränderlichem Rhythmus erklingenden Töne der kleinern Fälle von Vivi, in welchen Tuckey's Boot untergegangen ist, hörten wir querab von uns, während seine Nomasa-Cove dicht oberhalb Mataddi-Point, der „felsigen Spitze", uns gerade gegenüber zu sehen war, und etwa 275 m oberhalb sich der jetzt als Castle-Hill (Burgberg) bekannte steile Hügel erhob, so genannt, weil er eine geringe Aehnlichkeit

mit einer verfallenen Burg besitzt. Da wir uns nunmehr nahe der Stelle befinden, wo unser zukünftiges grösstes Depot Vivi angelegt werden soll, ist es wol angebracht, die Zeit zusammenzustellen, welche ein 9 Knoten laufender Dampfer zu der Fahrt von Banana-Creek nach Vivi gebraucht.

				St.	Min.
Von	Banana-Creek	nach	Ponta da Lenha	3	30
„	Ponta da Lenha	„	Boma	3	30
„	Boma	„	Mussuko . . .	3	45
„	Mussuko	„	Nokki	1	15
„	Nokki	„	Vivi	1	10
Vom Meere bis zur Grenze der Schiffahrt insgesammt				13	10

In Boma waren wir mit De-de-de, dem singenden, lustigen Häuptling des Dorfs Nsanda, von wo ich im Jahre 1877 Boten ausgeschickt hatte, um Hülfe für meine dem Hungertode nahe Karavane zu holen, mit seinem Dolmetscher Nsakala zusammengetroffen, und durch ein reiches Geschenk hatten wir ihn bewogen, uns auf der Suche nach einer passenden Stelle für eine Station zu begleiten. Seiner Aussage und der Behauptung seines Gefolges nach würde es durchaus keine Schwierigkeiten machen, einige Stunden von Nsanda entfernt einen prächtigen Platz zu finden. Ich hatte die Umgegend, soweit ich sie für sicher hielt, bereits früher untersucht und setzte deshalb einige Zweifel in seine Behauptung; nichtsdestoweniger reizten mich aber seine Versicherungen und die Neugier, und da ich nun einmal mich so weit mit ihm eingelassen hatte, forderte ich meinen Freund am Morgen nach unserer Ankunft am Lufu auf, mir die Stelle zu zeigen, die mir seiner Ansicht nach passen sollte. Er führte mich auf den Rücken eines kleinen Hügels hinter dem Lager nach einer Stelle, von der man einen weiten Ueberblick hatte, und wies mit dem Finger nach

einer tiefen Durchfahrt, die etwas nördlich von dem Curse lag, welchen wir mit dem „Royal“ bei dem verunglückten Versuche, in der Mitte des Flusses die Strömung zu bewältigen, eingeschlagen hatten. Da er angeblich den Strom ganz hinauf genau kannte, so schifften wir uns sofort auf der „Espérance“ ein, die bereits die Maschine geheizt hatte.

Keine fünf Minuten später waren wir in dem 22 m breiten Kanal und dampften wacker vorwärts. Wenige Meter zur Rechten von uns, in dem mittlern Theile des Flusses, wurde das Wasser zu einem Wall emporgetrieben, welcher sich beständig wieder in ein Gewirr von Wirbelströmungen auflöste; einen Augenblick schienen die glänzenden Wassermassen sich wild zu umarmen, und im nächsten wurden sie wieder in die wogende Tiefe zurückgeschleudert, um sofort aufs neue zu runden Bergen aufgethürmt zu werden, die durch den Druck von oben nach dem breitern und ruhigern Wasser weiter unten hinabgerollt wurden.

Zur Linken hatten wir eine Anzahl felsiger Inselchen, zwischen denen bei dem gegenwärtigen niedrigen Wasserstande kleine Tümpel und mit Wasser gefüllte Vertiefungen zu sehen waren, die aber bei hohem Wasserstand mit Schaum bedeckt sind und die Wuth der vielen kleinen, aber mächtigen Ströme zu ertragen haben, welche sich mit dem Hauptarm des Kongo wieder zu vereinigen trachten, von welchen sie auf kurze Zeit getrennt worden sind. Die Tiefe der Durchfahrt mit einer langen Stange beständig peilend, um uns von der zukünftigen Brauchbarkeit dieser Passage zu überzeugen, gelangten wir nach kurzer Zeit zum andern Ende des Kanals, wo wir in dem glatten, ruhigen Wasser die Fahrt rascher nach einem breiten, sandigen Landungsplatze am Fusse eines isolirten Ausläufers mit abge-

plattetem Gipfel fortsetzen konnten, der direct von dem Burgberge dem Fluss zulief und nach meiner Schätzung 90 m tief in diesen steil abfiel. Auf der Ostseite war die Höhe etwa 30 m, während der Abhang auf der Westseite, an der wir uns befanden, ein mehr allmählich verlaufender war.

Am Fusse dieses ernst und schweigend auf uns herniederblickenden klippenartigen Felsens, meinte De-de-de, sollten wir ein Emporium bauen, zu welchem das ganze innere Afrika kommen würde, um mit uns Handel zu treiben. Eine sandige Fläche, 100 m lang und 50 m breit, auf der einen Seite von dem tiefen reissenden Strom, an der andern von einem vielleicht $4^1/_2$ m hohen Graswalde und von dem steilen düstern Felsen begrenzt, war alles, was sich unsern verwunderten Blicken zeigte.

„Was nun, Freund De-de-de?“

„Schneidet das Gras ab und baut euere Häuser. Das ist doch ein wunderschöner Platz“, erwiderte er.

Wir zündeten darauf das Gras an, das in seiner gegenwärtigen Dichtheit geradezu undurchdringlich war, und bald wirbelten die Flammen 15 m hoch über dem Dickicht empor; in weniger als einer Stunde waren sie wild an den Seiten des Burgberges hinaufgelaufen, hatten die westlichen Abhänge und den Gipfel des hohen Felsens freigelegt und waren in ein kleines vor dem Winde geschütztes Thal an der Ostseite hinabgetaucht, wo sie nach einer Weile verlöschten.

Mittlerweile hatten wir unser Frühstück eingenommen, und eingedenk der Worte, die ein weiser Mann einmal gesprochen hat: „Ehre dem, der sich durch das Unwegsame einen Weg bahnt“, beginnen wir nun den steilen Abhang vor uns zu erklimmen, bis wir nach kurzer, aber schwerer

Anstrengung den isolirten Gipfel erreicht haben, der, wie wir später mit Hülfe des Aneroidbarometers und Siedepunktes feststellten, eine Höhe von 105 m hat.

Der Blick, den wir von oben hatten, war wol die Anstrengungen des Aufsteigens werth. Wir befanden uns auf einem merkwürdigen Plateau von 230 m Länge und 42 m Breite, das fast eben, wie schon erwähnt, 105 m hoch und mit einigen Verbesserungen bewohnbar gemacht werden konnte. Zwei Seiten desselben, am Flusse und im Osten, waren absolut unersteigbar; im Westen war der Aufstieg beschwerlich, konnte aber durch einen Pfad erleichtert werden, und auf der Landseite erhob sich ziemlich senkrecht der um circa 200 m höhere Castle-Hill. Jenseit der Schlucht, welche das Plateau im Osten begrenzt, lag eine noch grössere Hochfläche, ein Areal von etwa 2 qkm umfassend, welche mir höchst begehrlich schien.

Von einer über den Fluss hinausragenden Felsenecke aus, von der ich die Landschaft wie eine Karte übersehen konnte, begann ich den Werth dieses Plateau zu prüfen und in Gedanken mir nochmals zu wiederholen, was ich eigentlich zu finden wünschte. Ich brauchte eine Oertlichkeit, welche von der See leicht zugänglich ist, in der Nachbarschaft eine Bevölkerung von friedfertigem, versöhnlichem Charakter besitzt und eine gesunde Lage hat, von wo auch eine leicht ausführbare Strasse angelegt werden kann. Während ich noch über dieses Problem nachgrübelte, standen plötzlich einige Eingeborene aus Tschinsalla, einem Dorfe in der Mulde links von dem Plateau, vor mir, und bald darauf hatte die unverkennbare Freundlichkeit ihrer Züge mir wenigstens bezüglich des einen Punktes Klarheit gebracht.

Ich wendete die Gedanken nun wieder dem Strome zu. Abwärts bis Majumba-Bai und Tunduwa-Point, aufwärts bis

DAS HAUPTQUARTIER. STATION VIVI UND CASTLE-HILL. I, 133.

(Nach einer Photographie.)

zu der riesigen Bergmasse von Palaballa mit klippenartiger Flussfronte war das Ganze des südlichen Ufers sichtbar. Vor mir stürzte sich der Nuamposo-Fluss in weissen Schaummassen über Felsen und Steine steil in das Bett des Kongo hinab. 1400 m in der Luftlinie von mir entfernt lag die Nomasa-Bucht Tuckey's, wo der Fluss an seiner schmalsten Stelle etwa 825 m breit ist. Weit oben am Flusse begann auf unserer Seite das breite Plateau von Vivi in gleicher Höhe mit dem Hügel, auf welchem wir standen; dann kam die Schlucht von Nkusu mit einem trockenen Flussbette im Grunde; darauf unser Hügel, der nach einem amphitheatralisch sich erhebenden Vorlande abfiel, das noch brauchbarer für unsere Zwecke sein würde, wenn die Front des Flusses nicht mit unbewegbaren Felseninselchen besäet gewesen wäre, und hinter dem niedrigen Terrain stieg, 290 m hoch, der steile Burgberg auf, dessen seltsam aufgethürmtes Gestein und in der Nähe des Gipfels getrennte Horizontalschichten wie alterthümliche, verfallene Mauern aussahen. Westlich, jenseit des amphitheatralischen Vorlandes am Fusse des Castle-Hill, erhob sich die zerrissene Felsenkuppe, von der aus wir den Hügel, auf dem wir jetzt standen, zuerst erblickt hatten; noch weiter abwärts ergoss sich der Lufu in die kleine der Calavanga-Insel gegenüberliegende Bucht, und aus dem schmalen Lufuthal stiegen die grossartigen Steinmassen des ausgedehnten, ungeheuern, ununterbrochenen Tschionso-Plateau empor, auf dessen luftiger Höhe wir eine Gruppe schwankender Palmen erblickten, welche, wie uns gesagt wurde, das Dorf Itschimpi beschatten. Alles in allem war der Blick von unserm Standpunkt nicht uninteressant, es lag eine gewisse Feierlichkeit über den massiven, steilen, schweigenden Felsenmassen, die meinetwegen hätte fehlen können, denn ich war nur zu praktischen

Zwecken gekommen und würdigte das Künstlerische nur, soweit dasselbe meinen Interessen zugute kam.

Wenn ich in Gedanken einen Vergleich zwischen den verschiedenen Orten, welche ich für das obere Ende der Schiffahrt in Aussicht genommen hatte, anstellte, so wusste ich keinen, der in Bezug auf gesunde Lage dem Platze, auf welchem ich jetzt stand, gleichgekommen wäre, denn hier auf diesem verhältnissmässig schmalen Felsplateau waren alle Vorbedingungen für den erforderlichen raschen Wasserablauf vorhanden. Woher sollte also die Ungesundheit kommen? Auch was malerische Schönheit anlangte, liess sich mit dieser Stelle keine andere am untern Laufe vergleichen. „Jedenfalls muss hier eine kleine Garnison zurückgelassen werden, wenn du weiter fort ins Innere wanderst: vergiss dies ja nicht", flüsterte die Klugheit mir zu. Sicherlich, wenn irgendeine Position gegen Leute zu vertheidigen ist, die nur mit Feuersteingewehren bewaffnet sind, dann ist es diese; sie ist fast uneinnehmbar.

Und wie steht es mit der Zugänglichkeit vom Meere her und der Ausführbarkeit der Strasse nach dem Innern?

Was erstere anbelangt, so muss für dieselbe durch eine gründlichere Vermessung des Stromes gesorgt werden. Wenn Tuckey mit seinem Kriegsschiffe bis zu jener Nomasa-Bucht segeln konnte, dann werden wir in der Zeit des Dampfes doch gewiss auch unsere „Belgique" ohne Mühe und Hinderniss durch die Strömung treiben können. Und bezüglich der Route nach dem Innern glaube ich, dass bei derselben viel auf unsern eigenen Fleiss ankommen wird, wenngleich die Herstellung der Strasse, da der 335 m hohe massive Rücken von Vivi ein Hinderniss bildet, eine zweifelhafte und schwierige Aufgabe sein wird.

Ehe ich aber eine Entscheidung treffe, will ich mir

vorher noch ansehen, wie man vom Flusse aus nach jener grössern Terrasse hinaufgelangt: auch muss ich mich nochmals von der Tiefe der wilden Gewässer im nördlichen und südlichen Stromarme überzeugen. Wir stiegen deshalb nach der 30 m unter uns liegenden Nkusu-Schlucht hinab, gingen durch das jetzt trockene Bett derselben und langten endlich, uns einen Weg durch die verworrene Masse hohen Grases und Schilfes bahnend, keuchend auf dem grössern Plateau an. Nach oberflächlicher Vermessung desselben kletterten wir wieder zum Flusse hinab: wir mussten der ungeheuern Felsmassen und der allgemeinen Unzugänglichkeit der nach dem Strome abfallenden Landzunge wegen aber bald die Hoffnung völlig aufgeben, mit der uns zur Verfügung stehenden kleinen Zahl von Arbeitskräften innerhalb einer mässigen Zeit den Zugang leichter zu gestalten.

Nunmehr folgten wir einer Einladung des Dolmetschers Massalla zu einem Besuche seines in der Mulde nördlich vom Plateau liegenden Dorfes Tschinsalla, und während wir in seinem Hause seine Gastfreundschaft annahmen und den frischen Palmensaft tranken, horchten wir mit Vergnügen den geschwätzigen Enthüllungen, welche er uns über die Häuptlinge des Vivi-Districts machte. Es waren deren, wie er erzählte, fünf, die je ein Dorf besassen und vollständig unabhängig voneinander waren, wenngleich Vivi-Mavungu, der mit seinem nächsten Anhange auf dem höchsten Gipfel des Vivi-Berges lebte, von den übrigen als der Senior anerkannt wurde.

Der dichte, kühle Schatten der laubreichen Bäume, die Wirkung des erfrischenden Palmensaftes, die Freundlichkeit der Dorfbewohner, die sichtbaren Zeichen der Fruchtbarkeit des Bodens in der Umgebung des kleinen Ortes und zwischen den zwerghaften menschlichen Wohnungen schmei-

chelten sich mehr und mehr bei mir ein; ich befreundete mich allmählich mit der Oertlichkeit und streifte die cynische Gleichgültigkeit ab, mit welcher ich anfänglich Vivi im Hinblick auf die kostspieligen Arbeiten betrachtet hatte.

Ob wol Massalla die Freundlichkeit hätte, die Häuptlinge von Vivi in unserm Lager beim Landungsplatze zu ver-

EINGEBORENENHAUS MIT EINER FAMILIENGRUPPE.

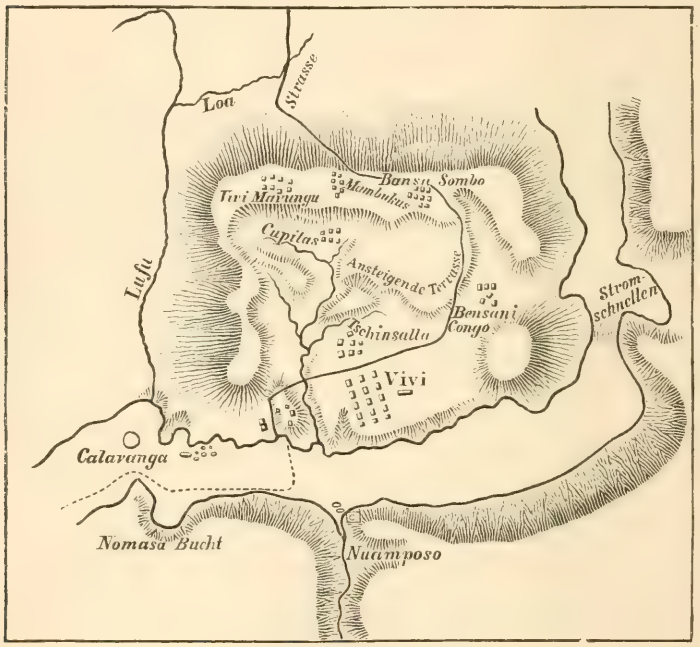
sammeln, um ein „Palaver“ abzuhalten? Ich wollte mittlerweile den Gipfel des Castle-Hill besteigen, aus grösserer Höhe eine weitere Rundschau halten, wieder zum Dampfer herabkommen und mit der „Espérance“ eine neue Recognoscirungsfahrt machen, um mit Lothleine und langem Peilstock eine vorläufig genügende Vermessung vorzunehmen.

Mit diesem Vorschlage war Massalla, ermuntert von den sich um uns drängenden freundlichen Weibern, bereitwillig einverstanden.

Nachdem wir an einem senkrechten und zerrissenen Abhange nach einer zweiten Terrasse hinaufgeklettert waren, die noch 150 Fuss höher als das bereits von uns erforschte Plateau lag, und dann einen noch längern und steilern, mehr als halbstündigen Aufstieg gemacht hatten, gelangten wir an den Fuss der Felsmauern, welche ich als eine alte Burgruine bezeichnet habe, und wenige Minuten später nach der Spitze der olympischen Höhe, die von uns zum Castle-Hill oder Burgberge erhoben worden war. Mit dem Blick rasch über die massiven Erhöhungen und malerischen Vertiefungen, die zahllosen detachirten Hügel und den 1000 Fuss unter uns sich windenden Kongo schweifend, fühlten wir uns, als die kühle Brise unsere vom beschwerlichen Aufstieg erhitzten Gesichter fächelte, für die Anstrengung des Kletterns einigermaassen belohnt; denn die Gegend mit ihren unregelmässigen rauhen, steilen, hohen Hügeln und tiefen Schluchten, ihrer wunderbaren sorglosen Unordnung, welche die mächtigen Kräfte der Natur, das jahrhundertelange Ausdörren der Sonne und die tropischen Regenstürme hervorgebracht haben, das Ganze von dem breiten beweglichen Streifen der silbernen Wasserfläche unter uns gehoben, bot ein Bild, welches uns seiner erhabenen, melancholischen Schönheit wegen unwillkürlich zu bewundernden Ausrufen veranlasste. Jedoch besass dasselbe nicht die Macht, dauernd zu fesseln, so wenig wie der trostlose Berg es verstanden hatte, die reichen Mengen Wassers und deren innern Werth zu schätzen. Aber die abfliessenden Gewässer hatten sich an der unbarmherzigen Zerrissenheit gerächt und jede Spur von Humus, der sich in der trockenen Jahreszeit ge-

bildet hatte, mit fortgerissen, sodass auf weiten Strecken der backsteinrothe undankbare Thon, vermischt mit gleichgrossen Flecken voll Quarzgesteins, offen zu Tage trat.

Als ich den Boden der grössern Terrasse in der Nähe des Dorfes Tschinsalla untersuchte, schien derselbe zur Cultivirung und Ansiedelung geeignet zu sein. Das felsige



KARTENSKIZZE VON VIVI.

Plateau unter uns sah aus, wie ein vom Abhange aus laufender kurzer Damm, wie geschaffen, um eine Brücke über den Kongo zu schlagen. Im Westen dehnte sich, soweit das Auge reichte, in edlen wellenförmigen Umrissen das mit Gras bedeckte Tschionso-Plateau aus, auf welchem wir hier und dort Gruppen von Palmen oder Haine von Baumwollbäumen bemerkten. Hinter uns oder im Norden zeigte uns

der Vivi-Rücken, der 60 oder 90 m höher ist als der Burgberg und von hier aus wie eine riesige Bergmasse aussah, das vorstehende Bild. An seinem Grat nahmen wir einige grosse Baumgruppen wahr, unter denen, wie wir später erfuhren, die dunkeln Bewohner von Vivi leben.

In meiner Phantasie glaubte ich auf dem grössern Plateau zu stehen und mich inmitten einer Falle zu befinden, welche auf der einen Seite von den Bergmassen der Vivi-Kette und des Castle-Hill, auf der andern von dem tief unten fliessenden Flusse gebildet wurde, und es kam mir vor, als ob kein Entrinnen für mich wäre, wenn ich nicht einen Ausweg nach dem Innern fände. Ich stand deshalb auf und schritt rasch dem Fusse des Burgberges entlang, erklomm den weniger abschüssigen Abhang des Vivi-Rückens und hatte nun von einem hervorragenden Punkte einen Blick auf die ganze Umgebung, die einen höchst eindrucksvollen Charakter besass.

Zum ersten mal begann ich jetzt die Einzelheiten der topographischen Lage zu verstehen. Die Abhänge der Vivi-Kette landeinwärts fallen überall allmählich ab; einer der Ausläufer reicht bis zum Thal des Loa hinab, eines Zuflusses des Lufu, der, vom Norden kommend, in einem Spalt des Tafellandes bis zum Fuss des Vivi-Rückens strömt, dort sich mit dem Loa verbindet, sich durch eine schmale Felsenschlucht der Basis der untern Abhänge des Burgberges entlang windet und sich der Insel Calavanga gegenüber in den Kongo ergiesst, auf diese Weise eine unverkennbare Scheidelinie zwischen dem Vivi-District und dem grossen, breiten tafelförmigen Tschionso-Plateau bildend. Die beiden durch den in der Tiefe fliessenden Lufu getrennten Plateaus boten für die Herstellung einer Wagenstrasse nicht gerade fürchterliche oder unüberwindliche Hindernisse, und ebenso wenig

zeigte das vom Loa durchschnittene Kulu-Plateau Schwierigkeiten. Als ich die Gegend kritisch betrachtete, gelangte ich zu der Ansicht, dass das Thal des Loa etwa in derselben Höhe liege wie das Tschinsalla-Plateau, auf welchem oder in dessen Nähe möglicherweise die erste Station angelegt werden könnte; ferner schien eine Strasse am Fusse der Castle-Hill-Kette entweder nach der vorhin erwähnten dammartigen Plattform oder nach der Tschinsalla-Terrasse ausführbar.

Wenn das Interesse rege wird, arbeitet der Geist rasch und eifrig; während mein Auge noch die Einzelheiten der Gegend betrachtete, beschäftigten die Gedanken sich schon mit der Zukunft und betrachteten bereits die fertige Station, die breite, stark benutzte Chaussee, die zahlreichen Gruppen von Händlern, den grossen Verkehr und die beständig auf- und abwogenden Menschenmengen. Als aber die Erinnerung an die verschwindend kleine Zahl von Arbeitern zurückkehrte, die meines Bescheides harrten, konnte ich mir leider nicht verhehlen, dass alle diese schönen Hoffnungen bei dem Mangel an Arbeitskräften unausführbar und unmöglich seien.

Nachdem ich von meinem dem Winde preisgegebenen hohen Aussichtspunkte eine Stunde abwärts geklettert war, erreichte ich, vollständig ermattet, das Lager auf dem sandigen Strande am Fusse der dammartigen Plattform; mein Interesse war jedoch nun einmal erweckt, und ich eilte deshalb, nachdem ich den Hunger gestillt und den ermüdeten Gliedern eine kurze Rast gegönnt hatte, um auch das letzte Problem, die Zugänglichkeit des Ortes vom Meere her, gelöst zu haben, ehe die Häuptlinge von Vivi sich zur Erörterung der politischen Fragen einstellen würden.

Wir fuhren mit der „Espérance“ mitten in den Strom

hinein und richteten den Bug abwärts nach dem Kanal, durch welchen wir heraufgekommen waren; als wir denselben erreichten, wurde der Dampf abgelassen und wir trieben nun mit der Strömung weiter, beständig auf beiden Seiten des Bugs sowie am Heck mit $3\frac{1}{2}$ m langen Peilstöcken die Tiefe messend. Bei der Calavanga-Insel kehrten wir um, um auf der Fahrt aufwärts die Wassertiefe durch eine Reihe von Peilungen aufs neue genau zu prüfen und uns mit dem Fahrwasser vertraut zu machen; dann dampften wir, fortwährend Stange und Leine gebrauchend, dem Ufer entlang, um die Tiefe bis hinauf zu der Stelle festzustellen, wo der Fluss die Biegung nach den obern Vivi-Stromschnellen macht, darauf quer über den Fluss nach dem Fusse der mächtigen Klippen oberhalb des Nuamposo-Flusses an der Südseite. Ueberzeugt, dass die Tiefe hier eine ausserordentlich grosse sei, warf ich 20 m von jenem Felsgestade das Loth und erhielt 15 Faden ($27\frac{1}{2}$ m). Beim zweiten Wurf 75—80 m vom Lande lief ein grosser Theil der Leine aus, und ich entdeckte, dass, obgleich wir mit der Strömung abwärts glitten, die Leine noch weit schneller aufwärts trieb, sodass wir die Maschine ein wenig in Gang setzen mussten, um auf gleicher Höhe mit jener zu bleiben. Als ich die Leine straff gezogen hatte, stellte sich heraus, dass das Loth sich in den Felsen auf dem Grunde festgeklemmt hatte und nicht wieder heraufgezogen werden konnte. Nachdem die Leine gerissen war, mass ich den im Boote gebliebenen Theil derselben und fand, dass an dieser Stelle 90 Faden Wasser stehen müssten. Wir hatten hier also zweierlei festgestellt: erstens, dass in dieser Biegung des Flusses eine starke Unterströmung aufwärts läuft, während der Strom an der Oberfläche wie gewöhnlich abwärts geht, und zweitens, dass in der

ausserordentlichen Tiefe auf dem Grunde grosse Felsstücke liegen, unzweifelhaft eine Folge einer noch bedeutendern Tiefe in der Mitte des Stromes und weiter abwärts, welche die Bildung von Alluvialablagerungen verhindert.

Den Schluss unserer Entdeckungsreise auf dem Flusse bildete die Fahrt von der kleinen Nuamposo-Bucht dem südlichen Ufer entlang mit dem Strome abwärts, wobei wir fanden, dass der Fluss, wenn man sich dicht am Lande und von der Nachbarschaft der aufgeregten Gewässer in der Mitte fern hält, bis zu einer grossen Tiefe ganz klar war und einem mit der Oertlichkeit vertrauten Steuermann und einem Schiffe, welches genügende Maschinenkraft besitzt, um die Strömung zu bewältigen, keine Schwierigkeiten bietet.

Nachdem wir insgesammt zehn Stunden mit sehr nützlicher Arbeit zugebracht hatten, kehrten wir um 4 Uhr nachmittags nach dem Lager am Strande zurück, um die fünf Häuptlinge des Districts von Vivi zu empfangen, die von etwa vierzig bewaffneten Leuten begleitet waren und mir von dem lächelnden Massalla ihrem Range entsprechend in gehöriger Ordnung vorgestellt wurden.

Nr. 1, der Seniorhäuptling von Vivi, Namens Vivi-Mavungu aus Bansa-Vivi, Sohn des gleichnamigen Vaters, war ein Mann von kleiner Statur, mit einem Klumpfusse und scheinbar mürrischem, trotzig wildem Blick, der bei ihm aber milde Freundlichkeit darstellen sollte: seine Kleidung bestand aus einer blauen Bedientenlivree, buntfarbiger gestrickter baumwollener phrygischer Mütze und einem Lendentuche von geschmacklosem Muster.

Nr. 2, Ngufu-Mpanda aus Bansa-Sombo, war ein alter hagerer Mann mit grauem Haar — ein wahrhafter Onkel Tom — in rother englischer Militärjacke: auf dem Kopfe trug er einen braunen Filzhut, um die Lenden ein grosses

Tuch mit schachbretartigem Muster, an den Beinen Ringe aus Messingdraht und um den Hals ein Collier aus Elefantenhaar mit einigen eingewebten Fetischgegenständen, die ihm Glück bringen sollten. Wie Vivi-Mavungu berührte er bei der Begrüssung den Hut mit der Hand, machte eine nicht ganz ungraziöse Verbeugung und einen Kratzfuss wie die Matrosen.

Nr. 3, Kapita, ein vergnügt ausschauender älterer Mann von kurzer Statur; er trug einen dunkelblauen Soldatenrock, ein gutes Tuch um den Unterkörper, und an den Beinen und um den Hals ähnliche Schmucksachen wie sein Vorgänger. Wie dieser grüsste er nach Seemannsmanier, um dann Platz zu machen für

Nr. 4, Vivi-Nku, der nicht ganz nüchtern und ziemlich angeheitert war; er hatte weniger angenehme Züge. Seine Kleidung bestand aus einem Gehrock von schwarzem Tuch und schwarzem Seidenhut; der Unterkörper war mit einem weiten Savelisttuche von hochrother Farbe umhüllt.

Nr. 5 war Bensani-Kongo, ein hübscher, wohlgebauter junger Mann in dunkelbraunem Rocke, der einst einen londoner Club geziert haben dürfte, und blauer gesprenkelter Unterkleidung; auch er trug Messingringe an den Beinen, den Handgelenken und um den Hals.

Ihre bewaffnete Begleitung sah keineswegs schlecht aus. Den Verdienst, welchen die Leute beim Handel erzielt, hatten sie sämmtlich benutzt, um sich mit anständiger Kleidung aus bedrucktem Baumwollstoff oder ungebleichtem Kattun zu versehen; auch prunkten die meisten mit einer zierlichen gestreiften baumwollenen Mütze von phrygischer Form, während einige wenige englische Filz- oder Strohhüte vorzuziehen schienen. Ihre Waffen waren Feuersteingewehre mit dem eingebrannten Zeichen „Tower“.

So kurz meine erste Unterredung mit den Eingeborenen von Vivi auch war, so sah ich doch eine glänzende Zukunft für Afrika voraus, wenn ich das wunderbare Glück hätte und die Millionen Schwarzen im Innern überreden könnte, ihre aus Gras hergestellte Kleidung abzulegen und dafür

EINGEBORENE GEFLÜGELVERKÄUFER.

sich mit den alten Kleidern zu versorgen, die man auf den Trödelmärkten unserer Hauptstädte findet. Welch ungeheuerer Markt für alte Kleider wäre hier gefunden! Die abgelegten Uniformen der europäischen militärischen Helden, der Clublakaien, der Livreediener der modernen Pharaonen, die Talare

der Juristen, die Gehröcke der Kaufleute oder eines Rothschild, ja vielleicht auch der ehrwürdige Frack meines Verlegers würden sämmtlich unter den angesehenen Häuptlingen des Kongo Liebhaber finden und von diesen getragen werden, wenn sie *en grande tenue* feierliche Besuche abstatten.

Seitdem habe ich meine Ansicht durch lange Erfahrung bestätigt gefunden und viele Tausende der dunkeln Söhne Afrikas gesehen, welche es durchaus nicht als eine Herabwürdigung empfinden, dass sie die abgelegten Kleider der blassen Kinder Europas tragen, sich vielmehr nicht wenig Mühe geben, genügend Rohproducte zu sammeln, damit sie jene im ehrlichen Handel erwerben und sich rechtmässigerweise ihrer erfreuen können.

Die Häuptlinge sitzen, einige auf unter dem Schatten eines breitästigen Baumes ausgebreiteten Matten, im Vordergrunde, bescheiden und in respectabler Entfernung im Hintergrunde steht die bewaffnete Escorte. Massalla wird als Sprachgelehrter und Sprecher von dem mürrisch blickenden Vivi-Mavungu aufgefordert, einige Worte des Willkommens an mich zu richten, die ein gewandter Dolmetscher, welcher das Englische sowol als auch den Vivi-Dialekt spricht, mir in folgender schmeichelhafter Form übersetzt: „Wir, die grossen Häuptlinge von Vivi, freuen uns, den Mundele“ (der Ausdruck bedeutete früher Händler, wird jetzt aber auf jeden Weissen angewendet) „zu sehen. Wenn der Mundele, wie Massalla sagt, den Wunsch hegt, sich in unserm Lande niederzulassen, werden wir ihn willkommen heissen und grosse Freunde von ihm sein. Möge der Mundele seine Meinung frei heraus sagen.“

Ich entgegnete darauf: „Sage ihnen, dass ich mich freue, sie so freundlich zu dem weissen Manne sprechen zu hören.

Heute wünsche ich nicht viel. Ich brauche Land, um Häuser zu bauen, denn ich beabsichtige hier oder anderswo viele zu errichten. Ich brauche auch so viel Land, wenn ich es erhalten kann, um Gärten und Felder anzulegen. Vivi ist hierzu nicht gut, wenn ich nicht weit hinaufgehe. Was ich erhalte, will ich nur für mich und meine Leute haben, denn ich will das Recht besitzen, zu bestimmen, welche Weissen in meine Nähe kommen sollen. In Boma haben die Häuptlinge das Land in kleine Theile getheilt, dort ist kein Raum für mich. Ich brauche viel Raum, und deshalb bin ich hierher gekommen. Ich will in das Innere gehen und muss das Recht haben, wo ich es für nöthig halte, Strassen anzulegen; alle Leute, welche diese Strassen benutzen, müssen dieselben ungehindert passiren können. Kein Häuptling darf die Hand an sie legen und sagen: «Dies Land ist mein, bezahle mir etwas; gib mir Branntwein, Zeug oder Gewehre!» Ihr habt, wie ich weiss, schon von mir gehört, denn De-de-de, der hier ist, muss euch von mir erzählt haben. Was ich auf dem Wege nach Boma gesehen habe, darf sich nicht wiederholen. Ihr habt keine Strassen in euerm Lande, es ist eine Wildniss von Gras, Felsen, Gebüsch, und in Bansa-Vivi liegt für euch das Ende der Welt. Wenn ihr mit mir ein Uebereinkommen trefft, werde ich dies alles ändern. Ich beabsichtige, diese Nacht hier zu bleiben. Denkt über das nach, was ich euch gesagt habe, und ich werde euch anhören. Morgen zur dritten Stunde des Tages könnt ihr wiederkehren und sprechen.“

Nach kurzer Berathung entfernten sich die Häuptlinge und nahmen De-de-de und Nsakala, meine Freunde aus dem Jahre 1877, sowie den Dolmetscher Massalla mit. Jeder der Häuptlinge hatte um eine Flasche Branntwein gebeten und dieselbe erhalten.

Etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang wurden wir auf einen seltsamen Gegenstand aufmerksam, der wie ein Floss aussah, dichte Wolken schwarzen Rauches ausspie und $1^1/_2$ km unterhalb des Lagers im Strome festgewurzelt zu sein schien. Mit dem Fernrohr erkannte ich, dass es der „En Avant" war, der sich auf unbegreifliche Weise so weit heraufgearbeitet hatte, aus welchem Grunde, vermochten wir uns nicht zu erklären, wenn sich während meiner Abwesenheit nicht ein Unglück ereignet hatte. Aufs neue eilte ich den Fluss hinab, um die Ursache des Kommens des Dampfers zu erfahren, und hörte, dass derselbe unter der Führung eines der Sansibarer, der mich auf der ersten Recognoscirungsfahrt begleitet hatte, nur den Versuch gemacht hatte, mir eine Kiste mit Waaren zu bringen, die ich vor der Abfahrt von Mussuko vergeblich gesucht, welche sich nachträglich aber wiedergefunden hatte. Unter der wissenschaftlichen Beihülfe des ersten Ingenieurs der Flotte hatte der „En Avant" jetzt einen Beweis der in ihm schlafenden Fähigkeiten geliefert.

Nach stundenlanger ruhiger und leidenschaftsloser Ueberlegung, während ich im Mondlicht mich auf dem Sande gelagert hatte, kam ich zu der Ueberzeugung, dass ich bezüglich der Oertlichkeit keine bessere Wahl treffen könne, dass aber richtig angewendeter Fleiss und emsige Thätigkeit beim Verfolg meiner Pläne das, was die Natur sorgloserweise untergeordnet gelassen hatte, wesentlich verbessern könne. Dann erfreute ich mich eines tiefen und wohlverdienten Schlafes, bis ich bei Tagesanbruch wieder aufstand, um mit frischem Muthe und regem, in Anbetracht der Kräfte, mit deren Hülfe ich solche Wunder thun wollte, eigentlich zu regem Geiste am Strande auf- und abzuschreiten.

Pünktlich zur festgesetzten Zeit erschienen die Vivi-

Häuptlinge mit ihrem Gefolge, nach der Sitte des Landes mit abgelegten Soldaten- und Lakaienuniformen und bunten Baumwollstoffen bekleidet. Alle waren nüchtern und sauber. Die Matten wurden entrollt, und jeder nahm die dem wichtigen Palaver entsprechende feierliche Miene an, als plötzlich auf ein Zeichen des Dolmetschers ein Salutschuss abgefeuert wurde, worauf nur der Senior aufstand, eine Verbeugung machte und seinen Sitz wieder einnahm.

DER KONGO, VOM LANDUNGSPLATZ IN VIVI GESEHEN.

Dann wurde die Conferenz durch den Dolmetscher Massalla eröffnet, der beschrieb, wie die Häuptlinge nach Hause zurückgekehrt seien und lange Zeit zusammen berathen hätten; dass sie übereingekommen seien, der Mundele könne, wenn er bei ihnen bleiben wolle, von allem Lande, das nicht von Dörfern, Gärten oder Feldern occupirt sei, wählen, so viele Häuser bauen, Strassen anlegen und andere Arbeiten unternehmen, wie ihm beliebe; dass ich als der

„Mundele" von Vivi betrachtet werden solle und dass kein anderer Weisser ohne meine Erlaubniss den Fuss auf das Gebiet von Vivi setzen solle, das vom Lufu bis hinauf zum Bansa-Kulu-District und im Innern bis zum Loaflusse reiche; dass kein eingeborener Häuptling des Innern oder an den Stromufern im District von Vivi einen der in meinen Diensten stehenden Leute belästigen solle; dass mir Arbeitskräfte geliefert werden und die Leute von Vivi, welche Lust dazu hätten, bei mir arbeiten sollten; dass jede Gesellschaft, weisse oder schwarze, eingeborene oder fremde, auf dem Wege durch das Gebiet Tag und Nacht ohne Hinderniss passiren solle; dass die Häuptlinge, wenn eine Verunreinigung zwischen meinen Leuten, weissen oder schwarzen, und der Bevölkerung von Vivi entstände, versprächen, die Rache nicht selbst auszuüben, sondern die Klage vor den Mundele von Vivi zu bringen, damit dieser über Recht und Unrecht entscheide; dass, wenn einige ihrer Unterthanen bei einer unrechten That ertappt würden, der weisse Mann versprechen solle, dass der Häuptling jener gerufen werde, damit er die Klage vernehme und, wenn das Verbrechen erwiesen sei, nach Landessitte die übliche Strafe zahle.

„Alles dies", setzte Massalla hinzu, „soll schriftlich aufgesetzt werden, du sollst es uns vorlesen und der englische Dolmetscher es uns übersetzen. Zunächst müssen wir aber feststellen, was die Häuptlinge als Gegenleistung für diese Concessionen erhalten werden."

Nun hat das Territorium von Vivi nur eine Grösse von höchstens 20 engl. Quadratmeilen oder 45 qkm, während der productive Theil des Landes mit Ausnahme von vielleicht 500 Ackern bereits bebaut oder cultivirt ist. Alles übrige sind Berge, mit Felsen besäete Abhänge, trockenes Vorland am Flusse, zerrissene Berggipfel und kleine öde, trostlose

Hochflächen, die von Sturzbächen und gewundenen Creeks so zerrissen sind, dass sie werthlos sind. Fast alles war schlecht, öde und unbrauchbar. Andererseits suchte ich aber, wie die Händler, keinen District zu ackerbaulichen Zwecken. Ich brauchte einen Hafen, einen Ort, welcher mir als Operationsbasis für das Vordringen nach dem Innern diente, und da Vivi das Ultima Thule der Schiffahrt, meine Arbeitskräfte so spärlich und die steilen Mauern des Cañon überall gleich hoch und abschüssig waren, so war ich gezwungen, diese Stelle zu wählen, und musste versuchen, durch fleissige Thätigkeit die vorherrschende Wildniss zu zähmen und ein, wenn auch nur dünnes Fournier auf die nicht fortzubringende Zerrissenheit zu legen. Ich liess mich infolge dessen nicht des Werthes wegen, den Vivi selbst für uns hatte, auf die Verhandlungen ein, sondern nur, weil man von dort aus eine Strasse anlegen konnte.

Was den Abschluss eines Handelsgeschäfts anbelangt, so übertrifft der Kongoneger in dieser Hinsicht jeden Juden und Christen, Parsen und Banjanen in der ganzen Welt. Gedankenlose Leute sagen vielleicht, Gewandtheit und Schlauheit beim Handel sind mit ihrem arglosen Charakter und ihren niedrigen Gebräuchen nicht vereinbar. „Arglos“ ist der letzte Ausdruck, den ich bei irgendeinem Afrikaner, sei er Mann oder Knabe, bezüglich seiner Geschicklichkeit im Handeln anwenden würde. Man kann ihn auf den Europäer oder auf den rothen Indianer anwenden, aber er ist beim Afrikaner vollständig uncorrect, wie ich nach siebzehnjähriger Bekanntschaft mit letzterm stets gefunden habe. Ich habe ein Kind von 8 Jahren beim Handeln in einer Stunde mehr Kniffe ausüben sehen, als der schlaueste europäische Händler am Kongo in einem ganzen Monat vollbringen würde. In Bolobo ist ein kleiner Junge von 6 Jahren, Namens Lingendji, der mit Zeugen

im Werthe von 20 Mark mehr Profit machen würde, als ein englischer Junge von 15 Jahren mit dem zehnfachen Betrage verdienen könnte. Wenn ich daher von den Eingeborenen des Kongo spreche, einerlei ob sie dem Bakongo-, Bijansi- oder Bateke-Stamm angehören, ist nie ausser Acht zu lassen, dass sie eine fast unbegreifliche natürliche Schlauheit und eine unbezähmbare, unermüdliche Lust zum Schachern haben.

Es vergingen vier Stunden, ehe der Handel abgeschlossen war. Ich musste 32 Pfd. St. baar in Stoffen und eine monatliche Pacht von 2 Pfd. St. bezahlen. Das Document über diese Vereinbarung wurde in gehöriger Form aufgesetzt und dann von den am Vertrage betheiligten Parteien unterzeichnet.

Nachstehender Auszug aus meinem Tagebuch resumirt die Arbeit dieses Tages der Wahrheit gemäss und so vollständig, dass ich heute, nachdem ich die Oertlichkeit so viel besser kennen gelernt habe, nicht viel mehr hinzuzufügen hätte:

„Ich freue mich, dass wir die Verhandlungen glücklich zum Abschluss gebracht haben. Mein Freund De-de-de aus Nsanda übte seine Ueberredungsgabe nach besten Kräften, ja in solcher Weise aus, dass Vivi-Mavungu schliesslich argwöhnisch wurde, was De-de-de veranlasste, jedem der Häuptlinge zu Füssen zu fallen und mit gut gespielter Wärme und Aufregung auszurufen: «Sind nicht Vivi und Nsanda eins? Weshalb sollte ich Vivi zu schädigen und zu benachtheiligen suchen?» Bei den Verhandlungen herrschte das übliche Schweigen, doch kamen auch die gewöhnlichen lauten Beifallsbezeigungen vor.

„Ich bin mit dem Handel nicht ganz zufrieden, denn zunächst ist der Kauf sehr theuer und die Pacht hoch. Die Nothwendigkeit zwingt mich jedoch zum Abschluss desselben. Vivi ist der höchste Punkt der Schiffahrt auf dem Kongo.

wo noch eine Landung bewerkstelligt werden kann. Der Landungsplatz ist kaum 300 m lang, allein wenn das Ufer geebnet wird, würde man auf einer Strecke von gegen 1400 m Raum für Schiffe schaffen können.

„Die grösste Schwierigkeit besteht in der Abschüssigkeit der Bergabhänge, wenngleich Ingenieure, geschickte Arbeiter und die geeigneten Werkzeuge bald Besserung herbeiführen würden. Auf dem grössern Plateau könnte eine Stadt für 20000 Einwohner angelegt werden und ebenso genügende Landungsplätze. Der Platz muss gesund sein, wenn die Luft hier nicht mit Malaria geschwängert ist, und mit hydraulischen Maschinen zum Heben des Wassers würde das Plateau zu einem Garten umgestaltet werden können. Bisjetzt habe ich den wirklichen Umfang seiner Oberfläche noch nicht ausgemessen, doch muss dieselbe, soweit ich mich erinnere, $1^1/_2$ km lang und $^3/_4$ km breit sein. Das Dorf Tschinsalla liegt in einer geringen Vertiefung zwischen dem Plateau und der ersten der nach dem Viviberge aufsteigenden Terrassen und ist von blühenden Palmen umgeben; auch kühles Wasser hat man hier, und ein grosser Theil des umliegenden Landes besteht aus Gärten und Feldern.“

NEUNTES KAPITEL.

DIE GRÜNDUNG VON VIVI, EINE GESCHICHTE DER ARBEIT.

Ein wenig versprechendes Arbeitsfeld. — „Viele Steine machen eine Strasse." — Das Zeichen gegeben. — Den Eingeborenen Arbeit angeboten. — Ihr Erstaunen. — Strassenbau. — Transport der Vorräthe. — Risszeichnen. — Ich erhalte den Namen Bula-Matari, „der Felsenbrecher". — Anlegung des Gartens. — Unser Tagewerk. — Neigung der Eingeborenen zu Spirituosen. — Vollendung des Hauptquartiers. — Auszüge aus Briefen an den Präsidenten. — Offiziere und Mannschaft in Vivi.

Eine schwierigere und unangenehmere Arbeit, als die Trostlosigkeit der unfreundlichen, düstern Gegend von Vivi zu besiegen, kann man sich kaum denken. Ihre Festigkeit, Zerrissenheit und Widerstandsfähigkeit, das Chaos von Steinen, werthlosem Unterholz und Gewirr von Gras zeigten einen nicht wegzuleugnenden Trotz. Und doch hatten wir die Aufgabe, diese Widersetzlichkeit vollständig zu bändigen, das Land ersteigbar und zugänglich zu machen, die kalte Leblosigkeit zu beseitigen, den grimmen Trotz in Unterwürfigkeit zu verwandeln, kurz dem Schauplatze, den nur der eifrige Bannerträger der Philanthropie zweimal auf seinen Werth untersuchen würde, Leben beizubringen. Die einzigen Leute, welche diese Gegend vor uns besucht hatten, waren auf geographischen Forschungsreisen hierher geschickt worden, oder Touristen, welche schleunigst weiter gezogen waren, um die Fälle

von Jellala zu besichtigen. Der Handel hatte die Gegend gemieden, der religiöse Eifer dort kein passendes Feld für seine Thätigkeit gefunden und die Rauheit der Natur sogar den Zeloten abgeschreckt. Jetzt lasst sehen, was aufmerksame Sorgfalt, geduldiger Fleiss und ein vertrauender Glaube aus derselben machen können; die Kraft des Menschen ist gross, obgleich er nur ein schwaches, vergängliches Geschöpf ist, doch mit kleinen, aber vielen Zügen hat er schon wiederholt Wunder vollbracht; seine Lebenszeit dauert nur eine geringe Anzahl Stunden, aber in jeder derselben legt er, vom Fleisse beseelt, einen Stein, und viele Steine machen eine Strasse.

Mit solchen Ansichten begaben wir uns ans Werk. Die „Espérance“ wurde mit dem Stahlleichter nach Mussuko hinuntergeschickt, um Leute, Reis- und Fleischvorräthe, auf einer zweiten Tour Geräthschaften, Hacken, Spitzäxte und Schaufeln, Brechstangen und Schmiedehämmer, weitere Arbeiter und Lebensmittel und auf einer dritten noch mehr Leute, Werkzeuge, Proviant, Zelte, Sonnensegel und Segeltuchhütten zu holen, und als wir dann etwa 100 Arbeiter hatten, wurde die langsame und schwierige Arbeit begonnen, indem wir zunächst einen Weg vom Strande nach dem Gipfel des Felsplateau, jetzt der Alte Vivihügel genannt, durch das halbverbrannte Schilf herstellten. Um genau zu sehen, welche Steigung diesem Wege gegeben werden könne, musste das Terrain mindestens 15 m breit ausgerodet werden; jener machte einen rechten Winkel, da die verhältnissmässig geringe Länge des Berges, 230 m, mehrere Winkel nicht zuliess ohne eine Arbeit, die viele Monate in Anspruch genommen haben würde. Mit dem Bandmaass gemessen erhielt der Weg vom Ufer bis zur Höhe eine Länge von 600 m, die wir in verschiedene Abschnitte zerlegten; auch die Ar-

beiter theilten wir in fünf Trupps. Auf ein gegebenes Signal wurde das Dämmern der neuen Aera mit dem unbestimmten Geräusch der Spitzäxte, dem klingenden Ton der Hacken, dem metallischen Schlag der Brechstangen und dem dumpfen Laut der Schmiedehämmer am Morgen des 1. October 1879 begrüsst. Lebhaft und emsig wurden die Werkzeuge gehandhabt, eine gute Vorbedeutung für die Art und Weise und die Stimmung, in welcher wir das grosse Unternehmen am Kongo auszuführen gesonnen waren.

In bunten, grellfarbigen Kleidern hatten die Häuptlinge von Vivi sich mit ihren Anhängern eingefunden, die zum ersten mal ohne Waffen erschienen waren und nun unthätig und mit leeren Händen umherstanden, was mich beim Anblick ihrer kräftigen Muskeln auf einen neuen Gedanken brachte.

Der Geist des Fleisses war erwacht. „Seht, ihr Häuptlinge!“ sagte ich zu ihnen. „Ich habe den Anfang gemacht. Meine jungen Leute sind bei der Arbeit. Könnt ihr mir keine Hülfe leisten? Seht, wie eure starkgliederigen Leute müssig umherstehen, und doch habe ich in Ballen zusammengebundene Zeuge, Tücher, wie ihr sie so bunt noch nicht gesehen, hübsche Perlen und glänzende Armbänder aus Messing für eure Frauen. Nehmt 50 Männer und bereitet den Gipfel vor, dass wir dort wohnen können, schneidet das Gras ab, entfernt die Steine, zeigt mir dadurch, dass ihr mich bei euch willkommen heisst, und heute Abend bei Sonnenuntergang soll euch der verdiente Lohn auzgezahlt werden und ihr sollt einen Demijohn guten Rum haben, um das Ereigniss festlich zu begehen.“

Mein geschickter Dolmetscher — denn damals war ich des Ki-Kongo-Dialekts noch nicht mächtig — übersetzte den Eingeborenen meine Worte in vielleicht noch stärkern Aus-

drücken, und alsbald sah ich die Wirkung derselben in dem schmunzelnden Lächeln, welches ihre Züge erhellte, und dem fragenden Blick, mit dem sie sich einander ansahen. Das Nächste war, dass alle, Männer, Weiber und Kinder, zu ihren betreffenden Häuptlingen stürmten, um mit denselben das ihnen gemachte Anerbieten zu berathen.

Welche Ueberraschung! Sie, die nur in ihren eigenen Gärten und Feldern gruben und schaufelten und die fruchtbaren Arachiden (Erdnüsse) pflanzten, die Palmnüsse sammelten, um sie zu zerstossen und den kostbaren Kern zu gewinnen, die gelbe Palmbutter auskochten, ihre Producte in Canoes verluden und mit ihnen den Strom hinab nach Boma fuhren, wo sie Tage lang zum Verkauf ihrer Waaren brauchten, dann wieder den mühsamen Weg aufwärts machen und der wilden Strömung Trotz bieten mussten, sie hatten jetzt einen weissen Mann in ihrer Mitte, der gewillt war, die Stärke ihrer Arme, sofern sie zur Arbeit bereit waren, zu kaufen!

Es war für sie ein Ereigniss, an welches sie und ihre Vorfahren nie gedacht und von dem sie nie geträumt hatten, und gerade das Unerwartete und Neue meines Anerbietens überraschte sie so, dass sie die Häuptlinge um die Bedeutung und den Zweck fragten. Derartiges war noch nie vorgekommen, sollte auch eine kleine Gefahr damit verknüpft sein, von der sie keine Ahnung hatten?

Ich beobachte die Gruppen der laut sich unterhaltenden Eingeborenen, ich sehe die ernsten Gesichter der Häuptlinge, die von der Wahrhaftigkeit des ihnen von dem Sprecher auseinandergesetzten Vorschlags vollständig durchdrungen zu sein scheinen, hin und wieder durch ein Lächeln erhellt, wie wenn sie sich über eine lächerliche Besorgniss, welche das eine oder andere dieser furchtsamen Geschöpfe hegt, lustig machen. Auch die Züge meines Dolmetschers

betrachte ich; sie sind wie ein Buch und zeigen einen gutmüthig verächtlichen Ausdruck, wenn er die unbegründeten Besorgnisse hervorheben hört. Endlich entdecke ich in den Zügen der Häuptlinge die wachsende Ueberzeugung, dass die Annahme meines Anerbietens doch ihnen allen zugute kommen, das Gemeinwesen einen kleinen Vortheil davon haben würde, und wahrscheinlich ist dies eine Folge des Interesses, welches die Flaschen Spirituosen oder Gott weiss welch andere Sachen für sie haben, welche den Zeugvorräthen, ihrer Währung, einen erwünschten Zuwachs bringen.

Das Endresultat war, dass ich nach längerm Feilschen 56 Männer, Frauen und Kinder auf dem Gipfel von Vivi zählen konnte, die eifrig das Terrain lichteten, die dicht gesäeten Steine entfernten, das Gras schnitten und die Ameisenhaufen ebneten. Wie die Alten bei Beginn ihrer Unternehmungen, suche auch ich ein Omen und betrachte diesen Anblick als eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft.

Bisjetzt hatte ich noch keinen Europäer auf den Schauplatz unserer Arbeit gebracht, obgleich vier meiner Assistenten meiner Befehle warteten, während die übrigen sich auf den beständig auf- und abfahrenden Dampfern befanden und von Tag zu Tag vertrauter mit dem Fahrwasser des Stromes wurden. Offen gesagt hegte ich einige geringe Besorgnisse, sie zu einer solchen Arbeit in einer Gegend, der es vollständig an jeglicher Behaglichkeit mangelt, zu einem Werke, das durch den langsamen und beschwerlichen Fortgang geradezu deprimirend wirkt, zu veranlassen. Nebenbei war unsere Zahl auch zu gering und für den Augenblick empfahl es sich nicht, Unterabtheilungen zu bilden: und ferner waren alle Leute frisch und gesund, sodass ein Europäer eher ein Hinderniss als eine Hülfe gewesen wäre. Auch musste Tag für Tag eine Anzahl Europäer und Arbeiter auf

der „Belgique“ sein, um das Schiff in Boma zu beladen und in Mussuko zu entlöschen, während an dem „Royal“, dem „En Avant“ und der „Jeune Africaine“ noch vielfache Verbesserungen und Reparaturen vorgenommen werden mussten, ehe wir die Schiffe, als wir den Ort unserer Station ausgewählt und vorbereitet hatten, in der starken Strömung zwischen Mussuko und Vivi verwenden konnten.

Nachdem wir vom 1. bis 13. October die Arbeit fortgesetzt hatten, war ein genügend breiter Weg hergestellt, dass wir die grössern tragbaren Gegenstände auf den Gipfel des Vivi-Berges bringen konnten, wenngleich uns noch viele Tage schwerer Mühe bevorstanden, ehe wir die Wagen mit Sicherheit hinaufzuschaffen vermochten. Die „Espérance“ fuhr mittlerweile zweimal täglich nach Mussuko und zurück und brachte jedesmal drei Tonnen der verschiedenartigsten Waaren nach dem Landungsplatz.

Am 13. October begann die „Belgique“ ihre Fahrten aufwärts, und nun wurden die Herren John Kirkbright aus Birmingham und A. B. Swinburne aus London nach Vivi beordert, während Herr August Sparhawk aus Boston nach Mussuko geschickt wurde, um dort unter Assistenz des Herrn A. H. Moore das Lager zu beaufsichtigen und die „Belgique“ zu beladen. Der „En Avant“ wurde ebenfalls herangezogen, um zu Frachtfahrten zwischen dem Landungsplatze in Vivi und dem Belgique-Creek zu dienen, einer kleinen stillen Bai, $^3/_4$ km oberhalb der Mündung des Lufu-Flusses. Der „Royal“ blieb in Vivi zurück, um als Aviso zwischen dort und Mussuko benutzt zu werden. Die „Belgique“ begann ihre Arbeit damit, dass sie mit dem grossen Stahlleichter im Schlepptau die hölzernen Wohn- und die eisernen Vorrathsgebäude, die von der Firma Francis Morton & Co. in London in ganz vorzüglicher Weise angefertigt

worden waren, hinauftransportirte. Nach Ankunft des Schiffes am Belgique-Creek wurde rasch eine Anzahl Leute vom Lager nach dem Landungsplatze geschickt, welche die Ladung löschen mussten, worauf das Boot zurückgesandt wurde, um eine weitere Ladung zu holen, während jene die einzelnen Stücke der in Theile zerlegten Häuser nach dem „En Avant“ schafften und auf demselben aufstapelten, worauf dieser, dicht am Lande hinfahrend, nach dem zweiten Landungsplatz dampfte, wo eine andere Abtheilung Arbeiter die Entladung übernahm und die einzelnen Theile nach den in der Nähe des Lagers befindlichen Hütten brachte.

Die Kabindas, Eingeborene von Vivi und Arbeiter von der Küste, sowie einige Sansibarer schleppten die Gegenstände auf der neuen Strasse nach dem Gipfel des Vivi-Berges. Einen oder zwei Tage später wurde auch mein Zelt hinauftransportirt und zum ersten mal auf der Stelle des zukünftigen Alt-Vivi aufgeschlagen, die sich jetzt, nachdem sie von den Felsstücken und dem Gestrüpp gereinigt war, in ihrer ganzen Ausdehnung zeigte, kahl und von backsteinrother Farbe, ausgenommen wo die Oberfläche noch von massiven Steinblöcken bedeckt war, welche von dem überhängenden Berge herabgerollt waren und ihrer Grösse wegen von den ungeübten Händen der Eingeborenen nicht hatten von der Stelle bewegt werden können.

Nunmehr machte ich mich, nachdem ich die Oberfläche von Vivi genau vermessen hatte, an die Aufgabe, unter gebührender und vorsichtiger Berücksichtigung der Feuersicherheit und einer etwaigen Vertheidigung, falls während meiner Abwesenheit einmal ein Bruch mit den Eingeborenen geschehen sollte, mit der Feder auf dem Papier genau die Stellen zu bezeichnen, wo jedes Haus und jeder Speicher stehen sollte. Dann dachte ich an einen Garten, ohne welchen

es der Oertlichkeit an Anmuth und Vollständigkeit mangelte, und schnell zeichnete ich ein langes Oval in die Mitte, welches eine Umzäunung darstellte, innerhalb deren sich das Grün entwickeln sollte, das dem von dem Blick auf die von der Sonne beschienenen, weiss angestrichenen Gebäude und

TYPEN UNSERER ARBEITER.

die backsteinrothe Fläche ermüdeten und schmerzenden Auge einen Ruhepunkt gab. Als ich mit den Plänen fertig war, liess ich den Zimmermann mit seinen Gehülfen mit dem Bau der Holzhütten beginnen; ein Ingenieur, der schon längst mit dem Dienst an der Maschine einer Barkasse von drei Tonnen

unzufrieden war, ward beauftragt, mit ein paar Leuten die eisernen Vorrathskammern zu errichten; eine grössere Anzahl Arbeiter musste auf dem harten, unfruchtbaren Plateau ein ovales Loch von 45 m Länge, 12 m Breite und 45 cm Tiefe herstellen; mit dem ausgehobenen Erdreich wurde der Boden geebnet und ein gleichmässiges Fundament der Häuser hergestellt. Andere waren mit Brechstangen und Schmiedehämmern beschäftigt, die grössern Felsblöcke über den steilen Abhang in die Tiefe zu werfen, oder sie für den Untergrund der Strasse zu zerkleinern, der sofort mit einer etliche Zoll hohen Schicht lehmigen Erdreichs bedeckt werden musste.

Wegen dieser Zerkleinerung der Felsstücke haben die Häuptlinge von Vivi, die verwundert zusahen, wie ich den Leuten den wirksamen Gebrauch der Schmiedehämmer zeigte, mir den Namen Bula-Matari — Felsenbrecher — gegeben, der allen Eingeborenen am Kongo, vom Meere bis zu den Stanley-Fällen, vertraut geworden ist. Es ist kein besonderer Titel, mit welchem irgendwelche Privilegien verknüpft sind, allein der Freund, Sohn oder Bruder Bula-Matari's wird von den Bakongo, Bateke oder Wijansi nicht unfreundlich aufgenommen werden, und das ist immerhin etwas.

Sobald ein Theil des Ovals für den Garten ausgehöhlt war, mussten die Eingeborenen von Vivi, Männer und Frauen, aus dem Nkusuthal auf der östlichen Seite des Hügels die reiche, schwarze Alluvialerde heraufholen; sie erhielten für jede hundert Kisten einen bestimmten Lohn, versuchten aber häufig, mich um ein Quantum Erde zu betrügen; die Aufstellung eines Sansibarpolizisten am obern Ende des Wegs behufs Prüfung der Kisten machte indess diesen Streichen ein Ende.

Nach 20 Tagen waren 5000 Kisten Erde im Gewicht

von etwa 2000 Tonnen hinaufgeschafft, mit denen ich einen 2000 Quadratfuss grossen Garten herstellte, in welchem ich, nachdem der Grund planirt und vorbereitet und schmale Fusswege angelegt waren, neun Mango-, einige Apfelsinen-, Avocadobirnen- und Limonenschösslinge pflanzte, welche ich von Sansibar mitgebracht hatte. Dann säete ich Zwiebeln, Möhren, Lattich, Pastinak, pflanzte Steckrüben, Kohl, Runkelrüben, Tomaten, sowie einige Melonen, baute rundherum eine Palissade und verschaffte mir auf diese Weise einen Garten, der bei sorgfältiger Bewässerung bald grün wurde und mich schon nach wenigen Monaten nicht nur durch seinen hübschen Blätterreichthum, sondern auch durch den, wenn auch geringen Ertrag der verschiedenen Gemüse für die Tafel belohnte. Im Januar 1883, als die Bäume zum ersten mal trugen, erntete ich elf grosse Mangos, deren Kerne später in Leopoldville gepflanzt wurden und im Jahre 1885 bereits zu 10 Fuss hohen Bäumen aufgeschossen waren.

Mit Ausnahme der Sonntage arbeiteten wir täglich unverdrossen von 6 Uhr morgens, bis der grosse Gong von Vivi um 11 Uhr zur Rast und zum Frühstück rief. Um 1 Uhr nachmittags wurde die Arbeit wieder aufgenommen, die dann bis 6 Uhr abends dauerte. Bei Sonnenuntergang erhielten die eingeborenen Arbeiter und die Kabindas ein Glas Grog, stark mit Wasser vermischt: wie sehr sie das Getränk liebten, sah man an der hastigen Art und Weise, in welcher sie den Branntwein in den Schlund gossen. Die Häuptlinge und Dolmetscher erhielten zwei Gläser; insbesondere suchten die Häuptlinge von Vivi während dieser geschäftigen Zeit sich unter allerlei Vorwänden in der Nähe des Rumeimers aufzuhalten, um vielleicht noch einen Tropfen zu erwischen, ehe sie Gute Nacht! sagten und nach ihren kühlen Dörfern auf der Spitze des Vivi-Berges hinaufkletterten.

Das wohlwollende Comité in Brüssel hatte in der Meinung, dass wir die „Belgique“ vielleicht einmal zur Reparatur und Reinigung auf den Helgen holen müssten, uns auch eine Anzahl grosser Balken von 30 cm Breite und Dicke mitgeschickt. Indessen bot uns der Strand bei Banana-Point zu diesen Arbeiten eine viel bessere Gelegenheit, als wir an irgendeiner andern Stelle, wo wir einen Zimmerplatz

DAS HAUPTQUARTIER ZU VIVI, VON DER NORDSEITE.

hätten anlegen können, der reissenden Strömung wegen gehabt haben würden.

Diese Balken kamen mir daher beim Bau des Hauptquartiers, der Wohnung des Chefs der Station Vivi, sehr zu statten; nachdem sie in dicke Planken zersägt waren, konnte ich mit Hülfe weiterer Breter eine zweistöckige Villa errichten nebst Keller für den in Flaschen abgezogenen Wein,

das Bier, die Spirituosen und den in Büchsen eingesetzten Proviant. Die nicht zu bewältigenden und unzerbrechlichen grossen Sandstein- und Glimmerfelsen, welche das Flussende des Vivi-Berges krönten, wurden dadurch ausser Sicht gebracht, dass wir an der Innenseite derselben eine Mauer quer über das Plateau zogen, den Zwischenraum mit Steinabfällen und Kehricht ausfüllten und das Ganze mit einer glatten Schicht des röthlichen Erdreichs bedeckten. In der Mitte des auf diese Weise hergestellten erhöhten Plateau wurde das Hauptquartier aufgebaut, von dem man den ganzen Platz und den Garten übersehen konnte.

Am entgegengesetzten Ende standen die Zelte der Sansibarer, die Ställe und Schuppen für die Heu- und Kleievorräthe, und am Fusse der Sansibarerwohnungen lagen die Geflügel-, Ziegen- und Schweineställe, sowie die Werkstätten der Schmiede und Zimmerleute.

Die folgenden Auszüge aus Briefen an den Vorsitzenden des Comité d'Études du Haut Congo werden vielleicht eine bessere Aufklärung über den damaligen Stand unsers Werkes geben, als eine nachträgliche Beschreibung sie liefern könnte:

Vivi am Kongo, 8. Januar 1880.

Mein lieber Oberst!

Gestern haben wir unser Hauptquartier vollendet, doch muss dasselbe noch mit Farbe angestrichen werden. Soweit ich mit der untern und Hauptstation zu thun habe, wird dieselbe binnen kurzer Zeit fertig sein, wenn auch für den Chef von Vivi und seine Leute noch für sehr lange Zeit Arbeit vorhanden sein wird.

Da wir der Vollendung unserer Arbeit auf dieser Station nunmehr rasch entgegengehen, gefällt mir dieselbe mehr als je, und ich bin sehr zufrieden mit der Wahl der Oertlichkeit, da sie oberhalb der letzten Handelsniederlassung, die etwa 15 km

DAS INNERE DER STATION VIVI. I. 165.

(Nach einer Photographie.)

von uns entfernt liegt, die beste ist, welche wir am Flusse hätten auffinden können.

Allerdings ist das Areal des sich 105 m über den Fluss erhebenden Hügels, der einige Aehnlichkeit mit der Akropolis in Athen besitzt, verhältnissmässig nur beschränkt, doch haben wir jenseit eines 50 m breiten und 40 m tiefen Thales gegenüber unserm Hauptquartier eine ziemlich ebene Terrasse oder ein Plateau, auf welchem meiner Schätzung nach eine Stadt mit 20000 Einwohnern stehen könnte, während, wenn dasselbe sich noch weiter in die Vertiefungen und Thäler ausdehnt, Raum für einen noch viel grössern Ort mit Gärten und Parkanlagen, so gross, wie man sie nur haben will, zwischen den Bergen und dem Flusse vorhanden wäre. Die Scenerie, welche sich dem Auge nach allen Richtungen hin bietet, ist malerisch.

So klein und bescheiden unsere untere Station auch sein mag, ist sie doch der wichtigste Ort am Kongo, und der erste Anblick desselben ist, wie mir die den Fluss herauf kommenden Leute erzählen, ein geradezu überraschender. Sie behaupten, das Hauptquartier sähe aus wie eine Burg oder eine Kirche; und ein jenseit des Flusses lebender Missionar meint, es mache aus der Ferne den Eindruck einer vielversprechenden Stadt. „Gewiss", fügte er hinzu, „einer weit grössern, als sie in Wirklichkeit ist, wenn man sie erreicht."

In der Mitte unserer akropolitanischen Station haben wir einen Garten angelegt, in welchem bereits 9 Mango-, 6 Melonen-, 3 Avocadobirnen-, 6 Apfelsinen-, 7 Limonen- und 3 Guavenbäume gepflanzt sind und gegenwärtig Blumensamen gesäet, Eucalyptus u. dgl. gezogen werden sollen.

Damit Sie diesen unsern Garten oder Park vollständig würdigen, muss ich Ihnen noch mittheilen, dass unsere Akropolis hauptsächlich aus einem verrotteten glimmerartigen Gestein besteht, unter welchem die harten, unnachgiebigen Sandsteinstufen der Kongoregion liegen, sowie dass wir ihren kahlen Gipfel, auf welchem die Natur nie ein Grün hervorzubringen sich herbeigelassen haben würde, erst frei legen und vorbereiten mussten.

Es würde jedoch ganz unerträglich sein, wenn unsere junge Station keinen Schatten haben sollte, und ich habe deshalb im vorigen Monat Abhülfe geschafft, indem ich etwa 2000 Tonnen der reichsten schwarzen Treibhauserde, welche das benachbarte,

in üppigem Grase prangende Thal zu liefern vermochte, heraufbringen liess. Jetzt habe ich die Genugthuung zu sehen, wie die Melonenbäume sichtbar treiben, die Mangobäume das Grün ihrer Blätter dunkler färben, die Limonenbäume ein frischeres Aussehen erhalten, die Guaven nahe daran sind, neue Zweige zu bekommen, und die Orangenbäume unsere Mühe zu belohnen versprechen; merkwürdigerweise haben sogar die eng zusammenstehenden Palissadenpfähle, mit welchen ich unsern kleinen Garten habe einfriedigen lassen, sechs Zoll lange Zweige bekommen, deren Blätter die Spuren der Axt und Säge fast vollständig verbergen.

Die Eingeborenen aus der Umgegend besuchen uns täglich und sehen mit Vergnügen unsern Fortschritten zu. Sie und ich vertragen uns sehr freundschaftlich und unser Verkehr ist so friedlich, einträchtig, herzlich und angenehm wie möglich. Wenn er in derselben Weise bleibt und sich keine Fremden hineinmischen, dann könnte selbst das fabelhafte Arkadien in Bezug auf das Fehlen von Zänkereien nicht mit uns concurriren.

In keinem Theile unserer Nachbarschaft wird Sklavenhandel betrieben. Möglicherweise hat der eine oder andere Häuptling zwei oder drei Haussklaven. Sie werden jedoch besser verstehen, was ich meine, wenn ich sage, dass ich in dem ganzen District von Vivi noch keinen Menschen gesehen habe, dessen Züge Elend, Sorge und Unzufriedenheit mit seinem Lose ausdrückten.

Es macht mir besonderes Vergnügen, Ihnen die Ankunft des Herrn Deanes, zweiten Maschinisten des „Albion", und des italienischen Maschinisten François Flamini mittheilen zu können; beide besitzen einen sehr guten Charakter und scheinen besonders tüchtige Arbeitskräfte zu sein.

Ich bin überzeugt, diese Leute werden mich nicht mit ihren „Unkosten aller Art" langweilen, sondern prompten Gehorsam, respectvolles Benehmen zeigen, unsere Interessen lebhaft wahren und treu ihre Pflicht erfüllen; auch werden sie mich nicht bedrohen mit dem, was sie thun würden, falls ich albernen Forderungen nicht nachkomme oder sie wegen einer Pflichtvernachlässigung zur Rede stelle. Desgleichen glaube ich bestimmt, dass sie es nicht für unter ihrer Würde halten werden, wenn man sie in Hemdärmeln sieht, da ich selbst den Rock abwerfe und mich von Sonnenaufgang bis Untergang mit Handarbeiten beschäftige. Es ist für mich ein angenehmes Gefühl, dass ich Leute um mich

habe, denen ich nicht täglich eine Predigt über die edle Tugend der Pflichterfüllung zu halten habe.

Sie werden diese Thatsache noch besser würdigen können, wenn Sie erfahren, dass ich die „Belgique“ und Kapitän L– R– G– A– seit dem 16. October, also 2 Monate und 23 Tage, nicht zu Gesicht bekommen habe. Die Leute sind während der ganzen Zeit mit dem Schiffe unter dem Vorwande, dasselbe zu repariren, in Banana geblieben. Aus den Rechnungen, die ich gelegentlich erhalte, ersehe ich, dass ich für ärztliche Bemühungen 1500 Mark schulde. Die Europäer, welche ich bei mir habe, befinden sich aussergewöhnlich wohl; doch rührt dies vielleicht daher, dass ich ihnen nicht den freiesten Zutritt zum portugiesischen Wein gestatte.

Ich möchte keiner Nationalität hier den besondern Vorzug geben: die Pflicht ist unser Gesetz, unsere Regel und unser Führer, und solange die Leute ihrem Contract entsprechend arbeiten, ist es vollständig gleichgültig, ob sie Holländer, Griechen, Türken, Portugiesen, Dänen, Belgier, Engländer oder Amerikaner sind. Solange unsere Aufgabe nicht vollendet ist, findet sich hier kein Platz für läppische, zaudernde, träge, mürrische, unbotmässige und zur Arbeit unlustige Leute.

Mit dem Gefühl ausserordentlicher Erleichterung denke ich an die Abreise des Herrn —, dessen Benehmen eine Selbstsucht enthüllt hat, wie sie mir in gleicher Stärke und Eigenthümlichkeit bisher fremd gewesen war.

Lustig klingt der Schlag des von dem soeben angekommenen vorzüglichen Grobschmied geführten Hammers auf den Amboss. Auch die Ankunft der Maulthiere und Esel nebst einer Fülle von Futter habe ich Ihnen noch zu berichten.

Ein fast einen Monat später geschriebener Brief schildert meine Eindrücke nach Fertigstellung der Station und nachdem das erste Stadium unsers Werkes vollendet war:

Am Kongo, 6. Februar 1880.

Mein lieber Oberst!

Ich schreibe mit dieser Post, um Ihnen vor allen Dingen mitzutheilen, dass unsere untere Station in allen Einzelheiten

fertig, und der Bau derselben am Sonnabend, 24. Januar, beendet worden ist. Die Gebäude sind sämmtlich errichtet, innen und aussen angestrichen und genügend decorirt, um dem modernen Geschmacke, unserm Werke und diesem Lande zu entsprechen, der Weg auf beiden Seiten des Berges, d. h. vom Landungsplatze nach dem Hauptquartier und von dort nach dem Flüsschen Nkusu, aus welchem wir unser Trinkwasser holen, vollendet und in gutem Zustande, der Garten inmitten der Station vollständig mit Blumen- und Gemüsebeeten, Grasplätzen u. s. w. angelegt. Es mussten etwa 600 Tonnen der verschiedensten Gegenstände von den Schuppen und Magazinen am Landungsplatze nach den Vorrathsräumen der Station hinaufgeschafft, der Proviant aus den Kisten gepackt und in dem geräumigen Keller unter dem Hauptquartier verstaut, die Schnittwaaren, Kleidungsstücke, Perlen in den Magazinen des Hauptquartiers, die getrennt von denen der Station liegen, untergebracht, ein grosser, geräumiger Stall für die Maulesel gebaut und alle möglichen andern Dinge besorgt werden, aber jetzt herrscht überall die erforderliche Ordnung.

Am 1. October 1879 wurde die Arbeit begonnen, am 24. Januar 1880, nach 3 Monaten 24 Tagen, war alles fertig, nachdem sowol während der heissen Jahreszeit, in welcher Europäer, wie S—, der Hitze erlagen, als auch während der Regenzeit gearbeitet worden war.

Meine Befriedigung über die Vollendung war so gross, dass ich meinte, alle diejenigen, welche an der Fertigstellung des Werkes theilgenommen, hätten einen Feiertag und eine passende Belohnung verdient. Demgemäss erhielt jeder unserer Arbeiter und Kabindas, zusammen 206 Personen, 4 Meter Baumwollzeug und ausserdem gestattete ich ihnen, am 25. und 26. Januar sich zu amusiren und von der beschwerlichen Arbeit auszuruhen, ehe wir mit dem zweiten Abschnitt unsers Werkes begannen.

Den Europäern, zwölf an der Zahl — einer war krank und vier waren mit der „Belgique“ abwesend — gab ich auf meine persönlichen Kosten ein Banket aus meinen Privatvorräthen, und da der mir befreundete Herr Blandy in Madeira zur Erinnerung an alte schöne Zeiten drei Kisten guten Wein geschickt hatte, die glücklicherweise gerade vor dem Feste eingetroffen waren, so konnte ich mich den Leuten gegenüber sehr gastfrei beweisen.

Ich hatte ferner in Boma drei Ochsen gekauft, die Sie jedoch zu bezahlen haben und welche uns zum ersten mal am Kongo gutes Fleisch, insgesammt etwa 800 Pfund, lieferten, von dem jeder, Weisser oder Schwarzer, 3 Pfund erhielt. Ausserdem schenkte ich dem Häuptling von Vivi eine reiche Gabe an Zeugen und Branntwein, die er in grosser Staatskleidung und mit zahlreichem Gefolge selbst in Empfang nahm.

Am Sonntag, 25. Januar, fand unser Banket statt, bei welchem es sehr angenehm herging. Der erste Toast wurde auf Se. Maj. den König der Belgier, den grössten Förderer und die wichtigste Stütze der „Expédition du Haut Congo", ausgebracht.

Das zweite Hoch galt Ihrer Maj. der Königin Victoria und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Mit dem dritten Toast feierten wir die zu den Kosten der „Expédition du Haut Congo" Beitragenden.

Am 27. Januar begannen wir die Arbeit an der Brücke über den Nkusu, während gleichzeitig die Fahrzeuge inspicirt, nachgesehen und entlöscht wurden. Der „En Avant" wurde behufs Herausnahme der Maschine und Kessel auf das Land geholt, und der „Royal", den ich zum Kurier der Expedition bestimmt habe, zur Weiterbeförderung auf den grossen Wagen gebracht.

Am Montag, 2. Februar, wurde der Bau der Strasse nach dem Innern in Angriff genommen, und heute haben wir bereits das $3^3/_4$ km entfernte Plateau erreicht. Von hier haben wir 16 km weit ziemlich ebenes Land, allein da die Leute, wenn sie schon einen Marsch von 7—8 km gemacht haben, nicht mehr gut zur Arbeit taugen, habe ich den Bau der Strasse vorläufig so lange aufgeschoben, bis ich das Terrain recognoscirt und die bequemste Route aufgefunden haben werde. Dann erst werden wir Schritt für Schritt mit unsern Vorräthen in einer compacten Masse vordringen, die Strasse weiter bauen und nicht eher umkehren, als bis der Weg frei von Hindernissen, Unterholz und Felsen ist. Während meiner Abwesenheit wird Herr Sparhawk, der Chef von Vivi, Säcke zum Transport von Reis und Mehl, von Bohnen und Erbsen anfertigen lassen, mit welchen Artikeln wir so sparsam verfahren werden, wie die Gegend es erlaubt. Diese Vorräthe wird er auch fertig in Manneslasten verpacken lassen, sodass kein Aufenthalt entsteht, wenn ich Leute schicke, um den Proviant zu holen.

Es wird allerdings, wie ich sehr gut einsehe, eine langwierige und schwierige Aufgabe sein, eine Strasse von nahezu 80 km Länge zu bauen, dann zurückzukehren, um ein Boot zu holen, das täglich nur höchstens $1^1/_2$ km weit transportirt werden kann, darauf mit dem schweren Wagen den Rückweg zu machen, um, ebenso langsam wie das Boot, eine schwere Barkasse zu befördern, und auf dieselbe Weise noch eine zweite Barkasse und die drei Dampfkessel zu holen, sodass wir das schwere Gefährt insgesammt neunmal über die unebene Strasse hin- und zurückschleppen und alles in allem eine Strecke von 1426 km zurücklegen müssen, ehe wir uns wieder nach der zweiten Station einschiffen können. Dabei ist der Aufenthalt noch gar nicht mitgerechnet, den wir dadurch haben, dass wir beständig Leute nach Lebensmitteln ausschicken müssen.

Die Menschen scheinen, ich weiss nicht aus welchem Grunde, hier nicht dieselbe Kraft und Energie zu besitzen wie in gemässigten Zonen, und selbst die Thiere theilen die Degenerirung. Ich habe die Maulesel z. B. an einem leichten Wasserwagen probirt, der 90 Gallonen Wasser im Gewicht von 990 Pfund hält, und es bedurfte dreier Maulesel, um diesen Karren einen Abhang mit einer Steigung von 1:6 hinaufzuschleppen. Wenn ich nun drei Maulesel brauche, um 1000 Pfund zu ziehen, wieviel bedarf ich, um ein Gewicht von $3^1/_2$ Tonnen (den „Royal“ nebst Kessel, Maschine u. s. w.) fortzuschaffen? Antwort: $22^1/_2$ Maulthierkräfte.

Ich besitze etwa 130 kräftige Arbeiter, welche beim Vorwärtsschleppen dieser enormen Lasten Hülfe leisten können, allein da jeder von ihnen bei der schweren Anstrengung nur 50 Pfund zu ziehen vermag, so beziffert sich meine gesammte Menschenkraft auf nicht mehr als 6500 Pfund. Die Rechnung stellt sich mithin folgendermaassen:

Gesammtkraft der Menschen und Maulesel	8000 Pfund
Gewicht des „Royal“	7840 „
Ueberschüssige Kraft	160 Pfund.

Einige Leute ziehen allerdings sehr gut und lange, andere machen sich die Arbeit aber leicht und drücken sich von derselben. Demnach bilden also die 160 Pfund nur eine sehr geringe Reservekraft.

Wäre das Land eben, oder hätten wir eine Chaussee, dann könnten wir mit den Kräften, die ich besitze, zwar langsam, aber stetig vorwärts kommen, allein es ist dies, wie schon gesagt, ein tropisches und sehr unebenes Land, in dessen grösstem Theile keine Strasse vorhanden ist, während der Höhenunterschied zwischen unserer Station und dem $3^3/_4$ km entfernten Plateau gegen 300 m beträgt und wir auf dieser Strecke drei sehr steile Hügel zu passiren haben, von denen der erste auf einer Distanz von 600 m eine Steigung von 105 m hat.

Weitere Bemerkungen über die Zukunft werde ich mir aufsparen, bis ich die Recognoscirungstour nach Isangila gemacht haben werde. Gewöhnlich erhalten die Dinge ein besseres Aussehen, wenn man sie genauer untersucht und den Gefahren kühn zu Leibe geht. Doch glaubte ich Ihnen meine Ideen über einen Gegenstand mittheilen zu müssen, der mir nicht aus den Gedanken kommt.

Weisse habe ich vorläufig genug hier.

Ihrem Wunsche entsprechend benutzte ich die Anwesenheit der Häuptlinge von Vivi während unsers Feiertags im Lager, um sie von der Nothwendigkeit zu überzeugen, einen Tag zu bestimmen, an welchem wir eine wichtige Angelegenheit besprechen könnten, und sie wählten hierzu Sonntag, 1. Februar. An diesem Tage begaben wir, Herr Sparhawk und ich, uns nach dem Wohnsitz Vivi-Mavungu's, dem Hauptorte, wo wir zunächst ein kleines Frühstück einnahmen, um dann viele Fragen von mehr oder weniger Wichtigkeit zu erörtern.

Anfänglich sperrten sie sich gegen die Erfüllung meiner Wünsche, indess setzte ich ihnen auseinander, dass ich der erste Mundele (Kaufmann) sei, der nach Vivi gekommen, dort trotz des bösen Flusses, der hohen Berge und grossen Felsen eine Niederlassung angelegt, ohne Hülfe irgendeines andern Mundele oder eines eingeborenen Häuptlings die riesigen Felsen abgebrochen und eine breite Strasse durch die Berge angelegt habe, welche am nächsten Sonntag bis zu ihrem Dorfe auf der Spitze des Plateau — glücklicherweise erwies sich meine Prophezeiung als wahr — fortgeführt sein werde, und dass es deshalb nicht mehr als recht sei, nachdem ich alles dieses gethan, ihnen die verlangten Preise gezahlt habe, allen meinen Versprechungen am Ende jeden Monats ehrlich und pünktlich nachge-

kommen sei, nicht die geringste Kleinigkeit im Werthe eines Maiskorns beschädigt habe, dass ich nun auch, wie es bei meinem ersten Kommen zur Bedingung gemacht worden sei, als der einige Mundele von Vivi und Nsanda betrachtet werde, indem alle Häuptlinge von Vivi einen Vertrag mit mir abschliessen müssten, laut welchem es ohne meine Erlaubniss oder Zustimmung keinem andern weissen Manne gestattet sein sollte, sich in irgendeinem Theile des Vivi-Districts niederzulassen.'

Die Gründe, welche ich für meine Forderung angab, waren folgende. Die Schwierigkeit, in einem Lande, wo es kein diesbezügliches Gesetz und keine Autorität gibt, die Ruhe aufrecht zu erhalten, wenn eine Anzahl gemischter Charaktere, mit andern Ideen als ich hätte, plötzlich in die Gegend einbräche. Obgleich Señor Fernandez in meinem Lager nur als Gast weilte und nur als mein Freund mit den Eingeborenen von Vivi zu verkehren hätte, seien sie doch mit einem Trupp von 30 Kriegern gekommen und hätten verlangt, dass ich ihn fortschicken solle. Sie wüssten auch, wie unruhig es manchmal in Boma zuginge. Die Kaufleute thäten sich dort zusammen, um einige Dörfer zu züchtigen, während vielleicht nur ein Händler der Gekränkte sei; mit einem Manne und einem Unrecht sei aber besser auszukommen als mit vielen Männern und vielen Vergehen. Angenommen meine 16 weissen Männer wären sämmtlich unabhängig und hätten jeder sein eigenes Lager und seine eigene Factorei, wie schwierig würde es sein, den Frieden zwischen den Eingeborenen und ihnen zu bewahren. Wahrscheinlich würde jeder Dörfer niederbrennen und die Bewohner tödten wollen; nun aber alle unter einem Manne ständen, sei noch nicht das geringste Misverständniss zwischen uns vorgekommen. Wenn sie noch mehr Weisse hier sehen wollten, könnte ich ihnen leicht mehr herschaffen, und wenn sie wünschten, dass noch mehr Häuser gebaut würden, so könne dies ebenfalls geschehen.

Sie verlangten nun als Gegenleistung für diese Concession, dass ich mit Erdnüssen, in denen ihr Hauptreichthum besteht, Handel treiben solle; ich war zwar nicht im Stande, mich auf diese Forderung einzulassen, versprach aber, sie mit einem Weissen bekannt zu machen, an den sie ihre Erdnüsse verkaufen könnten.

Offenbar muss mit diesem Artikel hier Geld zu verdienen sein, sonst würden die Kaufleute am Kongo und die Grosse

Afrikaansche Venootschap das Geschäft nicht fortsetzen. Vivi liegt in Bezug auf den Handel sehr glücklich; es ist nicht nur der höchste von den Schiffen zu erreichende Punkt, sondern es können auch auf unserer Strasse nach dem Innern, wenn dieselbe weit genug fortgeführt wird, von diesem Handelsartikel (Erdnüsse) solch grosse Massen herbeigeschafft werden, dass wir vollständig davon überschwemmt würden.

Für diesen Artikel wollen die Eingeborenen die mannichfaltigsten Gegenstände eintauschen, und zwar:

Gewöhnliche Musketen mit kräftigem, klingendem Federschlag.
Schiesspulver.
Feuersteine.
Plantagenmesser (gewöhnliche).
Schlächtermesser.
Kleine Spiegel in vergoldetem Rahmen, hinten mit Papier beklebt.
Tischmesser mit weissen Griffen aus Knochen oder Elfenbein.
Verzinnte Blechlöffel.
Billige bunte Waschschüsseln.
Bunte Wasserkrüge.
Weisse, braune und mit Figuren bemalte Krüge.
Wassergläser und ähnliche Glaswaaren.
Weisse Glasflaschen von 1 und 2 Liter Inhalt.
Grosse und kleine Porzellanbecher, bunt bemalt, bis zur Grösse von 1 und 2 Liter.
Angeln.
Nadeln.
Holländische Hacken.
Beile.
Zinnteller.
Blechpfannen.
Gusseiserne Töpfe von 4 bis 20 Liter.
Eiserne Pfannen.
Billige bunte Kästchen, gemalt und hübsch verziert, 12 Zoll lang. 9 Zoll breit, 8 Zoll hoch; einige im Innern mit Papier beklebt.
Bunte Pappkästen mit kleinen Spiegeln auf der Innenseite des Deckels u. s. w.
Messingwaaren, einige Messingschüsseln, verzierte Schalen, Messingstangen.

Verzierte Beinringe aus Messing.

Armringe aus Messing, von $^1/_2$ Zoll Stärke, deren beide Enden in einen Hunde-, Drachen- oder Krokodilkopf auslaufen.

Beinringe von $^3/_4$—$1^1/_4$ Zoll Stärke.

Halsringe aus Messing.

Zeuge, wie sie allgemein nach Afrika ausgeführt werden; billige Calicos, mit Figuren bedruckt, oder gestreift, in allen Farben, roth, blau, grün, braun, purpurn.

Taschentücher mit rothen Figuren.

Rothen, blauen und grünen Savelist oder dicken Flanell.

Baumwollene Unterjacken oder Unterhemden, weiss und gestreift, sowie bunte wollene Hemden.

Sammtmützen, mit gelber, rother und blauer Borte und Quaste.

Strohhüte mit schwarzem, rothem oder blauem Bande.

Militär- und andere Mützen.

Filzhüte. Rothe Fes.

Gestrickte rothe, blaue oder gestreifte baumwollene und wollene Mützen.

Gewöhnliche wollene Decken.

Röcke, abgelegte britische, belgische und französische Uniformen.

Livreen.

Stücke von blauem Baumwollsammt, 7 Fuss lang und 6 Fuss breit.

Billige baumwollene Bettdecken, gemustert.

Bettdecken, roth, blau oder grün.

Billige Tischtücher.

Bunte Wollteppiche.

Einige Spielsachen, wie, Springteufel, Kletteraffen u. s. w.

Malakkastöcke, 5 Fuss 9 Zoll lang, am obern Ende $2^1/_2$ Zoll dick mit verzierten Messingreifen, starker an der Spitze mit Eisen beschlagener Messingspitze und festen Nieten in den Messingreifen. Dieselben eignen sich vorzüglich zu Geschenken für die Häuptlinge, doch müssen alle Stöcke verschieden sein.

Feinere Plantagenmesser.

Gerade Säbel.

Cavaleriesäbel mit Scheiden.

Regenschirme aus billigem Gingham, einige wenige aus Seide oder Alpacca.

Kleine Messingglocken.

Tirolerhüte mit ein paar bunten Pfauen- oder gewöhnlichen, roth- oder blaugefärbten Straussfedern.

Das sind die verschiedenen Artikel, welcher man im afrikanischen Handel bedarf. Das Quantum, welches man von einem jeden Gegenstande gebraucht, ist nicht gross, allein bezüglich der Mannichfaltigkeit muss man mit um so mehr Ueberlegung und einigem Takt verfahren. Am obern Kongo würde man der grössten Mannichfaltigkeit bedürfen. Die sogenannten „Fancy-Artikel" bringen mehr Geld ein als die gewöhnlichen Sachen, obgleich sie weniger kosten; jedenfalls wird man aber gut thun, wenn man eine passende Collection verschiedenartiger Waaren mitbringt. Ich würde Ihnen rathen, diesen Brief aufzubewahren, da Sie ihn vielleicht noch brauchen werden, und wenn auch nur flüchtig geschrieben, so ist das Verzeichniss doch umfangreich und verständlich genug, um später darauf Bezug nehmen zu können.

In Ihrem Briefe vom 30. November sprechen Sie von „ackerbaulichen Vortheilen"; thatsächlich haben wir zahlreiche Concessionen dieser Art, soweit mündliche Versprechungen reichen, und der Boden in den Thälern und auf dem Plateau ist sehr ergiebig.

In Vivi und seiner Umgebung gibt es wenige Euphorbia; dieselben gedeihen besser auf unfruchtbarem Boden und felsigen Ecken. Hier und da sieht man einzelne Exemplare, die man leicht nach dem Hügelabhang an der Flussseite der Station Vivi und nach dem Thal unter derselben verpflanzen könnte.

Ich kann Ihnen versichern, wenn es nach mir ginge, möchte ich ebenso wenig mit Gift wie mit Rum etwas zu thun haben, allein die Händler haben das Volk so sehr an letztern gewöhnt, dass am untern Kongo Freundschaft und Handel ohne Rum zur Unmöglichkeit geworden sind. Unsere Kabindas, denen wir die Aufsicht über die Station anvertrauen werden, wollen ohne Rum nicht arbeiten: sie bekommen ihre täglichen Rationen und bestehen darauf, dass sie dieselben erhalten, was beständig der Gegenstand von Uneinigkeit zwischen uns und ihnen ist. Obgleich wir aus einem Liter Rum mit Hülfe von Wasser nur zwei Liter herstellen, während

andere Leute das Quantum dem Gebrauch gemäss verdreifachen, beklagen und beschweren sie sich doch beständig über die Schwäche des Getränks.

Bezüglich Ihrer Mittheilung von der französischen Expedition, die vom Ogowe-Fluss nach dem Stanley-Pool kommt, und den Missionaren, die sich dorthin begeben, erlaube ich mir zu bemerken, dass ich ein Wettrennen nach dem Stanley-Pool nicht mitmache,

DIE STATION VIVI, VOM NORDEN GESEHEN.

da ich schon vor $2^1/_2$ Jahren in der Gegend gewesen bin und dieselbe nicht wieder zu besuchen beabsichtige, wenn ich nicht 10 Centner Waaren, Boote und sonstige Artikel mitbringe und die zweite Station vollendet habe. Bestände meine Mission einfach in dem Marsche nach dem Stanley-Pool, dann könnte ich denselben in 15 Tagen erreichen; allein was würde das der Expedition und dem von mir unternommenen Werke nützen?

Nachdem die Station Vivi in solcher Weise vollendet und in vollständiger Ordnung war, eine wahre Zierde der bisher einsamen Gegend, hübsch gelegen und mit ihren schneeweissen Gebäuden und der Villa zur Freude des ganzen Vivi-Districts weithin sichtbar, übergab ich dieselbe der Aufsicht des künftigen Chefs, Herrn Sparhawk, der als mein Hauptagent am untern Kongo fungirte, in feierlicher Weise, wobei ich die Hoffnung aussprach, dass er sein Möglichstes thun werde, die nach dem Landungsplatze und nach dem Innern führenden Strassen zu verbessern.

Die Europäer in Vivi sind folgende:

August Sparhawk, Chef.
John Kirkbright, Stellvertreter des Chefs.
A. H. Moore, Lager- und Proviantmeister.
A. B. Swinburne, Secretär.
Frank Mahoney, auf weitere Ordres wartend.
Kapitän, Maschinist und Steuermann des Dampfers „Belgique".
Steuermann und Maschinist der „Espérance".
Steuermann und Maschinist des „En Avant".

In der Musterrolle der Station Vivi waren zu dieser Zeit aufgeführt:

12	Europäer,
81	Sansibarer,
116	Eingeborene von der Küste: Kabindas und aus Sierra Leone,
6	Eingeborene aus dem Innern.
Zusammen 215	Personen.

ZEHNTES KAPITEL.

VON VIVI NACH ISANGILA, EINE RECOGNOSCIRUNG.

Auf der Suche nach einer Wagenstrasse. — Die Gärten von Bansa-Sombo. — Das Loa-Thal. — Bansa-Uvana. — Schöne Aussicht in Kaischandi. — Besuch bei unserm Freund De-de-de. — Empfang von 30 Häuptlingen nebst Gefolge. — Berathung. — Der endgültige Beschluss. — Vertheilung der Gaben. — Ein theuerer Handel. — Ein verlassenes Plateau. — Das Bundi-Thal. — Herrliche Gegend für einen Einsiedler. — Abenteuer mit Büffeln und Elefanten. — Aengstliches Suchen nach einer Fährte. — „Mabruki, bist du verwundet oder todt?" — Ein glücklicher Sturz. — Die Richtung der zukünftigen Strasse. — Rast in Ndambi-Mbongo. — Schwierigkeiten unserer Aufgabe. — Eine tropische Gegend. — Der von Tuckey erreichte fernste Punkt. — Der getreue „Mirambo". — Die widerspenstigen Häuptlinge von Isangila. — Zukünftige Operationen. — Eisenbahnproject. — Zunehmendes Vertrauen. — Auszüge aus Briefen an Oberst Strauch.

Am 21. Februar brach ich mit einer genügend starken Escorte von Vivi nach Isangila auf, um eine ausführbare Wagenroute der untern Reihe der Livingstone-Katarakte entlang, die aus den Jellala-, Inga-, Isangila- und mehrern andern zwischenliegenden Fällen besteht, aufzusuchen.

Von der Vivi-Station tauchen wir plötzlich 100 Fuss tief in die Nkusu-Schlucht hinab, an deren entgegengesetzter Seite das Terrain sofort um viele Fuss höher nach dem grössern Plateau von Vivi hinaufsteigt, welches eine bewohnbare Fläche von 1000000 qm besitzt, die damals jedoch nur ein kleines Bohnenfeld, im übrigen aber blos wüstes Gras enthielt. In einer leichten Bodensenkung,

wo zahlreiche Palmen und schattige prächtige Bäume stehen, liegt das Dorf Tschinsalla, der Wohnsitz unsers eingeborenen Dolmetschers Massalla, seiner Familie und Freunde. Jenseit der Mulde beginnt die erste steile Anhöhe, welche man erklimmen muss, um den Gipfel des Vivi-Berges zu erreichen. Zur Rechten, in der Verlängerung der Bodenvertiefung von Tschinsalla, liegt das Dorf Bensani-Kongo's, des am besten aussehenden der Häuptlinge des Vivi-Districts.

Nach einem fast beständig aufsteigenden Marsche von $3^3/_4$ km befinden wir uns in den Gärten von Bansa-Sombo oben auf dem Vivi-Berge in einer Höhe von 1000 Fuss über der Vivi-Station und fast 1350 Fuss über dem Kongo. Wir haben kaum Zeit, die Bohnen- und Erdnusspflanzungen von Bansa-Sombo flüchtig zu betrachten, als der kaum 1 Fuss breite Pfad in dem dichten Grase verschwindet, das stark nach wilden Schweinen riecht und in Kriegszeiten einen vortrefflichen Hinterhalt gegen den Feind abgeben würde. Nachdem wir dem gewundenen Wege dem Rückgrat des Berges entlang gefolgt sind, zweigt derselbe sich von dem zum Dorfe des Senior-Häuptlings führenden Fusssteige nach Norden ab und führt etwa 1000 Fuss tief am abschüssigen nördlichen Abhange des Vivi-Berges hinab, während der weite hübsche Blick auf die Waldungen verschiedener Bansas oder Dörfer der Eingeborenen, wie Bansa-Uvana und Bansa-Kulu vor uns und zur Rechten, Itschimpi und Tschionso zur Linken, und die hohen dunkeln Haine der Nsanda-Dörfer im Nordwesten uns eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Am Fusse des Vivi-Berges gelangen wir in das Thal des Loa, eines klaren, kühlen Flusses, der sich zwischen den Plateaus von Bansa-Lungu und Bansa-Kulu hindurchwindet, etwa in derselben Höhe, wie die Station Vivi liegt, sodass wir also durch Umgehung des Vivi-Berges den be-

schwerlichen Aufstieg und steilen Abhang hätten vermeiden können, wenn es den Eingeborenen beliebt hätte, einen Pfad zu bahnen. Da dies aber nicht der Fall war, mussten wir ihren Fusssteigen folgen und auf diese Weise bis hierher einen Weg von etwa $10^1/_2$ km machen.

Vom Loa-Fluss beginnen wir bald wieder allmählich aufwärts zu steigen, bis wir nach einem Marsche von $4^1/_2$ km das Dorf Bansa-Uvana in der Höhe von 500 Fuss über dem Loa-Thale erreicht haben. Von hier aus hat man einen hübschen Blick auf die Berge von Nokki, Palaballa und Congo-la-Lemba, sämmtlich auf dem Südufer des Kongo, und die ganze nördliche Seite des Vivi-Berges von einem Ende zum andern liegt hier offen vor uns, während dessen westlicher Abhang allmählich zum Lufu-Fluss, der östliche dagegen gefährlich steil zum Kongo abfällt.

Von Bansa-Uvana wendet der Pfad sich nordwärts längs dem Rücken eines schönen Plateaus mit tiefem reichen Boden, der gegenwärtig jedoch nur das gewöhnlichste Gras nährt. Nur der achte Theil des fruchtbaren, productiven Landes ist cultivirt und mit Wein und Oel liefernden Palmen und Erdnüssen bestanden, während einige wenige Quadratfuss für Taback und Gemüse, wie Kohl, Bohnen, Tomaten und süsse Kartoffeln, bestimmt sind.

Von Bansa-Lungu gelangten wir, nachdem wir von der Vivi-Station insgesammt 21 km zurückgelegt hatten, nach Bansa-Kimpunsu, das im Grunde der mit Gras bewachsenen Musonsila-Schlucht liegt, in welcher, 500 Fuss unter der Oberfläche des Plateau, während der Regenzeit ein Strom dahinfliesst, der sich in den Lufu ergiesst.

Nachdem wir in Kimpunsu die Nacht zugebracht hatten, überschritten wir die Schlucht und athmeten nach einem steilen Aufstieg von 500 Fuss die kühlere Luft auf

einem andern mit Gras bewachsenen Plateau; bald darauf befanden wir uns in dem Dorfe Kaischandi, von wo aus wir einen noch bessern Ueberblick hatten, als von den frühern Punkten. Von Süd nach West waren sichtbar die Baumgruppen von Vivi-Mavungu, Bansa-Sombo, Bansa-Tschionso und Itschimpi, sowie Kaika-Sanda etwa $1^1/_2$ km, Muvanga 5 km und Mpangi $7^1/_2$ km entfernt; von Süd nach Ost erblickten wir die Haine, welche die Lage der Dörfer Bansa-Uvana, Bansa-Lungu und Bansa-Kulu bezeichneten.

Erst wenn man von einem solchen Punkte wie Kaischandi das Land überblickt, kann man sich einen Begriff davon machen, welchen Werth dasselbe besitzt. Solange man sich im hohen Grase und Gestrüpp befindet, aus dessen Tiefe man weiter nichts als einen schmalen Streifen des grauen oder blassblauen Himmels sieht, bemerkt man, wenn man den engen schwarzen Fussweg unter sich betrachtet, dass man über verhältnissmässig ebenen Boden dahinschreitet; erreicht man aber eine offene Stelle, dann sucht man sich schnell mit den Augen oberflächlich über die Umgegend zu orientiren. Kaischandi ist solch ein vortheilhafter Punkt, wo man eine werthvolle Lection über die Topographie des Landes erhalten kann; dort wurde uns auch zum ersten mal klar, dass sich trotz der plötzlichen und Besorgniss erregenden Auf- und Abstiege, welche wir dem zur leichtern Verbindung der benachbarten Dörfer hergestellten Pfade der Eingeborenen folgend gemacht haben, eine sehr gute Strasse würde bauen lassen.

In Bansa-Kaischandi befinden wir uns bereits im Nsanda-District. Das Dorf über ein prächtiges, von der kühlenden Brise bestrichenes Plateau verlassend, auf welchem zahlreiche Ortschaften zerstreut liegen, erreichen wir nach einem einstündigen Marsche die volkreiche Stadt Bansa-

Nsanda, den Wohnsitz des Senior-Häuptlings Samuna, der so corpulent ist, dass er nicht mehr gehen kann, sondern sich auf einer Bahre tragen lassen muss. Jenseit dieses Orts gelangen wir auf einem angenehmen Wege über eine ebene Hochfläche nochmals an die Musonsila-Schlucht, in welcher die erst vor kurzem erbaute Stadt unsers Freundes De-de-de liegt, dessen Bekanntschaft ich im Jahre 1877 gemacht und der noch den grauen Rock trägt, den ich ihm vor $2^1/_2$ Jahren geschenkt hatte.

Da De-de-de, wenn er auch übermässige Neigung zum Branntweintrinken zeigt, ein langjähriger Freund und in der frohen, bislang noch nicht erfüllten Hoffnung auf Geschenke sehr zuvorkommend ist, so müssen wir hier halt machen, zumal wir an Stelle der Vivi-Leute erfahrenere Führer aus Nsanda zu engagiren haben. Auch ist die Nachricht von meiner Ankunft bei der Stadt in der ganzen Umgebung bekannt geworden, und mehrere Häuptlinge haben bereits Boten geschickt, um mir mitzutheilen, dass ich den Besuch von Freunden bekommen würde. Ich halte es daher für politisch, mir eine kleine Verzögerung dieser Art gefallen zu lassen, denn ich werde die Häuptlinge alsbald um Arbeiter bitten können, welche die grosse Wagenstrasse nach dem Innern herstellen.

Da ich von vornherein weiss, dass die Geschenke, welche die vielen Leute im Laufe des Tages von mir erwarten, ein grosses Quantum ausmachen werden, sind meine vertrauten Diener seit Anbruch des Tages eifrig mit dem Sortiren und Arrangiren der verschiedenen Packen beschäftigt gewesen. Zunächst erscheint Sadika-Bansi, der Beherrscher eines unbewohnten Districts, der sich von der Mpagassa-Schlucht volle 9 km weit südlich bis zum Kongo erstreckt; im Westen wird sein Gebiet von dem Mpagassa-Strom begrenzt, im

Osten durch eine unbewohnte Wildniss von dem $7\frac{1}{2}$ km entfernten Bundi getrennt. Er hat ein Gefolge von mit Baumwolltüchern bekleideten jungen Leuten, welche lange Feuersteingewehre tragen, und sein Geschenk besteht in einer Ziege, sechs Hühnern, einem Bündel Bananen und einer grossen Kürbisflasche voll Palmwein, welch letztere wir während seines Besuches leeren sollen.

Dann folgen Nkamampu aus Bansa-Kinlele, Kinkela-Nku aus Mpuelele und Masiku aus Masanda (oder die Nacht von Nsanda), die sämmtlich Ziegen, Hühner, Bananen und Flaschen mit Palmwein bringen, welcher verschiedene Grade von Säure hat und deshalb für mich ungeniessbar ist, ihnen aber schmeckt, weil er berauschend wirkt. Bansa-Kulu, dessen Häuptlinge die Jellala-Districte beherrschen, ist durch seine Fürsten, den hellfarbigen Ntete und Ngombe, vertreten; bald danach kommen der Häuptling und die Aeltesten von Bansa-Lungu, die mir unter den Namen Matanga, Nkingi und Mariatta vorgestellt werden. Bansa-Mgangila will mir eine imponirende Macht von Häuptlingen und bewaffneten Kriegern zeigen und schickt Ntolulu, Nesau oder den Elefanten, Ngombe oder den Ochsen, Malele, Nevangi, Mavangu, Nempambu und Makueta. Bansa-Uvana ist vertreten durch Lusalla-Kindunga und Nsakala-Mpuassa, von denen ersterer dadurch bemerkbar ist, dass er, wenn auch nicht den längsten, so doch den schönsten Bart von allen Männern zwischen Vivi und Stanley-Pool besitzt. Kinkela-Ndunga ist aus Bansa-Tschibueta, Ngandu oder das Krokodil aus dem äussersten Dorfe von Nsanda erschienen, Ndambi-Mbongo selbst aus seinem fernen Dorfe bei Isangila mit seinen Verbündeten Lusalla, Kisungua, Maguale-Muaka aus Mkimbuete gekommen. Insgesammt stellen sich dreissig Häuptlinge, alles Männer von Macht, Einfluss und Ruf in

der Region der untern Katarakte, mit mehr als 350 Anhängern, Kriegern, Sklaven und Geschenkträgern bei dem fremden weissen Manne ein, der vor etwa sechs Regen, aus unbekannten Gegenden im Osten kommend, ihr Land passirt, jetzt in Vivi sich eine Stadt gebaut hat und unter ihnen als Freund wohnen will. Diese dreissig Häuptlinge repräsentiren eine Bevölkerung von etwa 12000 Seelen, die ziemlich spärlich über ein Areal von ungefähr 1000 engl. Quadratmeilen zerstreut leben. Viele Dörfer haben ihre Abgesandten noch nicht geschickt; Nsanda ist nur schwach, Tschionso und Nsekelelo sind gar nicht vertreten, und ebenso haben viele der Dörfer in den tiefen Schluchten des Lufu und Musonsila niemand, der für sie spricht.

Von den Häuptlingen sehen viele gut aus, und in dem Gefolge bemerkt man manchen mit sehr regelmässigen Zügen. Die meisten sind mit europäischen baumwollenen und wollenen Stoffen von vorherrschend rother und weisser Farbe bekleidet, doch tragen die Häuptlinge fast sämmtlich abgelegte Uniformen der londoner und pariser Clubbediensteten oder englischer und französischer Soldaten. Die Kopfbedeckung ist in Bezug auf Façon und Stil so mannichfaltig wie möglich; man sieht niedrige Filzhüte, runde breitrandige Strohhüte, Militärmützen längst vergangener Generationen, scharlachrothe Fes und gestreifte gestrickte baumwollene Mützen.

Fast alle haben Ziegen, Geflügel und Bananen mitgebracht, sodass wir noch vor Mittag eine ganze Heerde von Hausthieren besitzen, die ich unter wachsamer Bedeckung sofort nach Vivi zum Besten der dortigen Besatzung zurückschicken werde.

Der Häuptling De-de-de ist heute eine sehr wichtige Persönlichkeit; er hat aber auch seine Sache gut gemacht, indem er Boten durch das ganze Land geschickt hat, um die

Mächtigen von Nsanda zu einer wichtigen Conferenz* zusammenzuberufen. Nachdem die ceremoniellen Begrüssungen vorüber sind und ich die mir gebrachten Gegenstände in gehöriger Weise entgegengenommen habe, eröffne ich das Palaver, indem ich ihnen den Zweck meiner Anwesenheit in Vivi mittheile und sie über die Gründe aufkläre, welche zur Berufung dieser Versammlung Veranlassung gegeben haben. Sie sind ihnen allerdings längst bekannt, die Etikette verlangt jedoch, dass alles ihnen nochmals öffentlich erläutert werden.

„Ich beabsichtige eine Strasse durch euer Land von Vivi nach Isangila herzustellen, aber ich bin erst auf euern eigenen Pfaden hierher gekommen, um auszufinden, ob es möglich ist, eine Strasse anzulegen, auf welcher grosse, mit schweren Booten u. s. w. beladene Wagen passiren können; ferner um in persönlicher Unterredung mit euch zu erfahren, ob ihr Einwendungen dagegen zu machen habt, dass ihr mir das Recht zur Herstellung dieser Strasse gebt, denn es könnte vielleicht vorkommen, dass euere Gärten und Felder gerade in der Linie einer guten Strasse lägen, und dass diese nicht anders gebaut werden könnte als direct durch jene Gärten. Ehe ich Geld an die Herstellung einer Strasse wende, welcher der erste beste Garten, auf den wir stossen, ein Ende machen kann, muss dieser Punkt nothwendigerweise besprochen und aufgeklärt werden. Auch muss ich von euch wissen, ob ihr, wenn ich eine solche Strasse mache, die für euch ebenso offen ist wie für mich, von mir erwartet, dass ich jedesmal, wenn ich auf meiner eigenen Strasse reise, euch dafür bezahle. Ebenso will ich erfahren, ob ihr gestatten werdet, dass euere jungen

* Die souveränen Häuptlinge des westlichen Afrika lieben Conferenzen ebenso sehr wie die friedliebenden Mächte Europas.

Leute für einen guten Lohn an der Strasse für mich arbeiten, wie die Bevölkerung von Vivi mir beim Bau meiner Stadt geholfen hat. Ferner möchte ich einen Vertrag mit euch abschliessen, nach welchem das Land, durch das die Strasse führt, von Krieg und Unruhen frei bleibt. Damit dies geschehen kann, müsst ihr alle versprechen, keinen Krieg anfangen zu wollen, ohne mich vorher um Rath zu fragen, damit meine Leute nicht unbewusst in denselben verwickelt werden."

Gegen 4 Uhr wurde, nachdem sie mehrere geheime Berathungen abgehalten hatten, zu denen sie sich in einiger Entfernung von De-de-de's Dorfe versammelten und bei welchen es, nach dem lauten Sprechen und den lebhaften Geberden einiger der Redner zu urtheilen, zu sehr heissen Debatten zu kommen schien, bei dieser ersten allgemeinen Berathung der Häuptlinge der verschiedenen Districte zwischen Vivi und Isangila Folgendes mündlich vereinbart:

Sie seien sehr erfreut darüber, dass wir in ihr Land gekommen seien. Es würde für das Land sehr gut sein, wenn eine Strasse gebaut werde. Kein Häuptling habe irgendetwas gegen dieses Project einzuwenden. Ihrer Ansicht nach würde das Kommen des weissen Mannes nur Gutes schaffen, Gutes für die Häuptlinge und das Volk. Es bedeute Handel und sie seien alle Kaufleute. Der Weg nach Boma sei weit, und viele fürchteten denselben und seine Schwierigkeiten. Sie würden sich daher alle sehr freuen, wenn der Handel zu ihnen, bis vor ihr Haus komme. Deshalb könne die geplante Strasse ohne Furcht angelegt werden, und es solle von derselben in Zukunft keine Abgabe mehr erhoben werden; wenn der weisse Mann ein Papier für jeden Häuptling unterzeichnet habe und demselben jeden Monat ein kleines Geschenk für das Wegerecht gebe, dann solle die Strasse das Eigenthum des weissen Mannes werden.

Wenn dieselbe Gärten, Felder und Dörfer erreiche und es sei kein besserer Weg zu finden, dann solle der Eigenthümer des Gartens oder Feldes oder Dorfes in gerechter Weise sagen, wieviel an Waaren er für die Zerstörung seines Eigenthums verlange, und nach der Bezahlung solle die Strasse in Zukunft ungestört bleiben, und niemand brauche etwas zu bezahlen, wer dieselbe passirt. Die jungen Leute aus den verschiedenen Districten, welche sich durch Arbeit Geld zu verdienen wünschten, haben die volle Erlaubniss, sich auf so lange Zeit engagiren zu lassen, wie es ihnen beliebe. Es solle dadurch keine Schwierigkeit entstehen, und wenn die Wagen durch diesen District kämen, solle jedes Dorf Hülfe senden, dieselben weiter zu ziehen, bis sie den District passirt hätten, und wenn das Dorf nicht Leute genug habe, sollten die benachbarten Dörfer demselben helfen. Was die Vereinbarung über das Halten des Friedens beträfe, so möchte dies jetzt unerörtert bleiben, bis die Strasse gebaut sei und das ganze Volk Zeit haben werde, Bula-Matari als Freund kennen zu lernen.

Die Berathung dauerte lange genug, um meine Ansicht zu bestätigen, dass uns durch Streitsucht und böswilligen Argwohn kein Hinderniss irgendwelcher Art in den Weg gelegt werden würde, sowie dass sie die Ueberzeugung hätten, unsere Absichten seien nicht böse, sondern ehrlich und ihrer freundlichen Berücksichtigung werth; wenn ihnen unsere Pläne auch neuartig und seltsam erschienen, vermochten sie doch keinen Grund zu finden, welcher sie veranlasst hätte, uns ihre Hülfe und ihr Willkommen zu verweigern.

Allein da sie gleichzeitig auch fremden Einflüssen leicht zugänglich waren, bot es offenbar weniger Schwierigkeiten, bei ihnen Mistrauen und Argwohn gegen unsere Pläne zu erwecken und sie selbst zu Gewaltthätigkeiten aufzureizen,

als ihr Wohlwollen und Vertrauen zu uns zu nähren. Das letztere liess sich nur sehr langsam in der Brust von Barbaren erreichen, bei denen Betrug, List, Schlauheit, Beutesucht und allgemeine unbewusste Unbarmherzigkeit zu den alltäglichen Vorkommnissen gehören, und zwar nur durch Liberalität und unermüdliche Wachsamkeit, damit seitens der europäischen Beamten nichts geschehe, was sie kränken könnte, und ebenso wenig die schwarzen Arbeiter der Gesellschaft nicht durch schlimme Streiche, boshafte Grausamkeit oder herausforderndes Betragen die Eintracht stören, sowie ferner durch die allerpeinlichste Beaufsichtigung und Führung der zum Lager Gehörenden auf ehrlichem Wege bei ihrem Verkehr mit den Eingeborenen. Das leiseste Flüstern eines misgünstigen, böswilligen Europäers konnte dagegen genügen, um das durch lange geübte Liberalität und gerechte Behandlung Gewonnene sofort zu zerstören und aus Freunden die erbittertsten Feinde zu machen.

Der Tag schloss mit der Vertheilung der Geschenke an jeden der 30 Häuptlinge. Mögen jene nach europäischer Ansicht auch unbedeutend erscheinen, da sie nur aus Soldatenuniformen, bunten gewebten Wollshawls, unechtem Sammt, hochrothem Savelist, baumwollenen Tüchern und ungebleichtem Kattun, ferner einigen Hirschfängern, Schwertern, Säbeln, Messern, Perlen für die Frauen und mehrern Flaschen Branntwein für jeden bestanden, so entdeckte ich doch, als ich die Kostenrechnung aufstellte, dass ich für dieselben 150 Pfd. St. in englischem Golde, d. i. 3000 Mark, bezahlt hatte. In Anbetracht, dass wir hierfür nur das Wegerecht durch ein im grossen und ganzen unbewohntes Gebiet ohne irgendwelchen Nutzen für jemand, sowie einige Ziegen und Bananen erhalten hatten, war dies eigentlich eine grosse Geldverschwendung; trotzdem hatten wir aber keine Ursache, dieselbe zu bedauern, da die Geschenke eine

ausserordentlich gute Wirkung ausgeübt und uns den Weg für zukünftige und wichtige Verhandlungen, sowie für Bitten um Arbeiter und Träger geebnet hatten. Sie hatten in jedem Eingeborenen die Hoffnung erweckt, dass er, obgleich in einer fast unzugänglichen Gegend wohnend, wo die Producte nur auf dem langen und beschwerlichen Umwege über Boma verkauft werden konnten, wenigstens etwas besitze, was verkäuflich sei: war doch selbst die physische Kraft ihrer Muskeln und Arme jetzt verwerthbar geworden.

Da sich nun sehr zahlreiche Führer anboten, welche uns den Weg nach Isangila zeigen wollten, wurde ich wählerisch und suchte mir nur ein Dutzend der am verlässlichsten aussehenden Leute aus.

Als wir am 24. den Marsch fortsetzten, wurden wir mehrere Stunden weit von einer grossen Anzahl von Häuptlingen begleitet, während die Weiber und Kinder an der Grenze von Ngandu uns beim Heranmahen jubelnd und schreiend begrüssten und sich unserm Zuge anschlossen, bis wir die Wildniss erreichten, wo sie schliesslich mit allerlei guten Wünschen für unsere glückliche Reise Abschied nahmen und uns den Weg in Frieden fortsetzen liessen.

Wir befanden uns jetzt auf derselben Strasse, welche wir 1877 mit so traurigen Blicken betrachtet hatten, als die ganze Welt uns unbarmherzig und kalt erschien und selbst die wilde Natur uns Nahrungsmittel verweigerte und uns die leiseste Hoffnung genommen hatte, dass die schreckliche Zeit einmal enden würde. Jetzt sahen wir uns die Gegend unter freundlichern Auspicien an: sie schien weniger langweilig und öde zu sein und war zwar etwas rauh, aber malerisch: der erste Eindruck, den das Auge erhält, ist mit Bezug auf die Anlegung der Strasse vielleicht wenig versprechend: wenn man die Einzelheiten aber genauer prüft und eingehender

studirt, wie es der Feldmesser thun würde, erkennt man, dass die Arbeit doch wol nicht ganz so schwer sein würde.

Beispielsweise hat das Grenzdorf Ngandu's eine ganz merkwürdige Lage. Nach meiner Karte, die mir mit jedem Schritte, den ich mache, verständlicher wird, steht das Dorf auf einem schmalen Rücken plateauförmigen Landes etwa 200 Fuss über dem Ende der Musonsila-Schlucht, die im Grunde fest genug ist, dass man sie nach einigen Verbesserungen zur Strasse benutzen könnte, und deren Seitenwände aus leicht zu bearbeitendem Thon bestehen. Die Schlucht windet sich von unterhalb Ngandu's Dorf gerade durch die Mitte des getrennt liegenden Plateau nach dem Orte De-de-de's und von dort in grösserer, mehr thalartiger Breite bis nach Kimpunsu hinab, um einige Kilometer unterhalb dieses Dorfes in das Lufu- und Loa-Thal auszumünden, das $2^1/_4$ km unterhalb Vivi den Kongo trifft. Die Entfernung vom Flusse beträgt 24 km, der Höhenunterschied zwischen dem Endpunkte der Musonsila-Schlucht und dem Plateau der Station von Vivi 700 Fuss, sodass die Steigung ungefähr 1 : 120 ist.

Als ich den Bundi erreicht hatte, sagte mir die Karte, dass ich mittels eines Durchschnittes durch den schmalen Landrücken, auf welchem Ngandu steht, einen um 200 Fuss geringern Abstieg zu machen gehabt hätte, um das Bundi-Thal zu erreichen, sowie dass man einen sehr leichten und bequemen, wenig sich neigenden Weg nach demselben würde herstellen können, wenn man die verschiedenen östlichen Ausläufer des morschen und gefurchten Plateau von Ngandu und der Südseite der Nsekelelo-Kette durchsticht.

Der Pfad der Eingeborenen steigt, nachdem man die Abhänge von Ngandu hinter sich gelassen hat, bis nach den fast $4^1/_2$ km entfernten klaren Gewässern des Mvusi-Baches steil aufwärts, läuft dann über den abgeplatteten ebenen

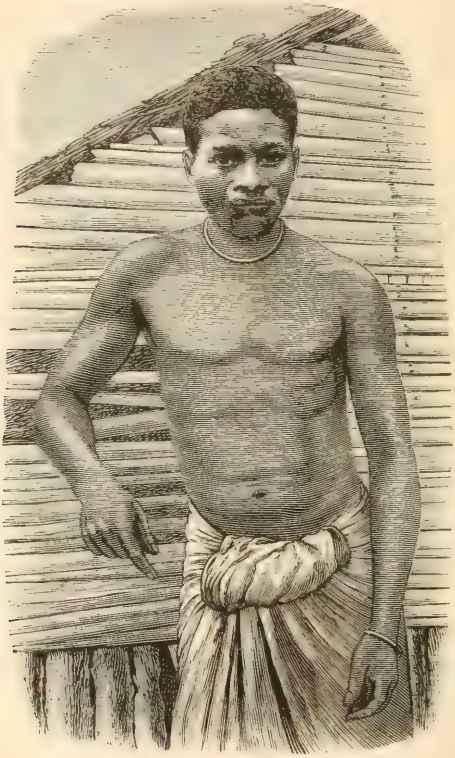
Gipfel eines Hügels, führt darauf wieder in das Thal eines grössern Wasserlaufes hinab und geht dann auf einem allmählich niedriger werdenden Ausläufer nach dem Bundi-Fluss.

Auf dem halben Wege dieses langen Ausläufers tritt plötzlich auf der Rechten der Kongo in Sicht, der in einer Reihe schäumender Katarakte um die grosse Inga-Biegung herumkommt. Das Inga-Plateau sieht aus der Ferne hoch und massiv aus und ist oben und in seinen dunkeln Schluchten und spaltartigen Vertiefungen überall mit Waldbäumen bedeckt. Zu Tuckey's Zeiten lag auf der Höhe des Plateau ein wichtiges Bansa mit Zubehör, allein die mörderischen Kriege haben längst die letzte Spur menschlichen Lebens verwischt, und der ganze etwa 130 qkm grosse Inga-District ist vollständig verlassen, jetzt nur noch der Aufenthalt wilder Thiere, Elefanten, Büffel, Wasserböcke und verschiedener Arten Antilopen, und wird nur höchst selten von einem kühnen Eingeborenen besucht.

Von dem linken Ufer des Bundi läuft ein zwischen $^3/_4$ und 3 km breites Thal nach dem 15 km entfernten Kongo, das Inga-Plateau und die benachbarten Hügelgruppen vollständig von der hohen Nsekelelo-Kette trennend. Nach Durchwanderung des Thals gewinnt man die Ueberzeugung, dass der Kongo, ehe er sich einen Weg durch die Hindernisse gebahnt hat, deren Ueberbleibsel noch jetzt die zahlreichen Katarakte und Stromschnellen verursachen, durch dieses Thal geflossen sein muss, um auf einem kürzern Wege seinen untern Lauf zu erreichen, und dasselbe fast gleichmässig eben, als eine natürliche Trace für den zukünftigen Bau einer Eisenbahn, gelassen hat.

Der Bundi ist ein prachtvoller Strom, dessen äusserst klare Wasser in der trockenen Jahreszeit über Felsen, glattgespülte Steine und Kiesel auf dem Grund einer tiefen und

etwa 25 m breiten Felsenschlucht schäumen. Der Eingeborenenpfad, der von dem linken Ufer in die Höhe steigt, ist sehr abschüssig und beschwerlich, bis man sich, nachdem man etwa 100 Fuss steil in die Höhe geklettert ist, in einem alten und vielbenutzten Eingeborenenlager befindet, in welchem die Schweinetreiber und Händler aus Sundi, Ndambi,



BASUNDI-EINGEBORENER.

Mbongo und Isangila auf dem Wege nach den Märkten von Nsanda schon seit Generationen die Nacht zuzubringen pflegen. Von hier schlängelt sich der Pfad im Bundi-Thal dahin, überschreitet ein- oder zweimal die klaren Gewässer kleiner Nebenströme des Bundi und führt durch einige kühle

Waldhaine hindurch, bis man den Fuss des hohen abgestumpften Kegels von Ulungu erreicht, wo er in ein weiteres, nicht so regelmässig ebenes Thal eintritt, um dann in einem andern zu endigen, das sich vorzüglich zur Reiscultur eignen würde. Nach weiterm einstündigen Marsch machen wir auf der Ebene von Mpamba-Ngulu (Schweinelager?), etwa 12 m über dem Kongo und wenige Meter von demselben entfernt, halt, um das Lager aufzuschlagen.

Hier lasse ich meine Leute ein paar Tage zurück, um mit einigen wenigen Gefährten, welche sich am besten für eine länger dauernde Streif- und Forschungspartie eignen, den Kongo abwärts zu verfolgen und unsere Kenntnisse von der Oertlichkeit zu vervollständigen. Die Entfernung nach der Mündung des Bundi beträgt, wenn man dem Ufer des Kongo entlang geht, etwa 26—27 km. Bald nachdem wir Mpamba-Ngulu verlassen hatten, gelangten wir in ein Thal, welches in westlicher Richtung parallel mit dem Kongo läuft und nach den vorhandenen sichtbaren Zeichen ein todter Arm des grossen Flusses ist, möglicherweise aber bei sehr hohem Wasserstande auch jetzt noch als Abfluss für den geschwollenen Strom dient, denn auf dem Grunde des Thals schlängelt sich ein stiller Wasserstreifen, der sich hier und dort zu grössern Tümpeln ausbreitet, 15 km weit einher, bis er endlich sich in zwei sandigen Mündungen in dem Ellenbogen des Inga-Districts verliert. Von der Spitze eines der inselähnlichen Hügel, welche in diesem vielverzweigten Thale aufsteigen, sah man den erzürnten Kongo meilenweit bis zum Ellenbogen von Inga sich in weissschäumender Wuth von einer tosenden Stromschnelle in die andere stürzen. In bewusster Sicherheit vor seltenen Störungen grasten um uns herum Heerden von Büffeln; dann sahen wir auf offenen Stellen die anmuthigen Formen leichtfüssiger, sorg-

loser Antilopen, und schliesslich erschien sogar ein halbes Dutzend Elefanten am Rande eines der Tümpel, um sich die von der Sonne gedörrten Rücken zu bespritzen und zu kühlen. Aber trotz des thierischen Lebens und des wüthenden Stromes, der mit wildem Tosen über sein felsenbesäetes Bett stürmt, herrschte eine beinahe greifbare Stille an diesem seltsamen Ort, der sich ganz vorzüglich zu einer Einsiedelei eignet. In jeder der dunkeln, von den Bäumen des Hains beschatteten Ecken und Vertiefungen, denen niemals ein Mensch nahe kommt — weil dieses Stückchen Wildniss so weit von den Wohnungen der Tauschhandel treibenden Eingeborenen liegt —, könnte der Einsiedler seine Hütte bauen, und er würde der einzige menschliche Bewohner eines 130 qkm grossen Districts sein, den er monatelang durchstreifen kann, ohne je gestört zu werden.

Ueber die Abenteuer, welche wir mit Büffeln gehabt haben, verlohnt es sich nicht zu berichten. Wiederholt schreckten wir eine Heerde dieser Thiere auf oder wurden selbst durch das unerwartete Erscheinen der Büffel überrascht; erstaunt blickten Menschen und Thiere sich dann eine Weile an, bis die scharfsinnigern Büffel entdeckten, dass sie sich in gefährlicher Gesellschaft befanden und mit hochaufgerichtetem Schweif verschwanden, während wir, die wir Wichtigeres zu thun hatten, als uns um ihr weiteres Verbleiben zu bekümmern, den Marsch fortsetzten. Auch meinen Schreck will ich nicht schildern, als ich, einen langen, steilen Abhang hinaufkletternd und fast athemlos oben ankommend, mich einem kaum 40 Schritt von mir entfernten rothen Büffel gegenüber befand und beim Schiessen das Thier nur verwundete. Es war wie ein wüthender Dämon anzusehen, aber weshalb es nicht Vergeltung an mir übte und mich für meine Kühnheit 10 Faden hoch in die Luft schleuderte, ist mir un-

begreiflich und gehört zu den unerklärlichen Dingen. Desgleichen will ich unsern Schreck nur kurz erwähnen, als wir beim beschwerlichen Abstieg durch einen dichten, bisher unbetretenen Wald, der eine der tiefen Mulden des Ingaplateau bedeckte, in einem endlosen Abgrund plötzlich ein Krachen hörten, welches von einer ziemlich fernen Elefantenheerde herrührte; einmal klang dasselbe, wie wenn die Thiere ihren Weg auf uns zu richteten, dann wieder wurden ihre raschen Bewegungen durch das Echo des Waldes vervielfältigt, sodass es sich anhörte, als stürmten überwältigende Reiterschwadronen in Eilmärschen vorbei. Die Sonne war längst untergegangen, ehe wir aus diesem unbekannten Walde herauskamen, und als derselbe uns, fast ermattet, freiliess, blieb uns nichts anderes übrig, als uns in ein noch unangenehmeres Rohrdickicht zu stürzen, dessen hohes festes Halmgewirr uns alle entmuthigte. Eine weitere halbe Stunde ging in der rasch abnehmenden Dämmerung mit dem Aufsuchen einer leichten Büffelspur verloren, die, als wir sie gefunden hatten und verfolgten, uns nur noch tiefer und tiefer in die unerforschte Einöde hineinzuführen schien. Wir suchten Wasser, um am Rande desselben die Nacht zuzubringen, und in der Hoffnung, dass wir in vielleicht einer Stunde nach einem der Tümpel auf dem Grunde des Thales oder nach einem schmalen Flusse, dem Ablauf der Gewässer von der uns halb einschliessenden Spitze, gelangen würden, drangen wir tapfer vorwärts. Nun hörte die Büffelspur auf: entweder führte sie nirgendhin, oder wir hatten sie in der schwarzen Dunkelheit der schluchtartigen Tiefe verloren. Einer nach dem andern versuchte den Pfad durch das unwegsame Gras zu bahnen, aber jeder musste nach kurzer Zeit erschöpft umkehren: endlich glaubte ein gewandter Bursche, dass er den Weg finden könne, und wirklich führte er, geleitet von seinem Instinct,

uns eine halbe Stunde lang, dann aber wurde ein anderer — es war dies der kleine Mabruki, einer der Helden des „Dunkeln Welttheils“ — ungeduldig und bestritt jenem die Führergabe, die er besitzen wollte.

„Dann komm selbst und versuche, ob du es besser machen kannst“, gibt der erste Bursche Mabruki zur Antwort.

Mabruki, der einzige Brave, welcher beim Niederbrechen des Grases seine Kräfte noch nicht erschöpft hat, erwidert: „Gern, ich werde bald einen Weg finden“, und damit stürzt er sich gegen das widerspenstige Rohr, indem er gleichzeitig bittere Bemerkungen über die Unmännlichkeit der andern und ihre mangelnde Kenntniss vom Reisen auf dem Lande macht, was wiederum heftige Worte von den Gegnern hervorruft, sodass sich allmählich ein Streit entspinnt, der mit einem Handgemenge in der Wildniss zu endigen droht. In seinem Aerger wirft Mabruki mit erneuter grösserer Kraft sich nochmals gegen das feste Gras, als er plötzlich zu unserm Schrecken mit einem gurgelnden Schrei in einer langen, grabähnlichen Stelle des Bodens verschwindet.

„Um Gottes willen, Mabruki, wo, wo bist du geblieben? Hast du Schaden genommen oder bist du todt?“

„Hier“, ruft die Stimme des Jungen aus der Tiefe. „Ich habe Wasser gefunden, aber meine Kürbisflasche ist zerbrochen!“

Der arme Mabruki war in einen schmalen $3^1/_2$ m tiefen Wasserlauf gestürzt, doch war gerade dessen Enge der Grund, dass er in dem Wassertümpel auf die Füsse gefallen war. Das Lachen, mit welchem die Mittheilung von dem seiner Flasche zugestossenen Unfall begrüsst wurde, dämpfte glücklicherweise die im Busen seiner Gegner aufsteigende Kampfeslust und liess uns nicht nur die vorhergehenden Qualen des Hungers und der Erschöpfung, sondern

auch vergessen, dass unsere Lagerstätte in dem festen Grase eine sehr harte und unbequeme war.

Frühzeitig am nächsten Morgen überschritten wir das Thal des Bundi und stiegen an den steilen Abhängen des Ulungu bis zur Spitze hinauf, nicht gerade um malerische Schönheiten der Gegend zu suchen, sondern um aus der Vogelschau ein Bild des Landes zu gewinnen und zu zeichnen. Obgleich der Gipfel nur 472 m über der Oberfläche des Meeres liegt, ist seine dominirende Spitze doch weithin sichtbar und der Blick von oben lohnt deshalb den beschwerlichen Aufstieg reichlich.

In der Richtung nach Vivi wird die Aussicht durch die weithin sich erstreckenden Plateaus von Nsanda, Sadika-Bansi und Mgangila begrenzt. Die tiefe Mulde des Kongo ist von oberhalb Mpamba-Ngulu, wo er die Richtung zum Ellenbogen von Inga annimmt, vollständig zu übersehen. Ferner ist der ganze Ingadistrict von einem Ende bis zum andern sichtbar, und ebenso lässt sich der gewundene Lauf des Kongo von der Nähe des Bundi westwärts zwischen den Districten Congo la Lemba und Sadika-Bansi und Mgangila verfolgen. Westwärts von dem hohen Jellala kommt der Berg Pallaballa in Sicht und hinter Nokki erscheinen die Spitzen der grössern Hügel. Im Nordosten ist eine Anzahl von Berggipfeln, darunter die mit tiefdunkelm Waldesgrün bedeckte Spitze des Njongena, und gerade darüber der massive Ngoma; am Südufer kann ich fast das ganze Land überblicken, das durch eine Anzahl von Südwest nach Nordost laufender Höhenzüge durchschnitten wird: jenseit derselben liegen noch einige isolirte Hügelspitzen, die ich aber wegen mangelnder Ortskenntniss dem Namen nach nicht zu unterscheiden vermag. Der allgemeine Eindruck ist der eines unregelmässig hügeligen Landes: grosse ab-

geplattete Höhen wechseln mit muldenförmigen Thälern ab: die engern Vertiefungen scheinen gut bewaldet zu sein, während die breitern Thäler und die Gipfel der Hügel mit Gras bedeckt sind. Schmale dunkle Baumreihen bezeichnen die Ufer der Flüsse oder die Ränder tiefer Abgründe, wo die Flammen der jährlich sich wiederholenden wüthenden Feuersbrünste wegen Mangels an anfachendem Wind, der sie auf ihrem zerstörenden Laufe weiter treibt, verlöschen. Unter der hochemporstrebenden Bergmasse des Ulungu ist das Bundi-Thal mit seinen zahlreichen langen Abzweigungen und grasbewachsenen Seiten deutlich erkennbar; es zeigt uns die Richtung, welche die zukünftige Strasse viele Kilometer weit einschlagen wird.

Am Nachmittage kehrten wir zu unserer Gesellschaft zurück, und am folgenden Morgen brachen wir nach Ndambi-Mbongo auf, einem Dorfe an der Westseite des Ngoma-Berges. Bald nachdem wir das Lager verlassen haben, überschreiten wir den Luenda-Strom und beginnen auf einem mit Quarz besäeten Pfade nach dem hohen Gipfel hinaufzusteigen, wo wir ein paar Schritte auf ebenem Boden machen, um dann wieder in eine tiefe Schlucht hinabzutauchen, aus welcher es auf der entgegengesetzten Seite ebenso hoch wieder steil hinaufgeht. Aufs neue führt der Pfad nun wieder hinab, zum wunderhübschen Fluss Lulu, um sich dann auf und ab nach dem Bula hinüberzuwenden. Nach siebenstündigem Marsch finden wir endlich Ruhe in dem Dorfe Ndambi-Mbongo, auf halber Höhe der höckerigen Felsenmasse des Ngoma-Berges, dessen grossartige Umrisse uns schon auf dem Gipfel des Ulungu aufgefallen waren. Die Häuptlinge von Ndambi-Mbongo hatten an dem grossen Palaver in De-de-de's Dorfe theilgenommen und haben auch jetzt wieder die üblichen Geschenke an Geflügel und Palmwein bereit.

Wir erhalten hier einen Zuwachs von Führern und marschiren am folgenden Tage im Gänsemarch auf gewundenem Pfade weiter, um den dominirenden Ngoma-Berg zu besteigen, dessen Spitze 488 m über dem Meere liegt. Von seinem hohen Gipfel geniesst man einen grossartigen Blick auf den obern Theil des Kongo zwischen Isangila und Vivi. Der Wasserfall von Isangila ist deutlich sichtbar, ebenso die geräumige Bai, welche das linke Ufer darunter einschneidet, und der lange, gewundene Lauf bis zum Fuss des Ngoma und hinab bis zu den Engen von Mpamba-Ngulu. Am südlichen Ufer des Kongo dehnen sich mehr als 1500 engl. Quadratmeilen oder 3500 qkm hügeliges Land aus, dessen Oberfläche wie grosse unregelmässige Wellen auf- und niedersteigt und in zahllose getrennte Gruppen von einzelnen Anhöhen zertheilt ist.

Aus der vorstehenden Beschreibung der Gegend zwischen Vivi und diesem Berge wird der Leser erkennen, dass der Gedanke, welcher mich am meisten beschäftigte, und der mir die grösste Sorge machte, der an die Aufgabe war, welche, je weiter wir uns Isangila näherten, von Tag zu Tag dringender wurde, nämlich — wenn möglich von der Natur geschaffen, wenn nöthig durch emsigen Fleiss hergestellt — entweder längere Strecken ebenes Land oder getrennte flache Plateaus aufzufinden, welche vermittelst einer leidlichen und sichern Strasse zweckmässig zu verbinden wären. Der Pfad der Eingeborenen, welcher steil an den abschüssigen Bergabhängen auf- und niederläuft und zuweilen auf einem schmalen, kaum sechs Zoll breiten Rücken um die Enden der Wasserläufe herumführt, kam gar nicht in Frage. Hier stehe ich nun auf dem Ngoma, blicke auf die mir noch sehr wohl erinnerlichen Auf- und Abstiege, die tiefen Felsschluchten, die unzähligen zwischen Isangila und dem Fusse des Ngoma beständig mit fast unzugänglichen Hügeln ab-

wechselnden Flüsse und Bäche, in den 300 m fast senkrecht unter mir liegenden Nkenge-Strom hinab, und überlege, wie die mir bevorstehende schwierige Aufgabe, mit meiner kleinen Zahl von Arbeitern die schweren Dampfer und Leichter über Land zu transportiren und sie oberhalb des Katarakts von Isangila wieder ins Wasser zu bringen, jemals gelöst werden soll. Mit dem Fernrohr den Fluss zwischen Ngoma und Isangila und seine beiden Ufer untersuchend, komme ich zu dem Entschluss, dem Grat des Ngoma entlang zum Wasser hinabzusteigen und den Lauf des Flusses bis nach Isangila zu verfolgen, während meine Leute meinen frühernWeg über den Nkenge und Luasasa und die Myriaden der zwischen den beiden Flüssen liegenden Hügel und ermüdenden Ausläufer einschlagen sollen, welche die Wasserscheide dieser Ströme bilden.

Zwei Führer sind für ein Extrageschenk bereit, das beschwerliche Forschungswerk mit mir zu übernehmen; als Escorte genügt mir eine kleine Zahl meiner eigenen Leute. Wir steigen dem halbmondförmigen Grat entlang hinab; nach einer halben Stunde haben wir auf der Ostseite eine Klippe, während die Westseite wie die ebene Oberfläche eines Plateau aussieht, die auf die Seite gekippt ist. Auf der Spitze richtet sie einen messerscharfen Quarzrücken gen Himmel, welcher sich bis in die Mitte des Flussbettes fortsetzt und dort selbstverständlich ein Hinderniss für die Strömung und eine unpassirbare Stromschnelle bildet. Am Ende dieses felsigen Ausläufers des Ngoma, wo er senkrecht in das Flussbett abfällt, liegt eine Masse einzelner ungeheuerer länglicher Quarzblöcke, die einen Raum von über 200 m in der Länge einnehmen. Durch diese wirre Masse von Felsenfragmenten führt ein von Büffeln und Flusspferden benutzter Pfad nach einer Terrasse, welche aus von

oben herabgespülten Steinen und Erdreich besteht und auf der infolge ihrer geschützten Lage ein dichter Wald von hohen Bäumen gewachsen ist, die durch das Gewirr der Kautschukpflanzen dicht verbunden sind, sodass man die Schlingen und herabhängenden Stengel der letztern oft erst mit dem Plantagenmesser durchhauen muss, um sich in diesem tropischen, warmen Schlupfwinkel einen Weg zu bahnen. Während wir uns langsam durch die üppige Vegetation vorwärts arbeiten, fällt unser Blick hin und wieder auf die weissen Quarzklippen des Ngoma, die das Haupt hoch über die höchsten Bäume emporstrecken und mich in seltsamer Weise an die Stanze in Milton's Beschreibung der Stelle erinnert, von welcher der Satan zuerst das von Mauern umgebene Paradies erblickt. Zur Rechten sehen wir hin und wieder den Fluss, der hier ruhig den Ngoma-Schnellen zuströmt. Nach einstündiger Arbeit kommen wir aus dem niedrig gelegenen tropischen Schlupfwinkel heraus auf ein mit Gras bewachsenes Plateau, während hinter uns wie eine unübersteigliche Schranke die grossartigen, grimmen Umrisse und unersteiglichen Klippen der östlichen Seite der Ngoma-Berge emporragen.

Allmählich erweitert sich der Fluss: über Terrassen, welche von den aus der Höhe der zahlreichen Berge am Nordufer herabströmenden Giessbächen und tiefen Kanälen durchzogen und durchschnitten werden und entweder in ein Riff auslaufen oder am Rande mit Sand bedeckt sind, setzen wir den beschwerlichen Marsch fort. Das südliche Ufer lässt sich gut übersehen; es steigt bis zur Höhe von 180 m auf, theils in sehr steilen Mauern, theils mit abschüssigen Abhängen, und ist hier und dort, wo sich ein Nebenfluss in den Hauptstrom ergiesst, von tiefen Schluchten gespalten. Den Nkenge überschreiten wir in einer Furt im dichten,

feierlichen Walde; dann haben wir eine Reihe von Ausläufern zu kreuzen, deren in den Fluss abfallende Spitzen wir gegenwärtig jedoch wegen des hohen Grases und des auf den Felstrümmern wuchernden undurchdringlichen Gestrüpps noch nicht genauer besichtigen können, bis wir endlich nach muthigem Ueberklettern zahlreicher Hügel auf eine Ebene gelangen, durch welche der Luasasa sich in den Hauptstrom ergiesst, an einem Punkte, wo der Kongo, nachdem er den wüthenden, ungestümen Lauf über den Isangila-Katarakt beendet hat, wieder ruhig weiter zu fliessen beginnt. Jenseit des Luasasa verfolgen wir den gewundenen Pfad durch die Vertiefungen zwischen den verschiedenen bis in weite Ferne reichenden Bergrücken, bis nach kurzer Zeit die denkwürdige Stelle in Sicht kommt, wo ich im Jahre 1877, nachdem ich endlich bis zu dem von Tuckey erreichten höchsten Punkt am Kongo gelangt war, mein Lager aufschlug und dann mit grösstem Widerstreben das Boot, die Canoes und meinen getreuen Esel Mirambo zurücklassen musste.

Als die Häuptlinge von Isangila, mit deren Wildheit ich einst stark zu rechnen hatte, von ihren das Thal bei dem Katarakt überblickenden Horsten herabkamen, um mich fast genau an derselben Stelle zu betrachten, wo ich vor 32 Monaten mein Lager aufgeschlagen hatte und nun wieder rastete, erschien ihnen der Verkehr mit einem weissen Manne nicht mehr so fremdartig und überraschend. Die zahlreichen Führer, welche ich auf dem Wege gehabt, hatten überall ganz erstaunliche Geschichten davon zu erzählen gewusst, wie derselbe weisse Mann eine Stadt „grösser als Boma“ gebaut, alle Häuptlinge des Landes zusammenberufen hätte, wie diese übereingekommen seien, ihr Gebiet dem weissen Manne zu übergeben, damit derselbe es nach Belieben in ganz kleine Theile zerschneiden und zerstückeln könne; dass jeder der

Häuptlinge jetzt so glücklich wie möglich sei und im Ueberfluss schwelge; dass der weisse Mann in Isangila eine zweite Stadt zu bauen beabsichtige, wenn die Häuptlinge klug genug wären, ihm den Grund und Boden nicht zu verweigern. Die Geschenke, welche ich jedem Häuptling gemacht hatte, wurden um das Zehnfache vergrössert, bis schliesslich die armen Häuptlinge, die anfänglich Besorgnisse gehegt hatten, weil sie den von mir zurückgelassenen Esel Mirambo mishandelt, das Boot der kupfernen Nägel wegen auseinandergeschlagen und die Canoes verkauft hatten, allmählich sich Hoffnungen hinzugeben begannen, die jedenfalls viel weiter gingen, als die Thatsachen rechtfertigten. Die Uebertreibungen hatten aber wenigstens das Gute, dass sich bei den Häuptlingen rascher ein freundliches Interesse für mich zeigte, denn sie waren jetzt mit Lebensmitteln und Wein, soviel sie davon hatten, beladen gekommen, um eine Ehrenschuld abzutragen wegen ihrer frühern Sprödigkeit. Sie schrieben jene ihrer vollständigen Unkenntniss von dem wirklichen Wesen des weissen Mannes und ihrer grossen Ueberraschung zu bei der plötzlichen Entdeckung, dass ein Weisser den Fluss herabkomme, dessen Gewässer sie mit vollkommener Sicherheit zu befahren schienen, während sie nie davon gehört hatten, dass je zuvor ein weisser Mann im Innern gesehen worden sei.

Nachdem ich sie mit einer Anzahl hübscher Kleidungsstücke, bunter Livreen und goldbordirter Uniformen, sowie einer grossen Auswahl verschiedener marktfähiger Waaren, wie Messer, Perlen, Schmucksachen aus Messing, reichlich beschenkt und auch nicht vergessen hatte, ein paar Flaschen Branntwein hinzuzufügen, gaben sie mir mit dem unvermeidlichen Wortschwall der Nsanda-Eingeborenen das Versprechen, dass an dem unbewohnten Ufer ein von mir selbst

zu wählendes Stück Land, gross genug, um auch Wiesengründe und Felder darauf anlegen zu können, für meine „Stadt" reservirt werden solle.

Da ich die Gegend jetzt nur mit Rücksicht auf ihre Verwendbarkeit betrachtete, schien mir die grasbedeckte Ebene am Fusse der Isangila-Hügel reich und sehr viel versprechend zu sein. Der Boden war ausserordentlich fruchtbar, und auf dem fetten rothen Lehm wucherte das Gras dicht und üppig, sodass ich annehmen konnte, dass jener bei besserer Cultur reiche Ernten an essbaren Gemüsen hervorbringen werde. Das Areal, welches zur Cultur herangezogen werden konnte, mochte nach meiner Schätzung etwa 800 Acker, also für eine Station zweiten Ranges gross genug sein; von dem rothen Gipfel eines Hügels oberhalb des Wasserfalls blickte man auf eine vielleicht vier Acker grosse Bai mit ruhigem, tiefem Wasser hinab, welche nach einigen Verbesserungen der Ufer einen ganz vorzüglichen Hafen für die Boote abgab. Sollte in Zukunft wirklich in dieser Gegend Aussicht für eine Stadt sein, dann lag 3 km weiter aufwärts eine gut bewässerte ausgedehnte Ebene von 9—10 km Länge und $1^1/_2$ km Breite.

Indem ich alles, was ich auf dieser Recognoscirungstour nach Isangila erfahren hatte, mir im Geiste nochmals wiederholte, gelangte ich zu der Ueberzeugung, dass bei genügenden Arbeitskräften und maschinellen und technischen Hülfsmitteln keine ernstlichen Schwierigkeiten für eine Eisenbahn von Vivi nach Isangila vorhanden seien. Bei Vivi müsste das Flussufer verbessert und auf dem Plateau ein Windeapparat aufgestellt werden, um mit Hülfe desselben die Güter direct vom Landungsplatze nach der Terrasse hinaufzuschaffen; von da könnte eine Brücke von $36^1/_2$ m Länge über den Nkusu-Fluss und die Schlucht

ANSICHT DER STATION UND DES HAFENS VON LEOPOLDVILLE, 1884. I, 204.
AUF DEM GIPFEL DES LEOPOLD-BERGES DIE BAPTISTEN-MISSION.

(Nach einer Photographie.)

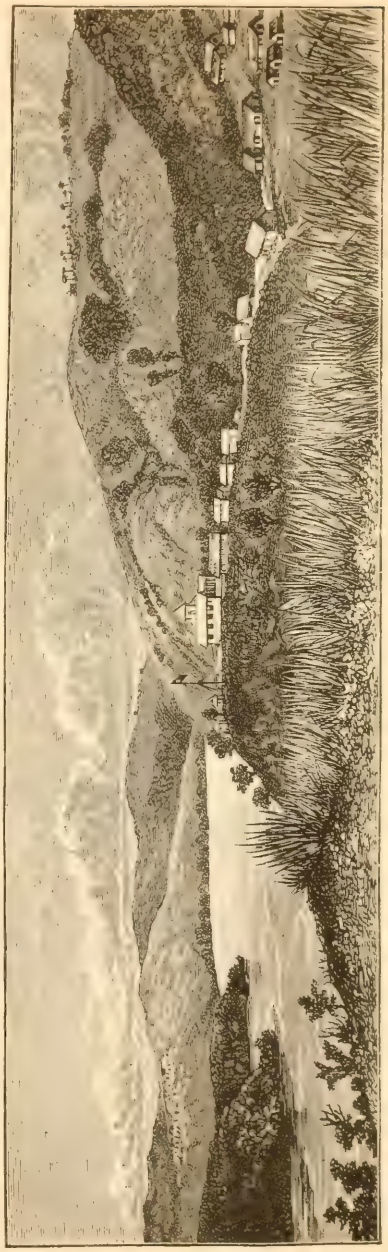
nach dem Stationsplateau von Vivi führen, ferner ein Weg am Fusse des Vivi-Berges — hin und wieder mit einer kleinen Abzugsschleuse, um das Wasser in die Spalten zu leiten — ausgehauen und auf diese Weise die Bahn auf fast ebenem Terrain bis zum Lufu- und Loa-Thal gebracht werden. Eine geringe Steigung von 1 : 100 würde sie die Musonsila-Schlucht hinauf entweder durch einen Tunnel oder vermittelst eines Durchstiches durch einen engen, aus Thonboden bestehenden Rücken nach dem Fusse eines Höhenzuges führen, dem entlang die Bahn allmählich nach einem Punkte im Bundi-Thal hinablaufen würde. Eine Brücke von 60 m über den Bundi und eine andere von 30 m Länge würde alles sein, was an ausserordentlichen Ausgaben und besondern Arbeiten bis zur Mündung des Luenda, 54 km von Vivi, nothwendig wäre. Ueber die Mündung dieses Flusses würde eine Brücke von 60 m Länge zu bauen sein; von dort läuft die Trace 3 km weit auf einem über Hochwasser liegenden Damme nach der Mündung des Lulu-Flusses, der eine etwas längere Brücke erforderlich macht. Von dem Lulu würde man dem Laufe des Kongo auf einer Strasse folgen müssen, welche aus dem Fuss des Njongena-Hügels ausgegraben wird; alsdann hätte die Bahn entweder über eine 550 m lange leichte eiserne Bockbrücke die gerade Richtung nach Ngoma-Point einzuschlagen oder um den östlichen Ausläufer des Njongena-Hügels herum nach dem Bula-Fluss zu führen, bei dem eine Brücke von 30 m Länge genügen würde, um jene auf einem Umwege von $^3/_4$ km nach Ngoma-Point zu bringen. Wird der Felsen vor dieser Spitze auf einer Entfernung von 25 m und 10 m tief fortgesprengt, so erhält man eine sehr geräumige und sichere Durchfahrt nach dem bewaldeten Vorland östlich von Ngoma; man würde dieses, da es fast eben ist, 6 km

weit bis zum Kopf der Felsenklippen zwischen der Nkenge- und der Khonso-Ebene, durch welche ein Durchgang gesprengt werden müsste, benutzen können und nur ein paar bedeckte Abzugsschleusen oder kleine Brücken über die Schluchten zu bauen haben. Von der Khonso-Ebene bis Isangila sind weiter keine schwierigen Arbeiten auszuführen.

Für uns und unsere 130 Arbeiter würde die Ausführung dieses Werks geradezu ein Riesenunternehmen sein, und ich muss deshalb Anstalten treffen, um meine Chaussee in einer ganz andern Richtung anzulegen. Für mich liegt die Nothwendigkeit vor, eine Strasse zu haben, auf welcher Wagen mit einer Last von fünf Tonnen, ohne umzuwerfen und dabei mein Material, Maschinen, Kessel und die schweren eisernen und hölzernen Dampfer zu zerbrechen, fortgezogen werden können. Vielleicht wird eine etwas genauere Untersuchung einzelner Punkte mich in den Stand setzen, das Werk ohne den Verlust kostbarer Zeit auszuführen. Einige glückliche Resultate hat die oberflächliche und rasche Besichtigung des Landes bereits gehabt. Ich habe meinen eigenen Leuten das Vertrauen eingeflösst, dass wir mit Fleiss Dinge bewältigen können, die ihnen anfänglich als unübersteigliche Schwierigkeiten erschienen. Meine glückliche Rückkehr nach Vivi wird auch den unerfahrenen Europäern neuen Muth geben; sie werden aus der grossen Begleitung der Eingeborenen aus allen Districten die Versicherung schöpfen, dass unser Vordringen trotz der Prophezeiungen der Händler am untern Flusse, deren, wenn auch nur passive Feindseligkeit unverkennbar ist, ein durchaus friedliches sein wird. Die Aussicht, dass wir von den Eingeborenen Arbeitskräfte für unser Werk erhalten werden, macht mich beinahe stolz.

Am 10. März wurde diese Recognoscirungstour mit unserer Ankunft in Vivi beendet, wo wir in Begleitung von fast 100 Eingeborenen eintrafen, welche die in ihrem Lande erbaute neue europäische Stadt, von der sie in letzter Zeit so viel gehört hatten, mit eigenen Augen zu sehen wünschten. Die Europäer wurden daher instruirt, sich klug zu benehmen und die Eingeborenen so freundschaftlich wie möglich zu behandeln, damit nicht irgendetwas passire, was den so glücklich inaugurirten friedlichen Verkehr stören könne.

Die nachstehenden Auszüge aus meinem Bericht an Oberst Strauch enthalten noch weitere Mittheilungen, welche für viele meiner Leser von wirklichem Interesse sein dürften.



ANSICHT VON VIVI, NACH EINER SKIZZE VON HERRN NAET.

Station Vivi, 14. März 1880.

Geehrter Herr Oberst!

Am 21. Februar brach ich auf, um meine Recognoscirungstour bis zum Isangila-Katarakt zu machen, am 10. März bin ich zurückgekehrt, sodass ich 18 Tage abwesend war, in denen ich über 300 km marschirt bin. Die Entfernung von Vivi nach Isangila, wo wir unsere Boote für die Fahrt nach dem obern Flusse zu Wasser bringen, beträgt etwa 74 km. Wären wir direct nach Isangila marschirt und auf dem geraden Wege nach Vivi zurückgekehrt, so hätten wir nur 148 km zu gehen gebraucht, aber das Terrain hinter Nsanda ist ein schreckliches. Tiefe Schluchten durchschneiden das Land und steile Hügel und Berge, hier mit dunkeln Wäldern bedeckt, dort mit ungeheuern rauhen und zackigen Felsen besetzt, treten uns auf jedem Kilometer Weges entgegen. Die Pfade der Eingeborenen haben uns über diese Schwierigkeiten hinweggebracht, allein für Wagen sind letztere an manchen Stellen unübersteiglich. Wenn Sie den Bericht über meinen Marsch von dem Isangila-Katarakt nach Nsanda-Nsanga im Jahre 1877 („Durch den dunkeln Welttheil", Bd. II) lesen, werden Sie einen Begriff von dem Eindruck erhalten, welchen ein zweiter Besuch dieser Landes auf mich gemacht hat. Dasselbe ist für Wagen absolut unpassirbar. Ich war deshalb gezwungen, den Eingeborenenpfad zu verlassen; und ich forschte an den Bergen und an den Flüssen umher, verfolgte den Lauf der Ströme, stürzte mich in die Tiefen der Wildniss, nur um eine besser ausführbare Route nach Isangila zu finden, die ich denn auch schliesslich entdeckt habe. Dennoch aber ist eine ungeheuere Arbeit zu erledigen, ehe wir nach Isangila vordringen können. Das erste Viertel der Reise war wundervoll. Ich kann etwa 18 km mit Leichtern und Wagen ziemlich rasch vorwärts kommen, wenn ich das Gras abschneide; dann aber beginnt das Auf- und Abklettern, das Entfernen ungeheuerer Felsen und Ausfüllen von Vertiefungen, bis wir an einen Wald gelangen, durch den wir uns hindurchhauen müssen. Darauf erreichen wir einen Fluss, dessen Bett mit Steinblöcken ausgefüllt ist, und dann müssen wir den Wagen an einem Abhang hinaufschleppen, der eine Steigung von 1 : 4 hat. Nun folgt wieder eine Strecke ziemlich guter Strasse

durch widerspenstiges Untergestrüpp und hohes Gras, die uns 9—10 km weit an die grösste aller Schwierigkeiten bringt, eine Schlucht nach der andern, ein Hügel nach dem andern, ein Fluss nach dem andern, während der grosse Strom selbst gerade an dieser Stelle nichts ist als eine einzige wilde Stromschnelle, von hohen schwarzen und vollständig unzugänglichen Klippen eingeengt.

Und dennoch muss, da wir Stationen anlegen und eine Verbindung zwischen denselben herstellen wollen, die schwierige Aufgabe gelöst werden. Zunächst haben wir eine Strasse zu machen, dann müssen wir nach Vivi zurückkehren und den „Royal" nebst Kessel und Maschine 80 km weit über Land transportiren, drittens uns mit dem Wagen nach Vivi zurückbegeben, um den „En Avant" mit Kessel und Maschine zu holen, viertens mit den drei Wagen nach Vivi zurückfahren, um die Boote und schweren Lasten nach Isangila zu transportiren. Die fünfte Reise nach Vivi gilt den Vorräthen. Insgesammt haben wir also 800 km zurückzulegen, doch ist hierin die erste Tour zur Anlegung der Strasse nicht einmal mit inbegriffen. Und trotz dieser zurückgelegten weiten Distanz und der grossen Kilometerzahl sind wir dann erst in Isangila.

Der Gedanke an diese vielen Arbeiten ist drückend, zumal da wir dieselben mit einer im Vergleich zu der Zahl, die wir haben sollten, so kleinen Mannschaft ausführen müssen. Soweit ich mir bisjetzt ein Urtheil bilden kann, werden wir von den Eingeborenen der Gegend zwischen Vivi und Isangila verhältnissmässig nur geringe Hülfe erwarten dürfen.

Selbstverständlich wird unsere Arbeit eine leichtere werden, sobald wir nach Isangila gelangt sind, weil wir von dort aus auf dem Flusse Manjanga zu erreichen vermögen, wo wir den „Royal" und eins der andern Fahrzeuge, sowie ein Drittel unserer Truppe und Lasten zurückzulassen beabsichtigen; ein paar Monate werden für den Transport der Boote und Vorräthe von Isangila nach Manjanga und die Vollendung der Niederlassung daselbst genügen. Jenseit Manjanga haben wir kein so schwieriges Terrain zu passiren; ausserdem werden wir nicht nur uns Hülfskräfte zu verschaffen im Stande sein, sondern wir haben dann auch ausser den Vorräthen nur den „En Avant" und ein Boot zu transportiren, was in drei Touren geschehen kann, die insgesammt

einen Weg von etwa 878 km repräsentiren, auf welchem wir jedoch keinenfalls solchen Schwierigkeiten begegnen werden, wie wir sie zwischen Vivi und Isangila zu überwinden haben.

. . . . . .

Im Jahre 1877 gelang es mir, meine Fahrzeuge in folgender Weise über Land weiter zu schaffen. Ich hatte damals 16 schwere Canoes, von denen eins oder zwei mehr als drei Tonnen Gewicht besassen; zuweilen transportirten wir dieselben an einem Tage 500 m, manchmal $1^1/_2$ km weit, doch hatte ich immer meine ganze Mannschaft innerhalb Flintenschussweite. Das stetige Vorrücken war für die Leute wenigstens eine kleine Ermuthigung; auf diesem Marsche nach Isangila werden wir aber so gut wie gar nicht weiter kommen. Anstatt dass wir nur ca. 80 km zurückzulegen haben, müssen wir diesen langen Weg zehnmal machen und zwar

	Entfernung	Dauer der Reise
mit dem „Royal" von Vivi nach Isangila	(ca. 80 km)	1 Monat
zurück mit den Wagen nach Vivi	„ „	20 Tage
mit dem „En Avant" von Vivi nach Isangila	„ „	1 Monat
zurück mit drei unbeladenen Wagen	„ „	20 Tage
mit zwei Stahlbooten von Vivi nach Isangila	„ „	1 Monat
zurück mit den unbeladenen Wagen	„ „	20 Tage
mit dem schweren Material, Tauen, Eisen und Eisenwaaren von Vivi nach Isangila	„ „	1 Monat
zurück mit den unbeladenen Wagen	„ „	20 Tage
mit Proviant, eisernen Schuppen, Kesseln, Schleifsteinen von Vivi nach Isangila	„ „	1 Monat
Hierzu noch für Anlegung der Strasse und Rückkehr nach Vivi	160 „	50 Tage
Gesammtentfernung 880 km, Gesammtzeit 10 Monate 10 Tage.		

Wären wir im Besitze von drei grossen und fünf kleinen Wagen, dann würde die Rechnung sich wesentlich einfacher stellen, indem wir

für die Herstellung der Strasse nach Isangila und die Rückkehr nach Vivi	(ca. 160 km)	50 Tage
für den Transport sämmtlicher Boote und Vorräthe bei einem durchschnittlichen Marsche von $1^1/_2$ km täglich	(ca. 80 „)	48 Tage
zusammen	(ca. 240 km)	98 Tage,

also 7 Monate und 7 Tage weniger gebrauchen würden, ganz abgesehen von der bedeutenden Ersparniss an Kräften.

Der einzige Unfall, welcher diese Berechnung über den Haufen werfen könnte, ist ein Achsen- oder Radbruch, indess würden wir dadurch nur einige Tage Verzögerung erleiden, indem wir den Transport mit zwei Wagen fortzusetzen vermöchten, um mit einem derselben zurückzukehren und den dritten zu holen.

Auf dem Wege von Manjanga nach dem Stanley-Pool, auf welchem wir mit unserer ganzen Habe stets fortschreiten können, ohne genöthigt zu sein, mehreremal nach ersterer Station zurückzukehren, würde ich meine kleine Mannschaft ordentlich ausnutzen können. Alle Boote, Geräthschaften, Zelte, Maschinen, Vorräthe, sowie die Kranken würden den Transport nach Stanley-Pool ohne grössern Aufenthalt fortsetzen, sodass ich mit Sicherheit darauf rechnen kann, zu diesem Marsche von 146 km nicht mehr als 50 Tage zu gebrauchen. Wir würden mithin noch vor Ablauf von 10 Monaten, von heute ab gerechnet, mit allem zur Anlage der Station Nothwendigen Stanley-Pool erreicht haben.

Das ist die Ansicht, welche ich mir nach dem Besuch von Isangila von unserer Lage gebildet habe und die ich Ihnen in nackten Thatsachen und ohne etwas zu verbergen geschildert habe.

. . . . . .

Da ich im Verhältniss zur Grösse unserer Aufgabe eine so äusserst geringe Zahl von Arbeitskräften besitze, werden wir mit dem fortwährenden Gehen und Kommen, anstatt direct nach unserm Bestimmungsorte am Stanley-Pool durchzumarschiren, in der peinlichsten Weise die Zeit verschwenden.

. . . . . .

Da mein grösster Wunsch ist, so rasch wie möglich vorwärts zu kommen, habe ich aus dem beschwerlichen Marsche, den ich soeben gemacht, verschiedene Lehren gezogen, um unser Weiterkommen zu erleichtern. Wie Sie wissen, vermögen wir mit Lasten im Gewichte von 80 Tonnen nicht rasch dahinzustürmen, indess können wir mit den Wagen täglich wenigstens eine kleine Strecke vordringen, während die ganze Gesellschaft beständig in Rufweite voneinander bleibt. Zunächst werden wir in $1^1/_2 - 2$ km Entfernung ein Lager aufschlagen und dann die Wagen einen nach dem andern holen. Sehe ich, dass wir noch weiter kommen können, dann wird der Marsch fortgesetzt, bis wir allmählich nach

unserm Bestimmungsorte gelangen. Gerathen wir an schwierige Stellen, dann werden wir alle beisammen sein, und es darf niemand sich entfernen, bis wir das Hinderniss überwältigt haben.

Die Gegend zwischen dem Vivi-Rücken und Ndambi-Mbongo, besonders aber zwischen Vivi und dem Bundi-Fluss ist höchst bemerkenswerth: nördlich von dem genannten Höhenzug fällt das Terrain allmählich zur Loa-Ebene ab, um dann zu einem Plateau in gleicher Höhe mit dem Vivi-Rücken wieder aufzusteigen, das, so weit das Auge reicht, eben und mit Gras bedeckt zu sein scheint. Jedoch sieht man an vielen Stellen durch die Ebene schmale Linien dunkeln Laubwerks sich winden, die beim Näherkommen sich als die Spitzen der in den Schluchten wachsenden Bäume ausweisen, welche in dem fruchtbaren Boden sehr stattliche Dimensionen erreicht haben. Der Eingeborenenpfad taucht in diese Schluchten hinab, läuft etwa 100 oder 200 m weit auf dem schattigen Grunde hin und steigt dann wieder steil zu der grasbewachsenen Ebene hinauf, welche man soeben verlassen hat. Die bewaldeten Schluchten kommen sehr zahlreich vor und sind meilenlang; sie behalten denselben Charakter bei, bis sie sich in der Nähe des Flusses zu felsigen, unebenen Thälern erweitern, welche theils terrassenartig, theils steil nach dem niedrigen Bett des Kongo abfallen. In jeder dieser Waldschluchten findet man auf einem Areal von 1 qkm mindestens 200 grosse Bäume, gerade wie ein Flaggenstock, 30 m hoch und im Durchmesser von 30—75 cm. Eine dieser Schluchten, welche ich genauer untersuchte, um ihre Richtung festzustellen, würde ohne Zweifel mehr als 3000 solcher Bäume liefern. In grösserer Entfernung von dem Flusse nach NNW. machen die Schluchten mit ihrem herrlichen Baumwuchs einem ausgedehnten Walde Platz, der nach der Behauptung der Eingeborenen ein Areal von gegen 300 qkm bedecken soll. Diese herrlichen Stämme sind grösstentheils afrikanische Teakbäume, in deren Schatten die Landolphia oder Kautschukpflanze in üppiger Weise gedeiht, und die sich ganz vorzüglich zu Tischlerarbeiten eignen würden. Der Bundi-Wald würde die Station in Vivi mit prächtigem Holz versehen, da die Bäume nur gefällt und nach etwa vierwöchentlichem Austrocknen zum Kongo geschleppt zu werden brauchen, der sie stromabwärts bis nach Vivi führt, wo sie ohne Mühe aufgefangen werden kön-

nen. Der genannte Wald beginnt an der Mündung des Bundi in den Kongo.

Kurz, das vorstehend erwähnte Gebiet ist ein merkwürdig reiches Land, dessen natürlicher Landungsplatz Vivi ist. Ich bin überzeugt, wenn ich mich ein ganzes Jahr lang bemüht hätte, eine leichtere Strasse nach dem Innern oder einen Ort mit reicherer Umgegend zu finden, es würde mir nicht gelungen sein. Das einzige Hinderniss, um den Ort zu einem von jeder Nation, Corporation oder Gesellschaft begehrten zu machen, ist die unüberwindliche Indolenz und die geringe Zahl der Bewohner. Im Vergleich zu der Ausdehnung ihrer Besitzungen sind die Leute thatsächlich zu wohlhabend, um zu arbeiten; sie sind sämmtlich verhältnissmässig reich, denn Palmwein, Palmöl, Zuckerrohr, Erdnüsse, süsse Kartoffeln, Bananen, Platanen, Kohl, Ananas, Guaven, Limonen, Taback, Mais, Schweine, Ziegen, Geflügel u. s. w. liefern ihnen grössere Erträge, als sie brauchen, sodass man sie nur mit sehr starken Reizmitteln veranlassen kann, das bequeme Leben in den Hütten und Dörfern mit der Arbeit auf den Stationen oder beim Strassenbau zu vertauschen.

Was dieser Gegend fehlt, ist die Einwanderung armer Eingeborener oder eine Anzahl freigelassener Sklaven, denen man feste Ansiedelungen schaffen müsste, und welche gegen Entgelt in der landesüblichen Währung auf den Stationen arbeiten, für ihre Familien auf diese Weise sorgen und sich ein behagliches Heim schaffen könnten.

Vor kurzem haben wir von der Küste eine Verstärkung unserer Arbeitskräfte bekommen; die Leute erhalten ausser den Rationen monatlich 4—8, die Aufseher 10—15 Längen Zeug als Lohn. Eine Länge besteht aus 6 engl. Yards gewöhnlichem Calico, die an der Küste einen Werth von 1 Dollar oder 4 Mark repräsentiren, während wir denselben nur mit 3 Mark berechnen. Ein „Stück" Zeug, aus welchem die Längen geschnitten werden, misst gewöhnlich 24 Yards; dasselbe enthält mithin 4 Längen.

Manche Arbeiter von der Küste nehmen ihren Lohn zum Theil auch in Branntwein, den sie in der Heimat im Kleinhandel mit Nutzen wieder verkaufen. Rum und Branntwein in Flaschen sind überall verkäuflich und dienen als Münze; als solche gelten ferner billiges Zeug, Blechteller, Tafelmesser mit weissen Griffen, Löffel, Becher, Trinkgläser und kleine Spiegel.

So sehr ich auch bedauere, dass Branntwein als Geld betrachtet wird, lässt sich dies doch nicht ändern. Wir müssen täglich die Producte der Eingeborenen zu unserm Lebensunterhalt einkaufen; hätten wir nicht verschiedenartiges Geld zum Bezahlen, so würden wir sehr oft Mangel leiden müssen.

Auch als Grog werden Rum und Branntwein von unsern eingeborenen Arbeitern viel getrunken. Wir verdünnen das Getränk zwar sehr stark, um dessen Spritgehalt zu verringern, müssen ihnen dasselbe aber morgens und abends geben; thäten wir das nicht, würde die Einstellung der Arbeit die unmittelbare Folge sein. Es ist einmal „Sitte", und die Sitte ist despotisch; wenigstens sind wir zu schwach und erst zu kurze Zeit im Lande, um uns gegen dieselbe aufzulehnen. Empören wir uns gegen die Sitte, dann werden wir bald allein stehen.

Es würde Wahnsinn sein, wollte man ein Gespann durchgehender Pferde dadurch aufzuhalten suchen, dass man sich vor sie hinstellt; man muss vielmehr möglichst neben ihnen herlaufen und sie allmählich zügeln, während man scheinbar mit ihnen dahinstürmt.

Jeder Eingeborene dieses Theils des Kongolandes, welcher uns im Lager einen Besuch abstattet, um ein Palaver zu halten, bekommt zunächst ein kleines Glas Rum oder Branntwein; der Häuptling erhält sogar eine Flasche voll, die er theelöfelweise unter sein Gefolge vertheilt; so stellt man sich am untern Kongo einen gemeinsamen Trunk vor.

Ich habe jedoch noch keine übeln Folgen dieser Sitte gesehen, im Gegentheil, durch dieses Glas Branntwein wird ihre Umgänglichkeit erhöht und mancher, der sonst schweigen würde, veranlasst, seine Meinung offen auszusprechen. Ich möchte allerdings nicht gern, dass diese Sitte am obern Kongo ebenfalls Eingang fände.

Aus den Abrechnungen des Chefs der Station ersehe ich, dass wir monatlich 125 Gallonen Rum zur Vertheilung an die Arbeiter und zur Bezahlung eines Theils der Arbeitslöhne verbrauchen.

ELFTES KAPITEL.

VON VIVI NACH ISANGILA: STRASSENBAU.

EIN SELTSAMES KAPITEL.

Unsere Arbeitskräfte. — Die Weissen. — Lager im Loa-Thal. — Das Traciren der Strasse durch das hohe Gras. — Die ersten Tage des Strassenbaues. — Dass „man in Rom sich in die Sitten der Römer fügen muss", ist eine falsche Ansicht. — Welche Nahrung ist die beste in den Tropen? — Dorfgötzen. — Ein bigotter Medicinmann. — Werth der Büffel- und Flusspferdspuren. — Branntweintrinkende Häuptlinge. — Ein entschlossener alter Zecher. — Schwierigkeit bezüglich der Namen des Kongo. — Die Jellala-Fälle. — Markttage. — Schlangen. — Ueberfluss an Wild. — Mittagssonne. — Vögel. — Vollendung des ersten Abschnitts der Strasse. — Transport der Dampfbarkasse „Royal". — Schwierigkeiten mit den Europäern. — Ankunft belgischer „Händler". — Der kälteste Theil des Landes. — Tod eines schätzenswerthen Mitgliedes der Expedition. — Meine erste Krankheit. — Thermometerstände. — Swinburne erkrankt. — Erledigung einer Handelsstreitigkeit. — Resultate der 160tägigen schweren Arbeit. — Berichte an den Präsidenten.

Der Schilderung unserer Arbeit vom 18. März 1880 bis zum 21. Februar 1881 beabsichtige ich zwei Kapitel zu widmen, da ich von dem verzeihlichen Wunsche beseelt bin, die Art der Aufgabe, welche wir für das Comité d'Études du Haut Congo übernommen haben, so genau wie möglich zu erklären. Die Schilderung sollte, wenn nicht der alltäglichen unromantischen Einzelheiten des Themas wegen, so doch weil ich ehrlich und offen selbst die unbedeutendsten Ereignisse mittheile, Beachtung finden.

Als ich die Zahl meiner ausländischen Pioniere musterte, mit denen ich im Begriff stand, durch das soeben von mir besichtigte Gebiet eine Wagenstrasse anzulegen, fand ich, dass ich noch 106 Männer zur Verfügung hatte, nachdem ich 2 Dolmetscher, 3 Aufseher, 43 Arbeiter, 14 Hausdiener, 3 Waschjungen, 3 Köche und 4 Jungen aus Vivi, die ihre Lehrzeit als Aufwärter durchmachten, auf der Station zurückgelassen hatte.

Weisse waren wir, ausser mir selbst, 14. Die Herren Sparhawk, Swinburne, Kirkbright und Moore fungirten als Civiloberaufseher und Agenten der Stationen; die übrigen 10, die Offiziere und Steuerleute der Dampfer „Belgique", „Espérance", „En Avant", „Royal" und „Jeune Africaine", waren mir selbstverständlich beim Bau der Strasse von gar keinem Nutzen. Auch verstand damals mit Ausnahme des Herrn Sparhawk noch kein einziger Weisser einen der vielen afrikanischen Dialekte, und schliesslich war die Truppe von 106 Mann nicht gross genug, um dieselbe in mehrere Abtheilungen zu theilen. Indess schöpfte ich, die kleine Zahl meiner Pioniere mit besorgtem Auge überfliegend, aus den Versprechungen der eingeborenen Häuptlinge, welche mir Hülfe schaffen wollten, einigermaassen wieder Hoffnung, wenngleich ich nach unserer damaligen kurzen Bekanntschaft noch geneigt war zu glauben, dass die Leute sich nicht weit von ihrer Heimat zu entfernen wagen würden. Ohne Zweifel würden sie warten, bis meine Strassenbauer ihr Gebiet erreicht hätten.

Am 18. März 1880 brachen wir mit sämmtlichen Arbeitern aus Vivi, welche 70 Säcke mit Bohnen, Erbsen, Linsen und Reis, den ersten Proviantvorrath der Pioniercolonne, trugen, nach dem Loa-Flusse auf, wo wir ein Lager aufschlugen, nachdem wir am Morgen die Strassenlinie tracirt

hatten. Dies geschah vermittelst einer Reihe von langen Stöcken mit weissen Fahnen, sowie einer hohen Trittleiter, welche dazu dienten, den Trägern der etwa $^3/_4$ km langen Messleine die Richtung durch das Gras anzugeben, das an vielen Stellen 3 m und in den mit alluvialen Niederschlägen gefüllten Vertiefungen sogar $4^1/_2$ m hoch war. In den Monaten Juli, August und September hatten Feuersbrünste zwar das alte Gras verzehrt, jedoch ist dessen Wachsthum von dem Augenblick des Keimens im September an ein so rasches, dass es um Mitte März schon so hoch wie ein junger Wald ist.

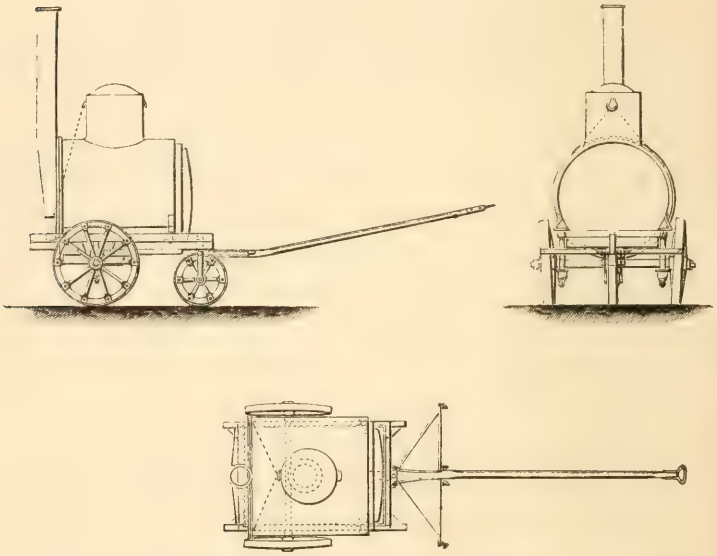
Um Mittag wurden die Pioniere mit der Hacke in der Hand längs der Messlinie aufgestellt und auf ein gegebenes Zeichen begannen alle mit dem Ausroden des Grases. Gegen Abend hatten wir bereits eine Strecke von 761 m Länge und $4^1/_2$ m Breite, bis zum Abend des 21. März insgesammt 3,355 km des Wegs freigelegt.

Am 22. März wurde die Verbindung mit der Strasse hergestellt, welche wir bereits zwischen der Station und dem Gipfel des Vivi-Berges angelegt hatten. Mittlerweile waren eine grosse Menge Vertiefungen, Schluchten, Spalten und andere Unebenheiten des Terrains zu Tage getreten, auch standen zahlreiche Bäume, Gesträucher, sowie grosse Felsstücke auf der freigelegten Strecke, sodass nunmehr die Aexte, Hacken, Brechstangen und Schmiedehämmer in Thätigkeit traten; sie wurden so fleissig gehandhabt, dass die Wagen schon am Abend des 22. März sicher von Vivi nach dem Loa-Flusse fahren konnten.

Am folgenden Tage verlegten wir zunächst das Lager bis zum halben Wege zwischen Bansa-Uvana und dem Loa und begannen dann mit dem Transport der Geräthschaften, Proviantvorräthe und der verschiedenen Artikel, welche wir

bei uns führten, um eingeborene Arbeiter miethen zu können, falls dieselben sich freiwillig zur Arbeit erbieten sollten.

Am 25. März siedelten wir mit dem Lager und unsern übrigen Sachen nach Bansa-Uvana über, wo wir fünf Eingeborene engagirten, die sofort in die Kunst des Strassenbaues eingeweiht wurden, und am folgenden Tage hatten wir, vom Landungsplatze in Vivi bis Bansa-Uvana gemessen,



SKIZZE DER WAGEN FÜR DIE MASCHINEN.

bereits eine Strecke von 50354 Fuss oder über 15 km vollendet.

An demselben Abend schrieb ich folgende Notizen in mein Tagebuch, auf welche ich bei der Schilderung des Klimas noch Bezug zu nehmen Gelegenheit haben werde:

„Heute Abend wurde ich an die Unrichtigkeit des alten englischen Sprichworts erinnert, dass wer sich in Rom befindet, sich auch nach den Sitten der Römer richten soll.

Auf Rom als civilisirte und berühmte Stadt war dies Sprichwort gewiss anwendbar und passend; aber da die Welt gern alles verallgemeinert, so nehmen gedankenlose Menschen vielfach an, dass jenes sich auch auf alle übrigen Theile der Welt bezieht. Es ist z. B. offenbar absurd, diese Regel auch auf eine heisse, unter dem Aequator liegende Gegend anzuwenden, der es vollständig an allen den Dingen mangelt, welche dem Menschen in den civilisirten Ländern der gemässigten Zone zum Leben nothwendig und unentbehrlich sind. Man kann seine Gewohnheiten ändern, aber man muss der Natur gehorchen. Könnte ich die gewohnten Lebensmittel, wie gekochtes oder gebratenes Rind- oder Hammelfleisch, Kartoffeln, Brot und Butter, sowie Wein bei mir führen, ich würde das sicherlich thun und die Folgen davon an meiner guten Gesundheit spüren. Auf zwei Expeditionen war ich das traurige Opfer afrikanischen Fiebers und der demselben folgenden Schwäche, und es vergingen oft Monate, ehe meine frühere Kraft und Energie sich wieder einstellte. Hätte ich nahrhafte Speisen mir verschaffen können, ich würde viel werthvolle Zeit gespart und die schwindende Energie rascher wiedererlangt haben; allein ich lebte von derselben Nahrung wie die Eingeborenen. Auf dieser, meiner dritten Expedition habe ich, abgesehen von frischem Rind- und Hammelfleisch, bisjetzt gelebt, wie ich es in der civilisirten Welt gewohnt bin; die Folge davon ist, dass ich während der acht Monate, die ich am Kongo bin, nur einmal leicht unwohl war; und wenn ich meine Sansibarer und die übrigen Bediensteten, die Maulthiere und Esel ansehe, werde ich in der Ansicht bestärkt, dass gute Nahrung in diesem Klima wie überall die Vorbedingung für dauernde gute Gesundheit ist."

In diesem Dorfe befindet sich eine hölzerne Büste mit

zwei Köpfen, welche mit Kronen aus alten Eisenabfällen und Spiegelglasstückchen geziert (?) sind, sowie zwei hölzerne Götzenbilder von etwa 1.2 m Höhe von schrecklich wildem Aussehen. Die Götzen stehen unter einem kleinen Schuppen, der, wie ich annehme, eine Kapelle sein soll, und sind die

FETISCH-GÖTZEN.

grossen Götter von Bansa-Uvana. Der langbärtige Häuptling Lusalla hat einen Medicinmann, der in dieser Eigenschaft eine kleine Kürbisflasche mit einigen Kieseln als Fetisch gebraucht; derselbe wird von den Bewohnern der umliegenden Dörfer sehr häufig in Anspruch genommen und

rühmte sich mir gegenüber der vielen Heilungen, welche er mit Hülfe seiner Flasche und der Steine vorgenommen habe. Er ist von der Kraft des Fetisch so vollständig überzeugt, dass ich schliesslich meine Argumentation in heller Verzweiflung aufgab, zumal mein Wortschatz nur ein beschränkter ist und er durch seine Redseligkeit mir gegenüber entschieden im Vortheil war.

28. März. — Wir verlegen das Lager nach Ntombo a Lungu, einem Dorfe in der dunstigen und drückenden Loa-Schlucht. Die Ueppigkeit der Vegetation ist infolge des Regens und der Feuchtigkeit geradezu wunderbar. Die Temperatur betrug im Durchschnitt 26° C. im Schatten. Wir hauen hier mit starken holländischen Hacken die Strasse auf beiden Seiten der Schlucht aus dem festen rothen Thon heraus. Der Grund der Schlucht liegt 120 m unter dem Niveau des Plateau.

2. April. — Wir errichten das Lager auf der Hochebene östlich von Ntombo a Lungu an der linken Seite der Loa-Schlucht. Der Abend drohend; schwarze Haufenwolken; dumpfes Donnerrollen und lebhaftes Blitzen in der Nacht. Wir haben uns jedoch bereits in unsern neuen Hütten behaglich einquartiert. Unsere erste Bekanntschaft mit der Nachbarschaft von Mgangila verheisst nicht viel Glück. Wir befinden uns etwa $2^1/_4$ km von dem Dorfe Mgangila; Ntombo a Lungu liegt 120 m unter uns, das alte Bansa-Kulu etwa $7^1/_2$ km westlich von uns auf demselben Plateau.

3. April. — Wir schlagen unsere vierte Brücke, diesmal über den Loa-Fluss, und legen einen Knütteldamm über die zu demselben führende Schlucht. Die Abhänge auf beiden Seiten sind nun planirt worden: sie sind zwar abschüssig, aber doch passirbar.

4. April. — Wir verlegen das Lager nach dem Halte-

platze Nr. 6, $1^1/_2$ km nördlich von dem Dorfe Mgangila. Bisjetzt ist es mir gelungen, 23 Eingeborene anzuwerben.

6. April. — Wir treffen im Lager Nr. 7 am westlichen Ufer des Mpagassa- oder Büffel-Flusses ein. Die Länge des Weges beträgt bis dahin 84918 Fuss oder über 26 km.

Bei Durchforschung des Dickichts und der mit Gras bewachsenen Sümpfe sind uns die Spuren der Büffel und Flusspferde sehr zu statten gekommen; die letztern namentlich haben sich auf ihren Wanderungen, die sie auf der Suche nach Zuckerrohr sehr weit auszudehnen scheinen, stets die am wenigsten abschüssigen Stellen zum Auf- und Abstieg ausgesucht.

Gestern erhielt ich den Besuch mehrerer Häuptlinge des Mgangila-Plateau, die sich in abgelegten europäischen Lakaienröcken aufs beste herausgeputzt hatten. Die grossen Knöpfe an den meisten dieser Livreen waren mit einem Einhorn gestempelt.

Leider übernahmen sich die Eingeborenen im Trinken von Spirituosen. Zwar versuchte ich ihnen die Wirkung des übermässigen Branntweingenusses in möglichst hässlichen Farben zu schildern, allein ein triefäugiger Häuptling, dessen Augen von dem Feuer des Alkohols erglühten, erklärte, er fühle sich nie so glücklich, wie wenn er Glas auf Glas hinunterstürzen könne. Er stellte den Betrunkenen ziemlich gut dar, ein Beweis, dass er aus eigener Erfahrung weiss, welche traurige Figur ein Berauschter spielt.

Kein Eingeborener kann einen bestimmten Namen für den Kongo angeben. Während der kleinste wie der grösste Nebenfluss einen Namen besitzt, hat der grosse Strom selbst keinen erhalten, der ihn von den Zuflüssen unterscheidet. Einige nennen ihnen Ndjali, Ndjarri, Nsali, Nsaddi, Zali, woraus die alten Portugiesen Zari, geschrieben Zaire, gebildet

ANSICHT DER JELLALA-FÄLLE VOM LINKEN UFER AUS. I, 223.

(Nach einer photographischen Aufnahme von Dr. Allard.)

haben; alle diese Bezeichnungen sind gleichbedeutend mit „der Fluss".

Von hier aus machte ich einen Abstecher nach den Jellala-Fällen. Die nebenstehende Skizze, nach einer Photographie unsers Dr. Allard, stellt die Kongoschlucht und die unter dem Namen Jellala-Fälle bekannte Strecke dahinstürzender Wogen besser dar, als die ausführlichste Beschreibung dies vermöchte. Der Fall der Gewässer auf der hier gezeigten 8—9 km langen Flussstrecke beträgt $14^{3}/_{4}$ m; die wüthende Bewegung wird durch Hindernisse hervorgebracht, welche sich im Bette des Stromes der durch den schmalen Engpass stürzenden gigantischen Wassermenge entgegenstellen. Obgleich hier wirkliche Fälle sind, so gewinnt man doch den Eindruck, als sei diese Bezeichnung falsch. Es ist ein fortwährendes gewaltsames Dahinstürzen der unruhigen, erbosten, von bemerkenswerther Energie und Kraft geschleuderten Gewässer, um aus ihrem engen, tiefen Berggefängniss zu entwischen.

Während der letzten Tage zeigte das Thermometer im Minimum 21°, im Maximum 32° C.; das Mittel von fünf Ablesungen, welche ich während 9 Tagen 5 Stunden täglich registrirt habe, betrug 25° C. im Schatten.

In dieser Gegend werden an bestimmten Tagen Märkte abgehalten, die an gewissen, im Mittelpunkt verschiedener Dörfer liegenden Stellen stattfinden, wo die Bewohner ohne Furcht bezüglich der Sicherheit ihrer Personen und ihres Eigenthums, sowie ihrer Habe während ihrer Abwesenheit von den heimatlichen Dörfern sich versammeln. In einer unebenen Gegend wie diese wird der Markt auf einem Hügel abgehalten, von welchem man einen weiten Blick hat; in den ebenen Districten dient eine freie Stelle im Grase oder im Walde als Marktplatz.

Ich habe jetzt 34 Eingeborene, welche gegen Wochenlohn beim Strassenbau beschäftigt sind. Sie lernen leicht, stellen sich rechtzeitig bei der Musterung ein, antworten beim Aufruf und ahmen soviel wie möglich den besser disciplinirten Arbeitern aus Sansibar nach; aber sie bedürfen strenger persönlicher Ueberwachung, wenn man sie in Thätigkeit halten will. Sie versuchen gar zu gern, sich, sobald ich den Kopf gewendet habe, von der Arbeit zu drücken, um miteinander zu schwatzen und sich laut zu zanken. Ein ernster strafender Blick genügt jedoch, sie zu ihrer Arbeit zurückzurufen, und die Drohung, ihre Trägheit bis zum Zahltage nicht vergessen zu wollen, lässt selbst den Widersetzlichsten die Arbeit wieder aufnehmen.

10. April. — Wir erreichen das Lager Nr. 8. Vom Mpagassa-Fluss stiegen wir am nördlichen Abhange zum Plateau hinauf, auf welchem wir uns in südöstlicher Richtung dem Flusse zuwandten, bis jenes sich zu einem sanft abfallenden Ausläufer verengerte, der sich etwa $4^1/_2$ km weit bis gerade oberhalb der Schlucht des Lufwenkenja-Bachs verlängert. Je näher wir dem Kongo kommen, desto steiniger und dürrer wird das Land. Das Erdreich ist vor langer Zeit bis auf die nackten Felsplatten fortgespült, und es sind nur die Steine und Quarztrümmer übriggeblieben, welche kaum Nahrung genug für ein spärliches wildes Gras bieten. Dagegen vermögen die ebenen Plateaus, über welche unsere breite, gerade und saubere Chaussee jetzt hinwegführt, die reichsten Ernten an Weizen und anderm Getreide hervorzubringen, da der reiche Lehm dort noch tief genug liegt. In der Nähe von Mgangila ist er 76 cm stark, nach dem Rande des Abhangs hin wird er aber dem undurchdringlichen, wasserdichten Thon zu immer dünner.

Bei der Arbeit trafen wir sehr häufig Schlangen. In der

Nähe des Kongo sind die schieferfarbenen Spritzschlangen äusserst zahlreich und auch auf dem Plateau von Vivi waren sie anfänglich in grosser Menge. Sie raubten uns die Bruthennen, verschlangen die Küchelchen und rollten sich dann unter den Regalen der Magazine auf, von wo sie unsere Lagerarbeiter mit ihrem Speichel bedrohten, den sie wie einen Strahl 2 m weit spritzen. Das Gift muss sehr kräftig und, nach den 8—10 Tage andauernden bösen Entzündungen zu urtheilen, namentlich sehr schmerzhaft für die Augen sein. Peitschenschlangen liegen im Grase; kurze, dicke Tigerschlangen halten sich in der Nähe der Wasserläufe auf; grüne Schlangen rollen sich auf den Bäumen der steinigen Region auf; zwei Blindschleichen tödteten wir auf dem Lufwenkenja. Glücklicherweise hatten wir jedoch keinen Unfall zu beklagen, obgleich wir eine grosse Zahl dieser Reptilien zu Gesicht bekommen haben.*

An diesem Tage schoss ich auch ein Thier von der Grösse eines kleinen Schweins: es war ein Nagethier mit einem Rüssel, der einen Zoll über dem Maul vorstand: ich halte es für einen Orycteropus oder ein Erdferkel.

Wild beginnt hier zahlreich zu werden, namentlich Hartebeests. Ich erlegte heute zwei Stück. Ihr Fleisch war schmackhaft und in der Wildniss ein grosser Leckerbissen für uns.

Seitdem wir mit der Strasse die Richtung nach dem Kongo eingeschlagen, haben wir die bewohnten Gegenden verlassen, denn in diesen steinigen Regionen vermag nichts zu gedeihen.

Während der letzten vier Tage habe ich mich vergeblich bemüht, um Mittag eine Sonnenbeobachtung zu erhalten. Die Sonne tritt gewöhnlich um 10 Uhr vormittags aus

* Im Jahre 1885 ist jedoch ein derartiger Unglücksfall mit tödlichem Ausgange zu verzeichnen. Ein schwedischer Offizier wurde kürzlich von einer Schlange gestochen und starb innerhalb zwei Stunden.

den Wolken hervor, scheint etwa eine Stunde hell und verschwindet dann hin und wieder hinter denselben; um Mittag ist sie durch einen silberartigen Schleier schwach erkennbar; um 1 Uhr nachmittags scheint sie herrlich, um 2 Uhr mächtig, um 3 Uhr stark, um 4 Uhr glänzend, um 5 Uhr noch kräftig; um 6 Uhr verschwindet sie in prächtigem siegreichen Glanz; um $6^1/_2$ Uhr nachmittags ist es dunkle Nacht.

14. April. — Wir befinden uns im Lager Nr. 9, von dem aus wir einen schönen Blick auf den Ulungu-Kegel, Sadika Bansi's Hain, die Stelle unsers Lagers Nr. 8, den Jellala-Berg und den mit Wald bekleideten Pallaballa-Berg haben.

Nachdem ich die Linie der Strasse tracirt und meine Bestimmungen über die heutige Arbeit getroffen hatte, erforschte ich das Gebiet nach dem Kongo hinab und entdeckte einen Ausläufer, welcher bis zum Landungsplatze hinabführt, der nach meiner Karte etwa $7^1/_2$ km vom Bundi-Flusse entfernt sein muss. Der Führer nannte ihn Makeja-Manguba.

Das nächste Lager werden wir in einer sehr angenehmen Gegend am Tendelay aufschlagen, die ein Areal von etwa 10 Ackern umfasst, mit schönem kurzen Frühjahrsgras bedeckt ist und sehr viel Wild enthält. Ich kehrte mit zwei prachtvollen Hartebeests (Kuh-Antilopen) zum Lager zurück, die für jeden Mann an drei Pfund Fleisch ergeben werden.

Heute trafen wieder vier neue Arbeiter ein, um sich beim Strassenbau anwerben zu lassen; wie sie sagen, werden noch weitere Leute aus Nsanda kommen.

20. April. — Lager Nr. 10. Ich schoss ganz in der Nähe desselben wieder ein Hartebeest und eine Kudu-Antilope. Wir haben schwere Arbeit mit dem Planiren und Ausfüllen der Löcher, auch müssen grosse Quarzblöcke zerschlagen werden. Das Gras ist dünn. Die Arbeit kann jetzt ganz mit Schaufel und Spitzaxt geschehen, da Hacken

unnütz sind; das Land scheint hauptsächlich aus compactem quarzartigen Erdreich zu bestehen.

Gestern machte ich am Lufwenkenja eine merkwürdige Entdeckung. Wir hatten die Strasse $2^1/_2$ m tief durch eine Alluvialbank gegraben, als plötzlich ein Schrei ertönte, welcher alle Leute zusammenrief und auch meine Neugier reizte. Als ich mich der Stelle näherte, erblickte ich aus der Ferne den Gegenstand, welcher das allgemeine Interesse erregt hatte und wie die Kugel eines Zwölfpfünders aussah, in den Händen eines Mannes, während mehrere andere zu seinen Füssen lagen. Bei genauerer Untersuchung erwiesen die Kugeln sich jedoch als alter Elefantendünger; da derselbe 8 Fuss tief unter der Erde gelegen hatte und rundherum ein dichter Wald wuchs, so wäre es jedenfalls interessant, zu erfahren, wie viel Jahrhunderte vergangen sind, seitdem diese Elefantenspuren vom Erdreich bedeckt worden sind.

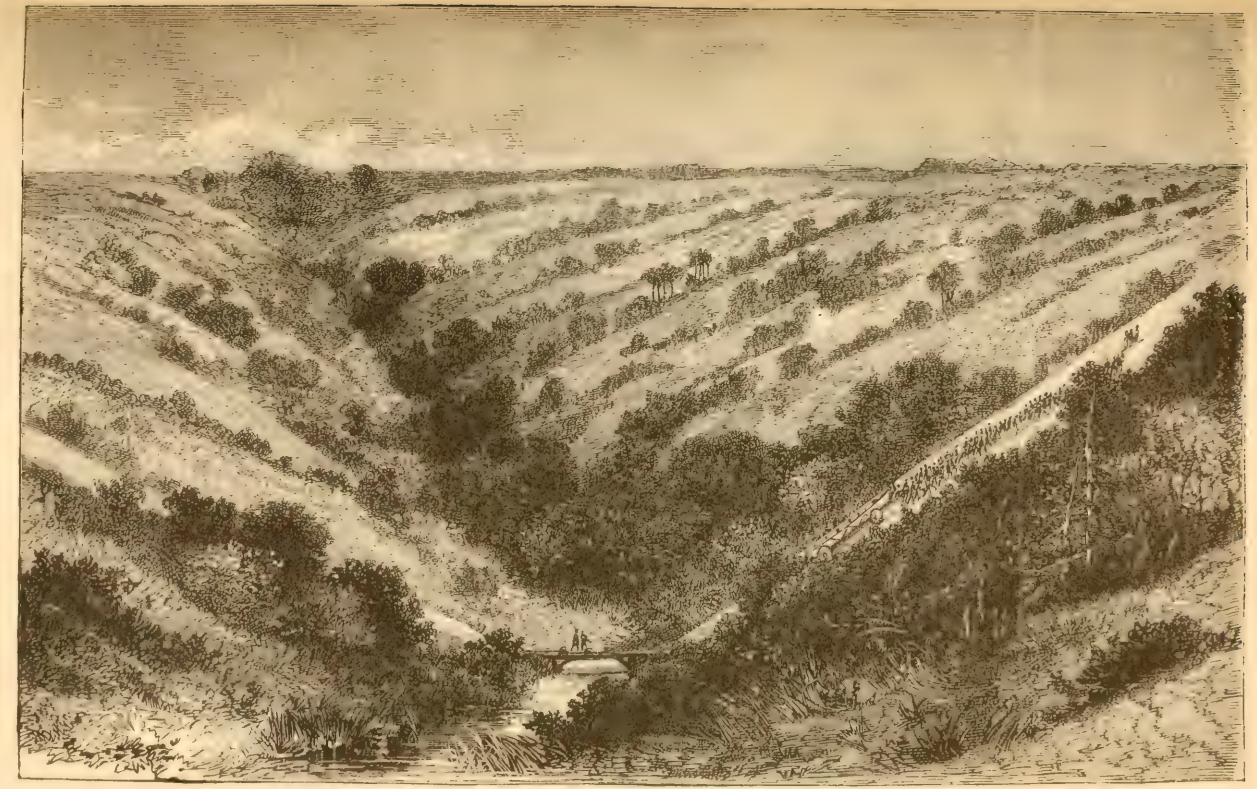
Vögel habe ich bisjetzt nur wenig gesehen. Gabelweihen sind, namentlich seitdem wir frisches Fleisch im Lager haben, ziemlich zahlreich, auch hörte ich in letzterer Zeit ein halbes Dutzend Papagaien über uns pfeifen; auf den mit Gras bedeckten Plateaus kamen namentlich Flügelschläger vor, in den fernen bewaldeten Niederungen vernahm man den drohenden Ton des Trommelvogels; ferner zeigten sich hin und wieder ein paar Elstern, oder unsere Aufmerksamkeit wurde durch den klagenden Ruf der Waldtaube erregt.

22. April. — Lager Nr. 11. Endlich am Kongo angelangt und den ersten Abschnitt der Strasse vollendet, die nunmehr 118077 Fuss oder ca. 36 km lang ist. Von dem Landungsplatze bei diesem Lager werden die Dampfer das ganze Material, welches die Expedition zum Bau von Stationen mitgenommen hat, in einigen Tagen den Bundi-

Fluss hinauf bis zu einer Stelle schaffen können, wo der Aufstieg nach dem Bundi-Thale am leichtesten ist.

Das Land machte, nun wir dasselbe von einer 5 m breiten Strasse betrachteten, einen ganz andern Eindruck auf uns, als da wir es uns durch hinderndes Grasdickicht und Unterholz angesehen hatten; unser rascher Schritt auf dem Rückwege nach Vivi war denn auch sehr verschieden von dem kriechenden Gange, zu welchem wir bei dem Verfolg der Eingeborenenpfade gezwungen gewesen waren. Nachdem wir am 23. April mit Tagesanbruch uns in Bewegung gesetzt hatten, erreichten einige von uns Vivi schon um 11 Uhr vormittags, während die letzten Nachzügler um 2 Uhr nachmittags eintrafen.

Bis zum 3. Mai hatten wir uns genügend ausgeruht; in der Zwischenzeit war der Dampfer „Royal“ auf dem grossen aus Stahl gebauten Wagen, der mit seiner Last ein Gewicht von fünf Tonnen besass, verladen und von 200 Pionieren und Arbeitern vom Landungsplatze heraufgeschleppt worden, während zwei Karren mit dem Kessel, der Maschine, den Schleifsteinen, Eisenplatten u. s. w. befrachtet waren. Ferner waren hundert weitere Traglasten Zeuge, Perlen, Draht, Gepäck und Proviant für fünf Europäer — die beiden dänischen Matrosen Albert und Martin, Herrn Swinburne und zwei Maschinisten — vorbereitet. Am 4. Mai wurde der „Royal“ mit Hülfe von 50 Eingeborenen aus Vivi über den Vivi-Berg nach dem Lager am Loa-Flusse transportirt, während wir die beiden kleinern Wagen am folgenden Tage direct bis Bansa-Uvana schafften. In derselben Weise wie früher wurden zunächst die Waaren unter Aufsicht der Europäer von einem Lager zum andern gebracht und dann die Wagen nachgeholt, bis wir am 11. Mai zu unserer grössten Freude mit letztern und den Waaren ohne Unfall in Makeja-Manguba eintrafen, wo die Güter in den Zelten



TRANSPORT ÜBER EINEN STEILEN ABHANG IN DER MPAGASSA-SCHLUCHT. I. 229.

untergebracht und der „Royal“ wieder ins Wasser gelassen wurde. Während wir dann noch am selben Tage den Rückweg nach Vivi antraten, stellten die Maschinisten auf dem Dampfer die Ordnung wieder her und liessen Holzvorräthe für einige Tage hauen.

Am 13. Mai befanden wir uns wieder in Vivi, wo ich so viele Unannehmlichkeiten mit den Europäern hatte, dass ich nicht mit Stillschweigen darüber hinweggehen kann. Einer der Maschinisten, Hubert Pettit, war schon bald nach unserer Ankunft gestorben; ein anderer war entlassen worden, weil er unter falschen Voraussetzungen engagirt worden war. Ferner hatte der Kapitän der „Belgique“ seinen Posten aufgegeben, ein französischer Matrose den Muth verloren; desgleichen hatte der Maschinist der „Espérance“ nach wiederholtem Schwanken sich entfernt, und ebenso war der Zimmermann, der vor seiner Abreise aus Europa ziemlich eigenthümliche Ideen von dem Leben am Kongo gehabt hatte, seinen Freunden gefolgt und liess uns nun auch seinen Verlust beklagen.

Nach meiner Rückkehr aus dem Innern standen noch weitere Veränderungen bevor. Herr Moore musste seines leidenden Zustandes und seiner Schwäche wegen nach Hause geschickt werden. Herr Kirkbright wartete nach meinem Abmarsche einen Tag und schickte mir durch einen Boten seine Kündigung nach, die ich auch annahm: jedoch traf am dritten Tage ein zweiter Bote mit einem Briefe ein, in welchem er seine Dimission zurücknahm, worauf ich ihm antwortete: „Gut; bleiben Sie.“

Am 27. Mai traf ich zum zweiten mal in Makeja-Manguba ein, diesmal mit dem stählernen Dampfer „En Avant“, bei dessen Transport über die steilen Abhänge der Loa- und Mpagassa-Schluchten mir 170 Eingeborene aus Nsanda wacker Hülfe geleistet hatten. Nachdem ich eine Stunde geruht

hatte, stellte sich einer der Maschinisten bei mir ein und theilte mir mit, er wünsche nach Hause zurückzukehren, da er genug vom Kongo habe.

Wenn meine Arbeit darin bestehen soll, den Touristenführer zu spielen und die Maschinisten auf kurze Excursionen ins Innere zu begleiten, dann fürchte ich, wird mein Interesse an den Projecten des Comité bald erlahmen. Ich beginne dem Manne die Sache auseinanderzusetzen und bequeme mich selbst zu einer Bitte, bis er schliesslich nachgiebiger wird und erklärt, bleiben zu wollen.

Während meiner Abwesenheit war einer der Leute von der Küste in Makeja-Manguba von einem Krokodil verschlungen worden, während zwei andere Farbige, darunter ein Sansibarer, an Dysenterie leiden.

Am 29. Mai kehrte ich zum dritten mal nach Vivi zurück, um jetzt die Kessel und Maschinen des Raddampfers, die Radkasten sowie andere schwere Gegenstände zu holen; als ich am folgenden Tage auf der Station eintreffe, höre ich, dass wieder ein Europäer, Herr Deanes, dem Klima zum Opfer gefallen ist; jedoch sind am Nachmittag desselben Tages zwei Europäer eingetroffen, welche von dem Comité die Erlaubniss erhalten haben, sich in Vivi niederzulassen und den District für eine belgische Firma kaufmännisch auszubeuten.

Der Morgen des 2. Juni findet uns mit den schweren Kesseln, den Maschinen, Radkasten, Rädern, der Welle, der Ausrüstung, den Reserveeisenplatten zur Reparatur der Dampfer, der Feldschmiede u. s. w. wieder auf dem Marsche nach dem Lager im Innern. Gleichzeitig nehmen wir auch eine kleine Zahl von Maulthieren und Eseln mit, welche die Reis- und Bohnenvorräthe tragen und uns sehr gute Dienste leisten.

Am nächsten Tage halfen uns weitere 60 Eingeborene aus den Districten Nsanda, Vivi und Kulu beim Schleppen

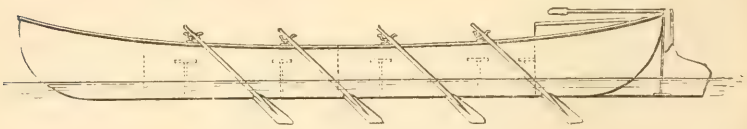
der schweren Wagen, sodass wir mit deren Hülfe ziemlich rasch weiter kommen. Die Strasse ist mittlerweile hart geworden und fest getreten; auch die Trockenheit des Bodens und der Jahreszeit tragen dazu bei, derselben das Aussehen einer vielbenutzten Chaussee zu geben.

Am 6. Juni langen wir in dem alten Lager am Rande des Mgangila-Plateau an, von welchem man in die Mpagassa- oder Büffelschlucht hinabsieht. Es ist dies der kälteste Punkt der ganzen Gegend. Ausgenommen an der Südseite fällt das Terrain nach allen Richtungen abschüssig nach der Schlucht und den sich abzweigenden Spalten ab, sodass dasselbe allen Winden ausgesetzt ist. Wenn der Nordwest weht, schauert jeder, Farbiger oder Weisser, zusammen; man fühlt seinen verderblichen Einfluss; selbst unsere stummen Gefährten, die Maulthiere und Esel, zeigen durch Sträuben des Felles, Zurückschlagen der Ohren und tiefes Senken des Kopfes, dass eine ihnen unangenehme Temperaturveränderung eingetreten ist, während die Hunde dem kalten Hauche entfliehen, indem sie sich unter unsern Lagerstätten in den Hütten verkriechen, wo sie sich warm zusammenballen und schlafen.

In diesem Monat scheint das Aussehen der Erde und des Himmels mit unserm Elend zu sympathisiren. Die Gräser sind vertrocknet, der Rost auf den Hämatithaufen wird dicker und die kahlen Rücken sehen ernst und öde aus; der Himmel, welcher während der verflossenen Regenzeit unbeständig und veränderlich und entweder fast schwarz oder stahlblau war, hat jetzt eine deprimirende graue Farbe angenommen, die nirgends von wärmern Tönen gemildert wird, und zeigt in der Nähe des Horizonts düstere Wolkenflecken, welche das Tageslicht verdunkeln, die Aussicht hindern und den Fernblick beschränken.

Am 7. Juni waren die Kessel und Maschinen des „En Avant" abgeladen und am 9. befanden sich die Wagen schon wieder in Vivi, um die fünfte Ladung zu holen.

Am 14. Juni traten wir von neuem den Marsch an mit dem Stahlleichter und zwei mit Eisenplatten zum Bau eines feuerfesten Vorrathsgebäudes in Manjanga beladenen Wagen; während wir mit diesen Gegenständen auf dem Wege nach dem Lager sind, treffen täglich Boten ein, welche mir Nachricht von der Krankheit Martin's bringen und mit Instructionen bezüglich der Behandlung des Patienten zurückgeschickt werden. Nach der am 19. Juni erfolgten Ankunft im Lager untersuche ich den Kranken und finde, dass derselbe an einem schweren Nervenfieber leidet; am 20. Juni erliegt



BORDHÖHE EINES STAHLLEICHTERS.

Martin Martinson seinen Leiden; wir verlieren durch seinen Tod eins der zuverlässigsten Mitglieder der Expedition.

Zum ersten mal, seitdem ich meine gegenwärtige Mission unternommen habe, werde auch ich an demselben Nachmittag von einer Krankheit befallen, die ein hartnäckiges Gallenfieber zu werden droht. Am folgenden Tage erhebe ich mich jedoch, um meinen jungen dänischen Freund zu beerdigen, muss dann aber eilig das Bett wieder aufsuchen, das ich meines deliriumähnlichen Zustandes wegen bis zum 27. Juni nicht verlassen kann. Mittlerweile sind die Wagen wieder nach Vivi zurückgekehrt und haben unter der Aufsicht meiner intelligenten und gut angelernten sansibarischen Häuptlinge einen andern grossen stählernen Leichter geholt.

Am 28. Juni bin ich selbst wieder in Vivi, wo alles

seinen gewöhnlichen Gang geht. Am 3. Juli kehren die Wagen mit grossen Ballen Zeug im Gewichte von 8000 Pfund wieder in das Lager im Innern zurück.

Am 7. Juli sind wir in dem „Kalten Lager“ über dem Büffelflusse. Da ich eines Geschwürs am Fusse wegen lahm bin, kann ich mir nicht so viel Bewegung machen, wie ich möchte; ich trage ein Flanellhemd und darüber ein zweites Hemd, eine Joppe und einen Ueberrock, und dennoch friert mich. Die niedrigste Temperatur ist 17° C., doch erhöhen die durch die Schlucht und über und durch das Lager fegenden Winde, wenn sie den Thermometerstand auch nicht verringern, noch das Gefühl der bittern Kälte.

An diesem Tage habe ich folgende Ablesungen des Thermometers aufgezeichnet:

6	Uhr	vorm.	63°	F.	$17^{2}/_{9}$° C.
9	„	„	65°	„	$18^{1}/_{3}$° „
$10^{1}/_{2}$	„	„	69°	„	$20^{5}/_{9}$° „
1	„	nachm.	71,30°	„	$21^{7}/_{9}$° „
3	„	„	70°	„	$21^{1}/_{9}$° „
$4^{1}/_{2}$	„	„	69°	„	$20^{5}/_{9}$° „
5	„	„	69°	„	$20^{5}/_{9}$° „
6	„	„	65°	„	$18^{1}/_{3}$° „
8	„	„	64°	„	$17^{7}/_{9}$° „
10	„	„	63°	„	$17^{2}/_{9}$° „

Hier erhalte ich durch Boten aus dem Lager die Nachricht, dass Herr Swinburne am gastrischen Fieber erkrankt sei: ich bin selbst nicht wohl, habe Fieber und mich friert, doch bitte ich Swinburne brieflich, er möge den Muth nicht sinken lassen.

Am 10. Juli bin ich wieder in Makeja-Manguba und habe die Zeuge und sonstigen Artikel abgeladen.

Während meine Leute mit den Wagen nach Vivi zurückkehren und die Maulthiere mitnehmen, um eine neue Ladung Reis, Fische, Bohnen, Linsen und Erbsen zu holen, fahre ich mit dem Walfischboot den Fluss hinauf, um einen neuen Lagerplatz am Bundi aufzusuchen.

Auf dem Kongo sehe ich einen lebendigen Elefanten herabschwimmen, der schliesslich am südlichen Ufer landet, anscheinend von der langen Wasserfahrt keineswegs erschöpft, da er mit raschen, grossen Schritten am steilen Abhang hinaufeilt.

Der Bundi-Fluss ist $2^1/_4$ km aufwärts schiffbar, und ich entdecke dort hinter einem schmalen, herrlichen Waldgürtel, welcher die Ufer einsäumt, einen guten Lagerplatz. Wild ist reichlich vorhanden, leider sind aber auch Sandflöhe, Viehfliegen und andere Insekten und in dem gelben Fluss auch Krokodile äusserst zahlreich. Indessen, wenn selbst die zehn Plagen Aegyptens hier gewüthet hätten, wir müssten dieselben ertragen, denn es gibt keine andere Stelle, wo wir mit den Wagen passiren könnten. Am nächsten Tage kehre ich nach Makeja-Manguba zurück, lasse mir ein Maulthier satteln und reite allein nach Vivi zurück, wo ich noch am selben Abend eintreffe.

Hier ist infolge von Meinungsverschiedenheiten zwischen den Vertretern der belgischen Firma, welche die kaufmännische Ausbeutung des Districts unternommen hat, und den Eingeborenen von Vivi ein Zank entstanden, welcher mich mehrere Tage aufhält, da ich als Schiedsrichter und Versöhner zwischen den streitenden Parteien fungiren muss. Schliesslich wird die Sache zum glücklichen Abschluss gebracht; die Häuptlinge, welche ein wenig zu herausfordernd gewesen sind, und die Weissen, die zu geringes Entgegenkommen gezeigt haben, vertragen sich und geloben einander Freundschaft, wobei Schalen mit schäumendem Palmwein, vermischt mit

Branntwein, geleert werden, ein Getränk, das nach der Aussage von Kennern wie der „Brandy-pani“ Indiens oder das schottische „Whisky mit Selterwasser“ schmecken soll. Jedenfalls sind beide Parteien zufrieden gestellt, und die alten eisernen Schiffskanonen auf dem Vivi-Berge werden die ganze Umgegend zum Handel herbeirufen.

Mittlerweile sind die Wagen mit ihrer letzten schweren Last beladen und nach Makeja-Manguba gebracht worden, während die Pioniermannschaft sowie etwa 50 Leute von der Küste, 63 Eingeborene aus dem Innern und ein kleiner Maulthierzug eifrig beschäftigt sind, die einzelnen Traglasten, in Büchsen eingemachtes Fleisch, Mehl, Fische, Früchte, Reis, Bohnen, Erbsen, Linsen, Segeltuch, Kauris, Messingdraht, Perlen, Geräthschaften, Nägel u. s. w., von Vivi nach dem obern Lager zu transportiren.

Gegen den 30. Juli sind unsere Arbeiten zwischen Vivi und Makeja-Manguba beendet; bei Besichtigung der Vorräthe finde ich, dass folgende Waaren und Gegenstände nach letzterm Orte geschafft worden sind:

Verzehrter Proviant . . .	276	Säcke Reis und Bohnen
Proviantvorrath im Lager .	233	„ „ „ „
Proviant für die Europäer, Zelte, Gepäck, Zeuge, Perlen, Kauris, Draht, Geräthschaften, Masten, Ruder, Segel, Tauwerk, Oele, Farben, Zinkplatten, Mehl in Fässern, Nägel, Schmieden, Bohrer, Pulver, Breter, Möbel . . .	871	Traglasten à 60 Pfund
Die Dampfer „En Avant“ und „Royal“, zwei stählerne Leichter, Reserveeisen und vollständige Ausrüstung . . .	450	„ „ „ „
Zusammen	1830	Traglasten oder fast 54 Tonnen.

Ferner stellt sich heraus, dass wir seit dem 21. Februar, an welchem Tage ich nach Isangila aufbrach, um das Land zum Bau einer Strasse zu erforschen, bis jetzt, einschliesslich der Märsche bei Anlegung der Chaussee und beim Transport des Gepäcks nach dem Lager, zusammen 1490 km zurückgelegt haben, was bei insgesammt 160 Tagen, die wir zu den verschiedenen Arbeiten gebraucht haben, im Durchschnitt täglich 9,3 km ergibt.

Und alle diese Arbeit und Mühe, alles dies Marschiren und alle Opfer an Menschenleben haben uns auf dem Wege zum Stanley-Pool nur etwa 33 km weiter gebracht. Aber trotz alledem, trotz der fürchterlichen Schwierigkeiten werden wir mit Geduld und treuer Beharrlichkeit doch eines Tages Stanley-Pool erreichen!

Je älter ich werde, desto mehr wird der Inhalt dieses und des folgenden Kapitels mir als eine Fabel erscheinen, obgleich dieselben nur die Schilderung einer Reihe von bedauerlichen Thatsachen enthalten. Ich habe nicht den zehnten Theil ihrer Bitterkeit geschildert, sondern nur so viel erwähnt, um diese Zeit als die Epoche des Kampfes zu kennzeichnen.

Ich schliesse mit folgenden Auszügen aus meinen Briefen an den Vorsitzenden des Comité:

Ich habe bereits in verschiedenen Briefen ausführlich beschrieben, welcher Art unsere Schwierigkeiten sind und wie werthvoll Verstärkungen für uns sein würden, sodass es nutzlos ist, hierauf nochmals zurückzukommen. Sie verstehen dieselben jetzt vollständig. Mögen Jene Chinesen, Sansibarer, Liberianer u. s. w. sein, mir ist das gleichgültig, alle sind mir willkommen, denn wir haben Arbeit genug für 1000 Mann, aber nur 108 wirkliche Arbeiter.

In Ihrem Bericht von der schrecklichen Ermordung der Herren Carter und Cadenhead bemerken Sie, dieselben hätten

eine Truppe von 150 Mann gehabt. 150 Mann! Wahrscheinlich Sansibarer! Was könnte ich am Kongo mit einer solchen Truppe nicht bis jetzt ausgerichtet haben! Wenn ich nur die Dienste derselben ein volles Jahr zur Verfügung hätte, ich bezweifle, ob Njangwe je wieder einen Meter Zeug über Udjidji erhalten würde. Auch halte ich es für unwahrscheinlich, dass die Internationale Association je wieder so verdienstliche Leute auf einer so langen und gefährlichen Route ausschicken würde.

Wir befinden uns im Lager alle wohl und erfreuen uns trotz der schweren Arbeit einer guten Gesundheit. Von Natur sind wir stark, aber nicht der Zahl nach, und wenn wir auch gegen solch grosse Schwierigkeiten anzukämpfen haben, so sagen meine Leute doch: „Wenn es Gott gefällt, werden wir das Werk vollenden", und ich füge inbrünstig hinzu „Amen!"

In einem andern Briefe aus derselben Zeit schrieb ich:

Sie haben mich beauftragt, einen Dampfer und ein Boot nach Manjanga und einen andern Dampfer und ein Boot nach dem Stanley-Pool zu bringen, sowie drei Stationen anzulegen, eine in Vivi, die zweite in Manjanga und die dritte an einem geeigneten Orte am Stanley-Pool. Zu dieser Aufgabe erhielt ich 68 Sansibarer und so viele Eingeborene von der Westküste, wie ich für unsere Dienste anzuwerben vermöchte. Die Zahl der letztern beträgt, trotz der grössten Bemühungen meinerseits, gegenwärtig nur 66. Auf der heutigen Krankenliste, die nur eine Durchschnittsziffer aufweist, stehen 16 Invaliden; dazu die Jungen und Köche gerechnet, haben wir 24, welche nicht arbeiten, sodass ich in Wirklichkeit nur über 110 Leute verfüge, welche Lasten von 54 Tonnen in das Innere zu schleppen und auf der ganzen etwa 190 km langen Strecke zum Stanley-Pool eine Strasse anzulegen haben.

Ich erlaube mir Ihnen zu bemerken, dass, wenn das gesammte Talent und die ganze Intelligenz Belgiens hier wären, um mich mit ihrem Rathe zu unterstützen, dies alles meine Arbeitskräfte nicht verstärken, sondern nur meine Lasten vermehren und meine Krankenliste erweitern könnte. Ich bin mit meinen Leuten ganz zufrieden; sie thun, was man vernünftigerweise von ihnen erwarten kann; wollte man mehr von ihnen verlangen, so würde man sich verbrecherischer Undankbarkeit schuldig machen.

Dies und ähnliche Thatsachen habe ich Ihnen seit Februar

dieses Jahres wiederholt auseinandergesetzt. Die in jenen liegende Wahrheit dürfte nunmehr klar sein, ich schäme mich daher, nochmals auf dieselben einzugehen und sie zu wiederholen.

Unser Antheil an dem Project des Comité lässt sich leicht erklären. Wir werden unsere Arbeit auch in Zukunft wirksam und eifrig verrichten; aus der beifolgenden Uebersicht über das bereits Geleistete werden Sie aber constatiren können, wie schnell unser Vordringen sein kann, solange wir nur diese wenigen Mannschaften haben. Nach den Verstärkungen, welche Sie unserer Arbeitstruppe zutheil werden lassen, können Sie ohne Mühe berechnen, um wieviel rascher wir dann vorwärts kommen können. Ihre Befehle oder Vorschläge werden augenblicklich befolgt werden. Verdoppeln Sie die Zahl unserer Arbeiter, dann werden wir unsere Schnelligkeit verdoppeln; verdreifachen Sie jene, und wir werden dreimal schnellere Fortschritte machen. Bei einer genügenden Anzahl Arbeiter könnten wir schon in einem Monat am Stanley-Pool sein. Schicken Sie uns keine weitern Arbeiter, dann werden wir dennoch so schnell, wie wir können, stetig und beharrlich vordringen.

ZWÖLFTES KAPITEL.

VON VIVI NACH ISANGILA.

(FORTSETZUNG.)

Lutete, ein brutaler Häuptling. — „Ergreift ihn, Jungen.“ — Fiote-Gesetz. — Untersuchung und Strafe Lutete's. — Axt und Wald. — Auf der Suche nach Wild. — Heimweh. — Keine Europäer mehr gewünscht. — Unser erster Gewittersturm. — Transport des „En Avant“ über Land. — Ein Rasttag. — Ankunft des Grafen Savorgnan de Brazza. — Seine Reisen und Abenteuer. — Ngoma-Point. — Ein schwieriges Ingenieurwerk. — Herstellung einer Strasse um die Spitze. — Isangila. — Die Dienste Kapitän Anderson's. — Die Fortschritte eines Jahres. — Unsere Arbeiten, Schwierigkeiten und Verluste.

Die erste Schwierigkeit, welche ich persönlich mit einem Eingeborenen dieser Gegend hatte, trat mir unmittelbar nach Ankunft in Makeja-Manguba mit den letzten Lasten von Vivi entgegen.

Der junge Engländer Herr Swinburne, der die Freundlichkeit selbst war, erstattete mir wie gewöhnlich Bericht über die Vorfälle während meiner Abwesenheit; dazu gehörte auch das Erscheinen und brutale Benehmen des Häuptlings Lutete vom Bansa-Lungu-Plateau, der sich im Lager eingestellt, den Verkauf von Lebensmitteln an die Weissen verboten und den drei harmlosen Europäern, nachdem er sie in hässlichster Weise ausgeschimpft, ins Gesicht gespuckt hatte. Diese Schilderung wurde von den Far-

bigen bestätigt, allein keiner wusste einen Grund für das Benehmen des Häuptlings anzugeben, da derselbe es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, selbst einen Grund anzuführen; er hatte nur erklärt — was eine Unwahrheit war —, dass der Landungsplatz ihm gehöre, und dass er den weissen Männern aus dem Lande jenseit der See zeigen wolle, wer er sei. Die Geschichte klang mir so unwahrscheinlich, dass ich dieselbe kaum zu glauben vermochte.

Bald erschien Herr Swinburne nochmals am Eingang meines Zeltes, um mir mitzutheilen, dass der Häuptling aufs neue über den Fluss gekommen sei und sich so roh wie vorhin benehme, indem er die Eingeborenen schlage, welche er beim Verkauf von Geflügel und Bananen an die soeben mit mir von Vivi eingetroffenen hungerigen Träger überrasche. Hinauseilend sah ich, wie er mit seinem Stocke umherprügelte; ich ergriff den Mann deshalb beim Arm und fragte: „Wer bist du, dass du die Leute in meinem Lager schlägst?“ In demselben Augenblicke erkannte ich in dem Mann einen Häuptling wieder, welchem ich für das Versprechen, mir zwei Arbeiter zum Strassenbau liefern zu wollen, ein sehr reichliches Geschenk gemacht hatte.

Er erhob drohend die Hand, aber doch nicht schnell genug, um einer starken Ohrfeige von mir, welche seiner Bewegung zuvorkam, zu entgehen.

In grösster Wuth über die erhaltene Züchtigung stürzte er zu seinem Gewehrträger, allein bevor er auf mich anlegen konnte, rief ich: „Ergreift ihn, Jungen!“, und ehe der Häuptling sich dessen versah, war er von meinen sich um ihn sammelnden Pionieren, die dem Befehl rasch nachkamen, festgebunden und zum Gefangenen gemacht.

Seine Leute schickte ich fort und beauftragte sie, dem Seniorhäuptling von Bansa-Lungu Mittheilung von der Ge-

fangennahme zu machen und ihm zugleich zu sagen, dass als Strafe für die Mishandlung meiner weissen Männer und die Drohung, mich zu erschiessen, ein Lösegeld gezahlt werden müsse.

Unsere Eingeborenen aus Nsanda, welche dem Vorgange beigewohnt hatten, erwiesen sich bei den später folgenden Verhandlungen von unbezahlbarem Werthe. Die despotische Sitte der Eingeborenen bestimmt, dass wer den Streit anfängt, bezahlen muss, wenn er verliert. Das ist das Fiote-Gesetz — Fiote ist die Sprache der Bakongo —, und an dem ist so wenig zu rütteln, wie an demjenigen der Meder und Perser.

Am folgenden Tage traf der älteste Häuptling ein, dem zahlreiche Zeugen den Vorfall bestätigten. Der Spruch des Schiedsrichters fiel zu Ungunsten des Gefangenen aus, der zu einer Strafe von vier Schweinen und vier Ziegen verurtheilt wurde, welche ich jedoch auf ein Schwein und drei Ziegen, die Dienste zweier Arbeiter, deren Lohn für den Marsch nach Isangila schon vor Monaten bezahlt worden war, und die Beförderung von drei Briefen, eines nach dem andern, nach Vivi durch den Häuptling selbst, ermässigte. Die Strafe wurde ehrlich bezahlt; die Leute arbeiteten gut, und der nunmehr ernüchterte Häuptling machte zu seinem eigenen persönlichen Vortheil dreimal den Weg nach Vivi, wo ich ihm schliesslich, ehe ich die Station verliess, den Rest der Strafe schenkte.

Am 3. August begannen wir den „En Avant“ und die stählernen Leichter mit Waaren und Maschinerie zu beladen, die nach dem neuen Lagerplatz am Bundi-Flusse geschafft werden sollten, und abends hatten wir bereits 40 Mann, sowie 265 Lasten oder 15900 Pfund dorthin befördert.

Am 4. August wurden Gegenstände im Gewicht von

19680 Pfund und am folgenden Tage weitere 17400 Pfund forttransportirt.

Gegen 3 Uhr nachmittags am 9. August war das alte Lager in Makeja-Manguba vollständig verlassen, und das ganze Personal und die Vorräthe der Expedition befanden sich auf dem neuen Rastplatze. Schon am nächsten Tage waren wir in voller Arbeit, uns mit den Aexten einen Weg durch das dichte Gebüsch und den den Bundi einsäumenden Wald zu bahnen. Zehn Tage lang fällten die Holzhauer die wundervollen Stämme der Teak-, Mahagoni-, Guajak- und Woll-Bäume, und eine Stunde um die andere hallte das Echo der tiefen Waldschlucht das laute Krachen der stürzenden Baumriesen wider, während Spitzaxt, Schaufel und Hacke in den zahlreichen Spalten und Vertiefungen, sowie auf den felsbesäeten Abhängen des zur Rechten liegenden Inga-Plateau gruben und schaufelten.

Einige wenige Eingeborene folgten uns sogar bis in dieses einsame, stille Gebiet, um uns Gemüse, süsse Kartoffeln, Bananen, Geflügel und Eier zu bringen und damit etwas zu verdienen. Swinburne, unser Proviantverwalter und Commissar des Lagers, kaufte alles, was an Lebensmitteln zu haben war, um die Vorräthe in Vivi möglichst wenig in Anspruch zu nehmen. Unser täglicher Bedarf an Reis stellte sich auf fast 400 Pfund; jeder Unfall, welcher den Proviantcolonnen zustiess, musste uns daher ernstliche Ungelegenheiten bereiten und unser Vordringen erheblich verzögern, da wir uns jetzt 38 km von unserer Operationsbasis inmitten einer Wildniss befanden, von welcher die Reise mit den Maulthieren nach Vivi der Terrainschwierigkeiten wegen mit vollständiger Sicherheit nicht in weniger als sechs Tagen gemacht werden konnte. In der Zwischenzeit verzehrten wir aber 12 Maulthierladungen Proviant; je weiter wir also ins

Innere des Landes vordrangen, desto ernsthafter wurde die Frage der Lebensmittelbeschaffung.

Am 4. September war ich mit meiner Pionniertruppe bis zum linken oder nördlichen Ufer des Luenda-Flusses, eine Entfernung von 53395 Fuss oder $17^1/_2$ km, vorgedrungen. Alle Europäer und die Kranken, deren Zahl sich täglich vermehrte und bereits ein Sechstel oder Siebentel der ganzen Expedition betrug, waren am Bundi-Flusse zurückgelassen, theils um das Lager und seine vielen Vorräthe zu bewachen, theils um die Dampfer zu demontiren und die Waaren zum Weitertransport fertig zu verpacken und zu verschnüren.

Täglich unternahm ich, nachdem ich die Richtung der Strasse markirt, die Flaggenstöcke aufgestellt und die Linie unter Berücksichtigung des Charakters des Landes nach meinen besten Erfahrungen tracirt hatte, eine Recognoscirungstour durch das hohe Gras und das feuchte Dickicht, um im voraus die Route der Strasse zu erforschen, und kehrte dann gewöhnlich auf einem weitern Umwege ins Lager zurück. Dabei durchstreifte ich die Gegend nach Wild, und es gelang mir bei diesem freien Fourragiren in der Wildniss insgesammt 21 Hartebeests und 3 Büffel zu erlegen; dieselben kamen unsern Vorräthen zugute, lieferten der Expedition fast täglich frisches Fleisch und versetzten uns hin und wieder sogar in die Lage, den Ueberfluss bei den Eingeborenen von Nsekelelo gegen Gemüse einzutauschen. Freigebige Geschenke veranlassten auch einige derselben zur Arbeit an der Strasse, sodass ich nunmehr 63 Eingeborene aus dem Innern beschäftigte.

Zwischen dem Luenda- und dem Lulu-Flusse wurden Brechstangen, Schmiedehämmer, Handspeichen und Spitzäxte zur Herstellung der felsigen Strasse gebraucht, die durch ihre gerade Richtung einen Umweg von vielen Kilo-

metern durch ein grösstentheils unpassirbares Land vermied. Am Lulu-Flusse befanden wir uns zwischen ungeheuern blauen Granitblöcken, die bei niedrigem Wasserstande im Sande eingebettet liegen, jetzt aber bei dem raschen Steigen des Kongo vom Wasser — das allmählich an sie heran, und zwischen sie durchgekrochen ist, bespült werden. Wir mussten hier allerlei Hülfsmittel anwenden und Maassregeln treffen, um zu vermeiden, dass wir zwischen den Steinen festgeriethen und festgeklemmt wurden.

Auf der andern Seite der Lulu-Mündung stieg der steile Ausläufer des Njongena-Berges auf, der am Fusse rauh und felsig ist; abgesehen von seiner ausserordentlichen Abschüssigkeit ist die Seite des Hügels auch dicht mit halbversunkenen Steinmassen und Granitblöcken besäet, die ausgegraben, weiter gerollt und in die Tiefe gestürzt werden müssen. Zu unserer Linken fliessen die kühlen, krystallhellen Wasser des Lulu geräuschvoll in eine höhlenartige Schlucht, sodass wir, wenn die glühende Sonne und die fürchterlichen Anstrengungen bei Erklimmung des steilen Gipfels des Njongena das Mark ausdörren, wenigstens klares Wasser zur Hand haben werden, um den quälenden Durst zu löschen.

Auf dem Gipfel befindet man sich 107 m über der Oberfläche des Kongo, an welchem der Njongena fast senkrecht aufsteigt; letzterer dehnt sich von der Mündung des Lulu bis 550 m von Ngoma-Point in einer einzigen soliden und compacten Bergmasse aus, die oben und an der Flussseite mit prächtigen und werthvollen harten Hölzern verschiedener Art bestanden ist, während der Strom ärgerlich die schwarzen Sandsteinmassen bespült, welche in unregelmässigen Haufen am Fusse des Berges aufgethürmt sind.

Auf dieser 550 m breiten sandigen Fläche mündet der

ERKLIMMUNG DES NJONGENA-BERGES. I, 244.

Bula-Fluss, der die westlichen Abhänge des grossartigen und hohen Ngoma-Berges entwässert.

Als wir im Begriff waren, die tiefen, hohen Wälder des Njongena zu durchdringen, schienen unsere eingeborenen Hülfskräfte von Besorgniss erfüllt zu sein. „Böse Geister", behaupteten sie, noch schlimmer als diejenigen von Inga, bewachen den Wald, und schon mancher unglückliche Wicht aus dem Innern, der seine Tiefen durchschreiten wollte, ist aus dem Bereiche der Menschen entführt worden. Als sie jedoch sehen, dass die übrigen Arbeiter diese Furcht nicht theilen und gemeinsam zum Angriff gegen die gezeichneten Bäume vorgehen, als die Aexte gehandhabt werden, das zähe, harte Holz zu Boden stürzt und es in der unbekannten Gegend Licht wird, da fassen sie wieder Muth und beginnen mit den scharfen Hacken das kleine Unterholz auszuroden und mit den Plantagenmessern die Oeffnung und den Blick zu erweitern.

Am 18. September erreichen wir den Bula-Fluss: unsere Strasse vom Bundi-Flusse bis hierher hat jetzt eine Länge von 83945 Fuss oder etwa 27½ km.

Am folgenden Tage kehren wir zurück zum Bundi, wo wir alles wohlauf finden. Der dänische Matrose Albert hat neues Vertrauen gewonnen: er ist bereits wieder auf die Jagd gegangen und hat die Reconvalescenten, Schwachen und Kranken mit grossen Rationen frischen Büffel- und Antilopenfleisches versehen.

Der Fluss ist während unserer Abwesenheit um 65 cm gestiegen, obgleich es in dieser Saison insgesammt erst 3 Stunden 50 Minuten, in sieben leichten Schauern, geregnet hat.

Am 20. September benutze ich einen Ruhetag, um dem Comité alle Neuigkeiten, welche ich von den Beamten in Vivi gehört, sowie was ich selbst erfahren habe, zu berichten.

Ich suche demselben zu erklären, weshalb Europäer so leicht dem Klima erliegen, wie es die häufigen Veränderungen in dem Personal unserer Station anzudeuten scheinen. Ich schreibe die Ursache hauptsächlich dem Heimweh zu, das sich nur durch wiederholten väterlichen Rath und brüderliche Ermunterung langsam und allmählich heilen lässt. So wohlthätig dieses Mittel aber auch für kurze Zeit wirken mag, ein leichtes Gallenfieber, eine geringe Erkältung, eine kleine Unmässigkeit, ein vorübergehender Anfall schlechter Laune oder gar ein bösartigeres Fieber zwingen mich immer aufs neue, zu den mildesten Ermahnungen meine Zuflucht zu nehmen. Wenn solche Anfälle chronisch werden, sind Leute, die, wie ich, ernste und den Geist ganz in Anspruch nehmende Pflichten haben, sehr leicht geneigt, etwas verächtlich auf solche Schwäche herabzusehen. Chronisches Heimweh wird von Reisenden ebenso angesehen wie die Seekrankheit von Matrosen. Der Seemann lacht anfänglich, bedauert aber den Patienten, wenn die Krankheit anhält; der Reisende ist geneigt, die Andauer der Krankheit zu verspotten, zeigt aber oft bei dem ersten Angriff derselben Sympathie.

Portugiesische Offiziere sind in Vivi gewesen und ein englischer Consul hat der Station einen oberflächlichen Besuch abgestattet und im Fluge auch die Umgegend betrachtet; auch ist die Nachricht von den Gefahren und dem hastigen Rückzuge zweier Baptisten-Missionare eingetroffen, welche Stanley-Pool über Makuta zu erreichen versucht haben.

Ferner meldet unser Agent in Vivi die Ankunft von etwa zwanzig Eseln aus Teneriffa, „insgesammt“, wie er sich ausdrückt, „jämmerlich kleine, unbedeutende Dinger, nicht grösser als Bullenbeisser“.

Ich kann auch dem Comité das Eintreffen dreier belgi-

scher Offiziere berichten und bitte zugleich, im gegenwärtigen Augenblicke nicht zu viele Europäer zu senden, da die Expedition nicht zum Empfange von Leuten bereit ist, welche infolge ihrer nie aufhörenden Forderungen von Luxusartikeln und Arzneimitteln bald eine Last werden. Die Ankunft von Europäern ist gleichbedeutend mit mehr Gepäck; ausserdem verlangen ihre Magen gute Nahrung, weil dieselben zart sind und gepflegt sein wollen; während ich mich noch in der Wildniss befinde, kommt diese Extraarbeit für die Rücken von 110 Eingeborenen dem strengen Geheiss Pharao's gleich: „Man drücke die Leute mit Arbeit, dass sie zu schaffen haben und sich nicht kehren an falsche Rede. Gehet ihr selbst hin und sammelt euch Stroh, wo ihr's findet, aber von euerer Arbeit soll nichts gemindert werden."

Ich beabsichtige keineswegs, das Comité mit dem ungerechten König Pharao zu vergleichen, nichtsdestoweniger ist es wahr, dass neu ankommende Europäer im gegenwärtigen Augenblick die Unkosten und Lasten vermehren, ohne einen entsprechenden Nutzen zu leisten, während unser grösster Mangel in farbigen Leuten besteht, die uns in den Stand setzen würden, rascher vorwärts zu kommen.

Ein Herr Neve ist gleichfalls eingetroffen, um die Dampfbarkasse „En Avant" auf dem obern Strome zu führen; ausserdem soll eine andere Persönlichkeit an der Mündung des Kongo angelangt sein, sich Banana-Point genau angesehen haben und wieder nach Hause gefahren sein, ohne den Muth gehabt zu haben, auch Vivi zu besichtigen.

Meinen Brief an das Comité schliesse ich mit einem kurzen Résumé unserer Arbeiten: „Wir haben drei Brücken gebaut, etwa zwanzig Schluchten und Spalten an den Kreuzungspunkten ausgefüllt, sechs Hügel planirt, uns durch

zwei dichte Wälder von hartem Holze hindurchgehauen und eine Strasse von 38 km Länge hergestellt."

Bis zum 23. October hatten wir die Dampfer, Boote und Waaren nach dem Lager am linken Ufer des Luenda geschafft, nachdem wir in der Zwischenzeit 496 km in 22 Tagen ohne Unfall zurückgelegt haben.

Unterm 19. October finde ich folgende Notiz in meinem Tagebuch: „Gestern um 4 Uhr nachmittags umzog sich der Himmel nach einem äusserst heissen Tage sehr stark im Osten. Bald darauf setzte ein heftiger Wind mit häufigen sehr schweren Böen von wenigen Minuten Dauer ein, der die dunkeln Wolken nach Norden und Westen trieb. Dann wurde wiederum der südliche Himmel pechschwarz, es trat Windstille ein, bis schliesslich die dichten, schwarzen Wolkenschichten von Südost bis Nordwest sich festgesetzt hatten und Regen, der erste der Saison, der sich durch einige Donnerschläge und Blitze ankündigte, in Strömen bis Mitternacht herniederfloss, während die Wuth des Sturmes die ganze Nacht andauerte. Die Strasse und die Brücken müssen bei einem solchen Unwetter leiden, und es steht zu befürchten, dass unser Vordringen einige Verzögerungen erleiden wird."

Am Bundi haben wir noch immer ein Lager für die Maulthierzüge: braucht die Pionniertruppe Proviant, so kann leicht eine genügende Anzahl von Trägern nach dem Bundi geschickt werden, um uns innerhalb zwei Tagen Rationen für 25 Tage zu holen.

Das nächste Lager erbauten wir am Rande des Njongena, von wo man einen herrlichen Blick auf den hier wild schäumenden Lulu-Fluss und eine lange Strecke des Kongo hat, der dort über eine Stromschnelle nach der andern in rasendem Laufe den Wasserfällen von Inga zustürzt. Die Stelle ist

8500 Fuss oder 2½ km von dem Lager am Luenda-Fluss entfernt, sodass wir schon am 2. November den „En Avant“ auf dem grossen stählernen Wagen verladen und nach dem Fusse des Berges gebracht haben, um von dort aus den steilsten Aufstieg, an welchen wir uns bisher gewagt haben, zu unternehmen. Die Steigung beträgt auf demselben 1:4. Zu dieser schwierigen Aufgabe sind die sorgfältigsten Vorbereitungen getroffen; zunächst liegen vier kräftige Flaschenzüge, die an starken Bäumen an den Seiten des Weges befestigt sind, bereit; ferner sind an dem stählernen Gestell des Wagens ein paar starke Stroppen angebracht, das schwerste Kabeltau, welches wir besitzen, eine Trosse von 5 Zoll Stärke und 60 Faden Länge, am Bergabhang hinaufgelegt und zwei neue dreizöllige Manilaleinen zum Ziehen ausgebreitet. Dann wird jede Menschenseele im Lager zur Arbeit herbeigerufen und mit dem üblichen eintönigen Gesange, dessen Refrain ähnlich wie das „Ho-hoi-ho“ der Matrosen klingt, das schwere Werk begonnen. Dasselbe schreitet langsam, aber sicher und stetig vorwärts. Jede Verwirrung, jedes Misverständniss beim Empfang der Befehle, jede Zögerung beim Festkeilen der Räder, wobei die Ziehenden einen Augenblick mit der Arbeit aufhören müssen, wird vermieden, und keiner der Leute darf sich der letztern entziehen, da die Aufseher beständig auf- und ablaufen und mit heiserer Stimme und erhobenen Armen jeden, der nicht das Tau fest anfasst, antreiben. Nach einer Stunde haben wir den steilen Abhang überwunden und stehen mit dem Wagen oben auf der Krone des Hügels jenseit des Lagers. Alle Mann stimmen laut in das „Hip, hip, hip, Hurrah!“ mit ein. Wir haben eine volle Stunde zu thun, um die Befestigungen des Dampfers zu lösen und denselben vom Wagen abzuladen; eine Stunde später befindet sich letzterer schon wieder unten am Lulu-

Flusse, um den Dampfer „Royal“ aufzunehmen, dessen Verladung vermittelst einer Schraubenhebewinde und sichere Verschnürung auf dem Gefährt den Rest des Morgens in Anspruch nehmen. Dann wird eine Stunde gerastet, um das Frühstück einzunehmen, das die Köche mittlerweile angerichtet haben, und um 1 Uhr nachmittags steigen wir

STRASSE DURCH DAS WALDLAGER.

wieder zum Lulu hinab, um den „Royal“ heraufzuholen. Auch dieser Transport erfolgt mit grösster Sicherheit. Am Abend des zweiten Tages nach unserer Ankunft sind auch die andern Boote, Kessel, Maschinen, Ausrüstung und die schwerern Gegenstände nach dem Lager geschafft.

Bis zum 6. November haben wir das Lager nach einer Stelle verlegt, von welcher man einen Blick auf den Ngoma-

Berg und das gleichnamige Vorland geniesst, am Anfang eines abschüssigen Ausläufers, von dem das Terrain allmählich abzufallen beginnt nach dem Bula-Flusse, der sich durch die Mitte der sandigen Fläche zwischen Ngoma-Point und dem äussersten Ende des Njongena-Berges ergiesst. Vom Lager aus umfasst der Blick den Kongo bis zu den Isangila-Fällen hinauf und die fjordartige Bai unterhalb der gekrümmten, bis zu den Ngoma-Stromschnellen mit unzähligen kleinen Inselchen besäete Strecke. Der Ngoma-Berg steigt als grossartige, hohe Felsenmasse auf und scheint dem weitern Vordringen eine unübersteigbare Schranke entgegenzustellen. Zwischen dem Lager und dem Fusse desselben liegt die breite Mulde des Bula-Thales, dessen Grund 185 m unter dem Lager und gegen 460 m niedriger als die Spitze des Ngoma liegt. Von dem nordwestlichen Ende des Berges zur Linken zieht sich bis zum Lager ein breiter gebirgiger Rücken hin, der hier und dort mit Hainen und Palmgruppen bestanden ist, welche die Lage der verschiedenen Dörfer bezeichnen. Ausserdem wissen wir, dass durch dieses Gebiet, wenn auch in diesem Augenblicke für uns unsichtbar, tiefe Abgründe, breite Spalten und schluchtartige Vertiefungen sich hinziehen, durch welche der Lulu und seine Nebenströme fliessen.

Der „En Avant", der „Royal" und ein stählernes Boot, ein oder zwei Kessel und einige Maschinentheile sind bereits nach dem Lager geschafft, auch sind ein paar hundert Lasten Waaren in den Zelten untergebracht.

Der 7. November, ein Sonntag, ist Ruhetag. Die Leute waschen sich den rothen Staub der letzten Woche vom Körper, andere gehen auf die Jagd, da sie sich des Versprechens erinnern, dass die Beute mit Zeugen belohnt wird, weil das Fleisch im Lager stets hoch geschätzt ist: noch andere wan-

dern nach den benachbarten Dörfern, um Gemüse zu kaufen oder die Zeit in freundschaftlichem Geplauder mit alten Bekannten angenehm zu verbringen.

Auch für mich und die übrigen Europäer, die allmählich sich nützlich zu machen beginnen, verspricht der Sonntag ein Tag der behaglichen Ruhe zu werden, obgleich ich in meinem Eifer, das Problem zu lösen, wie wir den alten Ngoma umgehen können, schon bei Tagesanbruch nach Ngoma-Point hinabgestiegen bin in der Ueberzeugung, dass dort allein die einzige Hoffnung auf Befreiung aus unserer hügeligen Umgebung liege. Aber gegen 10 Uhr bin ich schon zurückgekehrt, habe gebadet, mich rasirt und dem Feiertage entsprechend angekleidet. Dann nehme ich das Frühstück ein und setze mich zum Lesen nieder. In demselben Augenblicke stürzt aber der junge Lutete-Kuna aus Nsanda mit einer Miene, als habe er Wichtiges mitzutheilen, ins Lager und eilt zu meinem Zelte, um mir einen Papierstreifen zu übergeben, auf welchem die mit Bleistift geschriebenen Worte stehen: „Le Comte Savorgnan de Brazza, Enseigne de vaisseau."

Man wird es mir gewiss verzeihen, dass ich damals die Stellung dieses Herrn nicht genügend würdigte. Als ich im Jahre 1874 nach Afrika abreiste, hatte ich noch nicht von ihm gehört, und 1878 während aller meiner Reisen in Europa war seiner nur gelegentlich als eines Mannes erwähnt worden, der die Herren de Compeigne, March und Ballay nach dem Ogowe begleitet hatte.

Ich verlange zunächst nähere Auskunft von Lutete-Kuna, der mir auch willig beschreibt, wie er bei der Ankunft im Dorfe Ndambi-Mbongo durch das Erscheinen eines grossen weissen Mannes überrascht worden sei, eines „Francess", erzählt Lutete mir, „der mit einem Gewehr, das viele

mal schoss, nach den Bäumen zielte. Nun sagt mir, Bula-Matari, weshalb schiessen weisse Männer nach Bäumen? Wollen sie den bösen Geist tödten?“

„Vielleicht“, erwiderte ich. „Aber was nun weiter?“

„Oh, als er entdeckte, dass ich zu Euerer Expedition

GRAF SAVORGNAN DE BRAZZA.

gehöre, gab er mir jenes Stück Papier und befahl mir, Euch dasselbe zu bringen.“

Nach einer Stunde erscheint der Franzose, in blauer Marineuniform mit dem Helm auf dem Kopfe und braunen Lederbinden um die Füsse, begleitet von 15 Personen, haupt-

sächlich Matrosen aus Gabun, die sämmtlich mit Winchester-Repetirgewehren bewaffnet sind.

Der Herr ist gross, von sehr dunkler Gesichtsfarbe und sieht sehr ermüdet aus. Er ist aber willkommen, und ich lade ihn in mein Zelt und zu einem Frühstück ein, welches ich für ihn herrichten lasse.

Ich spreche ein ganz abscheuliches Französisch und sein Englisch ist nicht gerade das beste, allein trotzdem können wir uns recht gut verständigen. Er weiss viel von seinen Reisen zu erzählen, von seinem Besuch in Brüssel, seinen Unterredungen mit dem Vorsitzenden des Executiv-Comité der Internationalen Afrikanischen Association, vom Kongo und dessen Werth für Frankreich und die Civilisation.

Von ihm erfuhr ich, dass es ihm auf seiner ersten Expedition den Ogowe aufwärts in $3^1/_2$ Jahren nur gelungen war, 460 km weit ins Land einzudringen, und dass die auf dieser Reise gesammelten Erfahrungen ihn zu dem Entschlusse veranlasst hätten, auf weitern Forschungsexpeditionen keine Gefährten mitzunehmen, um nicht durch die Furchtsamkeit und Unentschlossenheit anderer, auf deren Wünsche man zuweilen Rücksicht nehmen müsse, in seinem Vorhaben gehindert zu werden. Auf dieser Reise hatte er sehr viel Geld ausgegeben und noch mehr, bei weitem werthvollere Zeit verloren. Die Gegend, welche er durchzog, war unbekannt, die Eingeborenen hielten sich scheu zurück und zeigten sich der Annäherung der Weissen gegenüber feindselig; sie waren oft sehr launenhaft in ihren Forderungen, unzuverlässig bei ihren Vereinbarungen, und schwankten stets zwischen Begierde nach den Waaren des weissen Mannes und abergläubischer und unvernünftiger Furcht vor jeder Neuerung.

Es war für ihn eine schwere Prüfung, als er zuerst den

Alima sah und fand, dass er der Unentschlossenheit einiger seiner Begleiter und der Feindseligkeit der Eingeborenen wegen die Erforschung des Stromlaufes nicht fortsetzen konnte; er gelobte sich daher im stillen, eines Tages allein wiederzukommen und die Entdeckung zu vollenden. Nach seiner Rückkehr nach Europa im Jahre 1878 erfuhr er jedoch, dass ich den Lualaba und Kongo herabgekommen sei, und nun wusste er, dass er einen der Nebenströme des Kongo gesehen habe. Er war krank und erschöpft in Europa eingetroffen; nachdem seine Gesundheit aber wiederhergestellt war, begab er sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1879 aufs neue nach Afrika, wo er im Februar 1880 nach Beendigung der erforderlichen Vorbereitungen nochmals den Ogowe hinaufging. Diesmal jedoch hatten die Lehren, welche er früher den Eingeborenen gegeben, befriedigendere Folgen für ihn und seine Schützlinge; ein Stamm nach dem andern sandte ihm Hülfskräfte, ein Häuptling nach dem andern unterstützte ihn, und schliesslich gelangte er zum Stanley-Pool, von wo er sich, nachdem er einen Corporal als Wache zurückgelassen hatte, nordwärts wandte und bis etwa 45 km weit ins Land hinein vordrang. Dann war er 18 Tage in paralleler Richtung mit dem Flusse marschirt und nach Ndambi-Mbonga gekommen, wo er von meiner Anwesenheit in der Nachbarschaft gehört hatte.

Nachdem er zwei Tage in meinem Lager ausgeruht hatte, setzte er mit einigen unserer Eingeborenen, welche sein geringes Gepäck tragen mussten, die Reise nach Vivi fort, wo er sich einige Tage Rast gönnte, um dann mit einem unserer Dampfer nach Banana und von dort mit dem Postdampfer nach Gabun zu fahren.

Am 13. November waren die Wagen, die Waaren und das Lager nach der sandigen Ebene gebracht, welche sich

in Gestalt einer Bai zwischen dem obern Ende des bewaldeten Njongena-Rückens und dem felsigen Ausläufer des Ngoma-Berges ins Innere erstreckt.

Während seines Aufenthalts im Lager hatte Herr de Brazza, die ungeheuere Bergmasse des Ngoma betrachtend, gemeint: „Sie werden drei Monate gebrauchen, um mit Ihren Wagen über den Berg zu kommen. Ihre Mannschaft ist für die Aufgabe, welche Sie unternommen haben, viel zu schwach; Sie müssten mindestens 500 Mann haben."

Das war allerdings wahr, allein da ich nun einmal keine zahlreichere Mannschaft besass und auch keine Leute aus dem Erdboden stampfen konnte, würde es Schwäche gewesen sein, nunmehr die Hände in den Schos zu legen und unsere Hülflosigkeit zu beklagen. Wir befanden uns nun einmal in der Wildniss und mussten das viele und werthvolle Material mitführen, solange noch der Befehl, Stationen zu bauen, in Kraft bestand und als von hervorragendster Bedeutung bezeichnet wurde. Ehe ich selbst rascher vorwärts dringen konnte, musste ich eine tüchtige Kraft mit genügender praktischer Erfahrung haben, welche meine Stelle vertreten und den Befehl über das gesammte „Gerümpel" übernehmen konnte; ich brauchte ferner eine weitere, wenn auch nur geringe Anzahl Leute, wenn ich nicht wollte, dass der Chef des Transports am Fusse dieser beträchtlichen Höhen unbeweglich stecken bleiben sollte. Begreiflicherweise gestattete unsere gegenwärtige geringe Zahl uns nur, mit der Geschwindigkeit einer Schnecke vorwärts zu kommen; wenn ich derselben daher auch nur 15 ausgesuchte Leute entnahm, musste der Wagentrain genau an dem Orte liegen bleiben, wo ich ihn verliess.

Während die Leute die Waaren und das Lager nach dem Fusse des Ngoma bringen, steige ich nochmals zum

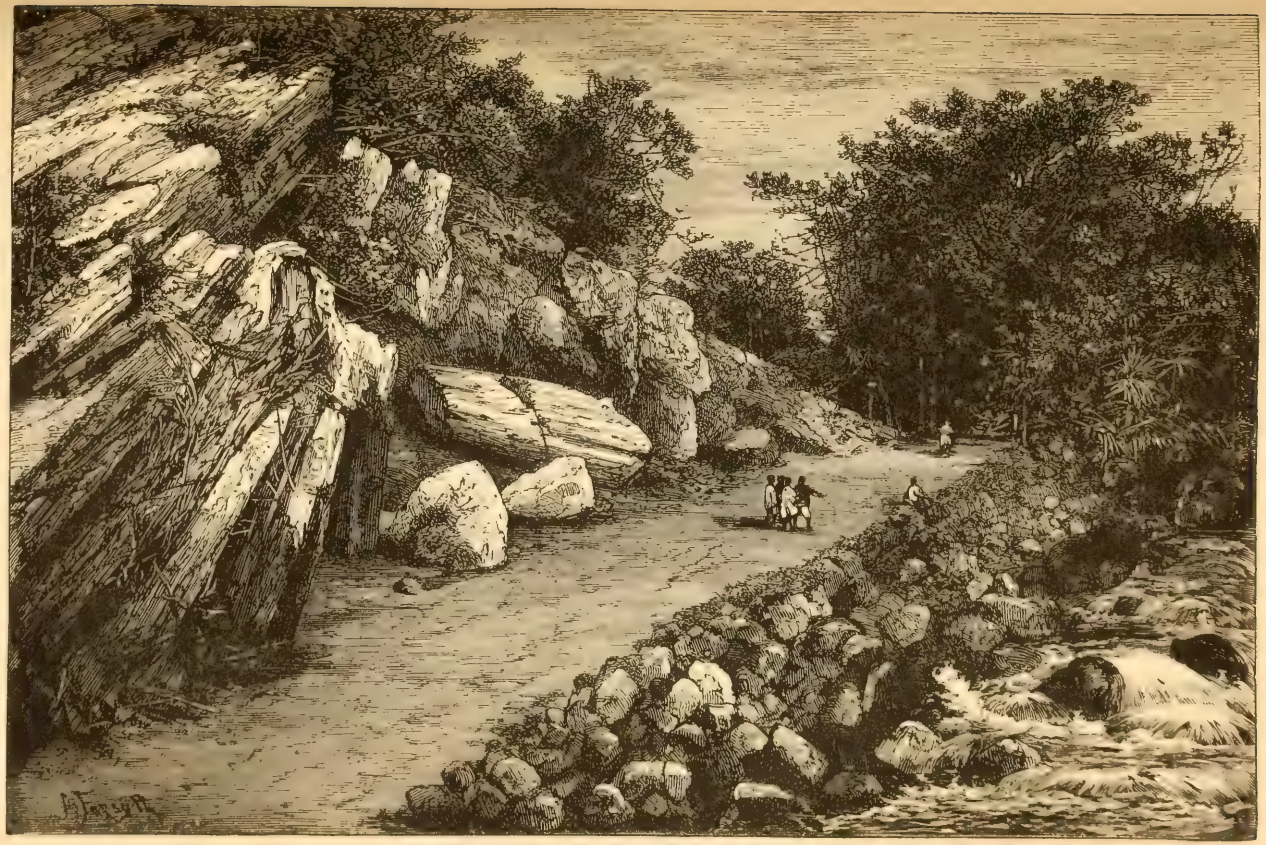
Ngoma-Point hinab, um jeden Theil dieser zerrissenen Ecke auf das allergenaueste zu untersuchen. Auf dem Flusse ist mir der Weg vollständig abgeschnitten. Der Strom ist oberhalb der Spitze auf einer Strecke von etwa 400 m viel zu gewaltig, und am Lande fällt der scharfe Felsrücken steil bis zu einer Stromschnelle ab, allein etwa 6 m oberhalb des Falles bemerke ich Thierspuren, welche sich zwischen den ungeheuern Steinmassen nach einer eben jenseit der Spitze beginnenden bewaldeten Terrasse winden. Könnte ich nicht einige dieser Felsstücke entfernen und am Flusse entlang eine Mauer aufbauen? Und welche Zeit würde eine solche Arbeit in Anspruch nehmen? Nachdem ich noch länger Vergleiche zwischen dem steilen Aufstieg und dem noch abschüssigern Abstieg von Ngoma angestellt und die zahlreichen Schluchten und Wasserläufe in Rechnung gezogen habe, welche wir bis Isangila zu überschreiten haben, entschliesse ich mich endlich doch, die Ngoma-Spitze als nächstes Operationsfeld zu wählen.

Zunächst werden nun einige hohe und gerade gewachsene Bäume gefällt und etwa 50 Handspeichen aus festem, zähem und hartem Holze angefertigt und nach der Spitze gebracht. Vierzig ausgesuchte Leute werden zu der mehr Geschicklichkeit erfordernden Arbeit verwendet, die übrigen müssen in der Umgegend Bausteine zusammensuchen. Wir pflanzen dann einen der längern Baumstämme fast senkrecht auf, an dessen oberm Ende kurze Taue zum Anziehen befestigt werden, und versuchen mit Hülfe derselben eins der grossen Felsstücke umzustürzen. Das geht so gut, dass der ungeheuere Stein ganz prächtig sich umdreht und dann in die Tiefe hinabgleitet, wo er eine solide Grundlage bildet, auf welcher wir, wenn wir sorgfältig und verständig zu Werke gehen, andere aufbauen können. Wir machen einen zweiten

Versuch, der in gleicher Weise glückt; wieder rollt ein grosses Felsstück hinab und wird mittels der Schraubenhebewinden an seinen Platz befördert. Nach sechs Tagen haben wir aus ungeheuern Steinen ein sehr solides Fundament von circa 200 m Länge hergestellt, sodass wir jetzt mit dem Aufbauen einer Mauer aus losen Felsstücken beginnen können. Je höher wir dieselbe zusammenfügen, desto breiter wird die Strasse, da der Berg sich mit zunehmender Höhe mehr und mehr vom Flusse entfernt. Alle Mann sind jetzt in die Umgegend gesandt, um zum Bauen passende Steine herbeizuholen, und von Tag zu Tag wächst unsere Ueberzeugung, dass wir den Ngoma passiren werden!

Am 24. November, als wir uns der Vollendung nähern, trifft Lieutenant Valcke ein, einer der jungen belgischen Offiziere, welcher, da er Ingenieur ist, ersucht wird, einige der grössten Felsstücke, die uns im Wege sind, zu sprengen. Obgleich der junge Mann an häufigen Anfällen von Dysenterie leidet, vollbringt er die Aufgabe dennoch, und nun haben wir das Werk vollendet, die Mauer 80 cm hoch mit Erde bedeckt und auf diese Weise eine schöne breite und compacte Wagenstrasse hergestellt, deren Fundament vergeblich von den Wellen des erbosten wüthenden Stromes gepeitscht wird.

Die Eingeborenen von Ndambi-Mbongo und Isangila, die Tag für Tag gekommen sind, um unserer emsigen Arbeit zuzuschauen, spenden uns lauten Beifall wegen der Vollendung der schwierigen Aufgabe und bestätigen mir aufs neue enthusiastisch den Namen, den man mir schon in Vivi gegeben hat; aus demselben Grunde, aus welchem die Römer Scipio den Beinamen Africanus gaben, nannten die Eingeborenen mich Bula-Matari, d. i. „Felsenbrecher“, eine Bezeichnung, die seltsamerweise viel rascher nach dem obern Laufe des Flusses gelangte als ich selbst.



DIE NGOMA-SPITZE NACH VOLLENDUNG DER GROSSEN STRASSE. I, 258.

Nachdem wir uns durch den Wald Bahn gebrochen und den Weg aus zwei oder drei stumpfen Felsen herausgehauen haben, erreichen wir einen schönen Landungsplatz, welcher 1120 m von dem Rande der Hochstrasse entfernt liegt.

Am 8. December werden die $2^3/_4$ m breiten Wagen mit den Booten und Kesseln ohne Aufenthalt über die Steinmauer geschleppt und sofort in dem kühlen Waldlager von ihrer Last befreit. Berechnet man die Geschwindigkeit, mit welcher wir in den letzten 30 Tagen vorwärts gekommen sind, so ergibt sich, dass wir täglich durchschnittlich kaum 40 m vorgerückt waren; indess brauchten wir von den 30 Tagen allein 25 zur Herstellung der Felsmauer, obgleich deren ganze Länge von einem Ende bis zum andern nur gegen 370 m betrug.

Das neue Lager nannten wir Khonso. Während etwa 30 Eingeborene aus den Dörfern an den westlichen Abhängen Ngomas uns behülflich waren, die vielen Kisten, Ballen und sonstigen kleinern und grössern Gegenstände nach dem Lager zu bringen, war der Ingenieur Flamini beschäftigt, den „Royal" für die Fahrt auf dem Flusse wieder in Stand zu setzen. Glücklicherweise langte hier ein geschickter junger Mechaniker, Paul Neve, der zwar nur zart aussah, aber ein äusserst tüchtiger Mensch war, bei der Expedition an, sodass derselbe uns helfen konnte, auch den „En Avant" wieder zu montiren.

Eine vom 14. December datirte Notiz meines Tagebuches schildert die Unannehmlichkeiten, die ich täglich mit den Neuangekommenen hatte, und welche hauptsächlich verursacht wurden durch den Mangel an frischem Fleisch und das gänzliche Fehlen der kleinen Nothwendigkeiten des Lebens, an welche die Leute gewöhnt waren:

„Albert Christopherson besser. Krank seit letztem Mon-

tag vor acht Tagen. Sieht schlecht aus, aber grosse Hoffnung, dass er wiederhergestellt wird.

„Lieutenant Valcke aufs neue bettlägerig, zum vierten mal in 20 Tagen; leidet an Anfällen von Dysenterie, zeigt sich aber, wenn er auf ist, bereitwillig zur Arbeit."

Ich dampfte mit dem „Royal" den Kongo hinauf und freute mich über den glücklichen Erfolg dieser Expedition, denn ich fand, dass wir, wenn wir Vorsicht gebrauchten, den Fluss bis zu einer Entfernung von $2^1/_4$ km von Isangila benutzen könnten. Die Bergfahrt nahm 1 Stunde 20 Minuten in Anspruch; auf der Thalfahrt brauchten wir nur 30 Minuten.

Während die Dampfer nun das Material zu Wasser weiter beförderten, war Wadi-Rehani mit 100 Mann beschäftigt, die Strasse behufs späterer leichterer Verbindung noch weiter auszubauen.

Am 30. December stand unser Lager noch $1^1/_8$km von Isangila, und mit etwas verzeihlicher Kühnheit vermochten wir unsere Boote in eine kleine Bucht hineinzubringen, von der wir eine Strasse nach genanntem Orte herstellten. Ich beabsichtigte nun Lieutenant Valcke den Befehl zu übertragen und selbst nach Vivi zurückzukehren, um die uns aus Europa gesandten neuen Wagen sowie einen stählernen Leichter zu holen, welchen wir am Bundi zurückgelassen hatten.

Am 2. Januar 1881 waren die Boote nach dem Lager hinaufgebracht, wo sie reparirt, gereinigt, gemalt und für die weite Fahrt nach Manjanga vorbereitet wurden.

Rechne ich nun die gesammten Längen der Strasse zusammen, welche ich stets mit dem Messbande gemessen hatte, so stellte sich heraus, dass wir, sobald das noch 1190 m vom Lager entfernte Isangila erreicht war, eine

Strasse von 274472 Fuss oder 80 km Länge fertig gestellt haben würden.

Lieutenant Valcke, A. B. Swinburne, François Flamini, Albert Cristopherson und Paul Neve im Lager zurücklassend, brach ich am 3. Januar nach Vivi auf, wo ich am 6. Januar eintraf und Major van Bogaart und zwei andere belgische Offiziere, sowie Kapitän Anderson antraf, die soeben nebst einer neuen Zufuhr von Maulthieren von Brüssel angelangt waren.

Eine kurze Unterredung mit Kapitän Anderson genügt mir, um mich erkennen zu lassen, dass ich in ihm einen wackern Assistenten habe, der mir von grossem Nutzen sein wird, da er ein Schiff der schwedischen Handelsmarine geführt und das Leben in den verschiedensten Ländern kennen gelernt hat. Mit seiner Hülfe werden die neuen Wagen in eine bessere und brauchbarere Form umgestaltet, sodass wir für unsere eigenthümlichen Aufgaben mehr Dienste von denselben erwarten dürfen.

Wir haben jetzt weitere 500 Traglasten und zwei Wagen nach Isangila zu schaffen, besitzen aber nur eine Arbeitercolonne von 95 Mann.

Am 15. Februar haben wir trotzdem mit den Wagen, dem neuen Stahlleichter und den 500 Lasten das Lager bei Isangila erreicht. Leider ist Herr Swinburne am gastrischen Fieber schwer erkrankt, sodass er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Madeira zurückkehren muss. Auch Lieutenant Valcke ist sehr schwach und muss nach Vivi zurückgesandt werden, wo er so lange bleiben wird, bis wir weiter vorgedrungen sind und seiner Dienste bedürfen. In der Zwischenzeit wird er als Zweitcommandirender in Vivi fungiren; an seiner Stelle werden uns zwei andere Belgier den Fluss hinauf begleiten.

Am 18. Februar sind wir im Lager zu Isangila angelangt, und drei Tage später haben wir die Fahrzeuge ins Wasser gebracht; mit dem „Royal“ beginnen wir zunächst die Effecten nach einem Lagerplatze am obern Ende der „Langen Strecke“ zu befördern, den wir mit dem Dampfer in 2 Stunden 12 Minuten erreichen.

Der Leser möge sich erinnern, dass wir am 21. Februar 1880, unmittelbar nachdem die Station in Vivi vollendet worden war, unsere erste Recognoscirungstour unternahmen, um eine passende Route nach dem Landungsplatze in Isangila ausfindig zu machen, und gerade 366 Tage später, am 21. Februar 1881, standen wir im Begriff, einen zweiten Abschnitt unsers Werkes zu beginnen, der indess einen wesentlich verschiedenen Charakter hatte von dem in so glücklicher Weise jetzt beendeten.

Zählt man die Entfernungen zusammen, welche wir im Laufe des Jahres hin und zurück marschirt sind und Fuss für Fuss mit der Leine gemessen haben, so ergibt sich die Gesammtsumme von 3784 km, sodass wir im Durchschnitt des Jahres also täglich 10,3 km zurückgelegt haben, um insgesammt 80 km ins Innere des Landes vorzudringen. Rechnet man die nothwendigen Rasttage des Jahres ab, sowie die 91 Tage, welche wir gebrauchten, um eine passirbare Strasse herzustellen, die ziemlich eben sein musste, um von unsern schwerbeladenen Fahrzeugen befahren werden zu können, so zeigt der Durchschnitt unserer Märsche, dass wir ein ungewöhnliches und heiliges Pflichtgefühl besessen und daneben die Hoffnung gehegt haben, eines Tages unsere sanguinischen Bemühungen mit positiven Erfolgen belohnt zu sehen.

Dass unsere Aufgabe mit der Diät von Bohnen, Ziegenfleisch und gebackenen Bananen, der dumpfigen Atmosphäre der engen Kongo-Schlucht, der von den Felsen abprallenden

erstickenden Hitze und den kalten trockenen Winden auf den ausgedörrten Plateaus kein Feiertagsausflug war, beweist der Tod von 6 Europäern und 22 Eingeborenen und die Krankheit der 13 invalid gewordenen Europäer, von denen nur einer das Innere des Landes gesehen hat. Es war ein dunkles Jahr der Prüfungen und schweren Mühen. Aber unsere kleine Mannschaft ist stolz auf das grossartige Werk, das sie durch eigene Muskelkraft vollendet hat, hegt jedoch grössere Hoffnungen von der Zukunft, da die Arbeit durch die Dampfer wesentlich erleichtert werden wird.

DREIZEHNTES KAPITEL.

IN DEN KATARAKTEN-REGIONEN: NACH MANJANGA.

Die nach Manjanga bestimmten Mannschaften und Vorräthe. — Die Landschaft bei Isangila. — Die dunkle Ntombi-Schlucht. — Von Krokodilen verfolgt. — Die „Lange Strecke". — Seltsame Felsenformation. — Laufen auf dem Sande. — Vortheile der Harmlosigkeit und Lebendigkeit im Verkehr mit den Eingeborenen. — Kilolo-Point. — Mehr Dampf für die starke Strömung. — Kuvoko. — Begegnung mit zwei Missionaren. — Vertreibung derselben aus Kinschassa und Mfwa. — Soudi aus Turu von einem Büffel getödtet. — Die Eingeborenen noch freundlich. — „A'kumbi, kumbi!" — Die Nsambi-Stromschnellen. — Der Kwilu. — Beschaffung von Lebensmitteln. — Eine Wirbelströmung. — Die Kimbansa-Insel. — Erinnerung an 1877. — Hamadi's Sklaverei und wunderbare Flucht. — Reparatur der Dampfer. — Ellritzenfischerei. — Die Ndunga-Stromschnellen. — Ein Ort für Selbstmörder. — Ndunga-Tänze. — Ein aufregendes und ausserordentliches Schauspiel. — Manjanga. — „Morgen werden wir nicht arbeiten, morgen werden wir die Fremden sehen." — Zweifelhafter Empfang seitens der Eingeborenen.

Bei genauer Berechnung der je 60 oder 70 Pfund schweren Traglasten, die bis zum gegenwärtigen Datum theils durch die eingeborenen Träger, theils durch die Maulthiere nach Isangila geschafft worden sind, stellt sich heraus, dass wir insgesammt 1815 Packen besitzen, welche zusammen ein Gewicht von etwas über 52 Tonnen repräsentiren; ausserdem warten unsere stählernen und hölzernen Wagen

auf den Transport nach Manjanga, wo unsere nächste Station angelegt werden soll. Ferner haben wir einschliesslich der Eingeborenen von Isangila 118 farbige Begleiter nebst deren Gepäck, Matten, Töpfen und Kesseln, und zwei uns freiwillig begleitende Offiziere, die Herren Harou und Braconnier, zu befördern, die uns bei der Beaufsichtigung der Lager gute Dienste leisten, der eine auf dem neuen, der andere auf dem alten Lagerplatze. Da wir die Entfernung nach Manjanga kennen und genau wissen, wie viele Lasten die Dampfer und Leichter mit Sicherheit tragen können, so glauben wir den neuen Bestimmungsort mit unserm gesammten Personal und allen Vorräthen in 70 oder 80 Tagen erreichen zu können.

Wer die Landschaft bei Isangila, den dortigen Katarakt und den ewigen kegelförmigen Hügel des rostfarbenen Felsens, der einsam, still und verlassen am südlichen Ufer steht, einmal gesehen hat, wird es kaum für der Mühe werthhalten, viel über diese Gegend zu schreiben. Ich habe dieselbe so oft betrachtet, dass ich jede Runzel, jede Falte in der ganzen Umgegend kenne; mir erscheint dieselbe jetzt sehr zahm und des Geheimnissvollen und Mystischen, das ich im Jahre 1877 in derselben fand, vollständig entkleidet. So wild der Katarakt auch aussieht, weiss ich doch, dass ich demselben mit einem Boote bis auf 10 m nahe kommen kann. Allein ich erinnere mich auch der Zeit, als derselbe mir in meiner Schwäche und meinem Elend schrecklich erschien. Ich habe den unfreundlichen Eingeborenen dieser Gegend längst vergeben: wir sind jetzt gute Freunde, und einer blickt den andern nicht mehr so starr wie damals an, als wir uns gegenseitig fast wie Wunderthiere betrachteten. Auch das Heroisch-Komische der Hügel, welche zu einer prätentiösen Höhe aufsteigen und eine stille und geheimniss-

volle nachgeahmte Majestät annehmen, kenne ich: ich bin überall umhergewandert, bergauf, bergab, in die Tiefen der verrätherischen, mit hohem Gras bewachsenen Felsschluchten und auf die höchsten Spitzen der höchsten Berge, aber ich sehe jetzt nichts mehr, was zu bewundern wäre, ausgenommen, wenn ich auf den Fluss hinabblicke und Ngoma und Njongena betrachtend mir vergangene Zeiten und Tage schwerer Mühe und Arbeit ins Gedächtniss zurückrufe. Wenn ich den Weg auf der kurzen Biegung des Flusses nach der langen Strecke, in welcher der Blick nach abwärts behindert ist, hinauf mache, fühle ich deshalb im tiefsten Innern nur, dass der Mensch noch einen erbitterten, langen Kampf auszufechten haben wird, ehe die öde Scenerie in Isangila an Liebreiz gewinnen wird.

Der kleine „Royal", der am Strande von Ostende einen König in seiner Kajüte gefahren hat, würde vielleicht, wenn er sprechen könnte, sich über die scheinbar unendliche Aufgabe beklagen, welche er jetzt mit Beginn seiner nützlichen Laufbahn auf der schiffbaren Strecke zwischen Isangila und Manjanga inaugurirte, aber vergeblich bedauern, dass zwischen ihm, dem graziösen, stolzen Ding, und dem blauen Ocean sich eine Barrière wilder Gewässer hinter der andern aufthürmt, die es dem kleinen Boote zur Unmöglichkeit machen, sich je wieder von den Wellen des Meeres schaukeln zu lassen.

Aber unter Führung seines Freundes Flamini, der gleichfalls immer über eine abwesende Frau lamentirte, erfüllte das mit allen möglichen Gegenständen unserer Expedition schwer beladene kleine Boot seine Aufgabe mit einer seines Namens würdigen Grazie; und dicht hinter ihm stürmte, die Räder geräuschvoll drehend und eine breite Furche in dem dunkeln braunen Wasser zurücklassend, der „En Avant" daher.

Die kleine Bai, in welcher wir die Fahrzeuge beladen hatten, wird durch eine Vertiefung in den Sandsteinfelsen gebildet, welche etwa 100 m weit ins Land hineinragt und oben mit Buschwerk eingefasst war, aus welchem die Linien des röthlichen Bodens hervorblickten. Aus dieser Bai waren wir herausgedampft; der Katarakt befand sich hinter uns, war jedoch nur gefährlich, wenn uns in der Mitte des Stromes ein Unfall an der Maschine des kleinen Fahrzeuges betroffen hätte. Das Ufer ist mit zerrissenen Felsen und Steinmassen eingefasst, deren Spitzen aus dem Wasser hervorblicken, bis wir die dunkle Ntombi-Schlucht passirt haben, durch welche sich der gleichnamige Fluss in eine andere kleine Bucht ergiesst. Uns nahe an einem isolirten Schieferfelsen haltend, bekommen wir eine grün bewachsene Schlucht und jenseit derselben und jetzt gerade vor uns die „Lange Strecke" in Sicht, wo der Kongo sich bis auf $1^1/_4$ km verbreitert. Wäre der Fluss auf seinem ganzen Laufe so breit, dann wäre das Unternehmen, welches wir jetzt begonnen haben, sicherlich schon vor mehrern Jahrhunderten zur Ausführung gebracht. Das zum Strome abfallende Land zeigt indess gegen vorhin keine wesentliche Verbesserung; das südliche Ufer bilden bei näherer Untersuchung von Gras bedeckte Quarzblöcke, während an der Nordseite ein ausgedehntes Terrain liegt, welches möglicherweise nutzbar gemacht werden könnte.

Die Krokodile, von der seltsamen wühlenden Bewegung der Schraube und dem Spritzen der Schaufelräder aus ihren stillen Träumen erweckt, kommen erbost eins nach dem andern aus den trägen Bächen hervor, um unser Kommen zu ahnden. In dem falschen Wahne, dass die Boote ihnen unbekannte Thiere seien, stürmen sie mit funkelnden Augen und zum Kampfe bereit heran, allein wenige Fuss entfernt ver-

sinken sie plötzlich; ob sie an dem dahingleitenden Kiel eine verwundbare Stelle aufsuchen wollen, weiss ich nicht, aber sobald wir die Stelle, wo sie verschwunden sind, passirt haben, tauchen sie wieder empor, um uns in grösster Wuth zu verfolgen.

Die „Lange Strecke“ ist, wie der Name schon sagt, sehr lang. Wir halten uns dicht am nördlichen Ufer: längs desselben ist überall tiefes Wasser. Verschiedene Kleinigkeiten erfreuen das Auge. Wir sehen dort eine schmale Reihe von Bäumen, von denen einige einen grossen kugelförmigen Schatten auf den von der Sonne beschienenen Boden werfen. Einige derselben sind sehr hoch; es sind dies glattstämmige Seidenholzbäume; andere mit kurzen, aber kräftigen Stämmen sind Rothholzbäume; manche sind verwittert; zwischen den Bäumen steht Gebüsch und Unterholz, hier und dort auch eine oder zwei junge Palmen, die zuweilen von hohem Schilfgras umgeben sind, dessen Köpfe die höchsten Spitzen der Palmwedel zu überragen trachten. Zwei oder dreimal auf der Fahrt lohnt es sich auch die Felsen zu betrachten. Auf unserer ersten Tour fanden wir dieselben interessant, ja, je weiter wir aufwärts kamen, desto mehr fesselte die Landschaft unsern aufmerksamen Blick. Die Bäume verbargen und verdeckten, wie wir später sahen, die gähnende Mündung eines Wasserlaufes, die ohne diese Staffage hässlich gewesen wäre, und nunmehr trat der Fels mit seinen nackten Klippen in Sicht, der an einigen Stellen durch die Wirkung des tiefen Wassers die Form ungeheuerer Quarzmauern angenommen hat, auf welchen man die Marken der Wasserstände vieler Jahre beobachten kann. An einzelnen Stellen und besonders wo das Ufer einen kleinen Winkel bildet, haben Wirbelströmung und Strudel tiefe Höhlen ausgewaschen, die so geräumig sind, dass bei niedrigem Wasser-

stande eine kleine Anzahl Männer in denselben bequem sich aufhalten und ihre Fische trocknen können.

An andern Stellen beginnt die Felsenklippe wenige Schritte vom Ufer zu grösserer Höhe aufzusteigen; am Fusse liegen Steintrümmer, während die luftigen Umrisse der Gipfel mit einem schmalen Streifen Buschwerk sich vom Hintergrunde abheben. Die im allgemeinen horizontalen Schichten des Sandsteins mit seinen viereckigen Blöcken, welche durch das Herausspülen des dazwischenliegenden Thons isolirt worden sind, scheinen fast darauf hinzudeuten, dass die Menschen vor Jahrtausenden nicht wenig mit dem gegenwärtigen Aussehen zu thun gehabt haben. Wo der blaue Fels eine mehr schieferartige Formation hat, fühlt die müssige Neugier sich versucht, die Linien der horizontalen Strata zu verfolgen, und wenn man dieselben plötzlich grosse Biegungen wie einen stark gespannten Bogen machen sieht, dann wird man veranlasst, darüber nachzudenken, was diese Erscheinung gerade an dieser Stelle hervorgebracht haben mag. Vielleicht sind einige unserer farbigen Matrosen der Ansicht, dass ein mächtiges Flusspferd die Ursache gewesen ist, indem es dort fest geschlafen und, von der auf ihm ruhenden Last ermüdet, aufgewacht sei, sich geschüttelt und auf diese Weise dem neuen Felsen die Krümmung gegeben habe.

Dem obern Ende der „Langen Strecke" zu wird die Landschaft freundlicher. Wir befinden uns hier nicht mehr in der Wirkung der Strömung. Auf den Alluvialanschwemmungen, die sich seit undenklicher Zeit in einer vom Flusslaufe gebildeten Ecke angesammelt haben, ist ein breiter Baumgürtel gewachsen, der durch allerlei Schlinggewächse und Unterholz zu einem dschungelartigen Dickicht geworden ist. Die Alluvialschicht ist weder reich noch dick,

sondern sandig, und ein kräftiger Baumwuchs müsste bessern Boden haben, allein trotzdem bietet die Landschaft dem Auge Abwechselung und erhält durch das Dickicht passende Färbung. Das Laubwerk ist sehr grün; wo die Sonne scheint, ist es hellglänzend und glitzernd, im Schatten hat es dagegen eine düstere Farbe, ein unbestimmtes Dunkelgrün, und unterhalb der Bäume zieht sich ein todter Streifen feinen weissen Sandes hin, der wie ein ungeheueres Tafeltuch aussieht und für unsere jungen Leute so verlockend ist, dass sie keinen Schritt auf demselben thun können, ohne im jugendlichen Uebermuth allerhand Streiche zu machen.

Ich habe es gern, wenn die jungen Leute meiner Farbe in Afrika sich ihres Lebens freuen und vergnügt sind. Nichts ruft so leicht ein allgemeines Lächeln hervor, wie wenn wir Albert wie einen jungen Elefanten über den schönen weissen Sand dahinstürmen sehen und derselbe den erstaunten Schwarzen zeigt, dass auch die Weissen Sinn für Spass haben und laufen, springen und scherzen können wie sie. Die dunkeln Gesichter erhellen sich unter freundlichem Grinsen, und vielleicht datirt gerade von diesem unbedeutenden Vorfall das Entstehen des ersten Wohlwollens. Der Empfang des Weissen, dessen Würde so maasslos ist, dass sie den sich ihm Nahenden ein erkältendes Gefühl beibringt, ist ein ganz anderer. Einem so sehr den ersten Eindrücken zugänglichen Geschöpf wie dem Afrikaner ist der kalte, selbstbewusste Europäer mit dem ernsten, weissen Gesicht und dem ruhigen, festen Blick wie ein versiegeltes Buch; die Eingeborenen betrachten ihn als eine Form, die einem Menschen ähnlich sieht, sie hören ihn in menschlichen Tönen reden, aber die Sprache ist ihnen unverständlich, und er vermag keinen Laut hervorzubringen, der ihnen vertraut ist. Wirft aber der weisse Fremdling die steifen, ernsten

Manieren ab, tritt in die kalten, eisigen Augen Lebenslust, Freude, gute Laune, Freundschaft und Scherz, dann ist die Verbindung zwischen dem Schwarzen und Weissen mit elektrischer Schnelligkeit hergestellt.

Bis zum 26. Februar hatten wir alle nothwendigen Dinge aus dem Lager von Isangila fortgeschafft und daselbst nur eine kleine Wache unter Aufsicht eines Unteroffiziers zurückgelassen, um die Verbindung erforderlichenfalls offen zu halten. Am Nachmittag des genannten Tages begab ich mich von der von den Eingeborenen Mbembe-Kissa genannten Spitze an der „Langen Strecke" und dem tief ausgehöhlten ziemlich niedrigen Lande entlang bis zum Kilolo-Point, dem südlichen Ende der zweiten Strecke des Kongo oberhalb Isangila. Das nördliche Ufer ist hier mit zahlreichen, wie die Zähne einer Säge ausgezackten Schieferfelsen besäet und wie die Südseite der untern Strecke sehr gefährlich für die Schiffahrt.

Wenn man Kilolo-Point umfahren hat, sieht man eine dritte Strecke des Flusses von gegen 8 km Länge vor sich, an der Südseite auf etwa einem Viertel seiner Breite mit einem langen deichartigen Rücken aus Schieferfelsen besetzt, während der übrige Theil des Kongo ohne Gefahr ist. Trotzdem erhebt sich jenseit der Kilolo-Spitze eine ernstliche Schwierigkeit für uns. Der Fluss wird an der Biegung durch kleine Inselchen an der Nordseite und die Ausläufer des Felsendeiches eingeengt; zwischen diesen Inseln im Norden läuft bei niedrigem Wasserstande nur ein geringer, bei hohem dagegen ein wüthender Strom, sodass uns also nur die Mitte der Durchfahrt übrigbleibt, doch ist der Kongo hier dermaassen eingeengt, dass die Strömung sehr rasch ist und wir deshalb hohe Dampfkraft gebrauchen, um vorwärts zu kommen. Zunächst machen wir einen Versuch mit 65 Pfund

Dampf, müssen denselben jedoch bald als vergeblich aufgeben und laufen hinter den Felsendeich an der Südseite, um abzuwarten, bis der Dampfdruck sich auf 75 Pfund erhöht hat. Wir unternehmen einen neuen Versuch, den Engpass zu stürmen, allein wieder umsonst, doch lernen wir bei dem Hin- und Herfahren die Strömung genau genug kennen, um einzusehen, dass wir mit etwas mehr Kraft die Strömung würden bewältigen können. Nochmals geben wir dem Feuer neue Nahrung, bis wir 85 Pfund Druck haben; dann steuern wir 10 m vom Felsendamm demselben entlang und bemerken zu unserer Genugthuung, dass wir allmählich stromauf kommen; nachdem wir 100 m mit der Schnelligkeit einer Schnecke zurückgelegt haben, schleudert die in dem Kessel angesammelte Kraft das Boot plötzlich wie einen Pfeil vorwärts. Frei von Besorgniss mässigen wir nun die Fahrgeschwindigkeit und halten uns am nördlichen Ufer, wo wir das ruhige tiefe Wasser mit grosser Geschwindigkeit durchschneiden, bis wir Kuvoko-Point an der Nordseite am obern Ende der dritten Strecke des Flusses erreichen.

Die Mulde des Kongo hat oberhalb Isangila übrigens keineswegs den Charakter einer Schlucht, sondern ist hier wesentlich breiter. Die Berge und das Hochland treten nur in den Biegungen, wo das gegenüberliegende Ufer gewöhnlich bis auf 7—8 km Entfernung niedrig ist, näher an den Fluss heran, und die Seiten des Stromes sind mit einer schmalen Baumreihe markirt, was der nur mit Gras bedeckten Nacktheit wenigstens einige Anmuth verleiht. Die längern Strecken des Kongo, wie diejenige zwischen der Ntomba-Bucht und Vunda, scheinen nur die Fortsetzung von Thälern zu sein, die sich etwa in der gleichen Richtung, S. z. O., weit ins Innere hinein erstrecken und von Hügelketten be-

grenzt sind, welche an den Endpunkten der nördlichen und südlichen Strecke des Flusses allmählich abfallen.

Da der folgende Tag ein Sonntag war, so machten wir in dem neuen Lager am untern Ende der erwähnten „Kleinen Stromschnelle“ gegenüber Kilolo-Point halt. Um 9 Uhr vormittags wurden wir plötzlich durch einen lauten Ruf überrascht, welcher von der Stromschnelle her erschallte, und wenige Minuten später landeten zwei Missionare, die Herren Crudgington und Bentley, die in der Nähe der Itunsima-Schnellen ein Canoe gekauft hatten und sich nun auf dem Wege zur Küste befanden. Sie hatten Ngaljema in Ntamo besucht und mehrere ganz angenehme Tage bei ihm zugebracht. Dann waren sie veranlasst worden, Kinschassa einen Besuch abzustatten; bei der Landung in Kinschassa wurden sie jedoch von einer wüthenden Volksmenge empfangen, welche ihnen befahl, sich wieder zu entfernen. Ueberrascht von dieser Aufregung, zogen sie sich langsam zurück, doch drängten die Eingeborenen nach, von denen einige versuchten, sie zu umzingeln, während andere mit erhobenen Gewehren oder langen, breiten Messern, Speeren, Knütteln und allerlei andern Waffen auf sie einstürmten, als ob sie auf der Stelle niedergemetzelt werden sollten. Eine Zeit lang schien es fraglich zu sein, ob die Missionare sofort umgebracht werden sollten, oder ob der alte Häuptling Ntschuvila und seine Rathgeber die Erlaubniss zur Niedermetzelung der Fremden nicht geben würden. Schliesslich entschied der Häuptling, dass sie in Frieden ziehen sollten, worauf die Missionare, von ihrer Angst befreit, schleunigst sich entfernten, wobei jedoch einer der Ihrigen in den Gebüschen von Kinschassa zurückblieb. Bei der Ankunft in Mfwa am nördlichen Ufer hatten sie ein ähnliches Abenteuer; es gelang ihnen zwar mit Hülfe Malamine's, eines

Sergeanten vom Senegal, die wüthende Menge zu beruhigen; doch verloren sie jetzt keine Zeit mehr, friedlichere Districte am untern Laufe des Flusses aufzusuchen.

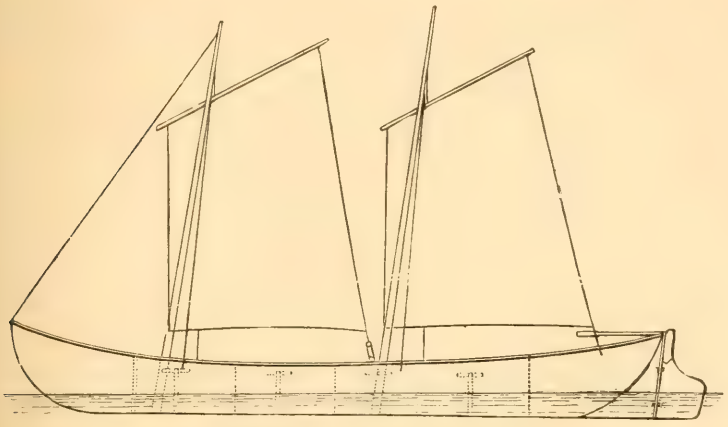
Nachdem wir den Missionaren zur Weiterfahrt nach Isangila behülflich gewesen waren, nahmen wir den Transport unsers Materials nach dem Lager an der „Kleinen Stromschnelle“ mit grosser Energie wieder auf, sodass wir schon am 4. März alle dort versammelt waren und die Vorbereitungen zu einem weitern Marsch treffen konnten.

Zwei Tage später schickte ich Uledi, Soudi aus Turu, Khalfan und Sa'adala nach Vivi, um dem Chef der Station schriftliche Instructionen zu übermitteln und auf dem Rückwege die europäische Post mitzubringen. Wir brachten sie mit dem Walfischboot nach Isangila, von wo sie mit dem Befehle, sich unterwegs nicht aufzuhalten, den Marsch zu Fuss fortsetzten. Bei der Ankunft am Luasasa-Strom trafen sie eine kleine Büffelheerde, welche den tollkühnen Soudi, der im Jahre 1875 in Ituru fast niedergemetzelt worden wäre, im Jahre 1877 über die Kalulu-Fälle getrieben, dann von den Eingeborenen gefangen genommen und kurze Zeit als Sklave festgehalten worden war, zu der bedauerlichen Meinung verführte, dass er mit seiner Sniderbüchse einem jeden Thiere gewachsen sei. Er schlich sich mit grosser Vorsicht an einen der Büffel hinan und gab, als er sich nahe genug zum Schuss glaubte, Feuer, verwundete jedoch leider das Thier nur. Triumphirend über den Zusammenbruch des Büffels stürzte Soudi hin, um letzterm die Gurgel zu durchschneiden, weil ein Moslim das Fleisch des Thieres ohne diese Ceremonie nicht für zum Essen tauglich gehalten hätte; allein der Büffel war noch nicht todt, sondern griff, als er seinen Feind herankommen sah, denselben an, spiesste ihn auf und schleuderte ihn wie einen Spielball in die Luft,

TOD DES ARMEN SOUDI AUS TURU. I, 274.

wobei Soudi so fürchterlich verstümmelt wurde, dass er, als seine Gefährten ihm zu Hülfe eilten, bereits den Geist aufgab.

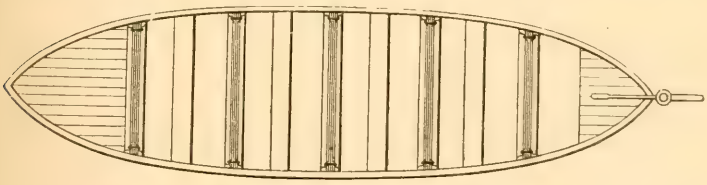
Als die Mannschaft zurückkehrte, brachte die traurige Nachricht von dem schrecklichen Ende eines unserer wacker-



SEITENANSICHT DES SEGELBOOTES.

sten Gefährten allgemeine Trauer hervor, und in beiden Lagern herrschte eine Zeit lang feierliche, bange Stille.

Am 11. März setzte ich, nachdem unsere sämmtlichen Vorräthe nach dem Kuvoko-Lager transportirt waren, mit



RISS DES SEGELBOOTES.

den letzten Lasten die Fahrt stromaufwärts fort, auf der ich Herrn Braconnier mitnahm. In der vierten Strecke des Flusses fand ich am untern Ende der Mbundi-Afunda-Schnellen einen geeigneten Platz zum Lager, dessen Beauf-

sichtigung ich meinem genannten Begleiter übertrug; und da die Entfernung von Kuvoko nur wenige Kilometer war, so konnte ich schon nach drei Tagen Lieutenant Harou zu gleichen Zwecken nach einer Insel bringen, $1^1/_2$ km unterhalb einer Spitze, welche, wie wir später erfuhren, Bayneston hiess. Zu Ehren unsers tüchtigen italienischen Maschinisten wurde die Insel Flamini genannt.

Zwischen Kuvoko-Point und Bayneston ist das Flussbett gekrümmt und das Wasser unruhig, während sechs Monaten des Jahres indess leicht zu passiren, solange man sich am nördlichen Ufer hält. Bei niedrigem Wasserstande muss man dagegen die Südseite des Stromes aufsuchen. Hier streckt ein aus zackigen Schieferfelsen bestehendes Riff hinter dem andern die gefährlichen Zähne aus dem Wasser hervor und zwischen denselben rollt der Kongo seine schaumgekrönten Wellen entlang. Obgleich diese Stelle dem Fremden höchst gefährlich erscheint, passirten wir dieselbe jedoch auf 16 Rundreisen auf und ab ohne jeglichen Unfall. Der Scenerie in der Nähe mangelt es nicht gänzlich am Malerischen. Vielleicht gewinnt die Gegend durch die bewaldete Flamini-Insel oder durch den dreigipfeligen Berg nördlich von derselben, doch können wir nicht darüber nachsinnen, denn wir haben hier die Gedanken einzig und allein auf den Curs des Dampfers zu richten, wenn sich nicht ein bedauerlicher Unglücksfall ereignen soll.

Die Eingeborenen an beiden Ufern entlang wurden leicht zu freundschaftlichem Verkehr bewogen, und jeder Lagerplatz glich daher einem lebhaften Markt. Bisjetzt ist noch nichts vorgefallen, was die gegenseitige wohlwollende Stimmung stören konnte. Da wir so langsam vordringen, wird die ganze Gegend gewissermaassen civilisirt. Die den Fluss beständig auf- und abfahrenden Dampfer sprechen in über-

zeugenderer Weise für uns, als wir dies je zu hoffen gewagt hatten; sie scheinen als Vorboten des Handels und Tauschgeschäfts, nicht als Symptome von Beunruhigung betrachtet zu werden. Sobald die Eingeborenen ein „A'kumbi, kumbi!" (Boot, Boot!) den Strom heraufkommen sehen, begrüssen sie dasselbe mit Willkommenrufen, die Leute eilen von den Höhen der Berge herab und versammeln sich am Ufer, um die neuartige Erscheinung eines Bootes zu betrachten, welches ohne menschliche Hülfe gegen die wilde Strömung getrieben wird, die ihre Arme schon so oft ermüdet hat. Wenn das Boot zehn Reisen gemacht hat, dann ist es ihnen bereits ein gewohnter Anblick geworden, der weiter keine Bedeutung hat als Handel und Vortheil. Kein Wunder daher, dass jeder unserer Schritte ins Innere unter freundlichen Willkommenrufen und herzlichen Begrüssungen seitens der Eingeborenen gemacht wird.

Bei Fortsetzung der Fahrt von der Flamini-Insel mussten wir mehrere vergebliche Versuche machen, aufwärts zu kommen, doch hatte die Erfahrung uns gelehrt, dass der Curs dem nördlichen Ufer entlang der beste und am wenigsten gefährliche ist bis zum obern Ende der Flussstrecke in der Nähe des Bayneston-Berges, wo man den Strom kreuzen muss, um nach der Südseite zu gelangen. Auf diese Weise gelang es uns, unsere sämmtlichen Vorräthe in 16 Fahrten nach Mukansi-Point zu bringen.

Es war dies eine aussergewöhnlich lange Strecke des Flusses. Hat man den Bayneston-Berg passirt, so erblickt man eine tiefe Einbuchtung an der Südseite, aus welcher zur Zeit des hohen Wasserstandes ein Bach fliesst, der sich unterhalb des Berges in den Hauptstrom ergiesst und jenen zu einer Insel macht. Uns nahe dem Ufer dieser Bucht haltend, kommen wir 9 km weit sehr rasch vorwärts. Das

linke Ufer wird durch eine sanft abfallende Ebene gebildet, während das rechte hügelig und rauh ist: die Fahrt ist dort der verschiedenen hässlichen Felsenvorsprünge wegen nicht sehr angenehm. Am Ende der Flussbiegung steuern wir nach der Nordseite hinüber und fahren dicht am Lande bis zur nächsten Spitze, wo wir wieder das südliche Ufer aufsuchen. Zwei Minuten später sind wir bei Mukansi-Point. Der Blick auf den Fluss zeigt uns hier eine grosse Wildniss von felsigen Inselchen und Stromschnellen, die von den Eingeborenen ihrer Gottheit zu Ehren Nsambi-Schnellen genannt werden.

Am 23. März ist das Personal und Material der Expedition im Lager am untern Ende der Nsambi-Schnellen versammelt.

Die Hügel, welche das Bett des Kongo einfassen, sind allmählich näher an den Fluss herangetreten, doch fehlt es ihnen vollständig an Grossartigkeit und Schönheit. Die ganze Scenerie ist fast eine einzige Reizlosigkeit und Nacktheit, gepaart mit Zerrissenheit; kahle Felsen und breite Flecken eines röthlichen Bodens sind mit dem dunkeln Grün einzelner niedriger Dickichte vermischt. Selbst der dunkle Eingeborene weiss, dass diese Gegend wenig Werth hat, und baut deshalb seine Hütte auf den Gipfeln der Hügel, wo das Terrain eben und das Erdreich fruchtbar ist, wo Bäume wachsen und seine Cassave gedeihen können. Der Kongo bleibt deshalb seiner erkältenden Einsamkeit überlassen; keine Stimme ist vernehmbar, die sein Lob preist, kein Ton ist zu hören, welcher den Ruhm der grossen braunen Flut singt. Höchstens kommen einmal einige kühne Fischer auf der Jagd nach Beute einige Tage in diese Einöde, aber selbst diese trifft man, sei es wegen ihrer Indolenz oder ihrer Furcht vor Krokodilen oder anderer Gefahren halber, zwi-

schen Isangila und den Nsambi-Stromschnellen nur sehr selten an.

Eine sorgfältige Untersuchung zwischen den riffartigen Inselchen belehrt uns, dass wir in diesem Monat die Durchfahrt an der äussersten linken Seite benutzen können, während wir bei hohem Wasserstande einen der mittlern Kanäle wählen müssten. Die Nordseite bietet ein Schauspiel wildester Verwirrung, grosse rollende schaumgekrönte Wogen stürzen unaufhörlich hintereinander her und treiben durch ihr wüthendes Anstürmen eine starke Strömung nach rechts hinüber an das Nordufer und nach links gegen eine runde von Felsen umgebene Insel. Lange bevor wir derselben nahe kommen, sehen wir schon an den Wirbelströmungen und kreisenden Strudeln, dass in ihrer Nachbarschaft Gefahr lauert.

Wir dampfen mit dem wackern „Royal" im äussersten linken Kanal, der das südliche Ufer bespült, aufwärts, und unter Beobachtung der grössten Vorsicht beim Steuern gelingt es uns, einen Weg durch den linken Flügel der Stromschnellen, den schmalen Engpass, welcher zu dem schrecklichen Durcheinander hinunterführt, und nach einer Einbuchtung in der Nähe des Kuilu-Flusses zu finden, wo wir wieder eine lange Strecke offenes Wasser vor uns haben, das bis zu den Itunsima-Stromschnellen hinaufreicht. Das südliche Ufer ist eine sanft abfallende Ebene, umsäumt von einem schmalen Baumgürtel, die Nordseite uneben und unregelmässig, aber doch gegen die Scenerie unterhalb eine grosse Verbesserung aufweisend. In etwa 9—10 km Entfernung aufwärts scheinen die Hügel zu einer zerrissenen dichten Gruppe zusammenzulaufen.

Da der Kuilu, welcher in der Umgegend von San Salvador den Namen Lucage führt, schiffbar zu sein scheint, wage ich eine Fahrt auf demselben. Seine Richtung ist im

allgemeinen Süd zu Ost, misweisend, die Breite beträgt 40 m; die Ufer bestehen aus niedrigen Hügeln von 12—30 m Höhe, auf beiden Seiten mit Bäumen eingefasst. Der Peilstock zeigt, dass der Fluss zu dieser Jahreszeit eine Tiefe von mehr als $2^1/_2$ m besitzt. Das Wasser ist klar, braun, trinkbar und 6 Grad kühler als dasjenige des Kongo. Wir fahren etwa $7^1/_2$ km weit in der Mitte des Flusses gegen die Strömung, die mit einer Geschwindigkeit von 4 Knoten läuft, und kehren dann mit vergrösserter Schnelligkeit nach dem „Empfänger aller Flüsse“ zurück, der uns, trotzdem wir denselben erst vor so kurzer Zeit verlassen haben, wie ein Ocean im Vergleich zum Kuilu erscheint.

Am 26. März passirten wir die Nsambi-Stromschnellen und am folgenden Tage rasteten wir, weil Sonntag war.

Am 28. machten wir uns ans Werk, das Lager nach dem untern Ende der Itunsima-Stromschnellen zu bringen. Die Entfernung legten wir in 45 Minuten zurück; obgleich wir durch böiges Wetter und einige Regenschauer etwas aufgehalten wurden, befanden wir uns doch bereits am 2. April oberhalb der genannten Stromschnellen.

Lebensmittel waren hier reichlich vorhanden, aber theuer, und es schien auch nicht, als würden dieselben weiter aufwärts billiger werden. An jedem Rationstage wurden beide Ufer genau nach Nahrungsgegenständen durchforscht, indem wir Trupps von je 6 Mann in die ganze Umgegend schickten, um Cassavebrot, Bananen, Mais und süsse Kartoffeln aufzukaufen, während besondere Agenten den Auftrag erhielten, für die Europäer Geflügel, Eier, Ziegen u. dgl. herbeizuschaffen. Obschon wir also keineswegs Hunger litten, war die Kost doch nur eine dürftige, indess liessen die Sorgen des Geistes uns kaum Zeit, an den Magen zu denken. Albert Christopherson und Kapitän Anderson waren mir sehr werth-

volle Assistenten, da Beide Seeleute von Beruf waren: namentlich aber konnte ich mich auf den letztern vollständig verlassen, da er ebenso stark wie vorsichtig und verständig war. Mit grösster Pünktlichkeit begab er sich jeden Morgen an seine beschwerliche Arbeit. Die Lieutenants Harou und Braconnier waren Militärs, von denen man daher keine grossen Kenntnisse von der Flussschiffahrt erwarten durfte, indessen leisteten auch sie nützliche Dienste bei der Beaufsichtigung der beständig in Bewegung befindlichen Lager, die grosse Aehnlichkeit mit Zeltdörfern hatten, wenn der grosse Vorrathsraum und die Offizierzelte am Ufer aufgeschlagen und die von den Wachen und Häuptlingen improvisirten Zeugschuppen um die Magazine gruppirt waren.

Am Sonntag den 3. April unternahm ich mit dem Walfischboote eine Recognoscirungsfahrt den hier stark verengerten Kongo hinauf. Hohe Berge und Höhenzüge mit steilen Abhängen, die auf einer Strecke von 1000 m fast senkrecht zum Flusse abfielen, erhoben sich auf beiden Seiten. Im Bett des Stromes bemerkte ich an einigen Stellen hindernde Felsmassen, welche eine kräuselnde Bewegung des Wassers und eine vermehrte Strömung in ihrer Nähe hervorbrachten: allein im allgemeinen war der Fluss, der in der Mitte mit einer Geschwindigkeit von 6—7 Knoten dahinjagte, hier klippenfrei. Der Rücken im Norden heisst Mubiri; seine grösste Höhe über dem Flusse beträgt an der Stelle, wo man auf die Fähre von Nsona-Mamba hinabblickt, etwa 300 m, während der südliche Höhenzug in der Nähe des Stromes kaum höher als 180 m ansteigt.

Die Strömung des Kongo stürzt aus einer Biegung des Flusses nach Osten heraus und bespült den Fuss der Mubiri-Berge, nur gegen Ende der Regenzeit, etwa in den Monaten Mai und December, bildet sich ein wilder Strom

über ein oberhalb der Fähre gelegenes glattes schwarzes Riff und bildet dort die grosse Insel Kunsu. In dieser scharfen Biegung hatten wir sehr stark zu rudern, um die ziemlich gefährliche Strecke zurückzulegen. Einmal geriethen wir in eine Wirbelströmung, in welcher die Wogen fast über dem Buge des Bootes zusammenschlugen, und wir fürchteten einen Augenblick, dass wir für die Sünde, in dieser Weise den Sonntag hinzubringen, gestraft werden sollten; allein mit Ausdauer und Geduld gelang es uns, auch diese schlimme Stelle zu überwinden und quer über den Fluss in einen kleinen stillen Hafen oberhalb des glatten schwarzen Riffs einzulaufen, das ein paar Monate später zweifelsohne von dem geschwollenen Hochwasser überflutet sein musste. Die Thalfahrt legten wir in einer Stunde zurück, während wir stromaufwärts fünf Stunden angestrengt hatten rudern müssen. Den Rest des Tages verbrachten wir friedlich im Lager.

Bis zum 7. April hatten wir die Expedition sammt ihren 50 Tonnen Gepäck und Material nach dem Landungsplatze der Fähre bei Nsona-Mamba geschafft und am folgenden Tage brachten wir dieselbe nach dem Hafen jenseit der die Kunsu-Insel mit dem südlichen festen Ufer verbindenden Felsenklippe, wobei ich die Dampfer um die genannte Insel herumlootste. Nach ermüdender langer Arbeit hatten wir endlich die Stromschnelle überwunden* und dampften in den ruhigen Hafen in der Nähe des Lagers hinein.

Da in der Umgegend Ueberfluss an Lebensmitteln herrschte und wir uns der Fähre von Nsona-Mamba sehr nahe befanden, bekamen unsere Leute hier reiche Kost, Bananen, süsse Kartoffeln, Melonen, Cassavebrot oder Mehl-

---

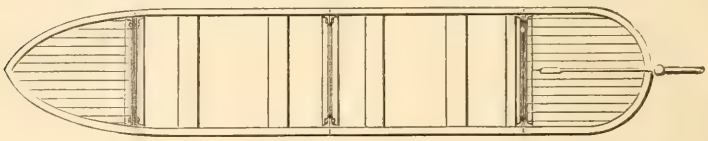
* Wären unsere Dampfer im Stande gewesen, zwei Knoten rascher zu fahren, dann wären wir von jeder Sorge befreit gewesen.

pudding, Palmwein, Ziegen, Geflügel, Schweine, Eier u. s. w., während wir als Reserve noch Reis-, Bohnen-, Erbsen- und Linsenvorräthe für 20—24 Tage in den Zelten hatten.

Nachdem wir den Hafen von Kunsu verlassen hatten, verlegten wir das Lager nach der gegenüber der Mündung eines sich auf der Südseite in den Kongo ergiessenden kleinen Flusses liegenden Insel Kimbansa in der Nähe des Dorfes Nkenge. Kibonda am nördlichen Ufer erweckt in mir Erinnerungen an das Jahr 1877. Dort musste ich wegen Mangels an Mitteln einen meiner Leute, Hamadi, als Gefangenen in den Händen der Eingeborenen zurücklassen. Zwei Monate später gelang es ihm, aus der Gefangenschaft oder vielmehr Sklaverei zu entkommen und in einem Canoe diese Insel Kimbansa und von dort das südliche Ufer zu erreichen, auf welchem er nach vielen Nachtmärschen und mannichfachen Abenteuern schliesslich nach der Küste gelangte, wo er seine Geschichte dem amerikanischen Consul erzählte, der ihn freundlichst aufnahm und nach Madeira und von dort über Capstadt nach Sansibar schickte. Hamadi war erst 14 Tage vor meiner Ankunft daselbst in der Heimat eingetroffen, erklärte sich aber sofort wieder zu neuer Anwerbung bereit; jetzt kann er von Kimbansa nach Kibonda hinüberblicken und mit humorvollem Lächeln an sein früheres unglückliches Schicksal daselbst denken. Seine Gefährten im Elend jenes Jahres sind der ihnen drohenden Knechtschaft ebenfalls entronnen, doch haben wir von dem verrückten Safeni nichts wieder gehört, obgleich viele Nachforschungen nach ihm angestellt worden sind.

Jenseit des Kunsu-Hafens und der Kimbansa-Insel sieht man einen der malerischsten Punkte am Flusse. Das südliche Ufer zeigt dort sehr unregelmässige Linien. Nachdem wir vor einem baiartigen Einschnitt vorübergekommen sind,

halten wir uns nahe dem Lande, das von schieferartigen Vorsprüngen starrt, bis wir querab vom Dorfe Kalubu an der Nordseite sind. Dann kreuzen wir den Strom und folgen dem sandigen flachen Ufer, das halb tassenförmig tief innerhalb hoher steiler Hügel liegt; haben wir die Biegung des Flusses passirt, so befinden wir uns am Fusse klippenartiger rothbrauner Berge, welche mit dem bekannten Felsen von Gibraltar an Abschüssigkeit rivalisiren. Hat man die röthlichen Klippen hinter sich, dann kommt die Kimbansa-Insel in Sicht und gleichzeitig erhascht man auch einen Blick auf ein dahinterliegendes, mit Gras bewachsenes Hochland, das allmählich nach dem Flusse zu abfällt und das nördliche Ufer der längsten Strecke des Flusses bildet,



RISS DES LEICHTERS.

welche wir bisjetzt gesehen haben. Auch die Südseite ist niedrig, eine weite Ebene, welche sich vom Kongo bis zu den fernen Ndunga-Bergen ausdehnt.

Mittlerweile sind einige nothwendige Reparaturen an den Dampfern „Royal“ und „En Avant“ vollendet worden. Bei dem wiederholten Laden und Löschen der Waaren war feiner Sand in die Maschinen gerathen und hatte die Seitenventile der Cylinder abgeschliffen und beschädigt, sodass wir den Aufenthalt in dem ruhigen Lager auf der Insel benutzen mussten, um jene zu ersetzen und zugleich einige weitere Ausbesserungen vorzunehmen.

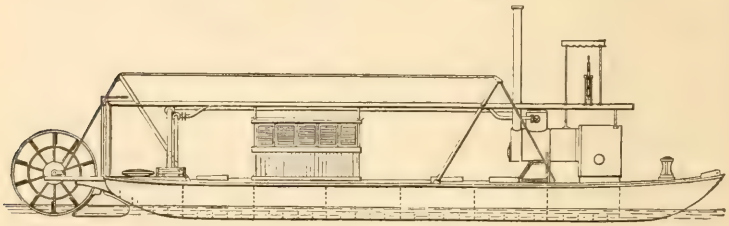
In der Zwischenzeit transportirten wir eine Anzahl Leute nebst ihrem Gepäck nach der niedrigen sandigen Spitze von

Ngojo, von der man, wenn die Aussicht auch verhältnissmässig beschränkt ist, einen grossen Abschnitt des welligen Landes auf der Nordseite des Kongo überblickt, das sich von der uns gegenüberliegenden Mündung des kleinen Flusses bis zu niedrigen, von letzterm durchschnittenen Hügeln am fernen Horizonte ausdehnt. Auf der Ostseite des Lualla steigt das Land plötzlich zu einem tafelförmigen Gebirgsblock empor mit nackten steilen und abschüssigen Abhängen, an denen zahlreiche Fusspfade von den Höhlen der Fischer auf den Felsen am Strome nach den von Palmenhainen und Baumwollbäumen beschatteten Dörfern und Weilern auf dem Gipfel hinaufführen. Der Kongo ist auf der ganzen Strecke von der Kimbansa-Insel bis zur Ngojo-Spitze ein prächtiger Fluss, $1^1/_2$ km, an einzelnen Stellen noch mehr, breit, auf der einen Seite von einer niedrigen Ebene, auf der andern von interessantem offenen Hügellande begrenzt; dagegen verengert er sich gleich oberhalb der sandigen Spitze wieder zu einer tiefen Schlucht von nur 8—900 m Breite, in welcher der Strom überall stark, aber wüthend und wild ist, wo er durch irgendetwas gehindert wird.

Hier wimmelt es von Krokodilen; jede kleine Einbuchtung hat ihren Bewohner, da die Mündungen der vielen kleinen trägen Wasserläufe, welche sich in die Baien und tiefen Curven auf beiden Seiten des Kongo ergiessen, den schlauen Amphibien leichte und reiche Beute an Fischen liefern.

Aus irgendeinem Grunde ist dieser Theil des Kongo bis hinauf zu den Ndunga-Stromschnellen der Lieblingsaufenthalt der Ellritzenfischer. Ueberall sieht man die Canoes derselben in den tiefen Einbuchtungen der unregelmässigen Uferlinie, wo sie mit grossen Senkgarnen dem Fange nachgehen, während sie die Beute auf den nahen glatten Felsen in der glühenden Sonnenhitze dörren oder eigentlich backen lassen.

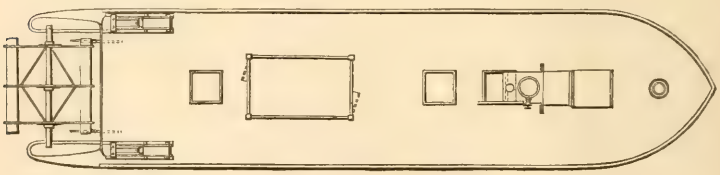
Die Bevölkerung dieser Region ist wesentlich dichter, als wir sie in irgendeiner andern Gegend gefunden haben, seit wir die Küste verliessen; ihre Art und Weise und ihr Naturell sind aber die gleichen; sie sind alle freundlich. Sie versammeln sich in grössern Scharen am Ufer, um unsere



SEITENANSICHT DES DAMPFERS „LE STANLEY".
(Jetzt zur Flotille der Association gehörend. 30 Tonnen Tragfähigkeit.)

Ankunft zu begrüssen, allein es vergehen immer erst zwei oder drei Tage, ehe sie Lebensmittel bringen und das Tauschgeschäft in vollem Gange ist.

Am 19. April, nachmittags $3^3/_4$ Uhr, verliess ich die Kimbansa-Insel mit den letzten Lasten am Bord des „En



DECKRISS DES DAMPFERS.

Avant". Um nicht noch eine Fahrt machen zu müssen, hatte ich den kleinen Raddampfer mit 33 Mann und zwei Tonnen Waaren schwer überladen, dennoch traf ich aber um 6 Uhr 53 Minuten bei starkem Regensturm und von dicken schwarzen Wolken bedecktem Himmel, der noch böseres Wetter in Aussicht stellte, wohlbehalten in Ngojo

ein. So müde ich auch war, musste ich doch zunächst einem erkrankten Maschinisten meine Aufmerksamkeit zuwenden; ausserdem steigerte das fortwährende Klagen einiger andern, die sich in sehr fragwürdiger Laune befanden, meine Besorgnisse.

Am 27. April befand sich die ganze Expedition bei den Ndunga-Stromschnellen in der dem Winde und den Böen ausgesetzten Schlucht des Kongo, der dort von steilen, unfruchtbaren Felsmauern eingezwängt wird, die nicht die geringste Spur menschlichen Lebens zeigen. Wäre die alle Gedanken in Anspruch nehmende Pflicht nicht, welche vom ersten Morgengrauen bis zum Eintritt der Dunkelheit ungetheilte Aufmerksamkeit verlangt, wir würden längst der Niedergeschlagenheit verfallen sein, welche solche öde und langweilige Scenerie gar zu leicht hervorzubringen geeignet ist. Diejenigen, welche weniger als ich an dem Unternehmen interessirt sind und deren Gedanken sich nicht soviel beschäftigen, sind bereits infolge des bösen Windes die Opfer des Fieberfrostes geworden. Der Ingenieur Neve ist ernstlich erkrankt, die beiden Offiziere haben einer nach dem andern einen Anfall bekommen, die Augen des jungen Albert schauen weniger hell aus, und Flamini ist melancholischer als je. Nur Kapitän Anderson und ich haben uns als gestählt erwiesen gegen die schlimmen Einflüsse in der tiefen, dunkeln Mulde des Kongo. Erst nach 8 Uhr morgens beleuchtet der Sonnenschein die düstere Oberfläche des Flusses, und um 4 Uhr nachmittags ist derselbe bereits wieder verschwunden. Dann weht der Wind kalt, die Schatten werden tiefer; es liegt ein beinahe gespenstischer grauer Ernst über der Schlucht, und aus der hellen Bronze des Wassers, in welchem sich unzählige glitzernde Strahlen widerspiegeln, ist ein mattes Schwarz geworden; alles dies trägt dazu bei,

selbstmörderische Gedanken und krankhafte Phantasien hervorzubringen.

Es ist kein Wunder, dass die Kongoschlucht so gänzlich vereinsamt ist: die Natur selbst gönnt derselben weder animalisches noch vegetabilisches Leben. Oede Felsen und nackter mattrother Thon, grobes Gras und werthloses Unterholz, welches hier und dort auf der dünnen Humusschicht ein kümmerliches Dasein fristet, können den Menschen nicht reizen, hierher zu kommen. Die Eingeborenen haben deshalb die starre Schlucht sich selbst überlassen und 300 m über dem einsamen Strom auf den offenen Hochlanden sich niedergelassen, wo sie die Sonne der Nacht auf dem Fusse folgen sehen, die Vögel singen hören und die Wärme des muntern Lebens fühlen, das mit jedem Tage neue Anregung erhält.

Die Bewohner von Ndunga kamen in grosser Procession von ihren Bergen und Hochlanden herab, die Weiber mit Schätzen von Esswaaren, die Kinder mit Körben voll süsser Kartoffeln und Eier, einige Männer mit Palmwein und getrockneten Ellritzen, und die Fischer, deren Körbe in der Strömung des unruhigen Wassers am Ufer treiben, mit frischen Fischen. Alsbald entwickelte sich der Markt, der von Käufern und Verkäufern gut besucht war, und nach wenigen Stunden lebhaften Handelns waren alle Jünglinge und Jungfrauen, sämmtlich kräftige, geschmeidige Geschöpfe, nicht abgeneigt, uns den Tanz der Ndunga zu zeigen. Ihre Leistungen wurden von den Eingeborenen als ganz hervorragende bezeichnet, wenn sie auch im Vergleich zur Tanzkunst der Europäer barbarisch waren; jedenfalls wurden aber die hüpfenden, springenden und tanzenden Bewegungen gründlich und mit wirklichem Ernste durchgeführt. Das Finale war jedoch höchst seltsam. Während

des Tanzes fassten die jungen Leute sich bei den Händen und bildeten einen Kreis, wie wenn sie das alte schottische Lied „Auld lang Syne" anstimmen wollten; dann traten zwei von der draussen stehenden Menge in den Kreis, der jüngere kletterte auf die Schultern seines ältern Gefährten, zog ein scharfes Messer hervor und stimmte einen Chorgesang an. Jedesmal, wenn die Menge am lautesten mit einfiel, fuhr er mit dem Rücken des Messers über die ganze Breite der Zunge, bis endlich Blut hervortropfte und der untere Theil seines Gesichts damit beschmiert war. Immer lauter schrie der Chor, immer rascher drehte sich der Kreis und immer ungestümer und wilder wurde der bluttriefende Jüngling, bis ich endlich in der Besorgniss, die Tanzenden würden jegliche Controle über sich verlieren, das Zeichen zur Beendigung des Tanzes gab und alle mit einigen Geschenken glücklich machte. Als der Jüngling, der sich selbst verletzt, sich gewaschen hatte, schien er von der ausserordentlichen Aufregung keineswegs ermattet zu sein, vielmehr lächelte er ganz vergnügt, als ich ihm auf die Schulter klopfte und ihn mit seiner Belohnung entliess.

Während die Waaren behufs Erleichterung der Dampfer, welche hier quer über den Fluss steuern und das ruhigere Wasser an der Nordseite benutzen mussten, von einer kleinen Bucht unterhalb der Ndunga-Stromschnellen nach einer Bai oberhalb derselben über eine niedrige Terrasse transportirt wurden, fuhr ich am 28. April mit dem Walfischboote bis nach Manjanga und sogar bis zum Fusse des Katarakts hinauf. Ich wusste zwar, dass derselbe unpassirbar sei, allein wir näherten uns jetzt dem Ende unserer Flussreise, und ich musste mich daher über die Stelle entscheiden, wo die Station angelegt werden sollte.

Eine leblosere, trostlosere und unliebenswürdigere Land-

schaft als in der Umgegend von Manjanga kann man sich kaum denken. Die Abhänge des auf beiden Seiten des Flusses bis zur Höhe von 150 m ansteigenden Plateau sind ausserordentlich abschüssig, an einzelnen Stellen sogar senkrecht. Das ganze Erdreich, auf welchem eine Vegetation vielleicht gedeihen könnte, scheint vollständig von dem rothen Thon nach einer schmalen Terrasse oder in die Tiefen der engen Schluchten hinabgespült zu sein, in denen man die dunkeln Linien von Bäumen sieht. Wo die Abhänge bis ganz hinab zum Kongo führen, haben wir nur ungeheuere Sandsteinmassen, die in bewunderungswürdiger Unordnung übereinander aufgethürmt sind. Einige hervorspringende Spitzen dieser Felsen haben bewirkt, dass sich eine breite Schicht weissen Sandes dort abgelagert und die Vertiefungen des Ufers ausgefüllt hat, wo nunmehr mit Hülfe des von oben herabgewaschenen Humus reiche Terrassen gebildet worden sind. Auf einer derselben ganz in der Nähe der Katarakte wollte ich das Lager aufschlagen, bis wir entscheiden konnten, wo die Station aufgebaut werden solle, ob ebenfalls auf einer Terrasse oder auf einem der nahen Hügel. Da Vivi und Isangila beide auf dem Nordufer des Kongo liegen, so zog ich vor, die Kette der Stationen auf dieser Seite fortzusetzen, damit, falls den Booten einmal ein Unfall zustossen sollte, die Verbindung auf dem Lande aufrecht erhalten werden könne. Auf einem nahen Vorlande bemerkte ich eine Gruppe von Fischern, mit denen ich eine Unterhaltung anknüpfte, um ihr Wohlwollen uns gegenüber zu prüfen. In kurzer Zeit wurden alte Erinnerungen wieder aufgefrischt. Sie erinnerten sich noch recht gut des weissen Mannes mit den vielen Canoes, dem sie über den Katarakt von Ntombo-Mataka, wie sie denselben nannten, geholfen hatten. Bald brachten sie uns

ein Geschenk von Fischen und versprachen am nächsten Tage Lebensmittel bereit zu halten. Als ich sie fragte, wo wir ein Lager aufschlagen sollten, meinten sie, das wäre einerlei — irgendwo in der Nachbarschaft, wo wir eine passende Stelle fänden.

Wie der Dolmetscher auf der Rückfahrt nach Ndunga erzählte, hatte er eine Frau zu einer andern sagen hören: „Oh, morgen werden wir nicht arbeiten — morgen werden wir die Fremden sehen."

Um 6 Uhr morgens am 29. begannen wir mit dem letzten Abschnitt unsers Werkes auf dem Flusse, indem wir unser Personal und das Material nach der höchsten und der dem Katarakt von Manjanga am nächsten liegenden Terrasse schafften. Der Landungsplatz war so gut, wie wir ihn in dieser Jahreszeit nur wünschen konnten: ein von einer Felsenbank gegen die Strömung geschützter ruhiger Hafen, während das Vorland sehr langsam nach dem Flusse abfiel, was uns vorzüglich zu statten kam, wenn wir den „En Avant" auf den Strand holen mussten, um die Reise zum Stanley-Pool über Land fortzusetzen, oder wenn der Chef der Station seine Fahrzeuge behufs Reparatur oder Anstreichens aufs Trockene zu setzen wünschte. Je näher ich die fruchtbare Terrasse, auf welcher wir uns zeitweilig niederlassen wollten, betrachtete, desto mehr schien mir dieselbe zu versprechen, wenn sie auch den Nachtheil hatte, dass sie bereits cultivirt war. Ihre Länge betrug mehr als $1^1{}_2$ km, ihre Breite variirte zwischen 80 und 300 m. Ein kleiner beständig fliessender Bach in der Nähe schien gutes Trinkwasser zu enthalten. Für unsern zeitweiligen Aufenthalt war eine uncultivirte Stelle vorhanden, genügend gross, um nach ihrer Freilegung unsere Zelte darauf zu errichten.

Kapitän Anderson und Albert wurden nunmehr beauf-

tragt, mit dem Transport des Lagers auf dem „Royal“ und dem „En Avant“ fortzufahren, während ich auf die Ankunft zweier Häuptlinge wartete, die ich um ihren Besuch gebeten hatte. Gegen Mittag erschienen dieselben; sie nannten sich Nakussa und Luamba und brachten reiche Gaben an Palmwein mit, den sie, wie gewöhnlich bei derartigen Gelegenheiten, selbst tranken. Als Gegengeschenk erhielten sie Uniformen, ganze Stücke Zeug, Messer u. s. w.

Ich deutete dann an, dass ich mich gern dauernd in Manjanga niederlassen und eine Stadt bauen würde, um meine Leute und Waaren dort zurückzulassen, während ich den obern Lauf des Flusses besuchte. Sie schienen von meinem Vorhaben wenig erbaut zu sein, und das Aeusserste, was ich von ihnen zu erzielen vermochte, war die Versicherung, dass sie wenigstens nichts dagegen einzuwenden hätten, wenn wir vorläufig blieben, wo wir waren. Sie waren lange nicht so freundlich in ihrem Benehmen wie die Eingeborenen von Ndunga.

Auf die Frage, ob sie die einzigen Häuptlinge von Manjanga seien, erwiderten sie, die Häuptlinge seien alle todt, Krankheit habe sie alle getödtet, was wir natürlich in gehöriger Weise bedauerten. Indessen blieben unsere Bemühungen und die Hülfsmittel, zu denen die Erfahrung uns rieth, um eine herzliche Freundschaft anzuknüpfen, wie sie uns in Ndunga und überall entgegengebracht war, vergeblich. Aber wenn wir auch nicht so erfolgreich gewesen waren, dass ich Träger den Fluss hinabschicken konnte mit der brieflichen Nachricht, wir seien im Begriff, unser Centraldepôt zu bauen, so hatten wir doch genügende Gründe für die Annahme, dass wir, von einem unbestimmten Mistrauen gegen uns abgesehen, eine ernstliche Opposition gegen die Anlage in diesem District nicht zu fürchten haben würden.

Am Morgen des 1. Mai 1881 waren wir mit der Verlegung des Lagers von Ndunga nach Manjanga vollständig fertig.

Wir hatten also innerhalb 70 Tagen eine Fahrt von insgesammt 3962 km gemacht, indem wir zwischen den einzelnen Lagerplätzen auf den verschiedenen Strecken des Flusses 14 Reisen auf und ab gemacht hatten; die ganze Länge des schiffbaren Wassers zwischen den Katarakten von Isangila und Ntombo-Mataka im District Manjanga betrug 141½ km. Wir befanden uns jetzt 225 km oberhalb Vivi; um hierher zu gelangen, hatten wir 436 Tage gebraucht, theils zur Herstellung der Strasse, theils zur Beförderung unserer 50 Tonnen Material und Waaren mit Hülfe unserer 68 Sansibarer und einer gleichen Anzahl Eingeborener von der Westküste und aus dem Innern. In diesem Zeitraume hatten wir insgesammt 7340 km zurückgelegt, sodass wir also trotz der schweren Arbeit beim Transport täglich etwa 16,8 km gemacht haben.

Zwischen uns und unserm Bestimmungsorte Stanley-Pool lag nach unserer Berechnung noch ein Weg von gegen 150 km, auf welchem wir voraussichtlich mit ähnlichen Hindernissen zu kämpfen haben würden; denn wenn ich auch drei Viertel der Waaren in der Station Manjanga, welche als eine Art Basis für uns dienen sollte, zurückzulassen beabsichtigte, so würden dadurch, weil ich aus der ohnehin schon so geringen Zahl meiner Begleiter auch eine Garnison auswählen musste, doch die Schwierigkeiten nicht viel geringer werden, wenn es uns nicht gelang, längs der Route Eingeborene zu engagiren. Die Erfahrungen, welche ich im Jahre 1877 zwischen dem Pool und Manjanga mit den freundlichen Eingeborenen gemacht hatte, berechtigten mich in dieser Beziehung auf Erfolg zu hoffen, sonst würde meine Lage thatsächlich eine sehr misliche gewesen sein.

VIERZEHNTES KAPITEL.

FIEBERKRANK IN MANJANGA.

Am Fieber krank daniederliegend. — Vorbereitungen für den Tod. — Wieder zum Leben erwachend. — Heisshunger. — Erfreuliche Nachrichten. — Verstärkungen aus Sansibar. — Lindner's Ankunft. — Abkommen mit den Häuptlingen von Manjanga. — Errichtung der Station.

Welcher Ursache — ob den frostigen Windstössen, welche Tag für Tag durch die tiefe Schlucht des Kongo stürmten, oder dem beständigen Aufenthalt in der glühenden Sonne und der von den Felsen zurückstrahlenden Hitze, oder der durch die 70tägige unaufhörliche Arbeit verursachten fortwährenden Erregung meines Nervensystems, oder der kalten Temperatur, welche gleich nach dem Ende der Regenzeit sich jährlich einzustellen pflegt — ich mein Unwohlsein zuzuschreiben habe, darüber bin ich im Zweifel, genug vier Tage nach der Ankunft in Manjanga fühlte ich das Fieber in meinen Gliedern. Meine Krankheit war indess am ersten Tage so unbedeutend, dass sie mich nicht von der Theilnahme an einem wichtigen Palaver abhielt, auf welchem ich von den im Lager versammelten angesehensten Häuptlingen des Manjanga-Districts das Versprechen erhielt, dass wir vielleicht in einer zweiten Versammlung zu einer definitiven

Vereinbarung bezüglich einer Niederlassung in Manjanga gelangen würden.

Am 6. Mai kehrte das Fieber mit grösserer Heftigkeit wieder, sodass ich gezwungen war, das Bett zu hüten; die Häuptlinge konnten mich daher nicht sprechen und mussten, ohne eine Unterredung mit mir gehabt zu haben, in ihre heimatlichen Dörfer zurückkehren.

Am folgenden Tage nahm das Fieber an Heftigkeit noch zu, und jegliche Arznei schien den sich wiederholenden Anfällen gegenüber wirkungslos zu sein. Fast 12 Monate hatte ich mich ununterbrochen einer guten Gesundheit zu erfreuen gehabt; nun machte das Fieber anfänglich so langsame Fortschritte, dass ich es nicht für der Mühe werth gehalten hatte, mehr als die in solchen Fällen gebräuchlichen Heilmittel zu nehmen. Um die Wahrheit zu sagen, war ich eigentlich auch mehr erbost über sein Erscheinen zu einer für mich so ungelegenen Zeit, als besorgt über die Hartnäckigkeit und Unnachgiebigkeit der Anfälle; allein am zweiten Tage hatte sich trotz der Tränke und grossen Dosen Arznei noch keine Besserung eingestellt, vielmehr steigerte sich das Fieber von Tag zu Tag mit grösserer Heftigkeit.

Am 9. Mai stellte sich Uebelkeit ein, und das Fieber brannte jetzt den ganzen Tag ohne Unterbrechung in meinen Adern, obgleich ich meinen Zustand genau beobachtete, um die geringste Pause, welche etwa in der Krankheit eintreten sollte, zu benutzen. In dem Glauben, dass die Luft auf der Terrasse für einen Kranken vielleicht zu dumpf sei, liess ich mein Zelt auf dem 92 m über dem Flusse liegenden Gipfel eines Berges aufschlagen, von wo ich auf die Terrasse mit dem Lager hinabblicken konnte. Allein trotzdem nahm das Fieber am siebenten Tage noch immer zu, und es zeigte sich keine Unterbrechung; erst am Morgen des achten

Tages trat diese ein, und ich benutzte die Gelegenheit, um 20 Gran Chinin, die ich in etwas Hydrobromsäure aufgelöst hatte, einzunehmen. Glücklicherweise behielt der Magen diese Dosis, ohne dass ich Uebelkeit empfand, allein die Wirkung derselben war so mächtig, dass meine Gedanken und meine Geistesklarheit gestört wurden.

Als ich am achten Fiebertage aus der Ohnmacht erwachte, fühlte ich mich ausserordentlich schwach; allein da sich binnen kurzem ein neuer Anfall einstellen konnte, so liess ich nochmals 30 Gran Chinin abwiegen und sogleich in der Säure auflösen, worauf ich die Arznei gierig trank — keinen Augenblick zu früh, denn in demselben Moment verlor ich aufs neue das Bewusstsein und hatte nur einen unbestimmten und ganz verschwommenen Begriff von meiner Umgebung.

Noch weitere sechs Tage hielt das Fieber mich unerbittlich gepackt. Hin und wieder traten alle 24 Stunden kurze Pausen ein, während deren ich bei vollständiger Besinnung war und alles sah und verstand, was in Hörweite von mir geschah oder gesprochen wurde; allein diese Pausen waren von so kurzer Dauer, dass ich eigentlich nur den Eindruck der Thatsache gewann, dass ich sehr krank, ausserordentlich schwach und auf der Bergspitze vollständig allein mit dem kleinen Mabruki und Dualla sei, welche mich pflegten; dass ferner Herr Braconnier täglich einmal kam, um mich zu besuchen und mir ein neues Mittel vorzuschlagen oder den Werth eines Tranks, eines geschlagenen Eies anzupreisen oder mir die dringende Nothwendigkeit vorzustellen, noch grössere und grössere Dosen Chinin zu nehmen, in dem hartnäckigen Vertrauen, dass dieses Medicament allein der schrecklichen Krankheit Einhalt gebieten werde. Am 14. Tage war ich schon so schwach geworden, dass ich kaum den Arm heben konnte und es mir unmöglich geworden war, ohne Stütze im Bett

aufrecht zu sitzen. Schwach und kraftlos musste ich von den Negerburschen, denen ich sehr dankbar für ihre sorgfältige Pflege war, aber auch nach meiner Ueberzeugung allmählich zur grössten Last wurde, gehoben, herumgedreht oder bewegt werden. Wenn ich die Arznei eingenommen hatte, deren Dosis jetzt auf 50 Gran Chinin gesteigert worden war, und der Kopf auf dem Kissen lag, dann hörte ich das starke Hämmern im Gehirn, das durch das Polster noch verstärkt wurde, wie lauten Trommelschlag, bis ich schliesslich das Bewusstsein verlor und meine Schmerzen und anhaltende Schwäche vergass.

Am 20. Mai, morgens 7 Uhr, schien meine Krankheit und Schwäche sich dem Höhepunkte genähert zu haben. Sobald ich die Klarheit des Geistes wiedergewann und die schreckliche Hinfälligkeit des Körpers erkannte, überkam mich die Ahnung, dass ich sterben müsse. Obgleich ich zu sprechen und zu denken vermochte, bezweifelte ich, dass ein Mensch noch schwächer werden könne, und so kam mir die Idee, dass die Krisis gekommen und der Tod nahe sei. Darauf fühlte ich das dringende Bedürfniss, zum letzten mal den Gefährten meine Freundschaft und Zuneigung zu bezeugen, falls der kleine Mabruki die Leute, Europäer und Sansibarer, zu mir rufen möchte. Mittlerweile hat Dualla 60 Gran Chinin abgewogen, ein paar Tropfen Hydrobromsäure daraufgeträufelt und die Lösung mit einer Unze Madeira vermischt, was er, da ich um den Preis der ganzen Welt nicht im Stande gewesen wäre, das Glas zum Munde zu führen, mir an die Lippen hält.

Wie der Blitz strömt die kräftige Medicin durch meine Adern; ich fühle ihre überwältigende Wirkung rasch sich über meine schnell schwindenden Sinne schleichen, und ich bitte Dualla, die Leute zur Eile zu mahnen, ehe es zu spät ist.

In kurzer Zeit höre ich das Geräusch vieler Schritte in der Nähe des Zeltes, die Seitenwände werden aufgehoben, und ich sehe den hellen, aber noch kalten Sonnenschein auf den in halbkreisförmigen Reihen sitzenden Gestalten. Meine europäischen Gefährten treten an das Fussende des Bettes, und ich mühe mich ab, die fliehenden Sinne wieder herbeizurufen und zu den Leuten zu reden und ihnen zu rathen, was sie thun sollen, wenn alles vorbei ist. Meine Gedanken scheinen getheilt zu sein zwischen dem grossen Wunsche, etwas Verständliches zu sagen, und einem seltsamen zerknirschten Brüten über ein aufgeworfenes Grab, das immer näher und näher kommt, während in weiter Ferne ein grosses weisses Licht brennt, dessen helle, glänzende Kugel mich anzieht, trotz meiner äussersten Anstrengung, die Aufmerksamkeit auf die schweigende, wartende Menge zu concentriren. Immer und immer wieder versuche ich unter ungeheuerer Qual die Worte zu sprechen, welche nicht über die Lippen wollen.

„Sieh mich gut an, Albert“, rufe ich. „Bewege dich nicht. Richte deine Augen auf mich, damit ich dir etwas sagen kann.“

Und der junge Seemann, der meine Hand fest gefasst hat, richtet seine Augen stetig auf die meinigen, um es mir dadurch zu ermöglichen, die drückende Schläfrigkeit zu besiegen, bis endlich der Satz klar und deutlich vernehmbar wird, was mir in meinem Elend eine solche Erleichterung gewährt, dass ich ausrufe: „Ich bin gerettet!“ Dann kommt plötzlich eine dunkle Wolke über mich, das Verständniss meiner Umgebung schwindet und eine stundenlang andauernde Vergessenheit umfängt mich.

Als ich am folgenden Tage aufwachte, fand ich, dass ich 24 Stunden in derselben Lage gelegen hatte, denn meine

EIN LEBEWOHL!

I, 298.

Schwäche war so gross, dass ich mich ohne Hülfe nicht bewegen konnte. Mein Rücken schien gichtbrüchig zu sein, und die durch das lange Liegen verursachten wunden Stellen schmerzten, allein beim Aufwachen achtete ich nicht viel darauf. Ich hatte den Wunsch, etwas zu essen, und einen entschiedenen Widerwillen gegen Arznei, und gab vollständig die Absicht auf, die Wirkungen des Fiebers noch weiter zu bekämpfen. Ich war bereit, mich, ohne mir weitere Sorgen zu machen, in das Unvermeidliche zu fügen, vor allen Dingen wollte ich aber essen, zur grössten Ueberraschung Mabruki's, von dem ich Suppe verlangte. Herr Braconnier, der von meinem kleinen Diener herbeigerufen war, empfahl mir Fleischbrühe und hatte die Güte, Mabruki bei der Herstellung derselben zu helfen. Nach einer oder zwei Stunden forderte ich von den Dienern mehr Suppe, denn es stellte sich bei mir ein wahrer Heisshunger ein. Eine Stunde nach der andern verging, aber das Fieber kehrte nicht wieder, wohl aber verlangte ich mehr Suppe. Herr Braconnier bat mich, vorsichtig zu sein, allein Mabruki und Dualla beachteten diese Warnung nicht. Die unbedachten Jünglinge! Sie schmuggelten allerlei kleine Luxusartikel, die sie irgendwo aufgefunden hatten, in mein Zelt, und mein Magen zeigte eine unermüdliche Verdauungskraft.

Am 30. Mai war ich so weit ausser Gefahr, dass Dualla und Mabruki noch die einzigen waren, welche um mich waren und mich pflegten; ihre Energie sowol als auch die meinige waren jetzt nur darauf gerichtet, dem matten und erschöpften Körper neue Kraft zu geben, leider aber bedarf es, während derselbe durch Krankheit rasch entkräftet wird, längerer Zeit, um denselben wiederherzustellen, und es ist dies ein höchst langwieriger Process, trotzdem derselbe stets durch das Vergnügen des Essens und der Verdauung unterbrochen

wird. An diesem Tage war ich jedoch so weit wiederhergestellt, dass ich mich zum Lager hinabtragen liess, um meine Leute zu besuchen, was, wie ich glaube, meinem Zustande von grossem Vortheil gewesen ist.

Bis zum 2. Juni hatte ich bereits so viel Kraft wiedererlangt, dass ich, in einen dicken Ueberrock gewickelt, auf einem Stuhle unter dem Sonnensegel meines Zeltes sitzen konnte.

Am Morgen des 4. Juni sah ich zu meiner Freude das Walfischboot von Isangila heraufkommen, von wo ich, wie man mir sagte, vor 20 Tagen aufgebrochen war. Der kleine Mabruki eilte zum Landungsplatze hinab und kam gleich darauf mit der herrlichen Nachricht zurück, dass eine grosse Zahl neuer Leute von Sansibar angekommen sei und eine kleine Abtheilung ausgewählter Arbeiter unter Führung eines jungen Deutschen Namens Lindner schon ganz in der Nähe sei und wahrscheinlich in einem oder zwei Tagen in Manjanga eintreffen werde.

Diese guten Nachrichten erfüllten jedermanns Brust mit Freude, namentlich aber die meinige. Oh, welche Arbeit, welche Sorge wäre uns erspart geblieben, wenn diese Verstärkungen früher eingetroffen wären! Jetzt schien es in der That möglich, noch etwas auszurichten; jetzt erst trat ein schliesslicher Erfolg in bestimmte Aussicht, denn wenn ich auch persönlich mir keinen Zweifel an der glücklichen Beendigung der von mir unternommenen ungeheuern Aufgabe aufkommen lassen wollte, so stand dieses Ereigniss doch noch in so weiter Ferne, dass es mir oft fast unerreichbar schien.

Ich war zu einem wahren Knochengerippe geworden und wog kaum noch 100 Pfund! Meine untern Gliedmaassen waren reine Stöcke und so schwach und matt, dass die

wenigen Schritte vom Bett zum Stuhl mir als eine gewaltige Arbeit erschienen. Und dennoch enthielt die auf meinem Schose liegende sechs Monate alte Post neue Aufgaben, deren Erfüllung eine Armee erheischten. Mit der Verdrieslichkeit eines Kranken warf ich die Briefe beiseite: ich wollte sie nicht sehen, um nicht wahnsinnig zu werden.

Am folgenden Tage traf Herr Lindner mit 24 Mann ein, von denen mehrere alte Gefährten von mir waren, während weitere 46, alles kräftige, ausgesuchte Leute, vorläufig in Vivi zurückgeblieben waren. Die Neuangekommenen wurden auf das herzlichste begrüsst, und im Lager ging es sofort sehr lebhaft her, da jene für ihre schon so lange aus der Heimat abwesenden Landsleute reiche Nachrichten aus Sansibar mitgebracht hatten.

Am 11. Juni fuhr Herr Lindner mit dem „En Avant", dem „Royal" und zwei stählernen Leichtern nach Isangila, um auch den Rest der Ersatzmannschaften zu holen.

Mittlerweile kehrte meine Kraft allmählich zurück, sodass ich am 12. Juni mit den Vorbereitungen zur Reise nach dem Stanley-Pool beginnen konnte. Ehe wir jedoch an den Weitermarsch denken durften, war noch eine Unmasse von Geschäften zu erledigen. Zunächst musste ein Contract mit den Häuptlingen von Manjanga abgeschlossen, dann eine Stelle ausgewählt werden, wo die neue Station stehen sollte; ferner mussten, da unsere alten Zelte schon vier Regensaisons ausgehalten hatten, neue angefertigt und eine Strasse um den Manjanga-Katarakt angelegt werden, um die Fahrzeuge oberhalb desselben ins Wasser lassen zu können. Auch konnten wir uns, solange die Dampfer abwesend waren, mit dem Bau der neuen Stationsgebäude beschäftigen, an denen, während ich bettlägerig gewesen, nicht das Geringste geschehen war.

Die Häuptlinge von Manjanga hatten jetzt Zeit genug gehabt, um über meine bei der ersten Ankunft gemachten Vorschläge nachzudenken, sodass es nur eines Signals bedurfte, um ihnen die Mittheilung zu machen, dass ich bereit sei, die Vereinbarung abzuschliessen. Die Verhandlungen nahmen daher nicht sehr lange Zeit in Anspruch, und wir schlossen einen befriedigenden Vertrag ab, laut welchem ich die freie Wahl der Oertlichkeit hatte und an den Hügelabhängen und auf den Terrassen ein grosses Gebiet erhielt, auf dem ich nach Herzenslust bauen und cultiviren konnte, trotzdem im ganzen District von Manjanga in der Nähe des Flusses nur noch wenig Terrain mehr zur Cultur übrig war.

Herrn Braconnier war der Bau der Strasse überwiesen, während Herr Harou beauftragt wurde, die Bauten auf dem die Terrasse und den Landungsplatz beherrschenden Gipfel des Hügels zu beginnen, auf dem ich die langen Tage einsam in meinem Zelte zugebracht hatte.

Nach 22tägiger Arbeit war eine $4^1/_2$ m breite und 9 km lange Wagenstrasse nach einem Landungsplatze oberhalb des Wasserfalls vollendet, und die an derselben beschäftigt gewesenen Arbeiter wurden zur Hülfeleistung beim Bau der Station beordert. Das Ebnen des Terrains war eine beschwerliche Arbeit, doch gelang es uns schliesslich, den Grund bewohnbar und bebaubar zu machen. Das Bauholz musste aus einer Waldschlucht geholt werden, in welcher ein Bach dahinströmte; die Entfernung betrug zwar nicht mehr als 3 km, allein das Heraufschaffen der Baumstämme kostete ausserordentlich grosse Mühe.

Da der grosse Kesselwagen vielfacher Reparaturen bedurfte, musste ich mich auch mit Schmiedearbeiten beschäftigen. Dann musste ich selbst die neuen Zelte zuschneiden, die Albert als Segelmacher zusammennähte. Während

wir auf die sich verzögernde Ankunft der Schiffe warteten, wurde ferner ein festes Magazin gebaut, dessen aus geriffeltem Eisen bestehende Mauern hier und dort mit Schiessscharten versehen wurden, damit die Station im Nothfalle mit den Gewehren vertheidigt werden konnte, denn wenn wir auch nicht gerade Feindseligkeiten der Eingeborenen zu befürchten brauchten, so empfand ich doch selbstverständlich infolge des grössern Sicherheitsgefühls weniger Sorge, da jeder feindliche Angriff, wenn die Vertheidigung nicht in gar zu unfähiger Weise geleitet wurde, vollständig vergeblich war und keinen Schaden anrichten konnte.

FUNFZEHNTES KAPITEL.

EINE RECOGNOSCIRUNG NACH DEM STANLEY-POOL.

Ein Verstoss gegen die Landessitte und seine Folgen. — Unruhiger Marktverkehr. — Tod des Herrn Neve. — Briefliche Mittheilungen über den Unterhalt von Manjanga. — Auf dem Marsche nach dem Stanley-Pool. — Empfang durch die Eingeborenen. — Ein Knabe ertrunken. — Buabua-Ndjali, ein heuchlerischer Häuptling. — Pomp der Eingeborenen. — Malamine erscheint mit der französischen Tricolore. — Ein Landvertrag. — Der Gordon-Bennett. — Mfwa. — Malima. — Gamankono, eine alte Bekanntschaft. — Gutes Gedächtniss. — „Wir sind alle Könige." — Ankunft Malamine's, dessen Fabeln die Dorfbewohner alarmiren. — Freundschaft durch Hass ersetzt. — Gezwungene Rückkehr von Malima. — Schlimme Nachrichten uns voraufeilend. — Durch eine bewaffnete Menge angehalten. — „Tanley, Tanley!" — Rechtzeitiges Eintreffen.

Am 25. Juni ereignete sich auf dem allwöchentlich stattfindenden Markte von Manjanga ein seltsamer Vorfall. Ein Mann hatte eine Ziege gekauft und am selben Tage und auf demselben Markte versucht, dieselbe weiter zu verkaufen, was als eine so grosse Verletzung der Landessitte betrachtet wurde, dass die allgemeine Indignation sich an der Ziege und einigen Schweinen Luft machte. Diese Thiere wurden in Stücke geschnitten und auf dem Marktplatze vertheilt, und der öffentliche Aerger besänftigte sich erst wieder, nachdem noch eine grössere Anzahl Kürbisflaschen mit Palmwein zerstört worden war.

AUF DEM PLATEAU DER MANJANGA-STATION, BLICK STROMABWARTS. I. 305

(Nach einer Photographie.)

In der Umgegend von Manjanga findet an jedem zweiten Tage auf einem der vielen Hügel ein Markt statt; der grosse Manjanga-Markt wird jedoch etwa $7^1/_2$ km von der Station entfernt im Innern abgehalten. Derselbe wurde früher sehr stark besucht, hat jetzt aber keine Bedeutung mehr, weil in den letzten Jahren mehrfach Aufstände ausgebrochen sind, welche die Betheiligung beeinträchtigt haben. Die Gegenstände, welche von den zahlreichen Verkäufern aus der Umgegend meilenweit her in grossen Mengen nach Manjanga gebracht wurden, waren Sklaven, Elfenbein, Kautschuk, Oel, Schweine, Schafe, Ziegen und Hühner; auch wurde viel einheimisches Kupfer zum Verkauf gebracht. Die von der Küste nach dem Stanley-Pool bestimmten Karavanen fanden hier stets ein gutes Absatzgebiet für ihre Zeuge und Perlen und tauschten dafür Kupfer und Draht in enormen Quantitäten für die Eingeborenen am obern Flusse, sowie ganze Tonnen von Cassavebrot und Gemüse ein. Indessen wurden die Häuptlinge und Einwohner infolge der Prosperität des Marktes unverschämt, und es entstanden häufig Streitigkeiten: schon der leiseste Vorwand genügte, um einen Bruch herbeizuführen, sodass die Marktleute eiligst die Flucht ergreifen mussten, um Gewaltthätigkeiten zu entgehen. Selbst während der zwei Monate, welche ich in Manjanga blieb, waren unsere Leute mehrfach Zeugen derartiger Excesse, sodass sie, um nicht in den Streit verwickelt zu werden, schleunigst fliehen mussten, was ihnen indess nicht immer ohne Schaden gelang. Ich konnte nicht mehr thun, als sie auf das ernstlichste warnen und auf die Folgen aufmerksam machen, falls Klagen wegen Gewaltthätigkeit und schlechten Betragens über sie einlaufen sollten.

Endlich, nach ausserordentlicher Verzögerung, als wir bezüglich der Fahrzeuge schon in Angst und Besorgniss ge-

wesen waren, kam das stählerne Walfischboot in Sicht, welches mir einen Brief des Herrn Lindner mit der betrübenden Nachricht brachte, dass der Maschinist des „En Avant", Herr Paul Neve, am 26. Juni in Isangila einem schweren Gallenfieber erlegen sei. Das war der zweite Todesfall infolge von Krankheit unter der Pionierabtheilung während eines Zeitraums von 16 Monaten beispielloser Arbeit und Entbehrungen; wie bei dem Matrosen Martinson im Jahre 1880 war auch dieser Todesfall während der kalten Jahreszeit vom Mai bis Juli eingetreten. Ich selbst war ebenfalls im Juni 1880 krank geworden und hatte bei Beginn der diesjährigen kalten Jahreszeit einen noch beträchtlich schwerern Anfall bekommen, der mich, wie erwähnt, bettlägerig und dem Tode nahe gebracht hatte. Der einzige Todesfall unter den Sansibarern war während der kalten Saison des Vorjahres passirt.

Am 14. Juli trafen die Dampfer und stählernen Leichter mit den lange erwarteten Ersatzmannschaften ein, unter denen sich auch Herr Louis Valcke und zwei Deutsche, ein Commis und ein Ingenieur, befanden. Die Nachrichten aus Vivi lauteten sehr befriedigend, und auch in Isangila war es einem kürzlich angelangten jungen belgischen Offizier, Herrn Eugène Janssen, gelungen, nach meinen Instructionen eine Station anzulegen.

Nachstehender Auszug aus einem Briefe an das Comité gibt nähere Erläuterungen über den Unterhalt von Manjanga während meiner Abwesenheit auf der Fahrt nach dem obern Kongo:

Aus der beifolgenden Liste der Güter und Waaren, mit denen wir die Station Manjanga ausgerüstet haben, werden Sie ersehen, dass dieselbe alle Gegenstände, deren eine solche Niederlassung bedarf, im Ueberflusse besitzt.

Beispielsweise habe ich folgende Mengen Zeuge zum Ankauf von Lebensmitteln für die Besatzung der Station zurückgelassen:

Gewöhnlichen gestreiften Kattun	45600	Yards*
Feine Stoffe	19360	„
Rothe Tücher	2400	„
Weissen Kattun	1200	„
Rothwollenen Deckenstoff . .	700	„

Wenn ich alles mit der grössten Liberalität berechne, ergibt sich, dass der Chef der Station für mehr als drei Jahre Vorrath hat, vorausgesetzt, dass die obigen Zeuge nicht zu andern Zwecken als zum Ankauf von Lebensmitteln und zur Löhnung der Leute verwandt werden. Ausser den vorstehend genannten Artikeln hat der Commandant blaue Glasperlen, Pulver, Musketen, Messingdraht, Feuersteine u. s. w., alles Gegenstände, die sich gut verkaufen lassen.

Eine einfache Durchsicht der für die Herren Harou, Anderson und Flamini zurückgelassenen Conserven zeigt deren Mannichfaltigkeit. Die Esswaaren haben ein Gewicht von 4950 Pfund, sodass jeder Europäer drei Jahre lang täglich $1^1/_4$ Pfund Extraproviant erhalten kann. Dazu sind dann noch die localen Lebensmittel und das Fleisch zu rechnen, welche auf dem in der Nähe der Station stattfindenden grossen Markte zu haben sind; es zählen hierzu Schweine, Ziegen, Schafe, Hühner, Yams, süsse Kartoffeln, Cassavebrot, Eier, Bananen, verschiedene Arten Gemüse, Ananas, Melonen, Gurken, Kürbisse u. s. w. Solange wir hier sind, haben wir ausschliesslich von den einheimischen Nahrungsmitteln gelebt, und von europäischen Artikeln nur die unentbehrlichsten, Thee, Kaffee, Milch, Butter und Zucker, gebraucht.

Da ich Manjanga zum Centraldepot ausersehen habe, zu welchem die Station sich besonders eignet, weil hier erst die eigentlichen Transportschwierigkeiten beginnen, muss daselbst natürlich auch ein grösserer Vorrath von Munition gelagert werden. Ich denke kaum, dass dieselbe je zur Vertheidigung gebraucht werden wird, aber ich traue nie dem guten Glück.

Zunächst durch Krankheit, dann aber auch durch die Verzögerung der Ankunft der Ersatzmannschaften zu einem längern Aufenthalt gezwungen, habe ich alle Mann, welche während dieser Zeit in Manjanga waren, an dem Bau eines geräumigen und festen

* 12 Yards = 11 Meter.

Magazins für die dritte Station beschäftigt, in welchem die Waaren nunmehr vollständig untergebracht sind. Gegenwärtig dient das Gebäude jedoch nicht nur als Vorrathsspeicher, sondern auch als Wohnhaus für die drei Europäer, welche ich auf der Station zurücklassen werde, die Herren Harou (Commandant), Anderson (Kapitän der Boote) und Flamini (Maschinist des „Royal"), bis dieselben Zeit gehabt haben, sich eigene Wohngebäude zu errichten.

Jetzt ist nichts mehr, was mich hier länger hindern und zurückhalten könnte. Die Fahrzeuge sind angekommen, die Strasse ist bis zum Landungsplatze oberhalb des Wasserfalls fertig. Die Häuptlinge von Manjanga haben mir 200 von ihren Leuten versprochen, welche beim Transport der Waaren vom Landungsplatze bei der Station nach demjenigen oberhalb des Katarakts helfen sollen. Während die Manjanga-Leute mit dieser Arbeit beschäftigt sind, werden unsere eigenen farbigen Arbeiter die Wagen holen und zwar

Nr. 1. mit dem „En Avant",
„ 2. „ dem Kessel,
„ 3. „ der Maschine und den Eisenplatten,
„ 4. „ dem Walfischboot.

Die für die Stanley-Pool-Station bestimmten Waaren sind in 560 Traglasten vertheilt und bestehen in folgenden Gegenständen:

Zeuge.	Feldschmiede.	Leinöl.
Perlen.	Schmiedegeräthschaften.	Spitzäxte.
Draht.	Amboss.	Schaufeln.
Conserven.	Schleifstein.	Aexte.
Salz.	Nägel.	Hämmer.
Zucker.	Schrauben.	Brechstangen.
Thee.	Munition.	Krummäxte.
Kaffee.	Pulver.	Schraubenzieher.
Reis.	Arzneikiste.	Flaschenzüge und
Bohnen.	Segeltuch.	Blöcke.
Mehl.	Tauwerk.	Plantagenmesser.
Musketen.	Farben.	Hacken.
Maschinenöl.	Talg.	

Die persönlichen Effecten der Herren Valcke, Braconnier, Lindner, Hertwig, Christopherson und Mahoney machen 35 Lasten aus und wiegen fast eine Tonne.

Aus diesen detaillirten Angaben dürften Sie am besten die Schwierigkeiten verstehen und kennen lernen, mit denen eine Expedition zu kämpfen hat, die aus so vielen Europäern im Vergleich zu der sehr kleinen Zahl Farbiger besteht. Wir sind insgesammt 8 Europäer und nur 103 farbige Leute und einige 30 Eingeborene von der Westküste, während, wenn die Arbeit erspriesslich sein soll, auf jeden Europäer mindestens 50 Eingeborene kommen müssten.

Der Expedition gehören im ganzen jetzt 138 Farbige an, von denen 97 die Pionnierabtheilung bilden, 18 als Garnison auf der dritten Station in Manjanga bleiben, 8 für die Besatzung von Isangila bestimmt sind und 15 zu den Bootsmannschaften gehören.

Der „Royal“ und der stählerne Leichter mit ihren resp. Bemannungen werden die Verbindung zwischen Isangila und Manjanga aufrecht erhalten; für den Transportdienst zwischen Vivi und Isangila sollen die Eingeborenen von Vivi verwendet werden, soweit man dieselben dazu veranlassen kann.

Nach unserer Ankunft am Stanley-Pool werden wir mit den dann unbeschäftigten Pionniermannschaften zwischen dort und Manjanga eine Verbindung herstellen, während der „En Avant“ mit dem Leichter zwischen Stanley-Pool und einer fünften Station fahren soll, die wir an einer passenden Stelle am obern Kongo anlegen werden.

Am Morgen nach der Ankunft der Boote setzten wir uns bei Tagesanbruch mit den Waaren in Bewegung, und am Abend des 19. Juli hatten wir mit Hülfe von 210 Eingeborenen aus Manjanga die Wagen und die Güter 9 km weit geschafft und die Boote bereits in einer kleinen Bucht oberhalb des Wasserfalls ins Wasser gelassen.

Herr Lindner erwies sich nach kurzer Bekanntschaft als im Besitz tüchtiger praktischer Kenntnisse, um mir werthvolle Dienste zu leisten. Zu ihm hatte ich hinreichendes Vertrauen, um ihm den Befehl über einen Theil unserer Mannschaften

zu übertragen, welche die Effecten und Wagen auf dem Wasserwege nach Mpakambendi, 33 km von Manjanga, schaffen und nach der Ankunft bei dem genannten Dorfe eine Wagenstrasse von dem Landungsplatze am Flusse nach dem Plateau hinauf anlegen sollten, während ich mit einer andern Abtheilung nach dem Stanley-Pool vorzudringen beabsichtigte, um dort, wo die Schiffbarkeit des obern Kongo anfängt, uns einen passenden Platz am Ufer zu sichern. Wäre ich schon bei Beginn der Expedition so glücklich gewesen, zwei solche Männer wie Herrn Lindner in meinen Diensten zu haben, dann würde ich bereits im September 1879 den Stanley-Pool erreicht haben; jetzt lag indessen kein Grund mehr vor, den Besuch bei meinen alten Freunden noch länger aufzuschieben, da der Deutsche sich der ihm übertragenen Aufgabe völlig gewachsen zeigte.

Ich brach daher mit den Herren Valcke, Braconnier und einem andern, der als Secretär der Station fungiren sollte, falls wir einen geeigneten Platz erwerben konnten, sowie mit den nöthigen Vorräthen zur vorläufigen Verproviantirung des Platzes auf, und nach einem Marsch von $13^1/_2$ km über hohes, von tiefen Schluchten und felsigen Wasserläufen durchschnittenes Terrain lagerten wir in Mungala, einem lieblichen, von hohen Bäumen beschatteten Thalkessel. Unterwegs hatten wir vier Flüsse passirt, von denen der sehr wasserreiche und klare Mbika der bedeutendste ist.

Am folgenden Tage durchwanderten wir ein noch rauheres Land, kamen über hohe Bergrücken, die von ebenso vielen in kühlen Waldschluchten fliessenden Flüssen voneinander getrennt sind, und gelangten nach Mpakambendi, wo ich Herrn Lindner nach meiner Rückkehr vom Stanley-Pool anzutreffen erwartete.

Bei der Fortsetzung des Marsches zeigte die Gegend,

welche wir behufs ihrer Brauchbarkeit für eine Wagenstrasse genau untersuchten, am dritten Tage eine wesentlich regelmässigere Formation. Das Terrain stieg und fiel in weiten sanft wellenförmigen Linien und war von breiten Thälern durchzogen, in denen kleine Ströme klaren Wassers ruhig dahinflossen. Die mittlere Höhe, 640 m, bewies, dass wir uns wenigstens 450 m über dem Kongo befanden. Auf dem ganzen Wege wurden wir sehr freundschaftlich aufgenommen; mein Name, den die Eingeborenen fest im Gedächtniss behalten hatten, wurde oft mit solcher Bestimmtheit und Genauigkeit gerufen, dass ich halb und halb argwöhnte, meine eigenen Leute riefen mich. In Singa, dem Schauplatz so vieler Beschwerden im Jahre 1877, herrschte die grösste Aufregung; mein Zelt war bis zum späten Abend von der neugierigen Kinderwelt belagert, die zweifelsohne durch die Aeltern von dem weissen Manne mit den vielen Canoes gehört hatten, welcher auf ihrem wilden Strome hinabgefahren war.

Von Singa setzten wir den Marsch über den Edwin-Arnold-Fluss, bei dem palmenbeschatteten Mowa vorbei durch eine gesunde Gegend fort, deren reine Luft in meinem Körper das Gefühl der wiedererlangten Gesundheit erweckte. In der Nähe des Dorfes Nsabi, dessen Häuptling eine überraschende Aehnlichkeit mit einem hervorragenden englischen Staatsmanne hat, war eine grosse Volksmenge versammelt, welche uns zu bleiben bat, damit wir Palmwein und Hühner für Zeuge einkaufen möchten; allein wir bedurften weder des einen noch des andern, denn die Lust des Wanderns war über uns gekommen. Erst am bewaldeten Ufer des Inkissi machten wir inmitten eines ganzen Stammes neugieriger Besucher halt.

Am 24. Juli zogen wir durch ein sehr unebenes Land,

welches uns viele Schwierigkeiten zu bereiten drohte, wenn wir es mit den schweren Wagen passiren wollten, nach Msampala. Die Bewohner von Ngoma waren sehr freundlich. Auf dem ganzen Wege tauschten wir mit fast allen Personen von Rang Geschenke aus, einestheils wol, weil wir dies für politisch hielten, anderntheils, weil ich so viele alte Freunde traf, welche ihre Bekanntschaft mit mir mit unbegrenzter Freude zu erneuern suchten. Es war ein wunderbar reiches Land, doch sahen wir nur wenig von demselben cultivirt. Lebensmittel waren im Ueberfluss vorhanden und die Eingeborenen verkauften dieselben gern.

Zwischen Msampala und dem Mukoss-Flusse, an welchem wir am 25. Juli Rast machten, führte der Marsch durch eine Gegend, welche nur wenig Hindernisse für eine Wagenstrasse bot, mit Ausnahme des Lubamba-Flusses auf halbem Wege. Der Lubamba heisst an seiner Mündung in den Kongo Nkenke. Es ist ein reissender Strom von etwa 40 m Breite, über den eine Canoefähre zur Bequemlichkeit für den zahlreichen Karavanenverkehr eingerichtet ist. An der Fähre sammeln sich oft grosse Scharen von Elfenbein- und andern Trägern, welche auf dem Wege vom Stanley-Pool nach der Küste oder umgekehrt begriffen sind. Auch als wir den Fluss erreichten, stand an jedem Ufer eine Anzahl Leute, welche auf die Ueberfahrt warteten. Bei der herrschenden Verwirrung und Unordnung und in dem Streite, zuerst in das Boot zu gelangen, fiel ein Junge von 14 oder 15 Jahren über Bord und ertrank. Seine Freunde wünschten die Leiche zu retten, um sie zu beerdigen, es schien jedoch niemand zu wissen, wie sie den Körper wiedererlangen sollten. Schliesslich band einer unserer Leute sich ein Tau um den Leib, tauchte in den Strom hinab und holte die Leiche herauf, die mit feierlichem Schweigen in Em-

pfang genommen wurde. Ein Dank wurde jedoch nicht erstattet.

Am 26. Juli verliessen wir das Dorf Mukoss am gleichnamigen Flusse und marschirten nach dem $16\frac{1}{2}$ km entfernten Dorfe Kinduta. Morgens war Regen gefallen, der in andern

KARAVANENGRUPPE.

Theilen des Landes zu dieser Jahreszeit vollständig unbekannt, hier aber wahrscheinlich eine Folge der ausgedehnten Wälder dieser Gegend ist. Es ist ein wunderbar fruchtbares Land, welches sich hier vor uns ausdehnte und mit jedem Kilometer malerischer und werthvoller wurde; von

jedem Rücken und jeder Erhöhung zeigten sich dem überraschten Auge grossartige Strecken schönen Landes, prächtig bewässert und bewaldet, mit klaren Strömen und reichen Aussichten für später Kommende. Nach etwa dreistündigem Marsche vom Mukoss-Flusse kamen wir zu einem Hügel, von dessen fast viereckigem hohen offenen Gipfel wir in weiter nebeliger Ferne den Stanley-Pool erblickten; der durch die Hitze und die Entfernung verursachte leichte Nebel liess ihn uns wie einen mit Flor bedeckten Spiegel in mit Gaze verhülltem Rahmen von dunkelm Holze erscheinen.

Ein langer Marsch von 21½ km über ebenes, schwammiges und morastiges Land brachte uns am 27. Juli nach Buabua-Ndjali, dessen Häuptling durch seine Fähre über den in der Nähe östlich vom Dorfe vorbeifliessenden Gordon-Bennett-Fluss Bedeutung und Reichthum erlangt hat. Die meisten Häuptlinge, denen wir bisher begegnet waren, sind freundliche, aber gewöhnliche Leute, Buabua-Ndjali dagegen ist ein Charakter, der eine ausführlichere Beschreibung verdient. Er ist Schauspieler, d. h. ein Mann, der etwas zu sein vorgibt, was er nicht ist. Höflich seinen Gästen gegenüber, gleichviel wie oft dieselben kommen, sucht er vom ersten Augenblick der Bekanntschaft mit einem Fremden auf systematische Weise dessen Freundschaft zu gewinnen mit der Absicht, ihn zu plündern. Er macht zuerst den Eindruck, als sei er eitel wie ein Weib und übermüthig wie ein Kind; allein ehe man schliesslich von ihm Abschied nimmt, hat man die Ueberzeugung gewonnen, dass er ein grundsatzloser Schurke ist. Stets heisst es: „Mein Bruder, was ist dies? Mein Bruder, was ist das? Oh, wirklich, mein Bruder! Lege das fort, mein guter Bruder! Wirklich, ist mein Bruder gekommen, das Land zu sehen? Lieber, guter Bruder! Wahrhaftig, ein Bruder unter Brüdern! Mein

eigener lieber Bruder!“ So schwirrt es beständig um einen herum, und dabei wandern seine Augen fortwährend von der Person zum Eigenthum des Fremden, damit ihm nichts entgehe.

Und mit welchem Staat umgibt er sich bei der Ankunft eines Fremden! Ein Löwenfell — ein echtes Löwenfell — wird ausgebreitet, ein fettes hochrothfarbiges Polster, welches die Stelle eines Staatssessels vertritt, wird hingelegt, und respectvoll im Kreise setzen sich die hervorragendsten Angehörigen seines Stammes. Während man auf sein Erscheinen wartet, bereitet Buabua-Ndjali sich auf die Zusammenkunft vor, indem er sich in einem Dutzend an den Wänden seines Hauses hängenden Spiegeln beschaut, das Haar glättet, Wangen und Stirn aufs neue mit Ocher beschmiert, unter dem einen Auge einen gelben, unter dem andern einen weissen Strich zieht, den Nasenrücken mit Holzkohle noch schwärzer färbt, den Zopf liebreich ordnet und die rothe Decke in glatte, malerische Falten wirft. Dann erst erscheint Buabua-Ndjali!

Ich habe oft, wenn ich die Bemühungen der afrikanischen Häuptlinge sah, die prahlende Majestät des Königlichen nachzuäffen, darüber nachgedacht, welches grossartige Vorbild dieselben sich zum Muster genommen haben mögen. Mtesa von Uganda ist zu weit entfernt, und in der Nachbarschaft habe ich keinen König entdeckt und von keinem Fürsten gehört, dessen Pomp so berühmt ist, dass derselbe zur Nachahmung dieses phantastischen Königthums Veranlassung geben könnte. Ich muss daher wol annehmen, dass dieses Streben dem Menschen angeboren ist — dem afrikanischen Nfumu so gut wie dem englischen Gerichtsdiener!

Doch hat Buabua-Ndjali auch einige gute Eigenschaften, welche Leute von solch ungeheuerer Eitelkeit gewöhnlich

besitzen. Er ist — was man nicht von allen afrikanischen Häuptlingen sagen kann — an seinem Körper sehr reinlich und keineswegs unansehnlich von Gestalt oder von der Natur stiefmütterlich behandelt, vielmehr ein bronzefarbiger wohlproportionirter Mann von 35 Jahren. Wenn er grosse Gegengeschenke erwartet, gibt er zuvor sehr reichlich; wenigstens übertrafen seine Gaben alle andern, welche ich zwischen Vivi und seinem Dorfe erhalten hatte. Vielleicht hat er auch andere gute Eigenschaften, die noch in seiner halb verborgenen Persönlichkeit schlummern.*

Wir waren kaum drei Stunden in Buabua-Ndjali's Dorf gewesen, als wir eine hochgetragene französische Tricolore herankommen sahen, der ein auffallend gekleideter europäisirter Neger (wie mir schien, obgleich er feinere Züge hatte) in Seemannsuniform mit Unteroffiziersstreifen an den Aermelaufschlägen voraufschritt. Es war dies Malamine, der von Herrn de Brazza hier zurückgelassene Sergeant vom Senegal. Sein Gefolge bestand aus zwei Neger-Matrosen aus Gabun in blauem Marinehemd und Beinkleid, von denen der eine die Fahne trug.

Malamine sprach sehr gut französisch und begrüsste uns freimüthig und männlich. Nachdem wir einige Worte gewechselt hatten, zeigte er mir ein Schriftstück, die Uebersetzung eines Vertrages, laut welchem ein gewisser Häuptling Makoko an Frankreich ein Gebiet cedirt, welches vom Gordon-Bennett-Fluss bis Impila am Nordufer des Stanley-Pool reicht, und zugleich die Mittheilung des Herrn de Brazza an alle, welche es angehen möge, enthaltend, dass er im Namen Frankreichs von diesem Gebiete Besitz ergriffen habe.

---

* Buabua-Ndjali ist gegen Ende 1884 gestorben.

Malamine war sehr unterrichtet über dieses Geschäft. Makoko war sehr generös gewesen und hatte für ganz unbedeutende Geschenke ein Gebiet hergegeben, welches, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, sich etwa $13^1/_2$ km am Flusse entlang erstreckte; wie weit dasselbe ins Innere reicht, war nicht angegeben. Wie er sagte, hatte er keine weitere Instruction, als den Vertrag allen Europäern zu zeigen, welche etwa in die Nähe des Stanley-Pool kommen würden.

Da es mittlerweile spät geworden war, blieb er die Nacht über im Dorfe, und durch meine Diener erfuhr ich vieles über die politischen Verhältnisse in dem jenseit des Gordon-Bennett-Flusses liegenden District.

Ein kurzes Zusammensein mit dem Sergeanten liess mich erkennen, dass derselbe, trotz der braunen Hautfarbe des Senegalesen, ein hervorragender Mann sei; er befand sich unter diesen Afrikanern, die auf einer niedrigern Stufe standen als er selbst, gerade in seinem richtigen Element und befolgte die Instructionen seines Herrn taktvoll und schlau.

Am nächsten Tage kehrte er nach seinem Gebiet östlich vom Gordon-Bennett zurück, und um 1 Uhr nachmittags brachen auch wir auf, um einer uns im Namen seines Herrn zutheil gewordenen Einladung entsprechend ihm zu folgen.

Der Gordon-Bennett ist ein tiefer und reissender Fluss von etwa 40 m Breite an der Fähre von Buabua-Ndjali: etwa 6 km weiter abwärts ergiesst er sich in zwei Mündungen über einen wüthenden Wasserfall, etwa 50 m unterhalb der ersten gefährlichen Stromschnelle des Hauptstromes, in den Kongo. Läge die Mündung des Gordon-Bennett in die grosse Schlucht ein paar hundert Meter weiter aufwärts, dann würde es sich für mich der Mühe gelohnt haben, von Buabua-Ndjali das Recht zur Anlage eines Landungsplatzes

zu erwerben, mittels dessen ich Zutritt zu einer fast 1700 km langen schiffbaren Strecke des obern Kongo erhalten hätte.

Nach einem Marsche von 9 km durch unbewohntes Land, abwechselnd dichtes, dschungelartiges Unterholz und

ELFENBEINTRÄGER.

mit Gras bewachsene Ebene, erreichten wir das Dorf Mfwa, eine kleine Anzahl Grashütten, die von Bateke-Elfenbeinhändlern bewohnt werden. Viele von ihnen waren noch im Augenblick unserer Ankunft mit dem Zählen von Messingstäben, von denen damals fünf auf das Pfund gingen, und

dem Sortiren von Baumwollzeugen beschäftigt, während mehrere prächtige, glänzendweisse Elefantenzähne zu ihren Füssen lagen. Rundherum sassen Gruppen von Käufern und Verkäufern und erörterten den Werth und Preis ihrer resp. Waaren. Die Käufer waren Bateke, welche ein grosses weit ins Innere reichendes Gebiet am Nordufer bewohnen, die Verkäufer des Elfenbeins Beijansi und Babangi vom obern Kongo.

Der Häuptling Ingja empfing uns gutmüthig, zeigte uns in der Nähe des Flusses einen Lagerplatz und versprach uns Fleisch und Palmwein (Malafu) zu bringen. Der Abend verging ruhig, ja sogar ganz angenehm, da der Verkehr mit den Eingeborenen ein entschieden höflicher und geselliger war.

Am nächsten Morgen deuteten dieselben uns jedoch an, dass hier keine Lebensmittel für uns zu haben seien, denn thatsächlich sind sie in dieser Beziehung von andern Districten abhängig, von denen sie täglich ihre Nahrung holen müssen, da sie selbst kein Land bebauen. Die gesammte männliche Bevölkerung von Mfwa, alt und jung, zählte nicht über 150 Köpfe.

Heute war Makabi, ein bedeutender Elfenbeinhändler in Mfwa, der tags zuvor sehr höflich gegen uns gewesen war, offener; er erklärte geradezu, es wäre besser für uns, wenn wir unser Heil in Malima, einem grössern Dorfe weiter am Flusse hinauf, versuchten, dessen Häuptling Gamankono dem Ingja weit überlegen sei und wol eher werde mit uns reden können.

Zwei Stunden später trafen wir in Malima ein, nachdem wir infolge des schwarzen Schlammes und der tiefen Moräste, einer Eigenthümlichkeit der Grasebenen am nördlichen Ufer, einen beträchtlichen Umweg hatten machen müssen. Malima bestand aus etwa 50 Hütten, die sehr weit zerstreut lagen;

doch herrschte dort reger Verkehr, da etwa 400 Beijansi-Elfenbeinhändler angelangt waren, grosse, kräftige, breitbrustige Burschen von gelblicher Hautfarbe, denen gegenüber die Bateke so schwarz wie Tinte aussahen. Ungewöhnlicherweise waren dieselben mit kurzen Schwertern von seltsamer Form und wunderhübscher Arbeit bewaffnet.

Vollständig überrascht von der grossen Zahl Fremder, welche sich in diesem unbedeutenden Dorfe versammelt hatten, wurden wir zunächst in den Schatten eines grossen Baumes geführt, wo wir uns auf einer Anzahl im Kreise aufgestellter Kisten niedersetzten.

Gleich darauf erschien Gamankono, den ich bei genauer Betrachtung seiner Züge als den Mankoneh wiedererkannte, dessen ich in meinem Werke „Durch den dunkeln Welttheil“ Erwähnung gethan habe. Er besass jedoch so kostbare Kleidung und Staatsschmuck, dass sein Aussehen sehr verschieden von dem des kräftigen Anführers der Fischer war, der er vier Jahre früher zu sein schien. Ich erhob mich sofort, um ihm die Hand zu reichen; das Wiedererkennen war ein gegenseitiges, denn als er mir herzhaft die Hand gedrückt hatte, begann er einen excentrischen Tanz, den etwa 400 Eingeborene mit ihrem barbarischen Gesang begleiteten, welcher unsere Leute dermaassen begeisterte, dass sie ihre Stimmen mit den unmelodischen Tönen vereinten.

Mittlerweile war eine wollene Decke, welche das Bild eines Pferdes zeigte, in respectvoller Entfernung von uns ausgebreitet und auf deren einem Ende ein grosses hochrothes Polster niedergelegt, während der Rest der Decke mit einem Leopardenfell bedeckt wurde. Nachdem der Tanz und die Aufregung vorüber, nahm Gamankono auf dem Polster Platz, wobei die Füsse auf dem Leopardenfell ruhten.

Stolz auf seinem prunkhaften Sitz ruhend, verdient Ga-

mankono in dieser Stellung eine genauere Beschreibung. Von Gestalt ist er ein wenig über Mittelgrösse, seine Züge sind die eines vom Fett aufgedunsenen Negers, ein gewöhnliches, solides und substantielles Gesicht, das zu dem kräftigen, breitschulterigen Körper passt. Auf dem Kopfe trägt er eine dicke runde Mütze, welche von einem einheimischen Künstler aus rothen, gelben, blauen und weissen Wollfäden zusammengewebt ist; der Hals ist mit einem Kragen aus unendlich vielen feinen Messingdrahtringen geschmückt, aus denen, wie mir schien, vier lange Holzpflöcke hervorragen, die aber, wie ich später erfahren, vier Bündel von Elefantenschwanzhaaren sind, von denen je etwa zwei Dutzend zusammengebunden sind. Sein Rock besteht aus einem Stoffe, welcher nach schottischer Weise als Muster ein Schachbret mit grossen rothen und grünen Vierecken zeigt, während sein Unterkleid aus hellfarbigem bedruckten Zeug ist.

Nun kommt die Zeit zum Sprechen. Nachdem die Ceremonie der Vorstellung vorüber ist, entsteht eine erwartungsvolle Pause. Durch den Dolmetscher deute ich dann an, ich sei gekommen, um Gamankono zu besuchen und aus seinem eigenen Munde zu erfahren, ob er, wie Malamine mir erzählt, sein Land verkauft habe; wenn das Land noch ihm gehöre, dann könne das, was ich zu sagen habe, ebenso gut an jedem andern Tage gesagt werden.

Nach der bei den Völkern am Kongo üblichen Sitte begann Gamankono nun alle Ereignisse seit meiner Ankunft am Stanley-Pool im Jahre 1877 eingehend zu erzählen; nichts wurde ausgelassen, ein Beweis, welch starkes Gedächtniss die Eingeborenen haben. Er konnte mir fast jedes Wort wiederholen, welches ich zu ihm gesprochen hatte, und wusste genau, welche Geschenke wir ausgetauscht hatten.

„Dann“, erzählte er, „verging eine lange Zeit, und es kam ein anderer weisser Mann mit drei Canoes. Er blieb viele Tage bei Ntschuvila in Kinschassa. Er hatte einige wenige Leute des Makoko bei sich und schickte uns allen, die wir in Mfwa und Malima wohnen, die Aufforderung, ihn zu besuchen. Wir gingen und sprachen mit ihm, aber haben nichts davon gehört, dass ein Land verkauft oder verschenkt worden ist.“

„Ist aber Makoko nicht der grosse König über alles dieses Land?“ fragte ich.

„Es gibt nirgends einen grossen König. Wir sind alle Könige, jeder ist der König seines eigenen Dorfes und Gebietes. Makoko ist Häuptling von Mbe, ich bin Häuptling von Malima, Ingja ist Häuptling von Mfwa, Gantschu ist Häuptling in seinem Lande. Auf dem andern Ufer ist Gambiele Häuptling von Kimpoko, Ntschuvila der grosse Häuptling von Kinschassa. Aber kein Häuptling hat Autorität über den andern. Jeder von uns besitzt sein eigenes Land. Makoko ist ein alter Mann, er ist reicher als jeder von uns andern, er hat mehr Männer und Musketen, aber sein Land ist Mbe.“

Bald darauf ging die Versammlung auseinander. Man zeigte uns einen Lagerplatz, wo die Europäer und die Waaren gut untergebracht werden konnten, und dann begann das Geschwätz und der Tauschhandel frei und unbeschränkt.

Gegen Abend kam Gamankono mit seinen Söhnen in mein Zelt und wir begannen gegenseitig unsere Ansichten auszutauschen, wobei sich bald herausstellte, dass thatsächlich niemand etwas dagegen einzuwenden hätte, dass wir einen Platz zur Ansiedelung erhielten. Gamankono und seine Söhne waren, nachdem sich ihre Aufregung über unser

Kommen gelegt hatte, gern zu einem Abkommen mit uns geneigt, durch welches wir die Erlaubniss erhielten, auf dem Gebiete von Malima zu wohnen, zu bauen, zu pflanzen und zu säen. Mit dieser Vereinbarung trennten wir uns für die Nacht.

Mit Dunkelwerden kam Malamine jedoch ins Dorf. Er war von Kinschassa am südlichen Ufer nach Mfwa hinübergefahren und hatte, als er gehört, dass wir in Malima seien, bis gegen Abend gewartet, ehe er sich zeigte. Welche Fabeln Malamine von unserer Leidenschaft für das Fleisch kleiner Kinder den Eingeborenen erzählt hat, wird wol nie bekannt werden, die Wirkung seiner Worte trat aber zu Tage, als der Ausrufer am Abend den Tamtam schlug und am Ufer entlang und zwischen den zerstreuten Hütten des Dorfes ausschrie, Gamankono und Ntaba von Malima hätten beschlossen, dass keiner ihrer Leute mit uns sprechen oder uns weitere Lebensmittel verkaufen solle.

Am nächsten Morgen wurde dieser Befehl zu einem absichtlichen Bruche erweitert. Ein Weib wurde betroffen, als es einem meiner Leute Fische verkaufte, und von mehrern Dorfbewohnern geschlagen, während einige besonders kühne Burschen mit breiten, dem Hackbeil der Fleischer ähnlichen Messern sich um das Zelt scharten. Das gute Einvernehmen von gestern war vollständig verschwunden, und Argwohn, wenn nicht Hass war an seine Stelle getreten. Dreimal gelang es mir, Gamankono zu veranlassen, diese unglücklichen Zustände zu beschwören, aber jedesmal, wenn er hinging, um auch Ntaba zu freundlicherm Benehmen zu überreden, kam er in noch erbitterterer Stimmung gegen uns ins Dorf zurück. Auch die Beijansi waren mächtige Fürsprecher für uns, allein Ntaba liess sich nicht erweichen. Schliesslich, als ich einsah, dass unsere Anwesenheit noch

zum Streite führen könne, gab ich den Versuch auf, einen Mann zu beeinflussen, der keinen eigenen Willen hatte, sondern nur dem eines andern gehorchte, und gab den Befehl, alles zur Abreise vorzubereiten.

Gamankono kam aus seiner Hütte, um uns Lebewohl zu sagen, als unsere Colonne den Rückmarsch antrat in der Absicht, unterhalb Mfwa ein Lager aufzuschlagen und mit Ngaljema, dem Häuptling von Ntamo am südlichen Ufer, Verbindungen anzuknüpfen. Indess waren uns zwei Läufer zuvorgekommen, welche in Mfwa den Vorfall von Malima stark übertrieben und Geschichten verbreitet hatten, dass die Einwohner glauben mussten, es würde zu offenen Feindseligkeiten kommen. Als wir dann den nach Mfwa abzweigenden Pfad erreichten, stellte sich unserer Colonne ein Trupp mit Gewehren bewaffneter Eingeborenen entgegen, sodass ich denselben erst ihre beabsichtigte Albernheit auseinandersetzen und auf ihre Schwäche gegenüber unserer Uebermacht hinweisen musste. Das schien sie denn auch davon zu überzeugen, dass es nicht klug von ihnen wäre, einen Kampf mit uns zu wagen. Darauf trieben wir unsere Mannschaft wieder weiter. Ein oder zwei junge Leute, die in hartgesottener Insolenz und übergrossem Eifer ihre breiten Messer schwangen, und andere, welche den Trägern kleine Gegenstände zu entreissen versuchten, schienen einer Warnung zu bedürfen, und ich weiss nicht, was aus dieser rasch zunehmenden Sucht nach Unheilstiftung noch entstanden wäre, wenn unsere Aufmerksamkeit in diesem Augenblicke nicht auf eine Anzahl Eingeborener gerichtet worden wäre, welche mit dem lauten Rufe „Tanley, Tanley!“ heraneilten.

Sie waren vollständig ausser Athem, als sie uns erreichten. Aufs neue machte die Colonne halt, und wir erfuhren nun, Ngaljema in Ntamo habe gehört, dass sein Blutsbruder

„Tanley“ angekommen sei, und von dem Wunsche ihn zu sehen beseelt, diese seine wohlbewaffneten Söhne und Neffen gesandt, um uns zu einem Ntamo näher gelegenen Lagerplatze am Flusse zu führen, wo der Häuptling uns behufs einer Unterredung aufsuchen wolle.

Nichts konnte uns angenehmer sein als dieser Zwischenfall, und wir liessen uns gern von den Kriegern nach dem Lager führen, welches dieselben uns bezeichneten. Nach anderthalbstündigem Marsche trafen wir an dem Orte ein, der nahe am Flusse etwa in der Mitte zwischen Mfwa und dem Gordon-Bennett lag.

SECHZEHNTES KAPITEL.

NGALJEMA VON NTAMO.

Drohende Hungersnoth. — Verzögerte Hülfsleistung. — Drohung Buabua-Ndjali's. — Ankunft Ngaljema's von Ntamo. — Ein Blutsbruder. — Prosperität eines eingeborenen Häuptlings. — Ein anmaassender Bruder. — Ngaljema verlangt meinen Diener Dualla. — Begegnung mit einer römisch-katholischen Mission. — Ihre Zurückweisung durch die Eingeborenen. — Weitere Forderungen an unsere Vorräthe gestellt. — Der Preis unserer Verhandlungen. — Bessere Waaren erforderlich. — Ankunft im Singa-District.

Als wir auf dem sandigen Streifen einige Schritte vom Ufer des Flusses lagerten, waren wir ziemlich nahe daran, das Gefühl der Hungersnoth kennen zu lernen. Auf die vollständige Entfremdung der Eingeborenen oberhalb des Gordon-Bennett-Flusses waren wir gänzlich unvorbereitet gewesen und hatten deshalb beim Aufbruch aus Buabua-Ndjali's Dorfe nur für zwei Tage Rationen mitgenommen. Mehr Lebensmittel würden sich auch als eine beschwerliche und drückende Last erwiesen haben, denn da die Lebensmittel grösstentheils aus Bananen und schwerem teigartigen Brot bestanden, waren die überhaupt erhältlichen Rationen keineswegs leicht zu transportiren. Brächte das Land Getreide hervor, dann hätten wir allerdings bequem für 6, 8 oder 10 Tage Nahrungsmittel mitnehmen können. In der Zeit zwischen dem Abmarsch von Buabua-Ndjali's Dorfe und der

Ankunft im Lager am Flusse hatten wir die Rationen verzehrt, und es hing deshalb gänzlich vom guten Willen Ngaljema's ab, wie lange wir fasten sollten.

Als aber der 31. Juli zu Ende gegangen war und sich noch keine Boten oder Canoes aus Ntamo zeigten, musste ich unsere drei Ziegen schlachten lassen und sie nebst einigen kleinen Broten unter unsere Leute vertheilen.

Das grosse Dorf oder eigentlich, seiner Grösse wegen, die Stadt Ntamo lag 6 km unterhalb von uns an der Südseite an einer breiten und geräumigen Einbuchtung, deren unteres Ende scharf in der Richtung nach dem nördlichen Ufer läuft, etwa dem Engpasse gegenüber, wo die erste Stromschnelle der Livingstone-Fälle gebildet wird. Mit einem mächtigen Fernglase konnte ich den Landungsplatz genau übersehen und den lebhaften Canoeverkehr daselbst erkennen; den ganzen Tag kamen und gingen die Boote; allein diejenigen, welche den Fluss hinauffuhren, waren nach Mfwa, Malima, Kinschassa und den Stämmen am Kwa-Fluss bestimmt; zu uns kam keins mit einer tröstlichen Botschaft.

Wir sandten deshalb am Montag, 1. August, etwa 30 Fourragiere mit den erforderlichen Zeugen und Perlen zu Buabua-Ndjali, um Lebensmittel einzukaufen, von denen sie nachmittags genügend brachten, sodass wir für einen Tag zu essen hatten. Der Häuptling Buabua-Ndjali, der von unserer Zurückweisung bei seinen Nachbarn gehört hatte und dies für eine passende Gelegenheit hielt, den Vermittler zu spielen, begleitete die Leute. Einer unserer jungen Offiziere überliess ihm ein Stück rothen Savelist von etwa 18 m, das in dieser Gegend einen Werth von ungefähr 40 Mark repräsentirte, gegen das feste Versprechen, dass er am folgenden Tage Proviant dafür liefern wolle, sobald wir ihn durch unsere Leute nach dem Lager holen liessen.

Spät am Nachmittage kam ein Canoe Ngaljema's, der uns durch einen seiner Neffen, den grossen Gantschu, die Botschaft und die Versicherung überbringen liess, wir würden keineswegs vergessen; gleichzeitig bat er um den einem unserer Gesellschaft gehörenden schwarzen Neufundländer Flora: das arme Thier wurde ihm sofort ausgeliefert.

Am folgenden Tage schickten wir unsere Fourragiere wieder aus: einige Stunden später kehrten dieselben jedoch zu unserer grössten Ueberraschung ohne das geringste Essbare und mit der seltsamen Nachricht zurück, dass Buabua-Ndjali und seine Leute, anstatt sie über den Fluss zu holen, sie mit Gewehren bedroht und angedeutet hätten, wir würden in ein oder zwei Tagen sämmtlich niedergemetzelt werden, wenn wir nicht das Land verliessen. Das letztere war selbstverständlich eine leere Drohung, die uns nur davon abhalten sollte, den rothen Wollstoff zurückzufordern, den er tags zuvor auf Credit erhalten hatte. Es gibt sehr wenige Eingeborene, die, wenn sie die Gelegenheit zum Betrug haben, nicht unehrlich sind.

Während der Abwesenheit unserer Fourragiere hatten wir die Trommeln von Ntamo gehört und mit gespannten Blicken die Abfahrt zweier grossen Canoes vom Landungsplatze beobachtet, die am Ufer entlang den Fluss heraufkamen und dann quer über denselben zu uns herüberfuhren. Ngaljema von Ntamo liess sich so weit herab, uns einen Besuch abzustatten. Sofort bei der Landung erkannte ich in ihm den Itsi wieder, mit welchem ich im Jahre 1877 Blutsbrüderschaft geschlossen hatte. Er war während der vier Jahre, die seitdem verflossen, ein grosser Mann geworden. Ngako, der frühere Häuptling, ein Mbari-Eingeborener, war alt und bejahrt, und Itsi, der durch Elfenbeinhandel mit den Basombo und Bakongo reicher geworden und seinen grossen Gewinn

in Sklaven, Gewehren und Pulver angelegt und dadurch noch mehr Macht gewonnen, hatte jenen schliesslich verdrängt. Mit dem Erfolg war auch sein Ehrgeiz in anderer Beziehung gestiegen, und er strebte jetzt danach, als der grösste Häuptling des Landes bekannt zu werden. Die Wambundu, ein

NGALJEMA, DER HÄUPTLING VON KINTAMO.

Stamm im Innern und die ursprünglichen Eigenthümer des Landes, hatten allmählich seinen wachsenden Einfluss und seine steigende Macht anerkannt. Es wurden von ihm, wo auch immer er und andere Häuptlinge wie Buabua-Ndjali ihr phantastisches Vorbild hergenommen haben mögen, die geziertesten und langweiligsten Ceremonien eingeführt, welche

der Ausübung seiner königlichen Macht Glanz verleihen sollten. Er war jetzt etwa 34 Jahre alt, von hübscher Gestalt, stolzem Benehmen, lüstern und anmaassend, und wie alle gesetzlosen Barbaren, zu Grausamkeiten und Blutthaten geneigt, wo er ohne Gefahr und Schaden seiner bösen Laune die Zügel schiessen lassen konnte. Der Aberglaube hatte in ihm einen bereiten und gelehrigen Schüler, der Fetischdienst in ihm den unterwürfigsten Sklaven gefunden.

Das war der Mann, welcher das Geschick der Association Internationale du Congo in Händen hielt und auf dessen Gnade unsere einzige Hoffnung auf eine friedliche Niederlassung am obern Kongo beruhte. Hätte er dies gewusst, wir würden eine höhere Summe zu zahlen gehabt haben, als irgendeiner meiner Leser annimmt. Dieses und das folgende Kapitel werden indessen den afrikanischen Häuptling in wahrheitsgetreuen Farben schildern, indem ich einfach die Ereignisse erzähle, bei denen er betheiligt gewesen ist.

Unter der Begleitung Ngaljema's befanden sich auch mehrere andere Häuptlinge von Ntamo, wie Makabi, Mubi, der alte Ngako und vier andere. Ngaljema war natürlich mein „Bruder", allein Makabi wollte auch einen Bruder haben, und ebenso drangen Mubi und der alte Ngako darauf, dass ich ihnen einen Bruder verschaffen sollte. Endjeli, ein Sohn Ngaljema's, suchte sich zu diesem Zweck meinen Diener Dualla aus, während Gantschu den kleinen Mabruki wählte, und es herrschte bald allgemein der Wunsch nach Brüderschaft. Wir litten so grossen Mangel an Nahrungsmitteln und bedurften so nothwendig einer Niederlassung am südlichen Ufer, dass wir so nachgebend und zuvorkommend waren, wie jene nur wünschen konnten. Die eingeborenen Häuptlinge hatten Geschenke in Gestalt von Ziegen, Schweinen und einigen Broten mitgebracht, sowie mehrere Flaschen

des üblichen Getränks, Palmwein, ohne welchen die geheiligten Bande der Brüderschaft unmöglich die Götter geneigt machen können, welche solche wunderschöne brüderliche Liebe begünstigen. Unsere Vorräthe wurden stark in Anspruch genommen, um durch Gegengeschenke alle die vielen Gaben wieder wettzumachen; es wurde mir so kostspielig, dass ich mehr als einmal bedauerte, so viele Europäer bei mir zu haben, wenngleich solche schlechte Gedanken nur vorübergehend waren.

Da mein „Bruder" der oberste Herr von Ntamo* und zugleich der unverschämteste und arroganteste Schurke des ganzen Stammes war, so verlangte er zuerst die beiden Esel, dann einen grossen Spiegel, hierauf eine prächtige, mit Goldstickereien besetzte Uniform, Geschmeide, Glasspangen, eine lange Messingkette, ein gemustertes Tischtuch, 15 ganze Stücke feines Zeug und ein lackirtes Blechkästchen mit Schloss.

Aus Dankbarkeit für meine Liberalität überreichte Ngaljema mir schliesslich sein Scepter, bestehend in einem langen reich mit Messing eingelegten und mit Messingdraht verzierten Stock, den ich tragen und aller Welt zeigen sollte zum Zeichen, dass ich der Bruder Ngaljema's von Ntamo sei!

Ehe er seine Rückfahrt antrat, hatte er jedoch noch eine Bitte, welche mich im ersten Augenblick überraschte. Er verlangte nämlich, dass mein Diener Dualla ihn nach Ntamo begleiten solle. Nach kurzer Ueberlegung liess ich Dualla mit ihm ziehen. Gerade als die Häuptlinge sich wieder einschiffen wollten, langte Ingja von Mfwa mit zwei Canoes an, und als derselbe hörte, welch glückliche Familie von Brüdern wir geworden seien, bat er ebenfalls in unsern Bruderkreis aufgenommen zu werden.

---

* Der von den Stämmen am obern Kongo Ntamo genannte District heisst bei den Eingeborenen am untern Flusslaufe Kintamo.

Am 3. und 4. August konnten wir uns von Gampa, einem mit Buabua-Ndjali rivalisirenden Häuptling an der Westseite des Gordon-Bennett-Flusses, Lebensmittel verschaffen.

Am 5. August begab ich mich in der Nähe des letztern auf die Jagd und traf bei Gampa's Fähre einen katholischen Priester mit 32 seiner Neophyten von Landana, welcher hierher gekommen war, um die französischen Annexionen auszunutzen und eine römisch-katholische Mission auf französischem Gebiet zu gründen. Ich rieth dem Pater, an der Stelle, wo er sich befand, sein Lager aufzuschlagen, bis er erfahren haben würde, wie die Eingeborenen sein Kommen aufnähmen.

Der Pater vertraute indessen der französischen Flagge und seinem Horn, das er, als früherer päpstlicher Zuave, ganz gut zu blasen verstand. Er wollte die Eingeborenen mit seinen Trompetentönen bezaubern, und da er fest auf seinem Willen bestand, so bot ich ihm meinen Rath nicht weiter an. Aber schon am nächsten Tage suchte der Pater unser Lager auf, ein Beweis, dass er wenigstens noch nicht massakrirt war. Er wartete noch zwei Tage in der Hoffnung, dass die Eingeborenen überredet werden könnten, ihm die Gründung seiner Mission zu gestatten; schliesslich war er aber doch genöthigt, nach der Küste zurückzukehren, um eine günstigere Zeit abzuwarten.

Am 6. August erschien Ngaljema wieder mit dem gewohnten Pompe und documentirte durch Dualla's Anwesenheit triumphirend, dass er nicht verrätherisch sei. Aber nun verlangte er einen grössern lackirten Blechkasten, den wir ihm indess nicht geben konnten, weil wir ihn nicht hatten. Darauf bat er um einige weitere Stücke hübsches Zeug, nicht in kleinere oder grössere Theile zerschnitten, sondern ganze Stücke von 24 m Länge, ferner um Sammt, rothen Flanell und rothen Kattun von feinerer Qualität. Auch damit konnten

wir ihm nicht dienen, schenkten ihm dafür aber etwa 18 m rothen Savelist und ein Dutzend unzerschnittene Stücke Tücher, im Gesammtwerthe von 200 Mark. Mit dem Versprechen, mit den übrigen Häuptlingen über meinen Vorschlag bezüglich der Gründung einer Niederlassung in seinem District berathen und mir die Entscheidung mittheilen zu wollen, fuhr er wieder ab.

Wir warteten bis zum Morgen des 11. August. In der Zwischenzeit kam Malamine von Kinschassa herüber und brachte uns eine Einladung von Ntschuvila und das Versprechen des alten Häuptlings, dass er uns gestatten wolle, bei ihm eine Station anzulegen. Da wir jedoch noch in Unterhandlungen mit Ngaljema standen, so war dies zunächst nicht möglich, und wir mussten die Einladung vorläufig ablehnen.

Um 11 Uhr vormittags erschienen Ngaljema und fünf andere Häuptlinge in drei Canoes. Nach längerm Palaver stellte sich heraus, dass die Eingeborenen noch nicht über die Frage schlüssig waren, ob sie einen Weissen unter sich aufnehmen wollten, da die Basombo- und Bakongohändler eifersüchtig seien und gedroht hätten, dass sie, wenn sich Weisse in der Nachbarschaft des Stanley-Pool ansiedelten, nie wiederkommen würden, um Elfenbein anzukaufen, da jene sie bald würden unterbieten können. „Aber", sagten die Häuptlinge, „gib uns zehn von deinen schwarzen Leuten, welche sich gut betragen, und kehre zu deinen andern Leuten über den Fluss nach der Südseite zurück und komm dann wieder zu uns. Bis ihr bei Kintamo ankommt, werden unsere Leute Zeit gehabt haben, zu erwägen, ob es nicht doch besser wäre, wenn du in unserer Mitte lebtest."

Da dies ihr unabänderlicher Beschluss war, so musste ich mich schliesslich damit einverstanden erklären. Ich wählte deshalb zehn Sansibarer unter Führung Susi's (Livingstone's

Oberaufseher) aus und gab ihnen 15 Lasten Waaren und Geräthschaften, mit denen sie in Ntamo warten sollten, bis wir die Stadt auf dem Südufer erreichen würden.

Rechnete ich die genauen Kosten der Artikel zusammen, mit denen wir diese Vergünstigung von den Häuptlingen von Ntamo erkauft hatten, so ergab sich ein Gesammtwerth von 210 Pfd. St., die beiden Esel und den Neufundländerhund noch gar nicht mitgezählt. Dafür hatten wir ausser dem Versprechen bezüglich einer Concession von den Häuptlingen erhalten: 1 Elefantenzahn im Gewicht von 15 Pfund, 50 Brote, 2 Schweine, 1 Ziege, 6 Flaschen Palmwein, 6 Colanüsse und das Scepter des Häuptlings, zum Zeichen, dass die Vereinbarung unverletzlich sei.

Als wir auf dem Rückwege zu unserer Pionnierexpedition über die verschiedenen Erfahrungen nachdachten, welche wir während unsers geduldigen Verkehrs mit Ngaljema und seinen Leuten bezüglich der verschiedenen Sitten und Gebräuche der Eingeborenen gesammelt hatten, wurde uns klar, dass wir zwar genügend Waaren der richtigen Sorte besassen, um auf den Märkten Lebensmittel zu kaufen und mit den kleinen Häuptlingen im Innern und am Flusse in der Gegend der Katarakte Geschenke auszutauschen, dass wir aber nur höchst mangelhaft mit Gegenständen ausgerüstet seien, um mit solch grossartigen Wesen, wie die Elfenbeinhandel treibenden Häuptlinge in der Umgegend des Stanley-Pool, verhandeln zu können. Mein eingeborener Diener, der Ngaljema nach dessen Dorfe begleitet hatte, war von mir beauftragt worden, während seines Aufenthalts daselbst Augen und Ohren offen zu halten, und bei günstiger Gelegenheit war es ihm einmal gelungen, die Schätze Ngaljema's zu betrachten. In einer dem Häuptling gehörenden Hütte hatte er etwa 150 Elefantenzähne gesehen, fast sämmtlich grosse Stücke

im Gewicht von 50—90 Pfund; in einer andern bemerkte er ganze Stapel von Seide, Sammt, baumwollenen und wollenen Decken, Glas- und Töpferwaaren, Haufen von Messingstäben u. s. w. Da ich keinen Grund habe, Uebertreibungen in diesem Bericht anzunehmen, so waren seine Vorräthe an Zeugen allein grösser, als das Besitzthum aller Häuptlinge zwischen Boma und dem Gordon-Bennett an Stoffen zusammen. Sein Reichthum an Elfenbein allein musste einen Werth von 1800 Pfd. St. repräsentiren. Rechneten wir seinen gesammten Besitz mit Ausnahme der bewaffneten Sklaven auf 3000 Pfd. St. an marktfähigen Waaren und bedachten wir, welche Forderungen er allein für das Versprechen einer Concession stellte, das ebenso gut gebrochen wie gehalten werden kann, dann war es uns klar, dass, wenn wir seinen Einfluss in Ntamo zu unsern Gunsten erkaufen wollten, wir noch erheblich viel bessere Waaren haben müssten, als ich bisjetzt am Kongo gesehen hatte.

Die Händler am untern Laufe gebrauchen nur billige Sachen, wie gestreifte und geköperte Kattune und Druckstoffe, sowie wollene Decken, während die Basombo und Bakongo nach den Seehäfen kommen, wo stets werthvollere Artikel zum Ankauf von Elfenbein vorräthig sind.

Diesen Rücksichten gemäss schickte ich Lieutenant Valcke am 13. August mit baarem Gelde und Anweisungen im Gesammtbetrage von 500 Pfd. St. nach San Paolo de Loanda, um dort Seide, Sammt, feinen Flanell und hochrothes Tuch zu kaufen, wobei ich ihn dringend bat, den Auftrag so rasch und geschickt wie möglich auszuführen.

Am 21. August trafen wir in Mpakambendi mit Herrn Lindner zusammen, der gerade damit fertig geworden war, die Waaren auf dem Plateau unterzubringen. Die Dampfer lagen unten im Flusse am Landungsplatze. Herr Lindner

wurde zwei Tage später abgelöst und nach Manjanga am Südufer geschickt, um dort an einer passenden Stelle Grund und Boden zu pachten oder zu kaufen, der uns ganz unentbehrlich war, da das südliche Ufer des Stanley-Pool nunmehr unsere Bestimmung war.

Am 24. August hatten wir mit allen Wagen das Plateau erreicht und eine Abtheilung vorausgeschickt, welche am Lukulusi-Flusse ein Lager aufgeschlagen hatte. Während 30 Mann unter Albert's Aufsicht beschäftigt waren, eine Brücke über diesen Strom zu schlagen und dann den Bau der Strasse fortzusetzen, transportirten die übrigen die Wagen und Waaren weiter.

Mit Hülfe der neuen Kräfte unserer Ersatzmannschaften rückten wir so rasch vorwärts, dass wir uns schon am 31. August im Singa-District befanden, $16^1/_2$ km von Mpakambendi.

SIEBZEHNTES KAPITEL.

DIE ANSIEDELUNG AM STANLEY-POOL.

Das einzige Studium der Menschheit ist der Mensch. — „Todtmachen der Strasse." — Eine gebrochene Wagenachse. — Ein Unfall Braconnier's. — Begegnung mit Susi. — „Die Nachrichten von Ngaljema sind gut und schlecht." — Intriguen der Elfenbeinhändler. — Ngaljema in Wirklichkeit ein machtloser Häuptling. — Unser „Appetit nach schwarzen Babies". — Der Ijumbi-Berg. — Makoko. — Ein 2 m langer Bart. — Entgegenkommen Makoko's. — Seine Antwort. — „Aber, mein Freund, du darfst nicht vergessen, dass das Land uns gehört." — Mild, aber tapfer. — „Einflussreiche" Männer. — Makoko gibt mir sein Schwert. — Ngaljema kommt in kriegerischer Absicht. — Unsere Vorbereitungen zum Kampfe. — Eine Kriegslist. — Ngaljema's Erscheinen im Lager. — Ein heuchlerisches Willkommen. — Maskirte Feindseligkeit. — „Was für schöne Sachen hat mein Bruder mitgebracht?" — „Füge dich darein, dass ich nach Kintamo kommen werde." — Ein Kriegsfetisch. — Das Signal mit dem Gong. — „Schlage, ich sage dir, schlage!" — Erscheinen meiner Leute wie eine Bande Wahnsinniger. — Allgemeine Flucht. — Erfolg der Kriegslist. — „Oh, ich habe mich nicht gefürchtet." — Frieden, Brüderschaft und Lustbarkeit.

Ich will hier die Notizen einfügen, welche ich am 1. September in Singa, einem Orte, der mir stets in trüber Erinnerung bleiben wird, weil ich hier 1877 Zeuge des traurigen Endes meines Freundes Francis Pocock war, in mein Tagebuch eingetragen habe:

„Das einzige Geschöpf, welches der Reisende Gelegenheit hat, in dieser Gegend zu studiren, ist der Mensch, der

Eingeborene. Sein mit Kupfer- und Eisenstücken geladenes Gewehr, das er beständig bei sich führt, hat alle andern lebenden Wesen aus seiner Nähe verscheucht, mit Ausnahme der Hausthiere, die seinen besondern Interessen dienen.

„Der Eingeborene ist nicht gerade schlecht, vorausgesetzt, dass der Reisende das Glück hat, ihm die Zuversicht einzuflössen, dass er keinen persönlichen Schaden oder Nachtheil davon habe, wenn er jenen als Freund anerkennt. Der Eingeborene ist gewissermaassen auch ein Reisender und dadurch entsteht eine Art Sympathie, aber er ist sehr leicht geneigt, «Mandaka mabi», d. i. «böse Absichten», zu schreien, und wenn er dabei im Ernste ist und sich nicht vom Gegentheil überzeugen lassen will, dann sind frühere Beweise der Freundschaft und Zuneigung bald vergessen; es tritt Kälte ein und ein Trinkgelage bei einer Marktversammlung genügt, um die Schwierigkeit noch zu vermehren und die «Strasse todtzumachen», wie der Ausdruck der Eingeborenen lautet. Er weiss recht gut, dass ihn, wenn er das Karavanengeschäft nicht aufzugeben beabsichtigt, für die «Tödtung der Strasse» irgendwo sonst die Strafe und Vergeltung erreicht, und dass er, wenn er sich von seiner Heimat fortbegibt, Gefahr läuft, dass ihm mit demselben Maasse gemessen werde, mit welchem er gemessen hat. Die Nachricht von dem Friedensbruch verbreitet sich rasch nach allen Richtungen, und nah und fern wird der Name des kriegerischen Districts und Dorfes bekannt gemacht. Indessen ist der Eingeborene, und ganz besonders bei Trinkgelagen, ein so gedankenloses Geschöpf, dass er, diese Folgen vollständig vergessend, seiner wüthenden Laune Ausdruck verleiht.

„Einer Expedition von einiger Stärke, die nur Forschungszwecke verfolgt, würde ein solcher Friedensbruch und die

Schliessung der Strasse wenig ausmachen und höchstens den schlechten Ruf eintragen, dass sie nur mit Gewalt ihren Weg habe erfolgreich fortsetzen können; für die unserige aber, welche jeden Eingeborenen für alle kommenden Zeiten sich selbst, seinem Stamme und Lande nützlich zu machen hofft, würde dies bedauerlich, wenn nicht ein tödlicher Schlag sein. Wie ein Conflict für uns auch enden möge, jedenfalls würden wir eine mehrmonatliche Verzögerung erleiden, eine Menge ärgerlicher Palaver abzuhalten, Aufklärungen zu geben und extravagante Geschenke an jegliche Person von Rang zu vertheilen haben.

„Als die Eingeborenen heute vom Markte zurückkehrten, waren sie sehr angeheitert, wenn nicht noch schlimmer, ein Beweis, dass sie viele Kürbisflaschen Palmwein geleert hatten. Sie scharten sich in grossen Mengen um das Lager, doch hatten wir dasselbe glücklicherweise mit Buschholz umgeben, nicht zum Schutz gegen Angriffe, sondern um die Versuchung von ihnen abzuhalten, in ihrer herausfordernden Laune Hand auf Dinge zu legen, welche ihnen nicht gehörten. War die Versuchung zu gross, dann konnte ihre Trunkenheit sie vielleicht verleiten, unvernünftige Handlungen zu begehen, die sie später zu bedauern haben würden.

„Im Singa-District gibt es sechs Häuptlinge: Mvula, Monanga, Nsabu, Makanga, Kiubi und Nsaka, die insgesammt über 18 Dörfer im Durchschnitt von je 15 Häusern oder Grashütten herrschen, sodass der ganze District etwa 270 Häuser zählt, welche sich über ein Areal von gegen 35 qkm vertheilen. Rechnet man auf jedes Haus durchschnittlich 5 Seelen, so besitzt der ganze District Singa 2350 Einwohner, von denen je etwa 67 auf dem Quadratkilometer leben.

„In der Nähe von Singa liegen viele volkreiche Districte:

Mowa und Massassa im Osten, und Mbelo, Bukala, Suki, Kilanga und Kinsore im Westen.

„Bei einem Rundblick vom Lager aus bemerke ich, dass die Weiler unter oder bei den Hainen gebaut sind, welche den Gipfel fast aller Hügel krönen, und dass jene für ein Land, welches geschriebene Gesetze nicht kennt und der zufälligen Obhut patriarchalischer Dörfer überlassen ist, sehr alt sind.

„Monango und sein Bruder Mvula sind sehr alte Leute und wahrscheinlich den Achtzigen nahe. Jangassa von Nsabi hat ebenfalls weisses Haar, und im Dorfe Mpakambendi sahen wir noch drei andere Männer, welche zwischen 60 und 80 Jahre alt waren. Keiner dieser bejahrten Leute kannte einen andern Wald, als die Landmarke seines Dorfes, als diejenige, welche sich hoch über seiner grasbedeckten Hütte erhebt und ihm, wenn er am Tage ins Freie tritt, freundlichen Schutz vor der Sonne gewährt.

„Der älteste, höchste und hervorragendste Baum ist, soweit man sich aus seiner Höhe, dem Umfang und dem Laubdach ein Urtheil bilden kann, vielleicht 200 Jahre alt. Dass er nicht durch einen Zufall hier gewachsen ist, erkennt man, wenn man den Hügel, auf welchem der Baum steht, mit den andern vergleicht; er wurde vielmehr von dem Gründer der Gemeinde gepflanzt, die jetzt unter dem Schatten des Riesen blüht. Das Wachsthum des Hains kann nicht durch unglückliche Ereignisse gehindert worden sein, dagegen muss das Dorf oft durch Pocken, Dysenterie, Fetischdienst und mörderische Kämpfe heimgesucht worden sein. Wäre die Gemeinde vollständig zu Grunde gegangen, dann würden auch die Haine abgestorben sein, denn die im August, September und October auftretenden Feuersbrünste greifen in solchen Fällen von Jahr zu Jahr weiter um sich, bis schliesslich das wilde Gras alles bedeckt.

„Bei aufmerksamer Betrachtung der Landschaft und Nachdenken über diese Dinge beschleicht mich ein gewisser Respect, und ich schäme mich nicht, selbst eine Art Ehrfurcht zu empfinden, nicht vor dem Dorfe, denn die Hütten sind blosse Pilze und kaum eine derselben ist mehr als drei Jahre alt — auch nicht vor den Eingeborenen, denen die Häuser gehören, denn wenige von ihnen können sich rühmen, drei Generationen gesehen zu haben —, sondern vor der Gemeinde als solcher, die trotz vieler Umwälzungen, trauriger häuslicher Vorfälle, der übeln Folgen der crassesten Unwissenheit und niedrigsten Moral sich behauptet hat, fest zusammenhängt und blüht, die in den Besitz von Traditionen gelangt ist und, falls sie die Einflüsse der neuen Erscheinungen überdauert, wie der eisernen Dampfer, Maschinen und noch seltsamerer Objecte, die an ihren Dörfern durch das Land rollen, ohne dasselbe zu erschüttern, noch viele Generationen fortzuleben verspricht."

Am 2. September brach die Achse unsers Kesselwagens. Wir holten deshalb ein Stück englisches Ulmenholz hervor, welches der ehrliche englische Wagenbauer uns vor Jahresfrist geliefert hatte, allein dasselbe war vollständig verrottet, obgleich es an der Aussenseite wie ein schönes, festes und gut gemaltes Stück Holz aussah. Es war 1,22 m lang, 17,8 cm breit und 12,7 cm dick, und wog dabei nur 10,5 kg, während ein gleichgrosser Block afrikanisches Guajakholz ein Gewicht von 32,75 kg hatte!

Nachdem Albert eine feste Brücke über den Inkissi gebaut hatte, konnten die fünf Tonnen schweren Wagen diesen Fluss sicher passiren.

Am 14. September übergab ich, weil ich an einem leichten Fieber erkrankt war, den Befehl an Lieutenant Braconnier, der nun zum ersten mal den Transport der Wagen beauf-

sichtigte. Ich bat ihn, dieselben den Abhang eines Hügels zu einem Lagerplatze am Flusse hinabzubringen. Kaum hatte er fünf Minuten das Commando übernommen, als er schon, von zwei Männern geführt, todtenbleich, ziemlich stark verletzt und mit zerrissenem Hemde zurückgebracht wurde. Er hatte, während der Wagen an dem Abhange war, irgendeinen confusen Befehl gegeben, wodurch ein Misverständniss herbeigeführt war, welches zur Folge hatte, dass der Kesselwagen mit fürchterlicher Schnelligkeit den Hügel hinabrollte. Dabei hatte eins der nachschleppenden Ziehtaue den Offizier gefangen und ihn mit schrecklicher Gewalt über den unebenen Boden gerissen, bis der Wagen unten gegen einen Baum rannte und mit gebrochener Achse und beschädigtem Kessel liegen blieb. Glücklicherweise hatte Herr Bracconnier ausser einigen starken Quetschungen und einer allgemeinen Erschütterung keinen weitern Schaden gelitten, doch musste er auf die Krankenliste gesetzt und bei einer kleinen Fähre, welche wir einige Tage später in Kinsende einrichteten, wochenlang zurückgelassen werden.

Am 18. September schwammen unsere Boote wieder auf dem Kongo, da wir das östlich vom Inkissi liegende fürchterlich unebene Land, das bis über Kinduta hinausreicht, vermeiden wollten. Wir fuhren den Fluss hinauf bis oberhalb der engen Stelle bei Msampala, wo der Kongo nur 370 m breit ist und wir den Dampfer oft mit Tauen durch die Stromschnellen ziehen mussten, bis wir die Mündung des Lubamba am untern Ende der Lady-Alice-Stromschnellen erreichten. Hier wurde die Expedition am 11. October nach einer kleinen Bai auf der Südseite im Kinsende-District übergesetzt, dessen Häuptling sich Luemba nennt.

Vier Tage später hatten wir eine Strasse nach dem Ufuvu-Flusse vollendet, die uns viel Arbeit kostete, ferner die

Kessel und Maschinen auf die Wagen verladen und die Vorbereitungen zum Abmarsche getroffen, als wir zwei Schüsse von dem jenseitigen Ufer hörten. Mit dem Fernrohr erkannte ich Susi und seine Genossen aus Kintamo nebst den beiden Eseln, welche wir Ngaljema geschenkt hatten. Wir schickten sofort das Walfischboot hinüber, um die Leute zu holen; und da Susi's Erzählung interessant war, so gebe ich sie hier in seinen eigenen Worten:

„Die Nachrichten von Ngaljema sind gut und schlecht. Der Mond, in welchem ihr uns in Kintamo verliesset, ging ruhig und ohne Streit vorüber, aber im nächsten Mond kamen einige Händler aus Sombo und fragten uns, was wir im Lande wollten. «Lasst sie zufrieden», sagte Ngaljema. «Was gehen sie euch an? Sie sind in meinem Dorfe und müssen deshalb meine Freunde sein.» Von dem Volke erfuhren sie jedoch, dass Ngaljema einen weissen Mann eingeladen habe, sich bei ihm niederzulassen, und dass wir die Diener des weissen Mannes seien. «Sehr gut», erklärten sie, «wenn das der Fall, ist das Land todt: wir kommen nicht wieder. Es wird kein Handelsplatz für uns sein, wenn der weisse Mann da ist.» Sie verliessen dann Kintamo und begaben sich zu den Wambundu, den wirklichen Eigenthümern des Landes, denn Ngaljema selbst hat kein Land. Was er euch davon erzählt hat, dass er ein grosser König sei u. s. w., ist alles Prahlerei. Die Wambundu, welche noch keinen weissen Mann gesehen haben, fürchteten sich, stürmten zu Ngaljema und fragten: «Ist das recht, dass du, nachdem wir dir Land gegeben haben, auf dem du leben und Handel treiben kannst, selbst darüber bestimmen willst, wer ins Land kommen soll? Nun gut, wir werden deinen Handel tödten, deine Märkte sollen geschlossen werden, und du wirst Hungers sterben.» Mehrere Tage wurde wirklich kein

Markt abgehalten und die Leute hatten keine Lebensmittel und litten Hunger. Dann kamen Ngaljema's Häuptlinge und angesehenste Männer zu ihm und verlangten, dass wir fortgeschickt würden, sonst würden sie selbst gehen und in Kinschassa leben.

„Ngaljema setzte ihnen noch einige Tage Widerstand entgegen, doch war es uns klar, dass er binnen kurzem werde nachgeben müssen. Wir brauchten nicht lange zu warten. Er sagte eines Tages zu uns: «Ihr müsst zu euerm Vater zurückkehren. Nehmt die Waaren und die Esel mit euch. Ich schicke die Esel fort, weil sie grossen Ruf haben und ein grosser Theil der jetzigen Unannehmlichkeiten dadurch entstanden ist.» Darauf erwiderte ich: «Unser Vater hat uns 15 Lasten gegeben, und wir sind nur 11 Mann, wie sollen wir sie alle tragen?» Er entgegnete: «Das geht mich nichts an. Seht ihr nicht, dass das Land sterben wird, wenn ihr noch länger hier bleibt? Geht und sagt euerm Vater, er solle nicht auf diese Seite des Flusses kommen, sondern umkehren und bei Buabua-Ndjali ein Haus bauen.» Er brachte uns in ein Canoe, und wir sind von Kintamo hierher marschirt, nachdem wir dem bösen Buabua-Ndjali sieben Stück Zeug bezahlt hatten. Ich habe gesprochen."

In der Erzählung Susi's fand ich trotz der anscheinend düstern Aussichten für uns einen Punkt, der uns tröstete. Ngaljema hatte während unserer Abwesenheit, der allgemeinen feindseligen Stimmung der Elfenbeinhändler in Kintamo nachgebend, endlich ihrem Wunsche Folge geleistet und jede Verbindung mit den Weissen abgeschnitten, und wir durften fest versichert sein, dass er ein ebenso thätiger Gegner werden würde, wie er unser Freund gewesen war; allein es ging doch aus Susi's Beschreibung hervor, dass er während seines mehrwöchentlichen Aufenthalts in Kintamo

entdeckt hatte, Ngaljema's listige Annahme der Würde des bedeutendsten Häuptlings sei einfach Unwahrheit und Arroganz. Er war nichts weiter als ein Mteke-Elfenbeinhändler, der viele bewaffnete Sklaven besass, einer von den vielen ähnlichen Häuptlingen im Gebiete der Wambundu. Kintamo oder Ntamo war also nur ein Dorf mit einer fremden Ge-

STROMENGE BEI MSAMPALA.

meinde. Allerdings schienen die Wambundu uns nicht sehr freundlich gesinnt zu sein, aber sie hatten noch nie Weisse gesehen, und es war deshalb nur natürlich, dass die Basombo- und Bakongo-Händler, die wie alle Vermittler des Verkehrs mit der Küste das Verderben für jegliches Vordringen der Europäer vom Westen her gewesen sind, unsere höllischen

Fähigkeiten und unsern unersättlichen Appetit nach schwarzen Babies in der listigsten Weise schildern würden. Die Expedition erhielt deshalb den Befehl zum Vorrücken, und die Wagen wurden noch am selben Tage nach dem Ufuvu-Flusse geschleppt.

Am 4. November befand sich unser Lager auf dem Gipfel des Ijumbi-Berges, 748 m über dem Meere und 442 m über dem Niveau des Kongo.

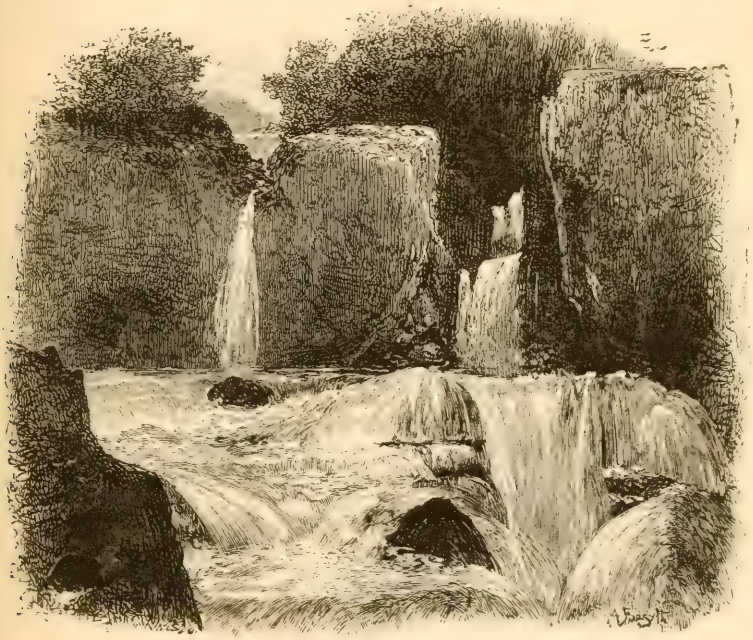
Seitdem wir den Ufuvu-Fluss verlassen, hatten wir abschnittsweise die Strasse vor den nunmehr vereinigten Wagen vollendet; dann transportirten wir dieselben über ein Plateau, darauf in die Mpalanga-Schlucht und über den gleichnamigen hübschen und sehr klaren Strom, darauf wieder über eine Strecke mit Gras bewachsenen Hochlandes, in eine andere Schlucht mit einem lieblichen Strom und in derselben Weise weiter über und durch eine Reihe von Plateaus und Schluchten, bis wir an den anmuthigen Lulu-Fluss kamen, der eine Anzahl malerischer kleiner Fälle und Cascaden bildet. Jenseit des Lulu überschritten wir zunächst den Kiki- und dann den Loa-Fluss, wo wir in Sicht des Ijumbi-Berges kamen.

Lebensmittel waren im Ueberfluss zu haben und die Stimmung der Eingeborenen war vorzüglich. Unser langsames Vordringen durch ihren District war wirklich eine ausgezeichnete Erziehung für sie. Sie verstanden sehr gut, weshalb die Basombo-Händler die abgeschmackten Gerüchte über uns verbreitet hatten, und da sie selbst gern etwas Handel treiben, so vermochten wir ihnen bald zu beweisen, dass es die reine Eifersucht war, welche bei jenen die feindselige Stimmung gegen das Eindringen der Weissen in eine Gegend hervorgebracht hatte, welche sie seit Generationen des beim Elfenbeinhandel zu erzielenden grossen Gewinnes wegen besuchten.

LAGER IN DER WILDNISS ZWISCHEN DEM MPALANGA UND DEM LULU. I, 346.

(Nach einer Photographie.)

Lange bevor wir den Gipfel des Ijumbi-Berges überschritten, waren wir über die politischen Verhältnisse des Landes gründlich unterrichtet. Nachdem wir die Fähre von Kinsende verlassen, hatten wir von einem Makoko gehört, welcher vermöge seines Alters und infolge des Ranges und der Macht seines Vaters in allen Streitigkeiten unter den



DIE CASCADEN DES MPALANGA.

niedrigern Häuptlingen zwischen der genannten Fähre und Kintamo als Schiedsrichter und Friedensstifter fungirte. Sein eigentlicher Bezirk lag auf der Kintamo-Seite des Ijumbi-Berges: ihm im Range am nächsten standen Ngamberengi und Kimpalampala, denen wieder eine ganze Menge unbedeutenderer Häuptlinge folgten, welche 1—2 km voneinander entfernt liegende kleine Dörfer an der Strasse nach

Kintamo beherrschten. Die Bewohner dieser Ortschaften heissen Wambundu, zuweilen auch Banfumu, d. h. freie Leute, und sind ein sehr altes Volk, da ihrer schon in den allerersten Berichten über diese Gegend Erwähnung geschieht. Ihr Gebiet beginnt am Inkissi-Flusse und reicht bis Kintamo, eine Entfernung von gegen 70 km.

Anfänglich hatte Makoko verboten, den weissen Männern Lebensmittel zu verkaufen, damit das Land nicht sterbe; wir nahmen dieses Verbot ohne Murren auf, obgleich wir dadurch genöthigt waren, alle drei Tage halt zu machen und unsere Leute weit fortzuschicken, um Proviant einzukaufen. Allein als täglich günstige Berichte von den Landbewohnern über uns bei Makoko eintrafen, ward der Befehl wieder zurückgenommen; wir erhielten Lebensmittel im Ueberfluss und wurden alle zuversichtlich bezüglich unsers Erfolgs.

Von dem breiten Gipfel des Ijumbi-Berges hat man einen weit ausgedehnten Blick über ein Panorama von wellenförmigen Ebenen und Vertiefungen, die ein Areal von über 4500 qkm bedecken. Seine ausserordentliche Höhe wird vielleicht den Touristen zukünftiger Generationen Gelegenheit geben, durch einen einzigen Blick in die Runde den Charakter und die Hauptzüge der untern Kongo-Region genau kennen zu lernen und zu verstehen. Nach Nordosten zeigt sich ihnen die erste Ansicht des 24 km entfernten Stanley-Pool; bei Sonnenuntergang erscheinen die weissen glänzenden Mauern der Dover-Klippen und ist jede Spitze am Eingange zum obern Kongo, obgleich derselbe in der Luftlinie etwa 54 km entfernt ist, genau zu erkennen. Nach Süden sieht man unsere rothe Strasse, die sich in langen Windungen bei Palmenhainen und Weilern vorbeizieht, hier in die grünbewaldeten Vertiefungen hinabläuft und dort an den langen Abhängen emporsteigt. Selbst Mowa ist deutlich

sichtbar, während die Zwillingsspitzen in der Nähe der Nsangu-Fähre nicht zu verkennende Landmarken bilden. Am rechten Ufer des Kongo übersieht man die ganze Gegend zwischen Mowa und den Dover-Klippen, eine Entfernung von 108 km, mit ihren unzähligen nach dem Horizont zu immer sanfter werdenden Runzeln und Unregelmässig-

BLICK NACH DEM STANLEY-POOL VON EINEM BERGRÜCKEN IM INNERN.

keiten. Die Südseite des Flusses bietet ein ebenso langes ähnliches Bild von Unebenheiten, während man die Schlucht des Stromes in der Mitte mit den Augen so weit verfolgen kann, bis derselbe sich in der blauen Ferne verliert. Das Land macht aus der Vogelschau einen hübschen Eindruck; wäre man nur im Besitze des zehnten Theils der im civilisirten Leben nothwendigen Dinge und im Stande, frei und

sicher mit der Civilisation zu verkehren, dann wäre der Aufenthalt auf den besten Theilen dieses windumwehten Rückens mit täglich so schöner Aussicht keineswegs als eine Strapaze zu betrachten.

Die den Vortrab unserer Expedition bildenden Pionniere stellten jetzt die Strasse zu dem am Fusse eines nach Westen streichenden Ausläufers gelegenen Dorfe Ngoma's her und hatten dort die weissen Vorrathszelte aufgeschlagen; aus der Höhe des Ijumbi betrachtet, sahen dieselben zwischen dem allgemeinen Grün der Bäume, Sträucher, Palmenhaine und Bananen wie kleine Schneebälle aus. Weitere vier Karavanentouren beendeten den Transport der Waaren; dann brachte ein schweres Tagewerk unsere ganze Truppe nach einem Lagerplatz, der keine 1000 m von Usansi, dem Wohnort Makoko's, des Senior-Häuptlings der Region, entfernt lag.

Am 7. November erschien der Mann, der nach der Aussage aller Eingeborenen des Südufers der Schiedsrichter in allen Gebietsstreitigkeiten zwischen Kintompe und Stanley-Pool sein sollte, bei uns im Lager mit einem imposanten Gefolge benachbarter Häuptlinge und Basombo- und Bakongo-Elfenbeinhändler. Nicht dass er die Autorität besessen hätte, die Händler durch seinen Befehl zur Begleitung zu bewegen; der Grund lag vielmehr darin, dass der Mensch von Natur aus geneigt ist, sich zur Befriedigung seiner Neugier grössern Scharen anzuschliessen. Es war gerade eine Karavane von der Küste angekommen, und da hatten auch die Mitglieder derselben, welche das Zeltlager in der Mulde von Usansi in der unmittelbaren Nachbarschaft des Dorfes Makoko's gesehen und von dem beabsichtigten Besuch des Häuptlings vernommen hatten bei dem weissen Manne, dem „Felsenbrecher", von dem sie überall gehört hatten, aus blosser

Neugier sich mit den übrigen vereinigt, welche aus demselben Grunde erschienen waren.

Es wäre übrigens schwer zu sagen gewesen, wer von uns neugieriger war, den andern kennen zu lernen. Wie Makoko monatelang täglich von meinen Handlungen benachrichtigt worden war, so hatte ich ebenfalls schon seit Wochen

ANSICHT DES LAGERS.

den Eindruck gewonnen, dass jener über die Zukunft des Kongostaates zu entscheiden haben würde.

Ein Blick auf Makoko genügte, um mich zu überzeugen, dass er kein schlimmer Gegner sein werde. Solch ein kleiner Mann, kaum 1,20 m hoch, mit solch ehrlichen, unschuldigen Zügen in dem dünnen, magern Gesicht, würde sicherlich sein Wohlwollen erkaufen lassen, wenn Zeuge und Liebenswürdigkeit überhaupt noch einen Werth besassen! Er trat freimüthig auf mich zu, stellte sich als Makoko, Be-

herrscher des Gebietes zwischen Kintompe und Stanley-Pool, vor und reichte mir mit freundlichem Lächeln die Hand. Er war ein alter Mann von vielleicht 60 Jahren, mit hoher schmaler Stirn, tiefliegenden Schläfen, kleinen hellen Augen, weit vorstehenden Backenknochen, zartem Gesicht und aufgerolltem Knebelbart, der, als er denselben später löste, volle 2 m lang war!

Mittlerweile war eine Matte, über welche ein Leopardenfell gebreitet war, für ihn hingelegt worden; mit dem Finger auf das Fell zeigend, sprach er, ehe er sich niederliess: „Das ist der Beweis meiner Titel.“ Zu dieser Versammlung hatten sich etwa 100 Personen eingefunden, die nunmehr, im Kreise sitzend, meiner Worte harrten.

„Die Leute“, begann ich, „nennen mich Bula-Matari (Felsenbrecher). In frühern Zeiten war ich Kintamo als Stanley bekannt. Ich bin der erste Mundele, welchen die Eingeborenen dieses Landes gesehen haben. Ich bin der Weisse, welcher vor Jahren mit vielen Canoes und vielen Männern den grossen Fluss hinabfuhr. Ich habe viele Leute in dem Flusse verloren, aber ich hatte meinen Freunden in Kintamo versprochen, dass ich eines Tages wiederkehren würde. Ich erreichte das Land des weissen Mannes, aber, eingedenk meines Versprechens, bin ich zurückgekommen. Ich bin bereits in Mfwa gewesen. Die Leute von Mfwa haben mich vergessen, aber die Männer von Kintamo sind treu geblieben. Ich habe sie wiedergesehen und Ngaljema hat mich aufgefordert, zu meinen Leuten zurückzukehren und dieselben am Südufer zu seinem Dorfe zu bringen. Hier ist sein Stab als Zeichen, dass ich die Wahrheit spreche. Ich gehe zu ihm, um bei ihm zu wohnen und neben seinem Dorfe eine Stadt zu bauen. Und wenn das geschehen ist, werde ich die Boote, welche ihr hier auf den Wagen seht, ins Wasser

lassen und den grossen Fluss hinauffahren, um zu sehen, ob ich mehr Städte bauen kann. Das ist meine Geschichte. Möge Makoko zu seinem Freunde sprechen und ihm sagen, ob sie gut ist."

Nach kurzer Pause, während welcher die Eingeborenen eifrig miteinander flüsterten, begann Makoko in sehr ruhigem Tone und mit leiser Stimme, die jedoch im weitern Verlaufe seiner Rede lauter und kräftiger wurde:

„Wir haben seit vielen Monaten Tag für Tag von Bula-Matari gehört. Als wir vernahmen, dass er die Felsen zerbräche und breite Strassen durch die Wälder schlüge, wurden wir etwas besorgt. Was ist das für ein Mann, fragten wir, dass er das Land in dieser Weise behandelt? Beabsichtigt er, dasselbe zu zerstören? Darauf hörten wir plötzlich, dass Bula-Matari in Kintamo sei, und es wurde das Wort geflüstert, dass du mit Ngaljema ein Bündniss abgeschlossen habest, um unser Land zu nehmen. Dann wurden wir alle böse, denn wer ist Ngaljema, dass er solches thun sollte? Ist er nicht ein Flüchtling aus dem Bateke-Lande, der uns um eine Stelle gebeten hat, wo er ein Haus bauen und Handel treiben könne? Ist er nicht durch die ihm bewiesene Freundlichkeit reich und gross geworden? Oh Leute, wenig genug haben wir alle von ihm empfangen. Und dennoch gibt er jetzt vor, dass alles Land ihm gehöre. Nun, deine Leute mussten Kintamo verlassen. Wir haben das bewirkt. Denn wie konntest du ausführen, was du beabsichtigst, ohne von uns gehört zu haben? Darauf sagten wir, wenn der weisse Mann uns, die rechtmässigen Eigenthümer des Landes, verachtet, dann ist er ein schlechter Mensch und dann wird Krieg sein.

„Jetzt kommst du aber auf dem Wege nach Kintamo durch unser Land. Wir haben täglich von dir gehört und

sind erfreut über das, was wir vernommen haben. Wir wissen jetzt, dass du die Felsen brichst und die Bäume fällst, um deine Boote über das Land zu bringen. Das ist recht. Es ist alles gut. Aber, mein Freund, du darfst nicht vergessen, dass das Land uns gehört. Weder Ngaljema, noch einer der andern Bateke, welche in Kintamo, Kinschassa und Kindolo Elfenbein kaufen, hat auf dieser Seite des Flusses Land."

EIN BATEKE.

Ein lautes Gemurmel deutete den Beifall an, mit welchem die Versammlung diese Rede aufgenommen hatte.

Als die Ruhe wiederhergestellt war, entgegnete ich Folgendes:

„Du hast gut gesprochen, Makoko. Obgleich ich vor Jahren durch dieses Land gekommen bin, wusste ich doch nichts von seinen Gesetzen, Sitten oder Rechten. Ihr alle schient mir gleich zu sein. Bis vor kurzem konnte ich den Unterschied nicht nennen zwischen einem Bateke und einem Mbundu. Ich hielt euch alle für schwarze Männer, denn ein weisser Mann braucht lange Zeit, ehe er einen Unterschied zwischen dem einen schwarzen Gesicht und dem andern machen kann, ebenso wie ihr lange Zeit haben müsst, ehe ihr Bula-Matari und einen seiner Söhne unterscheiden könnt. Du wirst deshalb verzeihen, dass ich mit Ngaljema über das Land gesprochen habe, ehe ich Makoko kannte. Ich spreche jetzt zu Makoko und frage ihn, was er auf meine Bitte um Land bei Kintamo oder sonstwo in der Nähe des Flusses, wo meine Boote sicher kommen und gehen können, zu sagen hat."

„Nur das“, erwiderte Makoko freundlich, „dass ich mich freue, Bula-Matari und seine Söhne zu sehen. Ruht hier aus in Frieden. Dir soll Land gegeben werden, wo es dir passt, Häuser zu bauen. Ich möchte gern viele weisse Männer hier sehen. Ich habe schon seit langer Zeit viele Geschenke aus dem Lande des weissen Mannes erhalten und oft gewünscht, diejenigen zu sehen, welche solch wunderschöne Dinge machen können. Man sagt mir, dass deine Leute alle die Zeuge, die Perlen, die Gewehre, das Pulver, die Teller und das Glas machen. Ach, ihr müsst ein grosses und gutes Volk sein. Sei ganz ruhig, du wirst in Kintamo Häuser bauen, und ich möchte den Mann sehen, der Nein sagt, wenn Makoko Ja gesagt hat.“

Der milde alte Mann, so klein und gebrechlich, war wirklich ritterlich. Jedenfalls brachte er mir Trost, und wenn ich auch noch nicht übersehen konnte, wie zuverlässig derselbe war, so schätzte ich doch seine Worte.

Unter dem freundlichen Eindruck seiner sanften Rede nahmen wir seine in Palmwein, Ziegen, Hühnern und Bananen bestehenden Geschenke entgegen, die wir in der Stimmung von Leuten erwiderten, denen soeben ein Herzenswunsch erfüllt worden ist. Vielleicht waren wir bei dieser ersten Versammlung allzu freigebig, allein die grosse Freude drängte uns dazu. Seine vier Frauen erhielten ebenfalls reiche Geschenke, während wir seinen Kindern Perlen gaben und die meisten seiner angesehensten Männer mit Stoffen bekleideten. Schliesslich stellte Makoko uns noch einen Mann Namens Ngako vor, den Bruder eines Mbundu-Häuptlings, welchem das Land in der Nachbarschaft von Kintamo gehört. Derselbe erhielt zwölf ganze Stück Tuch, eine Mütze, eine Decke, einen Spiegel, mehrere Tischmesser mit weissen Griffen und verschiedene andere Kleinigkeiten. Nachdem

diese sämmtlichen Gegenstände zusammengepackt waren, kam Makoko, um sie Ngako zu überreichen, doch zählte er dieselben vorher durch und sortirte sie nochmals in eigenthümlicher Weise, indem er mehr als die Hälfte für sich behielt, ohne dass der andere darüber murrte.

Gleich darauf stellte Makoko sich nochmals ein mit einem zweiten Manne, der ebenfalls sehr grossen Einfluss an den Ufern des Stanley-Pool besitzen sollte, indess antwortete ich darauf nur, dass ich wirklich sehr erfreut sei, den Herrn kennen zu lernen. Ein Geschenk gab ich demselben jedoch nicht, worauf es mir vorkam, als ströme das dunkle, wegen Trauer mit Russ noch mehr geschwärzte Gesicht Makoko's, zugleich mit einigen weitern Schweisstropfen, einen stärkern Geruch aus.

Noch ehe der Abend dieses sehr glücklichen Tages herankam, sagte Makoko zu mir:

„Ngaljema hat dir seinen Stab gegeben als Zeichen, dass er dein Freund sei. Nimm von Makoko dieses Schwert zum Beweis, dass Bula-Matari Makoko's Bruder ist."

Frei von allen Sorgen und, soviel ich wusste, mit der ganzen Welt in Frieden, wollte ich mich später zur Ruhe begeben, als ein Bote Makoko's dringend um Einlass in mein Zelt bat und mir eine Nachricht überbrachte, welche für den nächsten Morgen Schwierigkeiten und vielleicht Krieg in Aussicht stellte.

„Makoko", erzählte er, „schickt mich, um dir mitzutheilen, dass Ngaljema und alle Häuptlinge von Ntamo mit etwa 200 Gewehren im Dorfe eingetroffen sind. Ngaljema hat bereits versucht, Ngamberengi, Kimpalampala und andere zur Beihülfe zu veranlassen, und auch Makoko aufgefordert, ihn im Kampf gegen dich zu unterstützen und dich zurückzutreiben. Er sagt, er will weder dich, noch einen andern

weissen Mann in seiner Nähe haben, weil kein Bakongo-Händler je wieder zu ihm kommen würde, wenn du da bliebest. Makoko schickt mich aber, um dir zu sagen, dass du in Frieden schlafen kannst, und wenn Ngaljema den Kampf beginnt, wird er den Weg zwischen hier und Kintamo abschneiden und dir morgen mit seinen Gewehren helfen."

Das waren nicht sehr angenehme Nachrichten, die keineswegs dazu dienten, mich in sanften Schlummer und ruhiges Vergessen einzuwiegen. Dass Ngaljema 18 km so rasch zurückgelegt hatte und so plötzlich erschien, deutete darauf hin, dass seine Absicht ernst und sein Entschluss, meine soeben vollerblühten Hoffnungen auf eine friedliche Lösung der Angelegenheit zu zerstören, ein unbeugsamer war.

Der folgende Tag, Dienstag, 8. November, begann mit triefendem Regen, doch brach die Sonne gegen 10 Uhr durch und der Tag versprach schön zu werden.

Ngoma's Dorf, in dessen Nähe das Lager aufgeschlagen war, liegt auf einem schmalen, aber ebenen Ausläufer der östlichen Abhänge des Ijumbi-Berges, von denen noch mehrere ähnliche Rücken hervorragen, die durch bewaldete oder mit Unterholz bedeckte Schluchten — die Betten kleiner krystallheller Ströme — voneinander getrennt werden. Auf dem, dem unserigen zunächst gelegenen Ausläufer stand das Residenzdorf Makoko's, und wir erwarteten deshalb aus dieser Richtung das Herannahen Ngaljema's, das freilich, wenn erst die offenen Feindseligkeiten erklärt waren, ohne das Risico vollständiger Vernichtung für ihn gänzlich unmöglich war, falls wir ihn beim Wort nehmen wollten. Ngaljema, obgleich ein Barbar, war jedoch viel zu schlau, um seine Operationen auf diese Weise zu beginnen, viel wahrscheinlicher war, dass er im Vertrauen auf die frühere Brüderschaft und das gegenseitige Austauschen von Höflich-

keiten, mit lächelndem Gesicht die brüderliche Liebe zur Schau tragend, zur prahlerischen und lärmenden Begrüssung ins Lager kommen und uns beim geselligen Trinken des Palmweins zu überraschen hoffen würde.

Ich liess daher meinen Leuten durch meinen Zeltdiener sagen, sie sollten sich am äussersten Ende des Ausläufers, wo sie von etwaigen Spionen auf Makoko's Hügel nicht gesehen werden konnten, versammeln, und begab mich wenige Minuten später selbst dorthin, um mich zu überzeugen, dass sie auch wirklich alle am Platze seien.

Die Instructionen, welche ich ihnen ertheilte, waren nur kurz, damit sie dieselben besser im Gedächtniss behalten könnten:

„Gehe jeder von euch in seine Hütte und lege den Patronengürtel um; achtet alle darauf, dass die Taschen mit Patronen gefüllt sind. Legt euere Gewehre unter die Schlafmatten oder Grasbetten. Ihr alle, mit Ausnahme von Susi's (20) Leuten, vertheilt euch dann in dem Busch auf dieser Seite des Hügels. Einige legen sich im «En Avant» auf dem Wagen, andere hinter meinem Zelt, ein Dutzend im Vorrathszelt nieder, und einige bleiben als angeblich Kranke in den Hütten. Einerlei wieviel Leute ins Lager kommen oder was ihr hört, ihr dürft euch nicht von der Stelle rühren, bis ihr den Gong hört. Aber wenn ihr den Gong hört, dann springt alle auf, ergreift euere Gewehre, stürzt, wie Verrückte schreiend, herauf und schwingt die Gewehre so wüthend, wie die Ruga-Ruga von Unjamwesi! Habt ihr verstanden?“

„Inschallah!“ riefen sie.

Susi's Abtheilung musste sich dagegen auf dem offenen Terrain niedersetzen und eine gleichgültige, indolente Haltung annehmen.

Eine Viertelstunde später sah ich eine lange Reihe von

Männern an Makoko's Hügel nach dem zwischenliegenden Thale hinabsteigen; ich zählte im ganzen 197 Personen jeglichen Ranges in der Expedition Ngaljema's. Trommeln, Trompeten und Eingeborenenmusik kündigten an, dass der Häuptling in grossem, feierlichem Staatsaufzuge komme. Noch ehe die Eingeborenen sich auf unserm Hügel zeigten, hatte ich mich auf einen Stuhl vor mein Zelt gesetzt und ein Buch ergriffen, doch blickte ich zuvor umher und bemerkte, dass das Lager bis auf einige Sansibarer, die anscheinend halb im Schlafe lagen und ihre Rollen fast zu gut spielten, gänzlich verlassen war.

Unter dem Schirm meiner Mütze hervor alles aufmerksam beobachtend, bemerkte ich den raschen Blick, welchen die herankommenden Eingeborenen in dem anscheinend einsamen Lager umherwarfen; als etwa der dritte Theil des Zuges dasselbe betreten hatte, stand ich auf, weil die näher kommende nicht unharmonische Musik andeutete, dass auch Ngaljema nun nicht mehr fern sei.

Ich schritt den Eingeborenen entgegen, begrüsste Ngaljema, als dieser erschien, in der zuvorkommendsten Weise und wandte mich scheinbar strenge an Susi, um ihn auszuschelten, dass er nicht Matten, Sonnensegel u. s. w. für meine lieben Brüder und Freunde aus Kintamo ausgebreitet habe.

Ngaljema runzelte die Stirn und erwiderte mein Willkommen so steif und unbrüderlich wie nur möglich, während ich that, als wäre ich bereit, mich mit unwiderstehlicher Liebe in seine Arme zu stürzen. Makabi war kalt und zurückweisend, Mubi ernst und trotzig, Gantschu sah aus wie ein junger Leopard, der Blut lecken möchte, und der junge Endjeli benahm sich, als wenn er plötzlich mannbar geworden wäre, und äffte die andern Häuptlinge nach.

„Kommt, meine Brüder und Freunde, setzt euch. Susi,

sage Ngaljema durch Endjeli, der die Kikongosprache gut versteht, wie sehr ich mich freue, sie alle zu sehen. Obgleich ihr Besuch sehr plötzlich ist, so erkenne ich doch die freundliche Absicht an, in welcher sie so weit gekommen sind, um Bula-Matari zu begrüssen."

Susi, ein sehr gescheiter Bursche, ging vorzüglich auf den von mir erdachten und jetzt ausgeführten Scherz ein, hat das Willkommen aber sicherlich nicht in so übertriebener Weise verdolmetscht, wie ich es scheinbar aussprach.

Die Häuptlinge, deren Augen beständig von dem Boot, dem Kessel und den Maschinen nach den Zelten wanderten, tauschten in leiser Rede ihre Ansichten aus und schienen es kaum der Mühe werth zu halten, mich zu beachten, bis Ngaljema plötzlich seinem Sohne Endjeli in der Kitekesprache sagte, was dieser Susi und mir in Kikongo übersetzte:

„Ich bin von Kintamo gekommen, um meinen Bruder zu besuchen. Möge er mir sagen, weshalb er hierher gekommen ist."

Ihm den mit Messing beschlagenen Stab zeigend erwiderte ich: „Dieser hat mich hergeführt. Ich habe genau gethan, was du von mir verlangtest."

In diesem Augenblick kam ein zweiter Trupp Eingeborener, Makoko's Leute, ebenfalls mit Gewehren bewaffnet, auf einem andern Pfade die Schlucht herauf und nahm, getrennt von der grossen Macht Ngaljema's, Platz.

Das Erscheinen dieser Kriegsmacht veranlasste Ngaljema, die Geschichte seiner Bekanntschaft mit mir vom Jahre 1877 an zum besten zu geben. Er bezweckte damit offenbar seinen eigenen Vortheil, da die Wambundu ihn der Absicht beschuldigten, die Stellung als Fremder, dem nur der Aufenthalt auf ihrem Gebiet zum Zwecke des Elfenbeinhandels

gestattet worden war, überschreiten zu wollen. Er schloss seine Rede mit folgenden peremtorischen Worten:

„Nun, mein Bruder ist falsch berichtet worden und hat mich misverstanden. Wir Bateke sind Fremde auf dieser Seite des Flusses und leben hier nur des Handels wegen. Die Basombo und die Bakongo sind unsere Kunden. Wir haben nichts gegen den Handel mit weissen Männern einzuwenden, wenn sie des Handels wegen kommen; wir glauben aber nicht, dass du des Handels wegen kommst, und deshalb darfst du nicht nach Kintamo gehen. Mein Bruder muss deshalb denselben Weg, den er gekommen, wieder zurückkehren, wenn er nicht hier bei Makoko bleiben will. Ich habe gesprochen."

Ich erwiderte durch den Dolmetscher:

„Ich bin kein kleiner Knabe, Ngaljema, und ich will nicht viele Worte machen. Du selbst hast mich bis hierher gebracht. Makoko will mir Land in der Nähe von Kintamo geben, und auf diesem Lande will ich meine Stadt bauen. Ich weiss jetzt etwas von dieser Gegend. Das Land gehört nicht dir, dass du es weggeben kannst. Beruhige dich deshalb. Ich habe nur eine Zunge, und wenn Makoko mich nach Kintamo führen will, dann werde ich mit ihm gehen und dort eine schöne Stadt bauen, wo du, wenn du willst, mich besuchen kannst; wenn nicht, nun, dann bleibe fort. Ich habe gesprochen."

„Bula-Matari spricht gut", entgegnete er spöttisch. „Wir wissen, dass die weissen Männer klug sind, aber Kintamo ist noch weit, und auf dem Wege sind Ngaljema und Makabi und Mubi und viele andere Häuptlinge, und die Leute, die du hier siehst, sind nur wenig zahlreich, aber sie wissen zu schiessen. Wie will Bula-Matari mit den wenigen Leuten, welche er hat, nach Kintamo gelangen?"

Den Ton meines Freundes nachahmend, antwortete ich: „Ja, die weissen Männer sind klug, und ich glaube, Ngaljema wird das binnen kurzem auch sagen. Ngaljema hat, wie ich sehe, viele Männer und Gewehre, aber Ngaljema ist mit allen seinen Leuten nicht im Stande, jenen Wagen nach Kintamo zu bringen; und dennoch habe ich, wie du bemerkst, viele Berge und Thäler bis hierher überschritten, und in derselben Weise werde ich Kintamo erreichen. Aber, mein Freund, lass uns nicht streiten. Warte es ab und sieh selbst. Ich könnte, wenn ich wollte, heute in Kintamo sein, aber ich will mir Zeit dazu lassen. In der Zwischenzeit beruhige dich."

BATEKE-EINGEBORENER.

Nun folgte eine ernstliche Berathung unter den Bateke, die mit leiser Stimme sprachen, doch wurde ein- oder zweimal eine heftigere Discussion laut. Mittlerweile betrachtete ich mir die Versammlung; es waren grösstentheils hübsche Leute, die sich aber mit den gelben, weissen und schwarzen Klecksen, Punkten und dickern und feinern Linien im Gesicht und auf dem Körper ein abscheuliches Aussehen gegeben hatten. Mit Ausnahme derjenigen, welche die Munition trugen — Pulverflaschen und kleine Stücke Eisen und Kupfer —, waren alle mit Musketen bewaffnet.

Plötzlich fragte Ngaljema, nachdem die in einer Gruppe zusammensitzenden Häuptlinge ihre flüsternde Berathung beendet hatten: „Was für schöne Sachen aus dem Lande des weissen Mannes hat mein Bruder für mich mitgebracht, seitdem ich ihn gesehen habe?"

Offenbar glaubte Ngaljema, ich sei seit meinem Abmarsche von Mfwa an der Küste gewesen; ich erwiderte jedoch einfach:

„Komm in mein Zelt und sieh selbst.“

Ngaljema und sein Sohn Endjeli, sowie Gantschu und andere sprangen auf und folgten mir nach dem Zelte. Hier besichtigten sie eine Partie rothes Wollzeug, bunte Tücher und einen Stapel von mit Figuren durchwebten Decken und liessen mit lüsternen Blicken einige lackirte Blechkästen und eiserne Kistchen von Hand zu Hand gehen; als Ngaljema seine Neugier auf das gründlichste befriedigt und ein Quantum Waaren im Werthe von 138 Pfd. St. für seinen eigenen Bedarf ausgesucht hatte, erklärte er:

„Ich will diese Waaren nehmen, aber nur unter der Bedingung, dass du bleibst, wo du bist. Du musst dich darin fügen, dass du nicht nach Kintamo kommen kannst. Die Häuptlinge wollen es nicht. Wenn du dies nicht versprichst, dann muss es Krieg geben und ich kann nicht länger dein Freund sein. Nun, was sagst du darauf?“

„Es ist nutzlos, Ngaljema“, entgegnete ich, „noch weiter darüber zu sprechen. Füge dich darein, dass ich nach oder in die Nähe von Kintamo kommen werde. Alle Wambundu sind damit einverstanden. Du gibst zu, dass du kein Recht an das Land hast, dass ihr — du und die Bateke — Fremdlinge seid, dass die Wambundu die Eigenthümer des Landes sind. Wie kannst du verhindern, dass die Wambundu mit ihrem Lande machen, was sie wollen?“

„Das Dorf Kintamo gehört aber mir“, antwortete er. „Ich und meine Leute haben es gebaut.“

„Das ist alles ganz gut. Ich verlange dein Dorf nicht. Ich will nur in die Nähe des Flusses gelangen und mein eigenes Dorf bauen, wohin viele weisse Männer kommen

werden, um Handel zu treiben. Die weissen Männer werden dir keinen Schaden zufügen, und dir kann es gleichgültig sein, wem du dein Elfenbein verkaufst."

„Genug, genug!" schrie er. „Ich sage dir zum letzten mal, dass du nicht nach Kintamo kommen sollst. Wir wollen keine Weissen in unserer Mitte haben. Lass uns gehen, Endjeli!"

Mit diesen letzten Worten schob er die Thür des Zeltes beiseite und schritt hinaus, während die unterdrückte Leidenschaft deutlich in seinen Zügen zu lesen stand. In der Nähe des Zeltes einen Augenblick unschlüssig stehen bleibend, entdeckte er den grossen chinesischen Gong, der an einer von zwei gabelförmigen Stangen getragenen Brechstange hing.

„Was ist das?" fragte er, auf den Gong zeigend.

„Ein Fetisch", erwiderte ich bedeutungsvoll.

Sein Sohn Endjeli, der weit gewitzigter zu sein schien als der Häuptling, flüsterte diesem zu, er glaube, es sei das eine Glocke, worauf Ngaljema rief:

„Bula-Matari, schlage dies; lass mich es hören."

„Oh, Ngaljema, ich darf nicht; es ist der Kriegsfetisch!"

„Nein, nein", erklärte er ungeduldig. „Schlage es, Bula-Matari, damit ich den Klang höre."

„Ich darf nicht, Ngaljema. Es ist das Zeichen zum Kriege. Es ist der Fetisch, der die bewaffneten Männer herbeiruft; es würde zu schlimm sein."

„Nein, nein, nein! Ich fordere dich auf zu schlagen. Schlage es, Bula-Matari", wiederholte er nochmals, in kindischer Ungeduld mit dem Fusse stampfend.

„Gut denn", entgegnete ich, den Klöppel in die Hand nehmend. „Aber bedenke, dass es ein böser Fetisch, der

„ALLE ANWESENDEN EINGEBORENEN VERLOREN DIE FASSUNG.“ I, 365.

Fetisch des Krieges ist.“ Und während ich den Schlägel hoch hob, fragte ich nochmals: „Soll ich jetzt schlagen?“

„Schlage, ich sage dir, schlage!“

Mit aller Kraft schlug ich auf den Gong: der laute glockenähnliche Ton klang bei dem allgemeinen Schweigen, welches während unserer Unterredung unter den aufmerksamen Begleitern Ngaljema's und auf dem ganzen Schauplatze herrschte, schon äusserst beunruhigend: aber als die rasch aufeinanderfolgenden Schläge auf den Gong fielen, glaubten sie den Donner zu hören. Noch hatten sie sich nicht von ihrer ersten Ueberraschung erholt, als sie Menschengestalten über den gerade über ihrem Kopfe befindlichen Bord des „En Avant“ springen sahen, aus meinem Zelte das Kriegsgeschrei in ihr Ohr schallte, und in der schwarzen Schlucht hinter ihnen ein Strom wüthender Wahnsinniger aus dem Erdboden hervorzudringen schien. Das Vorrathszelt war in heftiger Bewegung und stürzte schliesslich zusammen, und aus dem Innern sprang eine Horde Dämonen heraus, einer anscheinend noch wilder als der andere. Die einzelnen trägen, verschlafenen Männer wurden zu Wütherichen, aus allen Hütten, unter den Schlafstellen strömten die bewaffneten Krieger hervor, sodass die von panischem Schrecken ergriffenen Eingeborenen glaubten, Himmel und Erde seien in Bewegung gesetzt, um die beständig zunehmende Zahl der Tod austheilenden Krieger noch zu vermehren. Alle anwesenden Eingeborenen, ob Freund oder Feind, verloren vor dieser fürchterlichen Scene die Fassung: die noch sitzenden Krieger liessen ihre Gewehre im Stich, sprangen auf und ergriffen vor dieser seltsamen Sündflut die Flucht, die Munitionsträger warfen ihre Flaschen fort, sodass dieselben zerbrachen und das Pulver und die Metallstückchen über den Erdboden zerstreut wurden, und Ngaljema

stand stumm und starr vor Schrecken, wie vom Schlage getroffen. Ihn beim Arm fassend, sagte ich sanft zu ihm:

„Fürchte dich nicht, Ngaljema. Bedenke, dass Bula-Matari dein Bruder ist. Stelle dich hinter mich, ich werde dich schützen!“

Vor mir schrien und wütheten die Sansibarer, indem sie mit gellendem Kreischen drohend ausriefen:

„Ha, ha, Ngaljema! Du bist gekommen, um mit Bula-Matari zu kämpfen. Wo sind deine Krieger, Ngaljema?“

Unbarmherzige, blutdürstige Wuth könnte kaum natürlicher dargestellt werden, als wie es von meinen schwarzen Schauspielern bei dieser so plötzlich improvisirten Scene geschah. Ihre scheinbare Raserei streifte fast an Wirklichkeit, und wäre ich nicht in das Geheimniss eingeweiht gewesen, so würde auch ich mich haben täuschen lassen; die Tapferkeit, mit welcher ich meinen armen Bruder vertheidigte, der mich mit beiden Händen um den Leib gefasst hielt und von einer Seite zur andern tanzte, um den wüthenden Streichen der wie Wahnsinnige ausschauenden Krieger zu entgehen, während der junge Endjeli sich an seinem Vater festhielt und dessen Bewegungen mitmachte, erinnerte mich an das längst vergessene Spiel „Henne und Küchlein“, mit welchem wir in der Schule die Freistunden hinzubringen pflegten.

„Rette mich, Bula-Matari, lass sie mir nichts thun!“ schrie Ngaljema. „Ich habe keine böse Absicht gehabt.“

„Halte dich fest, Ngaljema; halte dich gut an mir fest. Ich werde dich vertheidigen, fürchte nichts. Kommt nun, kommt alle! Ah, ha!“

Das Lager war fast leer von unsern Besuchern, welche grösstentheils die Munition zurückgelassen und die Gewehre über den Boden verstreut hatten. Die Posse war ausgezeichnet zu Ende gespielt worden.

„Genug, Leute; stellt euch auf und Stillgestanden!“ schrien Susi und die andern Aufseher, und die gehorsamen, gut einexercirten Burschen kamen sofort zusammen und stellten sich mit der Präcision alter gedienter Soldaten mit „Gewehr über“ auf. Als Ngaljema dann, von diesem neuen Schauspiel und der veränderten Scene aufs höchste überrascht, mich los und die Arme sinken liess, fasste ich ihn bei der Hand und fragte mit gewinnendem Lächeln:

„Nun, Ngaljema, wie denkst du jetzt über den Fetisch des weissen Mannes?“

„Oh, ich habe mich nicht gefürchtet; glaubst du das? Sieh, meine Leute sind alle davongelaufen. Oh, die Feigen! Nur Endjeli und Gantschu sind bei mir geblieben. Aber sage mir, Bula-Matari, woher sind alle diese Leute gekommen?“

„Oh, das ist der böse Fetisch, von dem ich dir gesagt habe. Willst du noch mehr sehen? Komm, ich will den Gong nochmals schlagen, vielleicht ist die nächste Scene noch wunderbarer als die erste.“

„Nein!“ kreischte er und legte die Hand auf meinen Arm. „Nein, nein, berühre es nicht. Oh, das ist gewiss ein böser Fetisch“, fügte er ernsthaft hinzu, die runde unschuldige Oberfläche des Gongs mit Kopfschütteln betrachtend.

„Nun, blicke nochmals jene Leute an, Ngaljema“, sagte ich, auf die lächelnden Gesichter meiner Arbeitersoldaten deutend.

„Achtung! Augen rechts! Vorwärts marsch, ihr alle, und ruhig, kein Geräusch; legt euere Gewehre fort und gehe jeder wieder an seine Arbeit. Vorwärts marsch!“ Damit setzte sich die Truppe in Bewegung und verschwand; Ngaljema begann wieder Muth zu fassen, und Endjeli und Gantschu

schrien und riefen, die Flüchtigen sollten wieder herbeikommen. Nach einer halben Stunde waren alle wieder im Lager und unter allgemeiner lärmender Heiterkeit, bei welcher Ngaljema's lautes Lachen dasjenige aller übrigen übertönte, erzählte der eine dem andern seine persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen. Dann wurden Boten zu Makoko und Ngoma geschickt, um grosse Kürbisflaschen mit Palmwein zu holen: andere mussten Ziegen, Schweine und Bananen herbeischaffen, die ich erhielt, während beim Palmwein getreue Brüderschaft und ewiger Frieden geschworen wurde, wobei die tapfern Krieger Ngaljema's die muntern Burschen Bula-Matari's in brüderlicher Weise umarmten. Auch die Europäer, die „Söhne" des alten Bula-Matari, die diesem, einem Manne, der nie verheirathet war und sich auch höchst wahrscheinlich nie verheirathen wird, alle Ehre machten, wurden von ihren leidenschaftlichen Brüdern aus Kintamo in übertrieben zärtlicher Weise belagert. Als ich Makoko, der nach allgemeiner Ansicht der älteste Mann des Landes sein soll, um seine Ansicht über die Scene fragte, erklärte er, „er habe nie einen solchen Tag wie diesen erlebt".

Noch vor Abend kehrte Ngaljema, bei weitem klüger als vor seinem Kommen, mit seinen Leuten nach Kintamo zurück, und ich blieb allein mit der Erinnerung an den ersten praktischen Scherz der Expedition, der alle, die daran betheiligt gewesen waren, aufs beste unterhalten hatte.

ACHTZEHNTES KAPITEL.

DIE GRÜNDUNG VON LEOPOLDVILLE.

Susi recognoscirt die Gegend. — Aussichten für den Strassenbau. — Lohn der eingeborenen Arbeiter. — Ngamberengi's Schilderung des Lebens Ngaljema's. — Die Kriegsstärke der Stämme. — Unser Marsch nach Kintamo. — Eingeborenen-Dörfer. — Wahl des Lagerplatzes. — Der Leopold-Berg. — Ngaljema's Anerbieten. — Ein neues Lager gebildet.

Am folgenden Tage sandte ich eine ausgesuchte Mannschaft meiner jungen Leute unter Susi, dem Oberaufseher meiner fremden farbigen Arbeiter, und Wadi-Rehani, der als Quartiermeister und Generalcommissar der Expedition fungirte, aus, um die Gegend bis zu einem Lagerplatze in der Nähe und in Sicht von Kintamo zu recognosciren und mir zu berichten, welche Chancen wir für den raschen Bau der Strasse und die Verlegung des Lagers hätten, während ich selbst eingeborene Träger anzuwerben suchte.

Gegen Abend kam Susi mit seiner Truppe zurück und erzählte, der Charakter des Landes verhindere ein schnelles Vorwärtskommen, da eine grosse Anzahl von Flüssen, Thälern und Höhenzügen zu überschreiten wären. Etwa eine Stunde Marsch von Kintamo entfernt sei jedoch ein mit Gras bedeckter breiter ebener Rücken, der bis dicht an den Fluss führe, nach welchem er dann sanft abfalle. Auf einer

Stelle behalte er aber seine Höhe bei und laufe zu einer Spitze aus, von der man den ganzen Stanley-Pool und den Wasserfall übersehen könne; am Fusse dieses Hügels beginnen die Stromschnellen von Kintamo.

Ehe wir jedoch die Ebene von Kintamo oder Kintambu, wie die Wambundu sie nennen, erreichen konnten, hatten wir noch mühselige Arbeit, indem wir uns namentlich einen Weg durch dichte Wälder an den Abhängen mehrerer abschüssiger Hügel bahnen mussten, wo der Weitertransport der Wagen grosse Anstrengungen verursachte. Dennoch war das Terrain nicht so beschwerlich, wie wir es früher an manchen Stellen schon gefunden hatten, und was uns noch angenehmer war, wir hörten von allen Seiten, dass der praktische Scherz, welchen wir uns mit dem stolzen, hochfahrenden Ngaljema erlaubt hatten, alle Eingeborenen an unserer Route dazu veranlasst hatte, ihre Zustimmung zu unserer von Makoko befürworteten Niederlassung bei Kintamo zu geben.

Der grobe Scherz, den wir in spassiger Laune uns mit Ngaljema und seinen Bundesgenossen gemacht, hatte übrigens auch ein sehr praktisches Resultat bei den Wambundu, indem sich an einem Tage 78 derselben als Träger anboten.

Jeder derselben erhielt für das Tragen einer Manneslast im Gewichte von 60—65 Pfund auf einer Entfernung von 24 km als Lohn vier rothe Taschentücher, die ihm bei Sonnenuntergang ausbezahlt wurden, sobald er von dem den Vortrab befehligenden Europäer eine Bescheinigung vorwies, dass er die Last auf dem Halteplatze richtig abgeliefert habe. Da der Transport eines Wagens von einem Lagerplatze bis zum andern viermal soviel Zeit in Anspruch nahm wie der Marsch der Träger, so bekamen die zu dem Schleppen der Gefährte verwendeten Eingeborenen auch den vierfachen Lohn.

Auf diese Weise vermochte ich eine grössere Abtheilung meiner Leute unter dem Befehle Albert's, des einzigen, der damals die Aufsicht über eine zahlreiche Mannschaft zu führen im Stande war, zum Bau der Strasse zu verwenden, während ich mit Hülfe der Eingeborenen und unserer übri-

TYPEN UNSERER FARBIGEN ARBEITER.

gen Arbeiter die Pionniere täglich mit den Wagen und Gütern wieder einholen konnte.

Am 16. November schlugen wir das Lager auf dem Gipfel des Mbama-Berges auf, wo wir alsbald den Besuch der Häuptlinge Ngamberengi und Kimpalampala erhielten, deren Districte in der Nähe lagen und die als dem alten Makoko an Rang, Autorität und Einfluss Nächsten selbst

kamen, um mir ihre Einwilligung mit unserer Occupirung des Flussufers bei Kintamo auszusprechen und zu bestätigen. Sie waren so herzlich und bewillkommneten mich so freundlich, dass es mir keine Schwierigkeit machte, ihr Einverständniss mit meinem Operationsplane zu erzielen, den ich auszuführen beabsichtigte, sobald wir die Nachbarschaft von Stanley-Pool erreicht und den Platz für die zukünftige Station auszuwählen haben würden.

Ngamberengi war ein sehr intelligenter Mann und eignete sich seiner persönlichen Erscheinung und Eigenschaften wegen weit besser zum Häuptling als alle, die ich sonst am Kongo gesehen hatte. Er erzählte mir öffentlich und in Gegenwart des alten Makoko, sowie der Häuptlinge Kimpalampala, Sabuka, Ngoma und Ngako, die folgende Geschichte Ngaljema's, die meiner Ansicht nach genau und correct ist, weil jene ihn berichtigten, sobald er einen Fehler machte.

Ngaljema und seine beiden Brüder waren ursprünglich Sklaven eines sehr einflussreichen Häuptlings Namens Bamanku in Kinschassa. Als dieser starb, wurde sein Nachlass unter die drei Sklavenbrüder vertheilt, die ihr Eigenthum nunmehr durch Elfenbeinhandel vergrösserten, indem sie die Elefantenzähne von den in Canoes vom obern Kongo herabkommenden Beijansi kauften und mit beträchtlichem Nutzen an die näher der Küste lebenden Basombo und Bakongo wieder verkauften, die gelegentlich mit Baumwollzeugen, seidenen und wollenen Stoffen, Töpferwaaren, Waffen und Pulver in Kinschassa eintrafen, um Tauschhandel zu treiben. Ngaljema und seine Brüder waren also in Wirklichkeit nichts weiter als Elfenbeinmakler, wie es die längs der Ufer des Stanley-Pool wohnenden Bateke noch heutigentags sind.

Eines Tages entstand nach einem Gelage, bei welchem grosse Mengen Palmwein und einheimisches Bier getrunken worden waren, ein Streit, bei dem der eine Bruder Ngaljema's erschlagen wurde. Dadurch entwickelte sich eine Entfremdung, in der zuerst die Unzufriedenheit Ngaljema's mit Ntschuvila, dem Häuptling von Kinschassa, sich zeigte.

Indess vergingen einige Monate, ehe es bei einem spätern Trinkgelage zum offenen Friedensbruche kam, bei welchem Ngaljema's Bruder eine seinem Hause zugefügte Insulte damit rächte, dass er den Beleidiger niederschoss. Der Mörder, obgleich ein früherer Sklave, konnte nicht gefangen genommen werden, weil er inzwischen grossen Einfluss erlangt hatte, und so erklärte Ntschuvila ihm denn den Krieg. Ngaljema und sein Bruder vertheidigten sich längere Zeit mit abwechselndem Erfolge, bis letzterer in einem der vielen Kämpfe getödtet wurde und Ngaljema im Dunkel der Nacht die Flucht ergreifen musste. Er entwich nach Mfwa, wo er einige Zeit in Frieden lebte; allein da das Geschäft hier nicht so viel Verdienst abwarf wie in Kinschassa, und durch seine Anwesenheit die Eifersucht der andern Händler angeregt wurde, so floh er, um weitern Verwickelungen zu entgehen, zu Ngako, einem Halbbruder mütterlicherseits des Häuptlings Ntschuvila von Kinschassa. Ngako's Dorf war damals noch ein ganz unbedeutender Ort und stand auf einem Gebiet, das der Häuptling von den Wambundu erhalten hatte. Bevor dem damals unter dem Namen Itsi bekannten Ngaljema indessen gestattet wurde, in Ngako's Dorf seinen Wohnsitz aufzuschlagen, musste er das Territorialrecht der Wambundu anerkennen, zu welchem Zwecke sich Makoko, Ngamberengi und Kimpalampala selbst nach Kintamo begaben, um das Gesuch Ngaljema's, dort wohnen zu dürfen, entgegenzunehmen. Dieser erzählte eine ganz

jammervolle Geschichte von Kriegen und Unruhen und bat schliesslich um einen Platz im Wambundu-Lande, wo er ein Dorf bauen könne, wobei er nach der bei Gesuchen üblichen Sitte sich so weit erniedrigte, dass er das Gesicht im Staub rieb. Er sagte, er brauche nur wenig Raum, um sich vor Ntschuvila zu verbergen, der ihn tödten wolle, machte dann jedem Häuptling einen kleinen Elefantenzahn zum Geschenk und erhielt die bezügliche Erlaubniss.

„Seitdem", erzählte Ngamberengi, „ist er durch den Handel gross geworden. Er ist jetzt ein reicher Mann. Er hat die Tochter des Makoko von Lema, sowie eine Tochter des Häuptlings von Kimbangu, der $7\frac{1}{2}$ km oberhalb Kinschassa wohnt, geheirathet und durch seine Bündnisse einen Ring um Kinschassa geschlossen, sodass der alte Ntschuvila Frieden mit ihm schliessen musste. Ngako, welcher Ntschuvila nach dessen Ableben als König von Kinschassa in der Regierung folgen sollte, ist jetzt alt und närrisch: Itsi, der die Macht in Händen hat, ist der grosse Häuptling von Kintamo. Einige andere Bateke-Häuptlinge, wie Makabi und Mubi, haben sich ihm angeschlossen; insgesammt sind neun Häuptlinge in Kintamo, welche den Platz zu einem weit grössern Orte als Kinschassa gemacht haben.

„Ngaljema besitzt etwa 150 Gewehre, und alle übrigen zusammen haben vielleicht noch 300. Makoko von Lema hat fast ebenso viele wie Kintamo; Kimbangu und Mikunga haben jeder etwa 200, während Kinschassa und Kindolo nicht ganz 300 Gewehre aufweisen können. Du siehst also, dass Ngaljema, wenn er in den Krieg geht, leicht mehr als 1000 Gewehre zusammenbringen kann; das ist es, was ihn so dickköpfig gemacht hat. Alle Wambundu-Häuptlinge zusammen vermögen nicht halb so viele Gewehre zu stellen wie Ngaljema. Wir wissen, dass wir ihm auf diese Weise nicht beikommen können,

haben aber eine andere Weise, ihn zu bekämpfen, die ebenso gut ist. Wir verhindern die Märkte, bis die Streitfrage entschieden ist, und da in Kintamo mehr Leute sind, als die dortigen Felder ernähren können, so dringen die Bewohner in Ngaljema, dass er auf uns hört, und dann erhalten wir, was wir verlangen.

„Folge nun unserm Rathe. Gehe den Weg, auf dem du dich befindest, bis zum Flusse, unsere Leute sollen deine Waaren tragen und die Wagen ziehen. Wenn ein Einwand gegen das erhoben wird, was wir sagen, werden wir die Abhaltung der Märkte verhindern, und Ngaljema wird von seiner hohen Stelle tief zu Boden fallen, wenn er in unserm Lande Unruhe stiftet. Siehst du diese kleinen Knaben? Sie sind noch nicht sehr gross, aber doch gross genug, um Ngaljema und seine diebischen Bateke in ihr armes Land von Mbe zurückzujagen, wo sie hergekommen sind."

Als er mit seiner interessanten Rede, die er in energischem Tone und, wo er emphatisch wurde, mit dem nöthigen wüthenden Mienenspiel hielt, zu Ende war, beschrieb er uns genau die Stelle, wo ich seinem Rathe gemäss die Stadt bauen solle.

Am 19. November wurde das Lager vom Mbama-Berg nach dem Lama-Lankori-Berg in der Nähe des Lutess-Flusses verlegt. Ngamberengi, Ngako, Makoko und Nkwama, alles Häuptlinge der Wambundu, wanderten vorauf, um die etwaige Unzufriedenheit der kleinern Wambundu-Häuptlinge — Gantschu, Kimpe, Kinsuangi, Kimjara und Ngaljema — zu beschwichtigen: Makoko, der gekommen war, um mir mitzutheilen, dass alle bereit seien, mich willkommen zu heissen, und dass das ganze Land mir zu Füssen liege, blieb diese Nacht mit seiner kleinen Tochter bei uns im Lager.

Ehe ich mich niederlegte, erhielt ich auch eine freund-

liche Botschaft von Kintamo nebst den fünf Lasten Waaren, die Susi in der Obhut Ngaljema's zurückgelassen hatte. Die Boten richteten ihren Auftrag mit folgenden Worten aus: „Bula-Matari hat jeden auf seine Seite gebracht. Möge er deshalb in Frieden kommen und alles wird gut sein."

Nachdem ich schliesslich am 29. November die Ebene bei Kintamo erreicht hatte, verliess ich mit einigen Eingeborenen das Lager, um den mir von Susi beschriebenen Berg oberhalb der Stromschnellen von Kintamo zu besteigen. Nach dreiviertelstündigem Marsche über die fast vollständig ebene Fläche kam ich plötzlich in Sicht des bis zum Stanley-Pool schiffbaren Theils des Flusses. Zur Rechten, etwa $1^1/_2$ km entfernt, stand die Kintamo genannte Gruppe von Dörfern, auf einer Terrasse, die etwa 55 m niedriger als die Ebene war, auf der ich stand; zur Linken war gleich einem Zeigefinger ein schmaler Rücken, dessen höchste Stelle etwa 8 m über der mittlern Höhe der Ebene emporragen mochte. Nachdem wir noch etwa 1 km weiter gewandert waren, sahen wir den grossen Katarakt von Kintamo. 66 m unterhalb des Hügels, am äussersten linken Ende der rückenartigen Erhöhung, begannen die Gewässer des obern Kongo sich zuerst zu kräuseln; $1^1/_2$ km weiter abwärts war ein gefährlicher Katarakt, dem fast gerade gegenüber man die Doppelmündung des Gordon-Bennett-Flusses sah. Das Nordufer verfolgend, erblickte man $7^1/_2$ km entfernt Mfwa; oberhalb des Dorfes war das Land niedrig und morastig, aber bewaldet und zu einer Spitze auslaufend, hinter welcher, $4^1/_2$ km weiter, Malima lag. Noch einige Kilometer höher hinauf wurde das niedrige Land in der Umgegend von Malima durch den bewaldeten Kintari-Berg begrenzt, und hinter diesem zeigten sich die hohen senkrechten Mauern der Dover-Klippen, die sich in Halbmond-

form südlich bis zum Fusse des Inga-Pic hinzogen, in dessen Nähe die Einfahrt zum obern Kongo sich befindet. Dem Inga-Pic gegenüber auf dem Südufer steht ein hoher Berg, in dessen Nachbarschaft das Dorf Kimpoko liegt. Das südliche Ufer läuft dort etwa 23 km entfernt in westlicher Richtung bis gerade südlich von uns, wo man eine Gruppe von Dörfern bemerkt, Kimbangu und Mikunga. Von diesen Orten streckt sich das Ufer in leicht gekrümmten Linien etwa 9 km weit etwas mehr östlich als Nord aus. Zwischen Kinschassa und Kintamo sieht man zwei tiefe Einbuchtungen, welche durch einen klippenartigen Ausläufer, seitdem Kallina-Point genannt, getrennt werden. Die Bucht von Kintamo läuft in grossem Bogen von der genannten Spitze etwas südlicher als West nach dem Landungsplatze von Kintamo, von wo sie sich dem Fusse des Rückens zuwendet, auf welchem wir standen, und vor dem sich der Fluss über kleine Stromschnellen stürzt.

Da das Ufer in der Kintamo-Bucht die nächste Stelle am schiffbaren Theile des obern Kongo und das Land zwischen dort und der Küste offen und nur von freundlichen Stämmen bevölkert war, welche wir auf unserm langsamen Wege hierher ihres liebenswürdigen Entgegenkommens und ihrer sanften Sitten wegen schätzen gelernt hatten, so geboten mir Klugheit und Nothwendigkeit, dort für die Station ein Gebiet auszuwählen, das noch unoccupirt und im Besitz der Wambundu war, sodass diese auch befugt waren, dasselbe abzutreten, und es uns nicht bestritten werden konnte. Die in meiner Begleitung befindlichen Eingeborenen kannten die verschiedenen Grenzen ganz genau: als ich dann das noch unoccupirte Land, welches überhaupt für die Schiffahrt verwerthbar ist, näher untersuchte, schätzte ich dessen Wasserfronte auf etwa 500 m, vom Beginn der

ersten Stromschnellen bis zum ersten Flusse unterhalb von Ngaljema's Dorf. Es war eine sehr bescheidene Erwerbung. Nach dem Innern erstreckte sich das Gebiet natürlich weit genug für alle unsere Zwecke hinein, und auf der Ebene, über welcher der Hügel, auf dem wir standen, hervorragte, war genügender Raum für eine grosse Stadt. Der Khonso-Ikulu, jetzt Leopold-Berg genannt — unser Standpunkt — war 110 Schritte breit und gab einen ganz vorzüglichen Platz für ein Sanatorium; er war ein herrlicher Aussichtspunkt auf die als Stanley-Pool bekannte seeartige Ausbuchtung des Kongo, die Stelle würde jedoch 650 m in gerader Linie von einer kleinen Bucht am untern Ufer entfernt sein, an der ich einen passenden Landungsplatz bezeichnet hatte. Als Station mit einer Besatzung von nur 30 Mann würde dieser Hügel meiner Ansicht nach zu weit von dem Bootshafen liegen; denn nachts konnte es, wie ich fürchtete, einigen kühnen Burschen aus Kintamo nicht schwer werden, die Boote zu überfallen, die Ketten zu lösen und die Fahrzeuge in den Strom hinauszuschieben, der sie binnen kürzester Frist über den grossen Wasserfall der gänzlichen Zerstörung entgegenführen würde.

Es blieb also nur noch die Terrasse und der Abhang am Leopold-Berg übrig, der gegenwärtig nichts als eine einzige wilde Wüste von mehrere Fuss hohem Grase war. Ich wollte nicht gern zum Lager zurückkehren, ehe ich einen Entschluss gefasst hatte, und untersuchte den Hügel deshalb genauer nach allen Richtungen hin, um den besten Platz mit Bezug auf Aussicht, Vertheidigung und Sicherheit der Boote zu finden; endlich wählte ich denselben in einer Höhe von 25 m über dem Flusse am Abhange des Leopold-Berges, wo ich nach Süden hin Kintamo gut übersehen konnte, das durch ein 600 m breites Uferland und zwei

kleine Ströme von dem Hügel getrennt war. Nach Osten konnte ich den Fluss hinauf bis Mfwa am nördlichen und Kallina-Point am südlichen Ufer verfolgen und zwischen beiden hindurch und bei den Dover-Klippen vorbei weit in den Stanley-Pool hineinblicken. Zwischen Kallina-Point und Kintamo bemerkte ich die patriarchalischen Baobabbäume von Kinschassa und von Kindolo, im Süden wurde das Gesichtsfeld durch die weit im Innern liegenden Berge und Hochflächen von Kimpoko und Mikunga begrenzt. Ich war hier etwa 300 m vom Landungsplatze entfernt, doch fiel das Terrain allmählich zum Ufer ab. Das Dorf für unsere Farbigen konnte zwischen dem Vorrathsraum und den Wohnungen der Europäer auf der einen und Kintamo auf der andern Seite stehen; ausserdem war noch reichlich Raum für Gärten von Bananen- und Fruchtbäumen vorhanden, deren Grün, von dem Fronteingange des Wohnhauses gesehen, dem Bilde Leben verleihen musste. Ich konnte ferner am Abhange leicht eine Terrasse ausgraben, sowie ohne Mühe eine bequeme breite Strasse nach der Ebene hinaufführen, auf welcher wir später vielleicht Reihen schattiger Bäume pflanzen würden, die den Vordergrund der Scenerie bilden sollten, welche den von der Küste kommenden Reisenden zuerst begrüsst, wenn er von den höhern Punkten der Ebene auf die Station und den weit ausgedehnten Stanley-Pool hinabblickt.

Nachdem ich die Stelle, wo die neue Station stehen sollte, so passend, wie es die Umstände und der Charakter der Gegend erlaubten, definitiv ausgewählt hatte, kehrten wir nach dem Lager zurück, wo bald darauf eine zweite friedliche Botschaft von Ngaljema mit der Aufforderung eintraf, ich möge mich in seinem Dorfe anbauen. So willkommen mir dieses Ersuchen vor einigen Wochen auch ge-

wesen wäre, jetzt kam es zu spät, und ich konnte nichts weiter thun, als mich für das gemachte freundliche Anerbieten bedanken.

Am 1. December verliessen 100 Mann mit Plantagenmessern, Hacken und Aexten das Lager, um eine gerade Strasse nach dem Platze zu markiren, den ich für die Station in Aussicht genommen hatte. Dann wurde aus Gebüsch und Gesträuch ein mehrere Fuss starker runder Zaun von etwa 100 m Durchmesser angelegt und ein halbes Dutzend hölzerne Wachthürme zum Schutz der heraufführenden Pfade aufgebaut, sowie 100 m weit rund um das Lager das Terrain von Gras und Buschwerk befreit. Damit war unser Tagewerk vollendet; wir liessen einige Mann Wache auf der neuen Station und kehrten zur Expedition zurück.

Am nächsten Tage wurde die Wagenstrasse verbreitert und um Mittag hatten wir mit derselben bereits den neuen Lagerplatz und das Flussufer erreicht. Nachmittags waren unsere gesammte Mannschaft und die eingeborenen Hülfsträger mit dem Transport der Zelte und Waaren beschäftigt, und am Abend des 2. December waren wir mit allem Material, ausgenommen den Wagen, im Lager am Landungsplatze und schliefen schon an der Stelle, von welcher die Dampfer ihre Mission nach dem obern Kongo antreten sollten. Um Mittag des 3. December 1881 waren auch die Wagen nach dem Landungsplatze geholt und der Dampfer „En Avant“ schwamm in dem ruhigen, sichern Hafen der Kintamo-Bucht, nunmehr mit etwa 7500 km schiffbarem Wasser vor sich und durch keine Stromschnelle und kein Hinderniss mehr von den Stanley-Fällen getrennt.

NEUNZEHNTES KAPITEL.

DIE GRÜNDUNG VON LEOPOLDVILLE.

(FORTSETZUNG.)

Ngaljema und „Bula-Matari". — Hinterlistige Taktik Ngaljema's. — Abschluss einer einseitigen Rechnung. — Gespannte Verhältnisse. — „Jeder hält den Finger am Drücker." — Bewaffnete Besucher. — Pomphafter Aufzug. — „Sprich, Ngaljema, ist das Frieden oder Krieg?" — „Oh, tödte mich, Bula-Matari." — Die Brüderschaft ist nicht gestört. — Kintamo eine volkreiche Stadt. — Vorschlag eines Palaver. — Drohende Unruhen. — Geheimnissvolles Verschwinden zweier meiner Leute. — Ankunft Konko's. — Abhaltung des Palaver. — Beendigung des Streites. — Lärmende Freude. — Handelsgeschäfte. — Kinschassa. — Ntschuvila. — Unser Blockhaus. — Nachrichten aus Vivi. — Neue Rekruten. — Buabua-Ndjali's Vergesslichkeit. — Stärke der Expedition. — Sich krank stellen. — Besorgnisse wegen der Forschungsexpedition. — Verkäufe an die Eingeborenen. — Zauberkraft. — Verdienst am Elfenbein. — Gedeihen der Gärten. — Eine verlorene Gesellschaft. — Endjeli's Feindschaft. — Elfenbeinkäufe. — Die Lust der Eingeborenen am Handel. — Brüderschaft mit Ngaljema.

Die Gründung von Leopoldville verdient ein eigenes Buch; sie hat eine ganz seltsame Geschichte, voll von zwar unbedeutenden, aber interessanten Ereignissen, welche sich um zwei im Mittelpunkte stehende Personen drehen, nämlich Ngaljema und „Bula-Matari". Ohne Zweifel ist Bula-Matari wohl bekannt, wenigstens glauben viele, die seine Werke über Afrika gelesen haben, sich eine Idee von dem Manne machen zu können; allein wer könnte Ngaljema beschreiben,

ohne im einzelnen die vielen erklärenden Vorfälle zu schildern, welche seinen eigenen Blutsbruder erst nach geduldigem Studium diesen Mann ganz verstehen liessen?

Ich muss zunächst ein paar kurze Bemerkungen über ihn machen, damit sein gegenwärtiges Bild nicht ganz verblasst. Er bessert sich so rasch, dass man ihn bald gar nicht mehr erkennen wird. Seine ehemalige schurkische Albernheit ist durch die Erkenntniss ersetzt worden, dass alle seine hinterlistigen Handlungen ebenso rasch entdeckt werden, wie sie begangen sind, sodass er jetzt nur noch Spitzbübereien verübt, wenn sich Gelegenheiten dazu bieten.

In Mfwa war sein Zweck, zu probiren, wieviel die Ankunft des weissen Mannes möglicherweise zu seiner Bereicherung beitragen würde. Durch die dummen Uebertreibungen der eingeborenen Küstenhändler in den Glauben versetzt, dass der Reichthum des Weissen ganz unbegrenzt sei, versuchte er zu ergründen, wieweit derselbe bereit sein würde, ihn, Ngaljema, zum Gegenstande der Freigebigkeit zu wählen. Indess wurde er durch Susi's Schilderung der Weissen im allgemeinen etwas ernüchtert und kam dadurch plötzlich zu der Ueberzeugung, dass er ihre Liberalität bei weitem überschätzt habe: er horchte nun eifrig auf die Einflüsterungen, dass der weisse Mann nur zu bezahlen liebe, wenn er auch eine Gegenleistung erhalte, und jagte Susi sofort davon, als er diesen Eindruck bestätigt fand.

Als er dann vernahm, dass der weisse Mann trotz allem, was er ihm gesagt hatte, dennoch nach Kintamo vorrücke, dachte er sich einen Plan aus, um den Rückzug desselben aus dieser Gegend für alle Zeit mit Gewalt durchzusetzen, und erschien vollständig für die Ausführung seines Planes vorbereitet im Lager. Er war jedoch schon weniger sanguinisch bezüglich der Erreichung seines Zweckes, als die

Wambundu seinen Anerbietungen taubes Ohr liehen und Makoko und Ngamberengi ihm ihre Hülfe verweigerten: und er brach gänzlich zusammen, nachdem er durch den Scherz des weissen Mannes so überraschende Erfahrungen gemacht hatte.

Von dem Tage an versuchte er sein Ziel auf andere Weise zu erreichen. Der weisse Mann war reich; Ngaljema hatte sich selbst davon überzeugt, dass dessen Vorrathszelte voll Waaren seien, und es war doch möglich, dass ihm ein Theil davon zufallen könnte. Er interessirte sich nun aufs höchste für das Wohlbefinden seines lieben Bruders, obgleich er am liebsten wol alle weissen Männer mit Gift von der Erde vertilgt hätte, wenn ihm nur ein Mittel dazu eingefallen wäre. Tag für Tag sandte er freundliche Botschaften und Brote, Ziegen, Schafe, Palmwein und Bier, selbstverständlich in der Erwartung, dass der weisse Mann den vielfachen Werth der Gaben als Gegengeschenk zurückschicken würde. Sechsmal hatte der gegenseitige Austausch von Geschenken mindestens stattgefunden, dann stellte der weisse Mann aber seine Rechnung auf und kam zu folgendem Abschluss:

Soll:	£	s	ℳ	Haben:	£	s	ℳ
30 ganze Stück Tuch	60.—		1200	Werth von 4 Ziegen	6.—		120
60 m rothen Savelist	10.—		200	1 Flaschenkürbis mit			
Taschentücher . . .	3.	15	75	Palmwein	—.	3	3
Bunte Decken mit				56 Brote	—.	15	15
Figuren	1.	10	30	1 Elefantenzahn . .	5.—		100
2 lackirte Blechkasten	7.	10	150				
1 hölzerner Koffer	3.—		60				
Pulver	10.—		200				
1 Regenschirm . . .	—.	10	10				
1 grosse Badewanne	5.—		100				
Branntwein	2.—		40				
Zusammen	£ 103.	5.	ℳ 2065		£ 11.	18.	ℳ 238

Ueberzeugt von dem ungeheuern Misverhältniss im Werthe der gegenseitigen Beweise ihres Wohlwollens und ihrer Freundschaft studirte Bula-Matari sein Notizbuch noch genauer und stellte die Artikel zusammen, durch welche Ngaljema bereits früher bereichert worden war, wobei er zu seiner Ueberraschung fand, dass Ngaljema mit einem Debet von mehr als 900 Pfd. St. (18000 Mark) zu Buch stand, während sein Credit kaum 66 Pfd. St. (1320 Mark) aufwies!

Ganz allmählich lernten wir seine wirkliche politische Stellung im Lande kennen. Von einem Könige mit den höchsten Rechten über einen wichtigen Stamm war er zu einem einfachen Elfenbeinhändler herabgesunken, der seine zukünftige Macht aufbaute, indem er seinen Gewinn in Waffen und Sklaven anlegte.

Er hatte ein ganz ausserordentliches Talent zur Prahlerei entwickelt und besass infolge dessen eine grosse Geschicklichkeit, die Miene eines afrikanischen Königs von Geburt anzunehmen; er hatte sich mit dem Pomp eines grossen Häuptlings umgeben, wusste jegliche in Gegenwart einer Person von Macht und hohem Range sich nicht ziemende Freiheit zu unterdrücken und war vor allem unersättlich. Je mehr er erhielt, desto heisshungeriger wurde seine Gier, und selbst das grösste Geschenk, welches man ihm gab, schien schon am nächsten Tage vergessen zu sein.

Diesen Mann sollten wir zum nächsten Nachbar haben. Sein Residenzort lag nur 600 m von unserm Lager entfernt, das wir in den nächsten Tagen durch eine Station ersetzen wollten. Die letztere oberhalb seines Dorfes zu bauen, würde eine Unklugheit gewesen sein, weil unsere Eingeborenen-Karavanen der unter allen Umständen durch seinen District führenden Strasse folgen mussten und allein durch seine Drohun-

gen in alle Winde zerstreut werden konnten. Unter solchen Verhältnissen wäre das Leben bald unerträglich geworden.

Er wollte sich einzig und allein von seinen ungesetzlichen Instincten leiten lassen; allein hätten wir ihn täglich bestechen und ihm beständig schmeicheln sollen, damit er Frieden halte, dann würden wir nie in die Lage gekommen sein, unser Werk am obern Kongo durchzuführen. Unsere Mission würde weiter nichts als das Bestreben gewesen sein, einen Appetit zu stillen, der durch übermässige Fütterung von Tag zu Tag stärker wurde. Er war klug genug, dies bald zu begreifen und einzusehen, dass sein Hunger von uns nicht gestillt werden würde.

Andererseits lebten wir in beständiger Angst vor einem Friedensbruche. Wir hatten zahlreiche Feinde der verschiedensten Nationalitäten, Kasten, Glauben und Farben gegen uns. In unserer gegenwärtigen Lage hatten wir alle Aussicht, einen dauernden Kampf der List gegen List zu führen, und da diese meine Prophezeiung sich als richtig herausstellte, so habe ich mit vollem Rechte gesagt, dass die Gründung von Leopoldville eigentlich eines eigenen Buches bedürfe, wenn unsere Manöver und Maassregeln zur Aufrechthaltung des Friedens in gerechter Weise gewürdigt werden sollen.

Als die Unterthanen Makoko's mit dem beim Transportdienst erworbenen Lohne nach Hause zurückkehrten und der Häuptling sie über die Zustände in Kintamo befragte, erwiderten sie: „Jeder hält den Finger am Drücker."

Das war eine markige und treffende Schilderung des Verhältnisses, in welchem Ngaljema und seine Brüder von Kintamo zur Expedition standen. Zu meinem Leidwesen muss ich sagen, dass diese Zustände monatelang andauerten. Hin und wieder schien es, als ob die Explosion jeden Augen-

blick erfolgen müsse; allein glücklicherweise konnte der Bruch durch einen Triumph unsererseits immer wieder abgewendet werden, bis er schliesslich fast ganz zur Unmöglichkeit geworden war. So gründlich hatte Ngaljema die Selbstbeherrschung seiner Leidenschaften gelernt.

Zur Illustrirung des Vorstehenden füge ich hier einige Auszüge aus meinem Tagebuch über unsern ersten Aufenthalt in Leopoldville ein:

„3. December 1881. Lager bei Stanley-Pool. Nachdem wir den Dampfer ins Wasser gelassen und mit Ketten an starken Bäumen befestigt hatten, erschien Ngaljema in Begleitung von etwa zwei Dutzend bewaffneten Kriegern. Er überreichte uns das übliche Geschenk von Palmwein und einer Ziege und verlangte dann, einiges von unsern hübschen Sachen zu sehen. Ich zeigte ihm Seide, Satin, Sammt, Gold- und Silberband, feine Shawls, Uniformen und Livreen, Fracks, Hand- und Schlittenglocken, Schwerter, Messerschmiedewaaren u. s. w.

„Er bettelte um eine Uniform, eine Glocke, ein Messer, ein paar Messingbeinspangen für sein Kind, und ergriff schliesslich noch einen Schiffermantel, in London 8 Pfd. St. werth, mein Privateigenthum.

„Ich legte jedoch die Hand auf die Gegenstände und sagte: «Ngaljema, ich habe dir nun alle diese schönen Sachen gezeigt zum Beweise, dass ich die Mittel habe, freigebig zu sein. Wenn du aber schöne Geschenke von mir haben willst, dann musst du auch gut sein. Das geht nicht, dass du in Wuth geräthst und leidenschaftlich umherstürmst. Ausser mit deinen Ziegen, Schafen und sonstigen Dingen musst du deine Freundschaft auch dadurch beweisen, dass du deine Leute im Zaume hältst. Deine Leute und die meinigen dürfen nicht miteinander kämpfen; um dies zu ver-

meiden, müssen wir ein Gesetz machen, welches deine Leute verhindert, mit Gewehren in meine Stadt zu kommen. Ich will ebenfalls ein Gesetz machen, welches meinen Leuten verbietet, Gewehre in deine Stadt mitzunehmen. Wenn die Leute zu viel Palmwein und Bier getrunken haben, werden sie leicht zanksüchtig und beginnen zu kämpfen: es wird jemand getödtet, und dann muss entweder eine hohe Strafe gezahlt oder Krieg geführt werden. Du hast auf diese Weise in Kinschassa einen Bruder verloren. Lass uns übereinkommen, dem von jetzt an ein Ende zu machen.»

„«Du hast recht», entgegnete er, «das wird gut sein. Es geht nicht, dass zwei grosse Männer wie du und ich miteinander Krieg führen. Reich mir deine Hand, du hast kluge Worte gesprochen. Aber jetzt gib mir die Sachen. Ich bin mit allem einverstanden.»

„Die Sachen wurden ihm darauf hingegeben.“

„4. December. Heute ist Sonntag, ein Tag der Ruhe, und doch kann ich den Gedanken an die Zukunft nicht los werden, die mir sehr unbefriedigend, ja fast hoffnungslos erscheint.“

„5. December, Montag. Ngamberengi stattete mir einen Besuch ab und erkundigte sich, wie es mit uns gehe. «Schlecht», erwiderte ich. «Ich fürchte, wir werden noch viele Schwierigkeiten mit Ngaljema haben. Alles was er sieht, will er auch haben. Ich kann ihn nicht zufrieden stellen. Erhält er seinen Willen nicht, dann beginnt er mit seinen Grossprahlereien, spricht, wie wenn das Land ihm gehöre, und fragt, weshalb wir eigentlich gekommen seien, wenn wir einem grossen Häuptling wie ihm nichts geben wollen.»

„«Oh, er ist ein grosser Lügner! Kümmere dich nicht um ihn. Wenn er Krieg beginnt, werden wir dir zur Seite

stehen. Gib ihm nicht zu viel Tuch, er hat schon jetzt zu viel davon. Das hat ihn so dickköpfig gemacht. Wenn er feine Zeuge haben will, dann sage ihm, dass er sich dieselben kaufen soll.»

„Um 3 Uhr nachmittags erschien Ngaljema in Begleitung von Makabi, Mubi, Ngako und andern Häuptlingen, sowie etwa 100 Bewaffneten. Ich befahl, dass keine Waffe ins Innere des eingezäunten Lagers mitgenommen werden sollte. Einer meiner Diener, welcher den Thorweg zu versperren suchte, erhielt dabei von Ngaljema unabsichtlich eine Speerwunde am Auge, aus welcher das Blut sehr reichlich floss. Ich zeigte Ngaljema die Wunde; er bedauerte den Vorfall und bemühte sich das Blut zu stillen, auch gab er einige Befehle, um die Waffen aus dem Lager fern zu halten.

„Ngaljema und seine Häuptlinge waren in grösster Pracht erschienen, da dies offenbar eine Staatsvisite sein sollte. Jeder Häuptling war mit einem wallenden Seidenmantel, seidener Weste, baumwollenen Unterkleidern und seidenem Ueberwurf bekleidet, wobei blaue und hochrothe Farben die beliebtesten zu sein schienen. Ngaljema hatte die Arme fast vollständig mit blankgeputzten Messingringen bedeckt, über denen er schwere Gelenk- und Armspangen aus gleichem Metall trug. Seine Knöchel waren mit Ringen aus rothem Kupfer geschmückt, von denen jeder mindestens 10 Pfund gewogen haben muss. Makabi war in ähnlicher Weise gekleidet und schien mit Ngaljema in Bezug auf Pracht und Schmuck zu rivalisiren. Jeder der übrigen Häuptlinge hatte seinen eigenen Geschmack.

„Alle Bateke-Häuptlinge und Krieger hatten das Haar in einen zierlichen Knoten oder Chignon am Hinterkopf gebunden, und die Barbiere des Dorfes müssen an diesem Tage stark beschäftigt gewesen sein, um die vielen Staatsfrisuren

herzustellen und mit Ocher, weisser Kreide und gelbem Thon die verschiedenen Fetischzeichen zu malen, welche den bronzefarbigen Gesichtern ein wenn auch nicht vortheilhaftes Relief gaben. Anstatt Königskronen wurden grosse Ringe mit kleinen Spiegeln in runden Zinkrahmen um den Kopf getragen.

„Ngaljema lachte viel und schien sehr zufrieden mit sich selbst zu sein. Makabi stolzirte noch mehr als sonst umher, wahrscheinlich um das sanfte Knistern seiner seidenen Gewänder zu hören. Mubi suchte auf jede mögliche Weise Aufmerksamkeit zu erregen und sprach mehr als gewöhnlich. Der alte Ngako oder Mkau, wie sie ihn auch nannten, benahm sich trotz seiner Schwäche mit Anstand, und der junge Endjeli spielte in seiner seidenen Kleidung eine bessere Rolle als je zuvor.

„Ehe sie in ihr Dorf zurückkehrten, benutzte ich nochmals die Gelegenheit, um ihnen zu sagen, dass, wenn sie auf friedlichem Fusse mit mir leben wollten, sie die Gewohnheit aufgeben müssten, Gewehre und Speere in meine Ansiedelung mitzubringen, sonst könne der Friede unmöglich lange aufrecht erhalten werden.

„Heute habe ich die Terrasse abgesteckt und die Arbeit ernstlich begonnen. Auch ist ein grosses Terrain von Buschwerk und Unterholz gelichtet worden, sodass wir etwas mehr Sicherheit gegen einen verrätherischen Ueberfall fühlen.“

„6. December. Heute hat Ngaljema mich wieder mit einem grossen bewaffneten Gefolge besucht. Er scheint vollständig vergessen zu haben, dass wir gegenseitig ein Gesetz erlassen haben, wonach der eine nicht mit Waffen auf das Gebiet des andern kommen darf. Seine Leute haben recht unangenehme, ich möchte sagen herausfordernde Manieren. Mein Freund, so unbeständig wie das Wasser, schmollte und wurde ärgerlich, als ich ihn an das Gesetz

erinnerte. «Ngaljema wird morgen Bula-Matari die Geschenke zurückgeben, die er ihm gemacht hat, und die Brüderschaft zwischen uns abbrechen.»

„«Thue, wie dir beliebt, Ngaljema. Nicht ich mache die Schwierigkeiten, sie kommen aus Ngaljema's Brust. Die Unruhen entstehen nicht in Bula-Matari's Lager, sondern in Kintamo. Behalte die Sachen oder gib sie zurück. Gesetz ist Gesetz, und niemand wird mehr mit Waffen in mein Lager hereingelassen. Merke auf, wenn ich dich nochmals mit Waffen zu meinem Lager kommen sehe, werde ich dies als Krieg auffassen.»"

„7. December. Um 2 Uhr nachmittags stürzte Dualla zu mir und rief: «Ngaljema kommt mit 40 Gewehren über unsern kleinen Fluss. Er hat Makabi, Mubi und Gantschu bei sich, und über 100 weitere Leute mit Gewehren liegen jenseit des kleinen Flusses im Grase.» Um nicht unvorbereitet überfallen zu werden, liess ich sofort 40 Mann ihre Waffen nehmen und begab mich mit denselben nach einem grossen Zelte, welches wir etwa 50 m ausserhalb des von Palissaden umgebenen Lagers aufgeschlagen hatten. Als Ngaljema und seine Leute eintrafen, hatte ich meine Mannschaften schon in Form eines Halbmondes vom Zelt bis zu dem nach Kintamo führenden Pfade gefechtsbereit aufgestellt; ich selbst hatte meine doppelläufige glatte Büchse mitgenommen und trat nun, das Gewehr in der linken Hand mit der Mündung nach unten, dem Häuptling einige Schritte entgegen.

„«Sprich, Ngaljema», redete ich ihn an, «ist dies Frieden oder Krieg? Was heisst das, dass du Gewehre in mein Lager bringst?»

„Der arme Heide glaubte, er sei in meiner Gewalt; er warf deshalb, nachdem er einen Augenblick in die ernsten Züge

meiner Leute geblickt, die, trotzdem nicht eine einzige Büchse geladen war, alle meine Bewegungen nachgeahmt hatten, sein Gewehr fort, stürzte vor mir zur Erde, rieb das Gesicht im Staub und rief:

„«Oh, tödte mich, Bula-Matari! Ja, tödte mich, mein Bruder. Ja, du bist stark, sehr stark. Tödte mich, sieh, hier ist meine Brust!»

„Ngaljema hatte durch seine flehende Bitte meinen Zorn besänftigt: ich gab das Gewehr einem meiner Begleiter, trat zu ihm und sagte, indem ich ihn an der Hand aufhob:

„«Fürchte nichts von mir: du selbst führst durch deine kindischen Spielereien beständig diese unangenehmen Geschichten herbei. Wir haben zusammen ein Gesetz gemacht gegen das Tragen von Waffen in des Andern Dorf. Wir wissen nicht, was du vorhast, wenn du beim Besuche eines so nahe befreundeten Nachbars so viele Gewehre mitbringst. Ich habe dir zahlreiche schöne Sachen gegeben zum Beweise, dass bei uns keine Furcht nöthig ist. Da du heute zum vierten mal mit deinen bewaffneten Kriegern in mein Lager kommst, war ich entschlossen, dir zu zeigen, dass wir nicht schlafen. Wenn wir Krieg mit dir führen wollten, wie lange glaubst du wol, dass es dauern würde, bis Kintamo in unserer Gewalt ist? Die Wambundu besuchen mich jeden Tag, aber sie bringen keine Waffen mit. Sie verkaufen uns Lebensmittel, und ihre Leute arbeiten jeden Tag mit uns. Weshalb könnt ihr nicht dasselbe thun?»

„Der arme Ngaljema war aber vor Angst fast athemlos und von dem Schrecken noch so aufgeregt, dass er kaum wusste, was er sagte; dagegen gebrauchten seine im Grase versteckten Leute die Vorsicht, ganz Kintamo zu alarmiren. Es muss dort eine grosse Anzahl Krieger versammelt ge-

wesen sein, doch durften sie uns nicht angreifen, weil Ngaljema und seine Häuptlinge in unserer Gewalt waren.

„Ich sprach noch immer leise und wohlwollend auf Ngaljema ein, um demselben Vertrauen einzuflössen, das sich schliesslich denn auch wieder bei ihm einstellte. Ihm freundlich die Hand drückend, setzte ich ihm auseinander, dass, wenn er den Anblick meiner mit Gewehren versehenen Mannschaft nicht gern habe, er bei einem Besuch ebenfalls keine Bewaffneten mitbringen dürfe. «Mein Ort», sagte ich, «ist einfach ein Marktplatz, auf den jeder mit voller Sicherheit kommen kann; es ist aber nirgends Sitte, auf dem öffentlichen Markt ein Gewehr zu tragen.»

„Dann wandte ich mich zu den Waaren, die er mitgebracht hatte, und fuhr fort: «Oh, ich sehe, du willst die Sachen, welche ich dir geschenkt, zurückgeben! Nun gut, lass uns dieselben zählen; unsere Brüderschaft wird dann zu Ende sein. Meine Leute sollen nicht über den Strom nach Kintamo gehen, und deine Leute dürfen mein Dorf nicht besuchen.»

„«Nein, nein, nein», schrie Ngaljema ängstlich, «unsere Brüderschaft kann nicht getrennt werden, denn unser Blut ist jetzt eins. Ich will die Sachen zurücknehmen, und wenn du in Zukunft einen von meinen Leuten mit den Waffen in der Hand in deinem Dorfe siehst, dann ergreife und binde ihn, und er soll schwer dafür büssen.»

„«Ah — ah», schrien die Umstehenden. «Wenn das Gesetz gehalten wird, dann werden keine Unruhen mehr entstehen.»

„Damit endete dieser aufregende Tag.

„Ich bin nun gezwungen, diesem meinem eigensinnigen Bruder begreiflich zu machen: 1) dass er, wenn er auch mein Bruder ist, doch nicht erwarten kann, ganze Ballen

Zeuge umsonst zu bekommen. Er beherrscht kein Land und hat keine Privilegien oder Concessionen zu vergeben; er ist einfach ein Elfenbeinagent, also ein Mittelsmann aus dem Bateke-Lande. Ich werde jedoch freundlich gegen ihn sein und ihm anständige Geschenke geben, aber von Ballen kann keine Rede mehr sein.

„2) Dass wir sehr ruhige und harmlose Leute sind, die niemand etwas zu Leide thun, dass wir aber Gewaltthätigkeiten zu bestrafen vermögen.

„3) Dass das Tragen von Waffen während eines Besuches bei Freunden nicht erlaubt ist.

„Wenn er diese Lehren genau begriffen hat, werde ich meinem ungeschlachten Zögling wahrscheinlich noch weitere geben müssen.“

„7. December. Der «En Avant» machte heute eine Probefahrt, und die in Kintamo lebenden Beijansi und Bateke hatten sich zu Hunderten am Ufer eingefunden, um derselben beizuwohnen. Ich habe bis zum heutigen Tage nicht gewusst, dass Kintamo eine solch volkreiche Stadt ist. Sie hat wahrscheinlich 5000 Einwohner aller Art, und das ist ein Grund mehr für mich, Ngaljema gute Lehren zu geben, ehe ich die Weiterreise den Fluss aufwärts antrete.

„Wir arbeiten mit grossem Eifer an der Terrasse, die eine beträchtliche Länge und Breite erhalten muss, ehe wir mit dem Bau der Häuser beginnen können.“

„8. December. Ngaljema war, erbost von der gestrigen Scene, kaum in seinem Dorfe wieder angelangt, als er seine gewöhnliche laute Renommisterei aufs neue begann. Er hat seinen Sohn zu Lima und Kimbangu geschickt und um deren Hülfe gebeten, um uns aus dem Lande zu treiben. Auch bei Kinsuangi, Kimpe und Kimfila, sämmtlich Wambundu-Häuptlinge zwischen hier und dem Dorfe

Makoko's, hat er um Beihülfe nachgesucht. Sie haben dieselbe aber abgelehnt und mich gewarnt, dass Ngaljema Unheil beabsichtige."

„9. December. Heute ist kein weiterer Besuch gekommen, als ein junger Eingeborener, der uns mittheilte, Ngaljema habe jeden mit dem Tode bedroht, der den Leuten Bula-Matari's Lebensmittel verkaufe.

„Makoko hat Ngaljema durch einen Boten sagen lassen, er selbst sei die Ursache aller Unruhen, weil er auf den weissen Mann eifersüchtig sei. Er rathe ihm, Bula-Matari in Frieden zu lassen."

„10. December. Der Bote Makoko's, der Ngaljema dessen Mittheilung überbracht hatte, sprach bei uns vor, um uns zu sagen, dass Makoko alle Wambundu-Häuptlinge zusammenzurufen beabsichtige, um in Kintamo ein Palaver abzuhalten, in welchem der Streit geschlichtet werden solle."

„11. December. Es ist Sonntag und die Arbeit ruht. Heute stattete Ila, die Frau Kibibi's, eines bedeutenden Händlers am Kwa-Fluss, mir einen Besuch ab. Ich habe ihre Bekanntschaft schon im August in Mfwa gemacht, wo sie angeblich den armen weissen Mann bedauerte, der von dem bösen Gamankono aus Malima vertrieben sei. Ila ist schlau; sie weiss, dass der weisse Mann reich ist, und schmeichelt ihm deshalb in der Hoffnung, noch mehr Stoffe zu erhalten. Ihr Charakter ist dem ihrer weissen Schwestern sehr ähnlich!"

„12.—22. December. Jeder Tag findet uns bei der regelmässigen Arbeit, dem Abgraben der Terrasse aus dem Abhang des Leopold-Berges. Ausserdem stellen wir Wege her, um das Holz zum Bau der Häuser herbeizuschaffen, und sägen Planken zu Thüren, Treppen, Fensterrahmen, Tischen, Stühlen, Regalen u. s. w. Wir haben auch eine schöne

Strasse von der Terrasse nach dem Dorfe Kinsuangi's angelegt. Ngaljema hält sich fern. «Jeder hält den Finger am Drücker.» Bisjetzt ist noch kein Friedensbruch vorgekommen, er steht aber unmittelbar bevor. Unsere Lage ist eine sehr delicate. Wir hören allerlei Gerüchte von Krieg und Kriegsräthen, allein ich beachte dieselben nicht. Gerade

TYPEN UNSERER ARBEITER.

jetzt fungire ich als Lehrmeister. Die mürrischen Launen meines Zöglings dürfen mich nicht von der Ausübung der Pflichten zurückhalten, welche mein Gewissen gutheisst.

„Vor zwei Tagen ist einer meiner Leute auf geheimnissvolle Weise verschwunden. Heute wird wieder einer als vermisst gemeldet — verloren, getödtet oder desertirt. Ich habe Ngaljema stark in Verdacht.“

„23. December. Heute kam Konko, ein einflussreicher Häuptling und grosser Elfenbeinhändler, der einen District etwa auf der Hälfte des Weges zwischen Kintamo und dem Inkissi-Flusse beherrscht, als Fürsprecher für unsere Freunde Makoko und Ngaljema zu mir. Er sagte, er wünsche Frieden zwischen Ngaljema und Bula-Matari zu stiften, und erzählte, dass zwei meiner Leute sich in der Gefangenschaft Ngaljema's befänden!

„Ich erwiderte Konko, er möge seine Sache kurz machen, er habe schon zu viel gesprochen. Ich forderte ihn auf, zu Ngaljema zurückzukehren und mir bis Mittag meine Leute zu bringen, sonst würde ich selbst kommen und sie holen.

„Konko entfernte sich und kam um Mittag wieder mit Ngaljema und den beiden Gefangenen, welche des Diebstahls von Cassave in seinem Garten beschuldigt wurden. Ich forschte der Sache nicht weiter nach, da die Anklage ebenso gut wahr sein konnte wie nicht. Ngaljema erhielt einen Sammtmantel im Werthe von 15 Pfd. St., ein seidenes Hemd, 3 Pfd. St. werth, und eine von meinen eigenen Decken, für welche ich in London 8 Guineen bezahlt hatte. Ebenso bekam auch Konko vor seiner Abreise substantielle Beweise für meinen Wunsch, von ihm als Freund betrachtet zu werden."

„24. December. Heute hat das grosse Palaver stattgefunden. Erschienen waren Ngaljema, Makabi, Mubi, Gantschu, Ngako und Endjeli aus Kintamo; Kinsuangi, Kimpe, Gantschu, Kimfila und Ngaljema, Unterhäuptlinge der Wambundu, sowie Konko und Makoko von Lema, begleitet von 134 sämmtlich unbewaffneten Anhängern. Die Versammlung sollte die Wambundu überzeugen, dass Ngaljema nicht, wie das Gerücht ihn beschuldigte, mir das Land zu verkaufen versucht habe.

„Ngaljema erzählte zunächst mit der den Eingeborenen charakteristischen methodischen Genauigkeit alle Vorfälle bei unserer ersten Bekanntschaft und begann dann mit verhältnissmässiger Wahrheitsliebe die Ereignisse der letzten Tage zu schildern.

„Dann beschrieb ich auch meinerseits, dazu aufgefordert, wie ich vor Jahren Ngaljema begegnet sei, und wie ich ihn in Mfwa wieder getroffen habe; wie er mich in den Glauben versetzt habe, dass er ein Land, Kintamo genannt, besitze, wie ich ihn um die Erlaubniss gebeten habe, in seinem Dorfe zu wohnen und er dies später, als seine Freunde und Nachbarn nicht damit einverstanden gewesen seien, abgelehnt habe. Ich musste ferner erzählen, wie ich schliesslich zu Makoko gekommen sei und dieser mit Zustimmung der andern Häuptlinge der Wambundu mir das Land zwischen Kintamo und dem Katarakt bis weit ins Innere hinein gegeben habe; wie Ngaljema mir Geschenke an Lebensmitteln gebracht und ich dieselben durch Gegengeschenke erwidert habe, die jedoch trotz ihrer Zahl und Grösse nicht den Preis des Landes hätten bilden, sondern zur Sicherung der Freundschaft hätten dienen sollen.

„Darauf sprachen die Wambundu-Häuptlinge, und schliesslich ergriff Makoko von Lema, Ngaljema's Schwiegervater, der zum Schiedsrichter des Palaver gewählt worden war, das Wort und sagte: «Ich habe die Worte Ngaljema's gehört und vernommen, was Bula-Matari darauf geantwortet hat. Möge Bula-Matari jetzt auch das Zeichen machen und Ngaljema von dem Verbrechen freisprechen, dessen er von den Wambundu angeklagt ist, sonst kann weder Freundschaft noch Frieden sein.»

„Auf einen Wink von mir zog Dualla ein Stück Pfeifenthon hervor und malte Ngaljema von beiden Schultern

bis zu den Armgelenken hinab einen breiten weissen Strich, allen Anwesenden zum Zeichen, dass der Angeklagte unschuldig sei. Alle jauchzten vor Freude und Ueberraschung darüber, dass Bula-Matari die Sitte der Bateke kenne. (Der schlaue Konko hatte mir vor Beginn der Versammlung das Geheimniss verrathen.)

„«Es ist vorbei, es ist vorbei, das Unglück ist vorbei», rief Makoko von Lema. «Baue, baue überall und soviel du willst, das Land ist frei und offen, und wir alle sind jetzt deine Freunde!»

„Bald darauf zogen sich alle nach Kintamo zurück, wo dann eine solche Schiesserei begann, dass wir anfänglich glaubten, sie brächten sich dort gegenseitig um. Allein bald erzählten uns unsere Boten, es werde nur das glückliche Resultat des Palaver gefeiert. Ngaljema hatte, wie es hiess, 7, Makoko von Lema 5 und Ngamberengi 3 Fässchen Pulver im Gewicht von je 10 Pfund zum besten gegeben."

„25. December. Heute ist Sonntag und Weihnachtstag. Da ich diesen Festtag mit einer Gabe für jeden zu feiern wünschte, wegen Mangels an geeigneten Gegenständen aber keine grossen Geschenke machen konnte, gab ich den Europäern 500 Stück Cigarren, 1 Flasche Cognac und 1 Flasche Sherry, sowie jedem unserer farbigen Begleiter 4 m Zeug."

„26. December. Heute begann ich Messingstäbe gegen Zeuge zu folgenden Preisen einzutauschen:

1 Stück ungebleichter Kattun, 24 m . . .	14	Messingstäbe
1 Faden rother Savelist	14	„
1 Stück gewöhnliches gestreiftes Baumwollzeug, 22 m	10	„
1 Stück feinstes gestreiftes Baumwollzeug, 26 m	15	„
1 Tafelmesser mit weissem Griff und 3 Nieten	6	„
1 Tafelmesser mit weissem Griff und 1 Niete	3	„

„Die Messingstäbe, von denen fünf aufs Pfund gehen, sind von der Ijumbi-Kette bis zum äussersten Ende von Ujansi die Landesmünze; gegenwärtig sind dieselben etwa 26 Zoll lang, doch können sie auch kürzer sein, da sie vielfach stark beschnitten werden. Für drei Messingstäbe kauft man zwei fünfpfündige Cassavebrote, von denen jedes als zweitägige Ration für einen Farbigen gilt. Extraarbeit wird besonders bezahlt und der dafür verdiente Lohn von den meisten gewöhnlich zum Ankauf von getrockneten Fischen, Bananen, Erdnüssen und Palmöl verwendet."

„28. December. Wir hörten mehrere Schüsse auf dem Nordufer. Wie Ngaljema's Leute mir erzählten, wäre wieder eine Gesellschaft Weisser von Mfwa vertrieben worden."

„29. December. Die Terrasse ist jetzt so weit fertig, dass wir mit dem Aufstellen der schweren Holzpfeiler des Blockhauses beginnen konnten, welches ich zur Vertheidigung und zum Schutze der Besatzung zu bauen gedenke. Die Balken sind massive, feste Baumstämme von 9 m Länge und 30 cm Durchmesser. Wir haben bereits 30 Stück davon herbeigeschafft und in erforderlicher Weise bearbeitet.

„Die Eingeborenen besuchen uns häufig und sind sehr freundlich; zwischen uns und ihnen schwebt keine Streitfrage. Unser aller Gesundheitszustand ist, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit bei Leuten, welche Körper und Geist beschäftigen, ein ausgezeichneter."

„30. December. Heute schickte ich eine Karavane von 15 Mann nach Manjanga."

„1. Januar 1882. Am heutigen Neujahrstage bin ich in Kinschassa gewesen. Am Ufer bei Kintamo hatten sich grosse Volksmengen versammelt, um den ersten Dampfer auf dem obern Kongo zu sehen. Ebenso hatte sich in Kinschassa viel Volk eingefunden; doch war unser Empfang

im Gegensatz zu den feindseligen Demonstrationen, welche 1880 die Missionare forttrieben, ein sehr schmeichelhafter. Malamine war selbstverständlich auch dort mit seiner bunten Tricolore, von der er sich nie zu trennen scheint. Der Häuptling Ntschuvila ist ein grosser, magerer, bronzefarbiger alter Mann von 75 Jahren, sein Neffe Bankua dagegen, der, obgleich Ntschuvila zwei Söhne im Alter von 25 und 20 Jahren hat, dem Vernehmen nach der Nachfolger des Häuptlings von Kinschassa sein wird, von kurzer, kräftiger Statur und etwa 30 Jahre alt. Der Besuch verlief sehr angenehm und friedlich; unser langer Aufenthalt in Kintamo ohne Friedensbruch hat Malamine der Macht beraubt, seine absurden Gerüchte von unsern kannibalischen Gelüsten zu verbreiten. Kinschassa und Kintamo liegen noch in Fehde miteinander, doch haben sie in letzter Zeit nicht gewagt, Schüsse untereinander auszuwechseln."

„10. Januar. Das Gerüst unsers Blockhauses ist fast vollendet. Wir haben zu demselben 125 prächtige Teak-, Rothholz- und Platanenbäume, 2582 Pfähle von je 10 cm Durchmesser und $4^1/_2$ m Länge, 21156 Latten von $2^1/_2$ m Länge und 18900 Pfund langes Gras gebraucht. Das Haus steht 75 cm über der Oberfläche der Terrasse, die jetzt gegen 100 m lang und 50 m breit ist. Wir wollen nun beginnen, das Gerüst mit Lehm zu verschmieren. Da der innere Theil des Gebäudes Längswände von $6^3/_4$ m und Seitenwände von $4^1/_2$ m Höhe und je 60 cm Dicke erhält, so wird dies eine langwierige Arbeit sein, zumal da das Material gegen 300 m weit vom Landungsplatze hergeschafft werden muss. Es ist aber absolut nothwendig, dass die Europäer und die kleine Garnison vollständig sicher sind und ein Gebäude haben, welches für den Fall eines Bruchs mit Ngaljema während meiner Abwesenheit uneinnehmbar ist. Es

würde sehr unklug sein, den Freundschaftsversicherungen irgendeines Menschen, sei er weiss oder schwarz, allzu viel Vertrauen zu schenken. Zeige ihm, dass du einzig und allein von seinem Wohlwollen abhängst, und deine Lage wird eine sehr unsichere sein.“

„12. Januar. Unsere Karavane ist heute von Manjanga zurückgekehrt und hat die Nachricht mitgebracht, dass der Chef der Station Vivi plötzlich nach Europa abgereist sei! Dieser Mann hat, trotzdem er von mir laut eines formellen Contractes engagirt worden war, es nicht einmal für nöthig gehalten, mir seine Absicht mitzutheilen. Inzwischen hat Herr Lindner, ein zuverlässiger Mann, vorläufig das Commando übernommen, und sein erster Brief meldet mir die Nachricht von diesem plötzlichen Wechsel des Chefs meiner wichtigsten Niederlassung.

„Eine bessere Neuigkeit ist dagegen, dass 100 weitere Rekruten für den Kongo angekommen sind, sowie 30 Leute, welche Herrn Dr. Pechuel-Loesche auf einer Forschungstour im Loango-District begleiten sollen.“

„19. Januar. Heute sind 32 von den neuen Mannschaften in Begleitung einer Frau eingetroffen, die, weil sie das einzige weibliche Wesen bei unserer Expedition ist, ungeheueres Interesse bei den Eingeborenen erregt hat. Sie ist sehr jugendlich und nett und besitzt grössere Reize, als ich bisher am Kongo gesehen habe. Wir sind alle ganz stolz auf sie.“

„21. Januar. Sandte eine kleine Expedition unter Führung eines Offiziers dem südlichen Ufer entlang nach Manjanga mit der Absicht, hier einen regelmässigen Transportdienst einzurichten.“

„22. Januar. Die Arbeiten an dem Blockhause, der Terrasse, dem Garten und dem Dorfe der Eingeborenen sind in

letzter Woche gut fortgeschritten. Wir haben jetzt 153 Farbige auf der Station, von denen 18 dreimal wöchentlich ausgesandt werden, um für das grosse Personal Lebensmittel herbeizuschaffen; 19 andere werden in den Zelten und zu unserer eigenen Bedienung verwendet oder sind krank, sodass für die eigentliche Arbeit nur 117 übrigbleiben."

„26. Januar. Die Eingeborenen von Kintamo haben die ganze vergangene Nacht bis heute Morgen 9 Uhr eine Hochzeit gefeiert; das Singen, Tanzen, Schreien und Schiessen dauerte ununterbrochen fort. Die Wambundu-Häuptlinge und Makoko statten mir regelmässig Besuche ab. Auch Ngaljema lässt sich oft herab, zu mir zu kommen, doch wird die Schraube beständig sanft angesetzt, um ihn allmählich an Ordnung und Umgänglichkeit zu gewöhnen. Eines Tages hoffe ich noch stolz auf meinen Zögling zu sein. Das Wetter war während der letzten drei oder vier Tage ausserordentlich heiss."

„27. Januar. Eine Karavane brachte Waaren von Manjanga. Unten am Flusse ist alles wohl."

„3. Februar. Heute stattete mir Buabua-Ndjali seinen Besuch ab, und ich habe einen Triumph über ihn gefeiert. Als ich ihn zum letzten mal sah, stand er in meinem Schuldbuche mit 18 m rothem Savelist, die er auf Credit bekommen hatte; das Nächste, was ich von ihm hörte, war, dass er meine Leute, die auf seinen eigenen Wunsch nach seinem Dorfe gekommen waren, mit Gewehren bedroht hatte. In dem Wahne, dass wir diese unbedeutende Episode vergessen hätten, brachte er uns heute eine Ziege, ein schwarzes Schwein und etliche Hühner. Ich empfing ihn sehr zuvorkommend und erinnerte ihn, nachdem seine Geschenke den Ziegenwärtern überwiesen worden waren, mit freundlichem Lächeln daran, dass er mir noch den Preis für die 18 m Deckenstoff

schulde, welche er vorigen August empfangen habe; ich würde ihm also sehr dankbar sein, wenn er seine Schuld berichtige. Wie ein Blitz flog das Gefühl der Schuld über seine Züge, und er versprach, mich morgen zu bezahlen."

„4. Februar. Buabua-Ndjali hat mir heute 200 Brote gebracht, womit Kapital und Zinsen zurückerstattet sind. Da wir auf dieser Station Brot nothwendig gebrauchen, so war mir dieser Zahlungsmodus ganz willkommen, und ich befreite meinen Freund durch ein reiches Geschenk von der Furcht vor allen weitern Folgen."

„5. Februar. Aus den letzten Berichten von den Stationen am untern Kongo sehe ich, dass wir trotz der Hindernisse, welche treulose Europäer uns bereiten, recht gute Fortschritte aufzuweisen haben, wie folgende Zusammenstellung beweist:

	Europäer.	Farbige.
Vivi	5	74
Isangila	1	12
Manjanga	3	36
Fähre von Kinsendi	—	12
Stanley-Pool	5	153
	14	287
Recognoscirungsexpedition . .	1	22
Mit den Karavanen unterwegs	—	78
Zusammen	15	387

„Einer meiner Europäer stellt sich schon seit fünf Wochen krank, um der Arbeit zu entgehen, während die Dienste, welche er uns während seiner achtmonatlichen Anwesenheit geleistet hat, absolut gleich Null sind. Ich habe ihn mehrfach stundenlang in väterlicher Weise ermahnt und versucht, ihn zu ermuthigen, allein ich sehe ein, dass dies nichts hilft. Wahrscheinlich wird seine plötzliche Entlassung

eines Tages das Ende sein, indess wird die Veranlassung hierzu jedenfalls von ihm selbst ausgehen."

„25. Februar. Das Haus ist vollendet, sodass wir das Lager abbrechen und die Europäer jeder in sein eigenes Gemach übersiedeln konnten. Im Vergleich zum Aufenthalt in den Zelten wohnen wir jetzt wie in einem Palast. Wir haben fünf Zimmer, einen Esssalon und ein ausserordentlich starkes Magazin, in welchem Regale zur Ausstellung unserer Waaren angebracht sind."

„27. Februar. Wir haben die Arbeit an der Dampferbucht begonnen, damit die Dampfer und Boote, sowie eine grosse Flotte von Canoes auch bei hohem Wasserstande in den Hafen einlaufen können und vor den Gefahren der Fluten sowie den Marodeuren sicher sind."

„2. März. Heute trafen zwei Karavanen ein, die eine mit dem stählernen Walfischboot, die andere mit Waaren von Manjanga. Die Behausungen der Eingeborenen wurden vollendet und die Strassen gefegt."

„4. März. Wir sind jetzt auch an einem grossen Garten thätig, für welchen Wadi-Rehani mit seiner Mannschaft das Terrain freilegt, während Susi's Leute mit dem Bau der Ziegen- und Hühnerställe beschäftigt sind. Alles nimmt seinen befriedigenden Gang, doch sehe ich noch einen Ueberfluss von Arbeit vor mir. Gern hätte ich Nachrichten von der Recognoscirungsexpedition."

„5. März. Die Waaren sind jetzt im Magazin ausgestellt, und die vergitterten Fenster werden von den neugierigen Eingeborenen belagert. Die durch die reiche Auswahl von prachtvollen Stoffen aller Art, Seide, Satin, Bändern, bunten Schmucksachen, Messerschmiede-, Töpfer- und Glaswaaren, Gewehren, Schwertern, Messern, Garnen, Spulen, Gold- und Silberschnüren u. s. w. angeregte Phantasie unserer Nach-

barn wird das Gerücht von meinem unberechenbaren Reichthum verbreiten. Wer würde noch vor drei Monaten ein solches Resultat erwartet haben? Bis zum Abend haben wir für mehr als 500 Pfd. St. Waaren verkauft."

„6. März. Der Verkauf wurde fortgesetzt und brachte 300 Pfd. St. ein. Ngaljema hat sich zu Gamankono von Malima begeben, weil sein Neffe Muana-Mundele dort auf eine Anklage wegen Zauberei hin gefangen genommen worden ist. Da letzterer ein Mann von Bedeutung ist, musste er sieben Sklaven und einen Elefantenzahn bezahlen, um die Sache zu vertuschen; wäre er ein armer Mann, würde er verbrannt worden sein."

„7. März. Ngako, unser alter Häuptling von Kintamo, ist während eines Besuchs in Kinschassa von den Leuten Bankua's insultirt worden."

„8. März. Es wurde ein grosser Rath in Kintamo abgehalten, wie die Beleidigung Ngako's zu rächen sei, doch machten die Beijansi den kriegerischen Vorbereitungen ein Ende, weil ich noch keine Nachricht von dem Vorfalle erhalten habe und niemand wisse, was Bula-Matari im Falle eines Kriegs in der Nähe seines Gebiets thun werde.

„Das ist das zweite mal, dass unsere Anwesenheit in dieser Gegend eine blutige Fehde unter den Eingeborenen verhindert hat."

„9. März. Heute kauften wir das erste Elfenbein, nur um die Preise kennen zu lernen. Das Stück wog 2 Pfund und kostete mir 6 Tücher, für welche ich in England 1 *s* 3 *d* bezahlt hatte. Jedenfalls werden wir Lehrgeld geben müssen. Die Zahl unserer farbigen Arbeiter beträgt gegenwärtig 171, für deren tägliche Rationen wir £ 1. 12 *s* 8 *d* zu bezahlen haben."

„10. März. Gantschu, dessen Bekanntschaft wir im

vorigen Jahre zuerst in Mfwa gemacht haben, singt das Lob Ngaljema's und schreibt demselben ausserordentliche und hervorragende Eigenschaften zu. Unter anderm soll er ein Zaubermittel besitzen, welches ihn unsichtbar macht; mehr als einmal soll er in den Kriegen unter den einzelnen Stämmen plötzlich mit seinem kurzen Schwert mitten unter den Feinden erschienen sein und dieselben wie ein Teufel niedergemetzelt haben, ehe die Gegner nur gewahr wurden, wer die tödlichen Hiebe austheilte. Der alte Ngako, Gantschu's Vater, besitzt diese Fähigkeit ebenfalls, wie er vor kurzem in Mfwa bewiesen hat, denn als er von zwei Leuten Bankua's angegriffen und festgehalten wurde, war er plötzlich verschwunden, und nur sein zerrissener Rock blieb in den Händen seiner Gegner zurück!"

„15. März. Wir pflanzten Mais zwischen den europäischen Gärten. Einige Erbsen in letztern haben bereits zu sprossen begonnen, auch gedeihen Petersilie, Rettich und Lattich ganz vorzüglich. Dagegen warten wir vergeblich auf das Keimen der Zwiebeln und ebenso scheinen weisse Bohnen nicht zu wachsen. Melonen, Kürbis, Spanischer Pfeffer und Gurken kommen gut fort, süsse einheimische Kartoffeln stehen sogar sehr üppig. Wir sind indess vollständige Neulinge beim Gartenbau, sodass alles dies nur Versuche sind. Auch ist es schon zu spät in der Jahreszeit; ich fürchte, wir hätten schon im October mit der Aussaat beginnen müssen. Jedenfalls werden wir durch diese unsere ersten Experimente Qualität des Bodens, Jahreszeit, Insekten und Ungeziefer kennen lernen. Eine Ananasplantage haben wir ebenfalls angelegt und ein paar Dutzend Bananen gepflanzt."

„22. März. Eine Karavane ist von Manjanga angekommen und hat Nachrichten mitgebracht. Flamini, den

arbeitsamen Maschinisten des «Royal», hat ein Unfall betroffen und zur Rückkehr nach Europa gezwungen; ausserdem hat noch ein anderer Europäer uns von seiner Gegenwart befreit. Die Recognoscirungsexpedition bezeichnet die am Südufer nach Manjanga führende Strasse als frei und sicher, doch erwartet der Chef demnächst in dem Orte Lutete Unruhen und Schwierigkeiten. Die neuangekommenen 78 Rekruten haben Isangila bereits am 19. Februar verlassen, bis zum 14. März war aber noch keine Nachricht von ihnen in Manjanga eingetroffen, da der die Aufsicht führende Europäer seinen Posten niedergelegt hat, nach Hause zurückgekehrt ist und die Leute im Busch verlassen hat."

„23. März. Schickte eine Abtheilung unserer besten Mannschaften aus, um die Vermissten aufzusuchen."

„26. März. Heute traf eine Karavane mit Briefen von Europa ein. Das Comité der Association kündigt mir die Rückkehr des Lieutenants Valcke, sowie die Ankunft von Kapitän Hannsens und der Offiziere Nilis und Grang an.

„Besuchte Kinschassa. Die Häuptlinge waren ausserordentlich freundlich. Sie machten mir Anerbietungen, damit ich dort baue. Ich habe versprochen, mir die Sache zu überlegen."

„27. März. Die Leute von Kintamo sind eifersüchtig geworden; sie haben gehört, dass man mir in Kinschassa Anerbietungen gemacht hat. Ngaljema und Endjeli sind wüthend."

„30. März. Heute wurde Ngaljema eine förmliche Anklage gegen seinen Sohn Endjeli überreicht, der eine ganze Reihe von Vergehen begangen hat: 1) hat er mich in meinem Zimmer eingeschlossen und ist mit dem Schlüssel davongelaufen, sodass ich durchs Fenster den Befehl geben musste, ihn zu ergreifen und ihm den Schlüssel wieder ab-

zunehmen; 2) hat er, als ich ihn wegen des ersten Vergehens zur Rede stellte, auf öffentlicher Terrasse den Speer trotzig gegen mich geschwungen und laut gerufen: «Sieh, wie leicht könnte ich jetzt Bula-Matari tödten!» 3) hat er an demselben Tage laut geschrien: «Kommt her und seht durch die Fenster, was für schöne Sachen Bula-Matari hat; bald wird mein Vater sie alle fortholen»; 4) hat er sich hinter der nach dem obern Stockwerk führenden Treppe verborgen, um zu hören, was ich auf einem Palaver mit den Beijansi-Eingeborenen vom obern Kongo zu sprechen hatte; 5) hat er, als die meisten meiner Leute die Station verlassen hatten, um das Fleisch eines erlegten Flusspferdes heraufzuholen, zu seinen Brüdern gesagt: «Oh, wenn Ngaljema nur wüsste, wie wenig Leute Bula-Matari jetzt bei sich hat, er würde alle, die hier sind, tödten und die schönen Sachen mitnehmen.» Geichzeitig übersandte ich Ngaljema eine Warnung, dass, wenn noch einmal eine derartige drohende Sprache von einem meiner Leute gehört würde, ich den Uebelthäter sofort festnehmen, ordentlich durchpeitschen lassen und zu einer Geldstrafe verurtheilen würde."

„31. März. Die Kinschassa-Leute beginnen behufs Tauschhandels nach der Station zu kommen."

„2. April. Die Kintamo-Häuptlinge statteten mir einen Besuch ab und suchten mich von der Nothwendigkeit zu überzeugen, mit Ngaljema Blutsbrüderschaft zu schliessen, weil sie fürchteten, dass meine Zusammenkünfte mit den Leuten von Kinschassa schliesslich zu ihrem Nachtheil ausschlagen könnten. Ich versprach ihnen, dass ich später dazu bereit sein würde."

„7. April. Heute haben wir folgende Geschäfte in Elfenbein abgeschlossen, die uns indess noch nicht genügend über die Preise informirt haben; wir werden vielmehr erst

den obern Kongo besucht haben müssen, ehe wir genau wissen, was wir dafür bezahlen sollten.

	£	s	d
1 Elefantenzahn, 97½ Pfund schwer à 9 *s* in England	43	17	6
Bezahlt mit 2438 Messingstangen, Werth in England	16	4	8
Verdienst, Fracht, Versicherung und Trägerlohn	27	12	10
1 Elefantenzahn, 48½ Pfund schwer à 9 *s* in England	21	16	6
Bezahlt mit 1864 Messingstangen, Werth in England	7	15	4
Verdienst, Fracht, Versicherung und Trägerlohn	14	1	2

„Die Messingstangen, mit denen wir die Elfenbeinhändler bezahlt hatten, wurden von diesen wieder gegen Seidenstoffe, Baumwollzeuge, Gewehre, Glas- und Töpferwaaren, Pulver, rothe Tücher u. s. w. eingetauscht, sodass man hieran, und besonders an Seidenstoffen und feinen Zeugen, nochmals einen Verdienst erzielen kann. Allerdings würde es sich für uns kaum der Mühe lohnen, grössere Geschäfte zu machen, weil unsere Mission einen ganz andern Zweck hat, als Handel zu treiben; allein wir müssen doch wenigstens einen praktischen Versuch machen, um die Wahrheit über die hiesige Handelslage zu erfahren. Ich habe gefunden, dass in sämmtlichen Dörfern am Stanley-Pool, welche sich mit Handel beschäftigen, viel Elfenbein vorhanden ist, sowie dass die Beijansi dasselbe im Durchschnitt zu 11 Messingstangen oder 1⅓ Shilling pro Pfund an die Bateke vom Stanley-Pool verkaufen, während diese mit allerlei Manipulationen versuchen, es uns zu 3 *s* 4 *d* und 3 *s* 5 *d* wieder abzugeben. Wären wir gewillt, grössere

Ankäufe zu machen, die Bateke besitzen mehr Elfenbein, als wir mit den Waaren bezahlen könnten, die 100 Träger in einem Tage heranschleppen können; ausserdem werden wir aber auch noch von andern Leuten heimgesucht, welche Kautschuk, pulverisirtes Angolaholz u. s. w. verkaufen wollen.

„Wir sind während unsers längern Aufenthalts hierselbst vollständig mit den Bedürfnissen der Bevölkerung vertraut geworden. Oft haben wir Gelegenheit, die eifrigen, hungerigen Blicke der Fremden zu beobachten, die Hunderte von Kilometern weit herkommen in der Hoffnung, dass wir ihnen etwas abkaufen würden. Wenn wir ihnen dann sagen, wir brauchen weder Elfenbein, Kautschuk, Angolaholzpulver, Colanüsse noch Gummi, dann fragen sie sorgenvoll und der Verzweiflung nahe: «Aber was braucht ihr denn? Sagt uns was, und wir wollen es euch holen. Wir sind gekommen, um uns etwas Zeug zu kaufen, und nun wollt ihr unsere Waaren nicht haben. Was seid ihr für weisse Leute?»“

„8. April. Heute sind die neuen Mannschaften angelangt. Es geht jetzt regelmässig alle fünf Tage eine Karavane nach Manjanga ab, und die Waaren treffen prompt ein. Ich warte nur noch auf die Ankunft eines Offiziers, um nach dem obern Flusse aufzubrechen und eine weitere Station anzulegen.“

„9. April. Die Ceremonie des Brüderschaftschliessens mit Ngaljema fand heute statt. Wir hielten die Arme über Kreuz; auf jedem derselben wurde ein Einschnitt gemacht und etwas Salz auf die Wunde gelegt; während wir uns dann gegenseitig rieben, beschwor der grosse Fetischmann von Kintamo eine unendliche Zahl von bösen Folgen auf mein Haupt herab, wenn ich mich falsch erweisen sollte.

Susi wollte jenem nicht nachstehen und flehte deshalb die Götter um alle möglichen und unmöglichen Strafen für Ngaljema an, falls er die heilige Brüderschaft, welche ihn und Bula-Matari auf ewige Zeiten vereinige und unzertrennbar mache, in der allergeringsten Weise verletzen sollte.“

ZWANZIGSTES KAPITEL.

DEN KONGO HINAUF NACH DEM LEOPOLD II.-SEE.

Benennung der Station Leopoldville. — Der Mittelsmann, Dolmetscher oder Elfenbeinhändler und sein Einfluss. — Gelehrigkeit Ngaljema's. — Beschreibung von Leopoldville. — Prächtige Aussicht vom Leopold-Berg. — Verträgliche Nachbarn. — Der Pomp des Todes. — Ein reiches, aber vernachlässigtes Land und was daraus gemacht werden kann. — Abfahrt der ersten Expedition nach dem obern Kongo. — Die Bamu-Insel. — Wilde Thiere. — Stanley-Pool. — Langsame Fortschritte. — Die Wuth der Krokodile. — Eindrucksvolle Landschaft. — Vergleich mit schottischer Scenerie. — Breite und Tiefe des Kongo. — Die Wassermenge des Stromes und seiner Nebenflüsse. — Rathschläge für zukünftige Lootsen. — Msuata. — Neue Bekanntschaften. — Gandelay's günstige Entscheidung. — Giral, ein französischer Quartiermeister. — Rückkehr nach Kintamo: herzliche Begrüssung. — Susu-Mpembe, das „weisse Küchelchen". — Der Kwa-Fluss.

Unter allgemeiner Zustimmung wurde die neue Station Leopoldville genannt, zu Ehren des freigebigen königlichen Gründers der Association Internationale du Congo.

Ich werde jetzt mit dem Aneinanderreihen der täglichen Vorfälle, das ich für das letzte Kapitel gewählt hatte, aufhören und in nüchterner Weise mit der Erzählung fortfahren. Indess vermag die Tagebuchform die mannichfaltigen Ereignisse während unsers langen Aufenthalts in Leopoldville in weit überzeugenderer und lebendigerer Weise zu schildern, als selbst der geläufigste Stil des Erzählers dies

könnte, denn trotz des unbedingten Glaubens, den der freundliche Leser zu meiner Wahrheitsliebe hegen mag, fürchte ich doch, dass sich bei dem einen oder andern der Argwohn einschleicht, beim Bau von Leopoldville sei eigentlich mehr Spielerei als Arbeit gewesen.

Auch Ngaljema's eigenthümlicher Charakter bedurfte mehr als einiger kurzer Andeutungen, um ein genaues Bild des Mannes zu zeichnen. An ihm kann der Leser sehen, welche Eigenschaften und Neigungen ein afrikanischer „Mittelsmann", „Dolmetscher" oder „Elfenbeinhändler" besitzt. An der westafrikanischen Küste ist diese Klasse von Menschen von jeher das stärkste Hinderniss für die Civilisation gewesen. Wer von denen, die am Niger gewesen sind, sollte sie nicht kennen? Wer von den Kaufleuten an den Oelflüssen oder irgendwo sonst an der von der Brandung umtosten afrikanischen Küste hat diesen Typus nicht als seinen grössten Feind betrachtet und als die mächtigste Schranke für sein Eindringen in das Innere angesehen? Stanley-Pool liegt allerdings zu weit im Innern, um für ihn ein Hinderniss zu bilden: aber das rührt daher, weil die unpassirbare Kongo-Schlucht ihm den Zugang zum obern Kongo verwehrte. Ngaljema war die Nachhut der Mittelsleute am Kongo, und er hat uns wahrhaftig Schwierigkeiten genug gemacht. Es hat uns mehr Geld gekostet, mit diesem Manne in friedlicher Weise uns auseinanderzusetzen, als alle Häuptlinge des Landes, welche die Geschenke mit irgendetwas Substantiellem zu erwidern vermochten, zusammen erhalten haben. Ngaljema war ein Sklavenhalter ohne Land und besass nichts weiter als unbegründete Prätensionen, ungerechtfertigte Ansprüche, eine laute drohende Stimme und einen unersättlichen Appetit nach dem Ertrage seiner Erpressungen. Mit unendlicher Geduld, Freigebigkeit und hin und wieder einem

rechtzeitigen Winke, dass er es bedauern werde, wenn er über gewisse Grenzen hinausgehe, haben wir ihm schliesslich ein gutes Betragen angewöhnt und ihn zu einem festen, freundlichen Bündniss bewogen, mit dessen Hülfe es mir dann gelungen ist, auch andere vorlaute Häuptlinge, und namentlich diejenigen von Kinschassa, Lima, Kimbangu und Mikunga, dazu zu veranlassen, zur Aufrechterhaltung des Friedens an dem südlichen Ufer von Stanley-Pool sich mit mir zu vereinigen.

Begreiflicherweise war es eine ausserordentliche Genugthuung für mich, als die Aergernisse und das beständige Schwanken zwischen galliger Laune und kriechender Schmeichelei, zwischen mürrischem Zanken und kurze Augenblicke dauernder sonniger Freundlichkeit schliesslich angenehmerm, gefälligerm Wesen Platz machen mussten und ich nun Musse erhielt, die Vorbereitungen für meine schon so lange aufgeschobene Reise zur Aufsuchung neuer Operationsfelder am obern Kongo zu treffen.

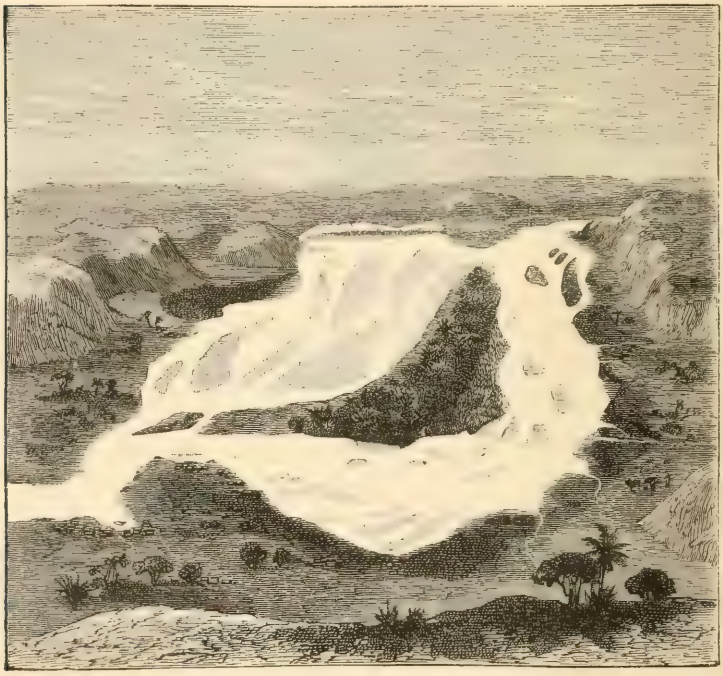
Leopoldville schien mir für die Zurückbleibenden ein sicherer Zufluchtsort zu sein, falls einmal Unruhen entstehen sollten; von den Fenstern des einstöckigen Blockhauses sind die sämmtlichen Zugänge zu überwachen und das Gebäude selbst ist nicht nur für die mit Gewehren bewaffneten Eingeborenen uneinnehmbar, sondern auch trotz seines Grasdaches feuerfest, weil unter dem letztern eine zwei Fuss dicke Erdschicht liegt, auf welcher das Feuer sich, ohne weitern Schaden anzurichten, ausbrennen kann. Die Terrasse ist lang und breit, das Dorf unserer Eingeborenen besteht aus zwei Reihen von Lehmhütten an einer Strasse, die etwa 10 m unterhalb des Blockhauses beginnt und allmählich nach dem Landungsplatze hinabführt. Die Hütten sind mit Bananen- und Gemüsegärten umgeben, Wasser ist in der

ANSICHT VON LEOPOLDVILLE UND KINTAMO. I, 415.

Nähe, Brennmaterial im Ueberfluss vorhanden. Die ackerbautreibenden Wambundu waren sowol die Eigenthümer unsers Bodens, als auch unsere guten Freunde.

Gerade vor dem Wohnhause des Chefs der Station, welches durch fleissige Arbeit mit der Zeit noch sehr hübsch werden kann, liegt das Becken, auf das seine Arbeit sich bezieht. An Sonntagen haben die Europäer Gelegenheit zu prächtigen Spaziergängen auf einer bequemen Strasse zum Leopold-Berg hinauf, von dem man stets eine sehenswerthe Aussicht geniesst. Von diesem hervorragenden Punkte kann man in mässiger Entfernung die springenden Gewässer des Kintamo-Wasserfalls, das runde, von Bergen, Klippen und isolirten Gipfeln eingefasste Becken des Stanley-Pool, die grosse Insel Bamu und die unzähligen zierlichen Schwesterinseln bewundern, entweder im Sonnenschein oder von leichten Nebeln bedeckt oder von schwarzen Wolken beschattet, welche alles mit Regen zu überfluten drohen und durch ihre Dunkelheit die Wuth des kommenden Sturmes ankündigen. Ist schon in der Nacht Regen gefallen und verspricht der bläulich schillernde Himmel einen hellen, klaren Tag, dann findet die Schönheit des Stanley-Pool und der ihn umgebenden Hügel, Berge und bewaldeten Abhänge kaum ihresgleichen. Dann treten die Berge und die von ihnen umschlossene, mit Inseln besäete Wasserfläche, der seeartig verbreiterte Fluss mit einer solchen Klarheit des Details und Schönheit der Umrisse dem Beschauer entgegen, dass er sie immer von neuem betrachten muss, selbst wenn er jeden Punkt der Landschaft schon bis zum Ueberdruss gesehen zu haben glaubt. Aber auch der Blick nach dem Innern des Landes und nach Westen ist nicht zu verachten. Um einen wirklichen Genuss zu haben, kann ich den Aufstieg auf das Dach eines der Gebäude auf dem Hügel in Wahrheit empfehlen, weil

dort die Aussicht auf die ganze Umgegend durch die Kronen der in der unmittelbaren Nachbarschaft stehenden Bäume nicht behindert wird. Man wird von dem weitern Gesichtsfelde, der grössern Schönheit der wilden Felskegel und Tafelberge, der gewundenen waldbedeckten Schluchten, der schlangenförmigen Vertiefungen und unregelmässigen Wellen-



DER STANLEY-POOL AUS DER VOGELSCHAU.

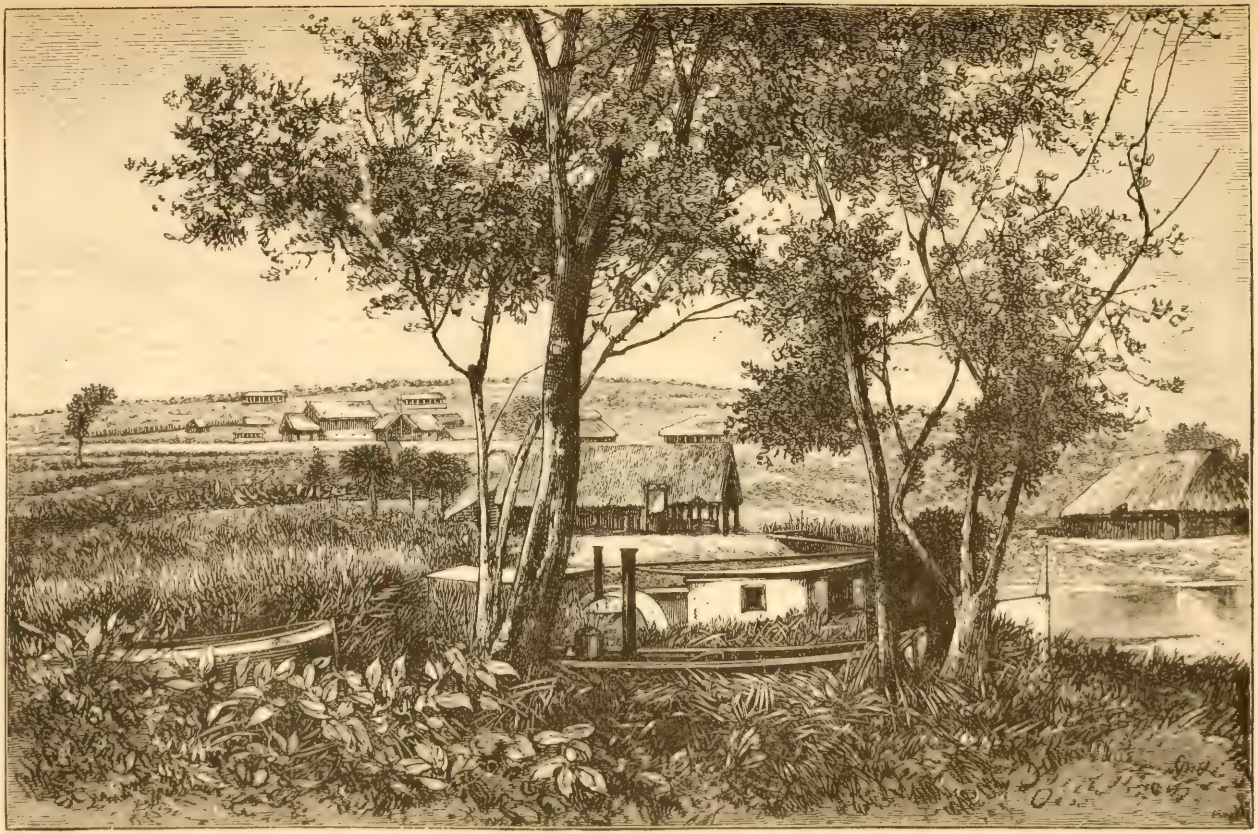
form des Landes geradezu überrascht. Dort liegt die massive Felsmasse des kahlen Ijumbi-Gipfels, der Kegel des Nsangu und der fast viereckige Kinduta-Berg; zur Linken dehnt sich der düster bewaldete Rücken von Lama-Lankori aus, zur Rechten steigt die hohe Bergkette von Usansi auf. Jenseit des Kongo erstrecken sich die mit üppigem braunen

Grase bedeckten Ebenen von Mundele-Masuna bis weit ins Innere, und gerade gegenüber liegen die dichten Haine, welche die Dörfer Buabua-Ndjali's und Gampa's beschatten. Aus den Tiefen des dunkeln grünen Laubwerks schiessen die beiden silberfarbenen Ströme des Gordon-Bennett hervor, während ein von der Sonne beschienener langer breiter Wasserstreifen sich in der Ferne immer weiter und weiter nach dem Herzen des Berglandes zu verliert. Viele, viele male habe ich träumerisch die wirklich interessante Landschaft vom Gipfel des Leopold-Berges betrachtet, ohne Ahnung davon, dass so nahe in meinem Bereich ein noch so viel schöneres Bild zu sehen sei, bis ich eines Tages das Dach des Sanatoriums erstieg und nun zu meiner Ueberraschung fand, welches Vergnügen mir bisher entgangen war.

Auch jene breite niedrige Ebene, die sich von Kintamo südwärts bis zum Fusse des Mabengu-Berges ausdehnt und das südliche Ufer des Pool bildet, ist für mich ebenso schön wie interessant und hat jetzt sogar ein fast idyllisches Aussehen, da ausser den hervortretenden Grashütten von Kintamo alles übrige buchstäblich eine einzige Wildniss von Gras, Gesträuch und Laubwerk ist. Meine Gedanken beschäftigen sich indess bei Betrachtung dieses Anblicks stets schon mit den Möglichkeiten der Zukunft. Es ist mir, wie wenn man in das hübsche, intelligente Gesicht eines vielversprechenden Kindes blickt; wir sehen nichts in den Zügen als Unschuld, bilden uns aber gern ein, die Keime eines künftigen grossen Genies zu sehen, vielleicht einen Gesetzgeber, Gelehrten, Krieger, Dichter. Wie würde der reiche, fruchtbare Boden jener von zahlreichen Strömen entwässerten Gegend den Landmann belohnen, der dieselben cultiviren würde! Welche Ueppigkeit würde das Land entwickeln! In dem ganzen grossen Mississippithale ist kein

Boden, der diesem an Fruchtbarkeit gleichkommt, und dennoch liegt derselbe vernachlässigt als Wüste da, und wird wahrscheinlich noch viele Generationen dasselbe schläfrige, träumerische Aussehen behalten, welches er jetzt hat.

Neigen der Stationschef und seine Gefährten der Geselligkeit zu, so können sie leicht warme Freundschaft mit einigen Personen in dem menschlichen Bienenkorbe, Kintamo genannt, anknüpfen, denn es gibt dort ebenso wie anderswo Leute, welche sanftern Regungen zugänglich sind, wenn auch der erste Häuptling ein excentrischer, starrköpfiger Mann ist. Der alte Ngako ist geschwätzig und amusant und bedarf nur geringer Anregung, um von seinen Abenteuern und Kriegen zu erzählen. Ngaljema's alter Pfeifer lebt einsiedlerartig in einer einsamen Hütte auf dem halben Wege zwischen Leopoldville und Kintamo, ist aber ein gesprächiger angenehmer Greis und keineswegs mürrischer Laune. Auch Makabi ist ein Charakter, der eines genauern Studiums werth ist; er ist ein schlauer Bursche, zierlich von Gestalt, im vollen Besitz der Autorität eines Häuptlings, und Gebieter über eine grosse Zahl hübscher Frauen und helläugiger Kinder. Selbst Ngaljema ist ein anderer und besserer Mann, wenn er in seinem Heim ist; er besitzt beträchtliche Schätze, die er nicht ungern zeigt, und spricht mit grossem Gleichmuth davon, was geschehen wird, wenn er todt ist: wie er in baumwollene, wollene, halbseidene und seidene Stoffe eingehüllt, wie viele Tage lang geschossen und wie er unter Ehrenbezeigungen beerdigt werden wird. Nach dem Vergnügen zu urtheilen, welches ihm die detaillirte Schilderung der Todtenfeier bereitet, scheint er ein Mann zu sein, dessen Leben einzig und allein den Vorbereitungen für das grosse Ereigniss, den Tod, geweiht ist. Das Sterben selbst hasst er, weil es Schmerz bereitet, allein nach



LEOPOLDVILLE IM APRIL 1882. I, 419.

dem Tode kommt eine herrliche Zeit, da sein Leib dann mit allen den prächtigen Kleidern, Seidenstoffen und Sammtmänteln, die ich ihm gegeben habe, geschmückt ist, wenn derselbe von zahlreichen singenden Kriegern und laut jammernden, klagenden Weibern unter grossem Prunke zu Grabe getragen wird, während die Jünglinge aller umliegenden Dörfer viele Tage und Nächte hindurch unaufhörlich Trauersalven abgeben.

„Oh", sagt Ngaljema, erregt das Haupt schüttelnd, „das nenne ich grossartig und eines Königs würdig!", woraus ich schliesse, dass das Leben seiner Meinung nach dem Könige nicht halb so gut ansteht wie der Tod.

Der Marsch über die zwischen Kinschassa und Kintamo sich ausdehnende $7^1/_2$ km breite Ebene legt dem Europäer den Gedanken nahe an die Verschwendung, deren die ihn umgebende tollköpfige Bevölkerung sich schuldig macht. Achthundert muskulöse Sklaven, Krieger und Anhänger der neun Häuptlinge von Kintamo thun absolut gar nichts und hungern lieber, während um sie herum fast 50000 Acker des allerbesten Alluvialbodens liegen, wie man ihn nur irgendwo in der ganzen Welt finden kann. In Kinschassa gibt es 500 kräftige Männer, die ebenso träge sind, während Mikunga, Kimbangu, Kindolo, Lema und andere Dörfer noch weitere 1500 aufweisen können, deren schwerste Arbeit darin besteht, dass sie sich, auf dem Boden niederkauernd, von ihren Weibern mit Palmöl und Ocher einreiben oder das Haar zu einem prächtigen Knoten oder Chignon frisiren lassen. Während sie einen grössern Trupp Leute meilenweit ausschicken müssen, um Lebensmittel für das Volk aufzutreiben, haben sie dieses enorme Areal des fettesten Bodens um sich, der reich genug ist, um auf Verlangen jährlich eine halbe Million Tonnen Reis und unendliche Mengen

Weizen, Zucker, Yams, süsse Kartoffeln, Hirse, Mais u. s. w. hervorzubringen. Die untern Abhänge der Höhenzüge, welche die Ebene liebreich vor den kühlen Seewinden des Süd-Atlantic schützen, würden auch eine erfolgreiche Kultur von Thee, Kaffee, Cacao, Sago und andern Gewürzen gestatten.

Kurz, wenn diese Europäer auf ihren angenehmen sonntäglichen Spaziergängen sich nur die Mühe nehmen wollen, die menschliche Natur in ihrer Umgebung zu studiren, würden sie viel Gelegenheit zum Nachdenken finden und später vielleicht noch einmal in dieses Land zurückkehren, um die früher erworbenen Kenntnisse und die während ihres friedlichen Aufenthalts in Leopoldville angeknüpften angenehmen geselligen Beziehungen zu verwerthen.

Bis zum 19. April hatten wir mit unsern sämmtlichen Nachbarn ein freundschaftliches Verhältniss hergestellt. In Leopoldville war alles in gehöriger Ordnung. Die Karavanen kamen und gingen zu regelmässigen Zeiten, Waaren, Proviant, Geräthschaften u. s. w. trafen nach Bedarf ein. Unsere Heerde bestand aus einer Anzahl Ziegen, von denen zwei oder drei Milch gaben. Ausserdem besassen wir zahlreiche Hühner; einige brüteten, andere versorgten uns nur mit frischen Eiern, noch andere führten die Küchlein spazieren. Ich empfahl dem Chef der Station die Verbesserungen noch fortzusetzen: in gerader Linie von dem Blockhause und einige Fuss von diesem entfernt einen zweiten Lagerschuppen zu bauen, die Terrasse zu vergrössern, den Garten zu pflegen, die Ziegenheerde zu vermehren und soviel wie möglich unsere politischen Interessen zu befestigen und zur Behaglichkeit des Personals und zur Weiterentwickelung der Anlage beizutragen.

Am 19. April, 6 Uhr morgens, schiffte sich die erste Expedition nach dem obern Kongo ein, und zwar:

Auf dem „En Avant“	19 Farbige,	3 Weisse,	62	Lasten
In dem Walfischboot .	10 „	1 „	53	„
In zwei Canoes . .	20 „	— „	14	„
	Zusammen 49 Farbige,	4 Weisse,	129	Lasten.

Die Kraft des kleinen Raddampfers wurde auf das äusserste angestrengt, da derselbe die beiden Canoes schleppen musste, weil der Gebrauch der Ruder den zwanzig Insassen vollständig unbekannt war und die Steuerer in der grössten Verlegenheit waren, an welcher Seite des Bootes sie den Steuerremen halten sollten.

Langsam krochen wir dem südlichen Ufer entlang, umfuhren in einer Stunde die jetzt Kallina genannte felsige Spitze und setzten dem Kinschassa-District entlang die Fahrt aufwärts fort, bis wir die gleichnamige Stadt erreichten, wo wir die Canoes loswarfen; durch die Nothwendigkeit gezwungen, mussten die Leute zu den Rudern greifen und die Fahrzeuge selbst weiter bewegen, eine Kunst, welche sie bald genug erlernten. Wir gebrauchten fast eine Stunde, um den breiten südlichen Arm des Kongo zwischen der Insel Bamu und dem linken Ufer zu kreuzen; dann steuerten wir bis 5 Uhr nachmittags der Insel entlang und machten schliesslich gegenüber der Mündung des von Süden kommenden Nseleh-Flusses in einer kleinen Bucht halt, um Heizmaterial zu fällen und die Nacht dort zu bleiben.

Die Bamu-Insel hat eine Länge von etwa 21 km und liegt in der Mitte des Stanley-Pool; der grössere Theil derselben ist niedrig, und bei hohem Wasserstande des Kongo mögen drei Viertel des Eilandes überschwemmt sein. Das südliche Ufer ist meilenweit eine harte, feste Thonbank, welche etwa 3 m über der höchsten Flut liegt, das nördliche Ufer erheblich niedriger; die ganze Insel ist reich mit Holz bestanden, welches von den Eingeborenen zu verschie-

denen Zwecken verarbeitet wird. Im Innern halten sich zahlreiche Büffel, Elefanten und Flusspferde auf. Das Südostende der Insel wird von einer mehr mit Gras und Röhricht bewachsenen Ebene gebildet, in deren Nähe weite und ausgedehnte Sandbänke liegen. Während sehr niedrigen Wasserstandes gleichen letztere einer grossen niedrigen Sandfläche, auf welcher die Fischer gern Grashütten bauen, um dort ihre Fische zu trocknen, dagegen können die Dampfer sich bei Hochflut bis zum obern Ende des Stanley-Pool ganz nahe der Insel halten. Das südöstliche Ende derselben kann als das Gebiet der Flusspferde gelten, die dort in zahlreichen Heerden vorkommen; insgesammt gehen vielleicht 200 dieser amphibienartigen Thiere in dem Röhricht ihrer Nahrung nach.

Stanley-Pool ist eine seeartige Erweiterung des Kongo im Umfang von ungefähr 590 qkm, wovon Bamu und die andern darin befindlichen Inseln gegen 98 qkm einnehmen. Kallina-Point liegt am untern Ende, während der Inga-Pic die Einfahrt des oberhalb des Pools vereinigten Flusses beherrscht. Die Entfernung zwischen dem Fusse des Inga-Pic und der Kallina-Spitze in der Luftlinie beträgt 26,65 km; die grösste Breite vom südlichen zum nördlichen Ufer ist 24,4 km. Die Insel Bamu theilt den Fluss in zwei Hauptarme, in denen wieder kleinere Fels- oder Sandinseln liegen. Der südliche Arm ist das ganze Jahr hindurch schiffbar und hat eine Küstenlinie von 38,5 km, während der nördliche Hauptarm nur 29 km lang ist. Fast ein Drittel des nördlichen Ufers wird von den Dover-Klippen eingenommen; der Rest ist grösstentheils niedrige Ebene, welche an einer Stelle als ein mit Gras bewachsenes Thal zwischen hohen Bergrücken vorspringt. Dagegen tritt der gebirgige Höhenzug auf der Südseite, welcher oberhalb des Stanley-Pool

das Ufer bildet, einige Kilometer oberhalb Kimpoko aus der unmittelbaren Nachbarschaft des Kongo zurück, und es zeigt sich eine Kette niedriger Hügel, welche zu einer Art Terrasse oder einer niedrigen sehr breiten Alluvialebene zwischen dem Strome und dem Fusse der Berge abfallen und etwa $4^1/_2$ km südwestlich von Leopoldville endigen. Am Rande dieser Alluvialebene liegen Kimpoko, Mikunga, Kimbangu, Kindolo, Kinschassa und Kintamo; weiter im Innern, am Fusse der Berge, findet man andere grosse Dörfer, wie Lema.

Der südliche Arm des Kongo strömt mit fürchterlicher Gewalt am festländischen Ufer entlang und reisst bei Kimpoko grosse Stücke aus der hohen Thonmauer, die von den Gewässern in kleine Theile zerspült und abwärts fortgeschwemmt werden.

Am 20. April trat gegen 1 Uhr morgens heftiger Regen ein, der bis 8 Uhr vormittags anhielt und unser Brennmaterial durchnässte, sodass sich unsere Abfahrt um eine Stunde verzögerte. Drei Stunden lang fuhren wir der schilfbewachsenen Ebene der Bamu-Insel entlang, um dann in 40 Minuten nach dem festländischen Ufer hinüberzusteuern. Mit dem Walfischboot und den beiden Canoes im Schlepptau kamen wir nur langsam vorwärts. Um 2 Uhr waren wir oberhalb Kimpoko und befanden uns in einem Kanal zwischen einer bewaldeten Insel und dem südlichen Ufer, das hier ziemlich steil aufsteigt und mit hohen jungen Bäumen bestanden ist. Dasselbe wird bald noch senkrechter, der Wald noch höher; Affen schwingen sich mit halsbrecherischen Bewegungen von Baum zu Baum; der weisshalsige Fischadler erhebt sich mit schrillem Ruf von seinem hohen Sitze und fliegt über die Insel dahin, und Taucher und Königsfischer ziehen dem keuchenden Dampfer vor-

auf, dessen seltsames Geräusch alles animalische Leben aus seiner schrecklichen Nachbarschaft verscheucht. Es war amusant, die Wirkung des Dampfers auf die nahen Flusspferde zu beobachten, welche mit gespitzten Ohren ernst und aufmerksam auf das ihnen unbekannte fürchterliche Schnauben horchten, um dann plötzlich zu verschwinden, während die Krokodile mit grosser Geschwindigkeit und in gerader Richtung wie ein Torpedo heranstürmten. Sie hatten offenbar die entschiedene Absicht, den stählernen Rumpf mit ihren keilförmigen Köpfen zu durchbohren, in der Entfernung von 6 m sanken sie aber gewöhnlich unter, wahrscheinlich um den Kiel zu untersuchen, tauchten jedoch gleich hinter dem Schiffe wieder empor zu neuer Verfolgung, ohne Zweifel voll Verwunderung, was das für ein Thier sein könne, das nicht einmal Beine habe, in welche ein Krokodil hineinbeissen kann!

Es war ein ausserordentlich heisser Tag, und die Strömung floss mit einer Geschwindigkeit von 3 Knoten. Das Schleppen des Walfischbootes und der Canoes strengte die Kraft des „En Avant“ auf das stärkste an. Zu den glühenden Strahlen der Sonne, welche vom westlichen Himmel eine unerträgliche Glut unter das Sonnensegel trieben, kam noch die dem Kessel entströmende Hitze, und ausserdem erhöhte — so geringfügig dies auch hier erscheinen mag — das zusammengezwängte Liegen auf Kisten und Ballen sehr wesentlich unsere Unbehaglichkeit. Um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags trafen wir bei First-Point, der ersten Spitze an der Südseite oberhalb des Pool, ein; wir hatten auf dieser ersten Reise $17\frac{1}{2}$ Stunden zu der Fahrt gebraucht, die wir später mit demselben Dampfer wiederholt in 11 Stunden zurückgelegt haben.

Die Fahrt zwischen dieser Ersten Spitze und Msuata

machen wir mit dem „En Avant“ gewöhnlich in 21 1/2 Stunden, diesmal waren wir indess 28 Stunden unterwegs.

Unsere Eindrücke hängen von unserer Stimmung ab: jemand, der sich in Noth und Kummer befindet, ist auf der Reise weniger enthusiasmirt als ein anderer, der eine Vergnügungstour macht. Stände ich auf einem bequemen, schnellen Dampfer, hätte ich gute Kost und keine Sorgen, dann würde ich wahrscheinlich versuchen, der wirklichen Schönheit der Scenerie am Flusse zwischen dem Stanley-Pool und Msuata volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; allein bis dieser glückliche Augenblick kommt, will ich mich lieber auf eine nüchterne Beschreibung derselben beschränken. Es ist mir noch nie in den Sinn gekommen, dass ich in überschwenglicher Weise die hohen Bergketten, welche in erhabener Majestät aus der breiten braunen Flut aufsteigen, schildern, das dunkle grüne Laubwerk des Gujakbaums malen oder darauf hinweisen müsste, wie dasselbe mit dem zarten Grün des Bombax- oder Wollbaumes contrastirt, wie der silbergraue Stamm zwischen dem grünen Laub einer von diesem überschatteten Marmorsäule ähnlich sieht; oder dass ich die kleinen Details eines dschungelartigen Dickichts beschreiben oder den Unterschied zwischen dem milden Grün des aufstrebenden Schilfrohrs und der dunklern Farbe des schwankenden federartigen Wedels der Elaeïs oder Oelpalme schildern, oder nachweisen müsste, dass in einem tropischen Walde die mannichfachsten Farben vorkommen, von der hochrothen Pracht der gemeinen Waldrebe bis zur gelben Blüte der Akazie, dass dort ebenso wie anderswo helle Töne und dunkle Schatten sind, und dass das rosige Licht, welches über den langen Abhängen an der linken Seite des Flusses gebreitet liegt, bei dem langsamen Untergange der Sonne, gejagt von den in phantastischen Linien rasch aufsteigenden

und jenes verfolgenden Schatten des Nordufers, schmäler und schmäler wird, bis es schliesslich einen Augenblick noch die Spitze des höchsten Hügels umgibt, und die Schatten immer tiefer und düsterer werden, bis uns endlich Grabesnacht umfängt. Ich habe nicht gewusst, bis zu welchem Grade dichterischer Phantasie ich mich aufschwingen müsste, bis ich kürzlich mit einem nüchternen amerikanischen Freunde über den Loch Fyne von Greenock nach Tarbert fuhr. Es war ein feuchter, trüber, unangenehmer Tag, der Sturmwind heulte und jagte die schwarzen Wolken in wirren Massen daher; auf der Mitte des Loch wurde mein besonnener Freund aufgeregt, ergriff mich beim Arm und rief: „Schauen Sie! Was halten Sie davon? Ist das nicht reizend? Oh, es gibt nichts Schöneres als eine schottische Landschaft.“

„Was gibt es? Was ist reizend?“ fragte ich schnell, weil ich fürchtete, dass mir etwas besonders Sehenswerthes entgehen möchte.

„Nun, betrachten Sie diesen Himmel — und diese Berge! Sehen Sie, die Sonne kommt hervor!“

Ich sah den Nebel ein wenig erhellt von der Sonne, die tief hinter den dunkeln Falten des Wolkenschleiers verborgen war und vergeblich die öden, kahl aussehenden und mit niedrigem Heidekraut bedeckten Berge zu beleuchten trachtete. Letztere waren gerade von derselben Höhe wie die grossartigen Hügel an diesem Theile des Kongo, auch ist der Loch Fyne etwa von derselben Breite, nur unterschied sich die Farbe des Wassers von dem tiefen Braun des Kongo. Weshalb aber jener nüchterne Herr über den Loch Fyne mit dem trostlosen grauen Himmel und den öden Höhenzügen in solche Ekstase gerieth, ist mir unbegreiflich. Wenn derartige Uebertreibungen am Platze sind, weil Black in seinen „Führern“ die Mode befolgt und

jeden Punkt schottischer Scenerie vom Clyde bis Stornoway mit einem solchen Schwall von Worten schildert, welche Sprache soll dann den unendlich viel erhabenern Schönheiten der Kongolandschaft gerecht werden? Wie soll man die Wirkungen des beständigen hellen Sonnenscheins auf die einsamen unbewohnten Wälder malen, welche die Schluchten, Abhänge und majestätischen Berge bekleiden, deren kahle Spitzen 150—180 m hoch der tropischen Sonne entgegenstreben? Stolz zeigen sie sich auf beiden Ufern des Flusses, und ruhig erwarten sie die Ankunft des Kongo-Poeten, der die Schönheit der Berge und die Pracht des unvergleichlichen Flusses besingen wird. Amerikanische Patrioten haben eine dichterische Einbildungskraft, um die Herrlichkeiten der Landschaft zu beschreiben, welche der Mississippi haben könnte, aber nicht besitzt, wenigstens habe ich auf dem ganzen Wege von Belize bis Omaha nichts gesehen, was mich zu einer dichterischen Tollheit hätte verleiten können. Was an seinen Ufern an Schönheit vorhanden, ist einzig und allein dem Fleiss und Unternehmungsgeist des Menschen und der sich über jenem ausbreitenden praktischen Nutzbarmachung zuzuschreiben. Der obere Lauf des Hudson ist in dieser Beziehung etwas günstiger von der Natur ausgestattet, aber an den Ufern des Indus, Ganges, Irawaddi, Euphrat, Nil, Niger, La Plata, Amazonenstromes u. s. w. finde ich keine Schönheit, welche nicht von den natürlichen Reizen der Kongolandschaft unbeschreiblich weit übertroffen wird, die, seitdem ihr Hochland durch vulkanische Caprice oder eine wilde Erdbewegung durchbrochen worden ist, unbekannt, unbeachtet und unbesungen geblieben ist.

Meine Absicht ist aber nicht, andere Nationen neidisch zu machen, und ich will deshalb lieber von diesem Gegenstande abbrechen, um bescheiden meine Schilderung fortzusetzen.

Bei Messung der Breite des Kongo fand ich, dass dieselbe 2200 Yards oder 2012 m betrug. Etwas unter der ersten Spitze oberhalb Stanley-Pool nahm ich eine genaue Vermessung des Flussbettes vor und erhielt, vom rechten Ufer ausgehend, folgende Tiefen:

Auf den ersten 500 Yards	39, 48, 69, 78, 73, 72, 75, 72, 63.	
	66, 62, 60, 57, 48, 42	engl. Fuss.
„ „ zweiten 500 „	36, 35, 34, 32, 31, 30	„ „
„ „ dritten 500 „	31, 30, 28, 27, 26, 30	„ „
„ „ vierten 500 „	32, 30, 31, 29, 32, 33	„ „
„ „ letzten 200 „	30, 28, 26, 24, 20, 18,	
	17, 15	„ „

Diese Tiefen und eine Stromgeschwindigkeit von $3^1/_2$ Knoten gerechnet, ergibt ein Volumen Wasser von 1 436 850 Kubikfuss in der Secunde. (12 Yards = 11 Meter.)

An einem deutlichen Merkzeichen auf einem nahen Felsen sehe ich, dass der Fluss noch 3,65 m höher steigt; nimmt man nun an, dass auch die Strömung um einen Knoten sich noch vergrössert, so muss der Kongo dann in der Secunde eine Wassermenge von 2 529 600 Kubikfuss in den Stanley-Pool ergiessen. Zu dieser riesenhaften Wasserflut nimmt derselbe, ehe er in den Ocean mündet, auf der rechten Seite noch den Gordon-Bennett, Lubamba, Inkissi, Edwin Arnold, Mbika, Lualla, Lulu und Bundi auf, während er auf der Linken von den Zuflüssen Nseleh, Lulu, Loa, Mpalanga, Inkissi, Kuilu, Lunionso, Lufu, Luisi und Mposo, sowie Hunderten von kleinen Bächen gespeist wird, deren vereinigte Gewässer den grossen Strom sicherlich so anschwellen, dass er zur Zeit des hohen Wasserstandes volle 3 Millionen Kubikfuss Wasser per Secunde dem Meere zuführt.

Die mittlere Breite des Flusses zwischen dem obern

Ende des Stanley-Pool und Msuata beträgt etwa 1370 m. Die Grundlinie der Hügel, welche, ausser in den Buchten und Krümmungen, aus Felsen bestehen, ist selbstverständlich sehr unregelmässig, und ich zählte auf dieser 93 km langen Strecke nicht weniger als 34 verschiedene Spitzen und Vorsprünge.

Nachstehende Andeutungen mögen für zukünftige Lootsen von einigem Werth sein:

1. Spitze, oberhalb Stanley-Pool an der Südseite. Zwei oder drei grosse Bäume auf der Spitze spenden ausgezeichneten Schatten. Guter Lagerplatz vor dem wenige Schritte entfernten Walde. Der Hügel ist abschüssig und 180 m hoch. Ein Eingeborenenpfad führt nach dem District Nfumu Ngumu's, des Häuptlings der Banfumu. Viel Rothholz, das vorzügliches Brennmaterial abgibt. Die von Leopoldville aus sichtbaren Inga-Pics stehen gerade gegenüber auf der andern Seite. Prachtvolle Aussicht.

2. Spitze, nicht sehr wichtig, ausser für kleine Boote, die sich dicht am Lande halten.

3. Spitze. Nach Passiren derselben verschwindet der Stanley-Pool aus Sicht. Steuert man ein wenig in den Strom hinaus, so sieht man den Fluss 30 km weit aufwärts.

4. Spitze, nicht hervorragend und nur für Boote sichtbar, welche dem Lande entlang halten.

5. Spitze, gegenüber zwei an der Nordseite nahe zusammenliegenden Schluchten gerade oberhalb eines tafelförmigen Berges.

6. Spitze, gegenüber einem tiefen Thal an der Nordseite.

7. Spitze, gegenüber einem andern tiefen Thal und hohen Wäldern. Zuweilen am Ufer viel Wild vorhanden.

8. Spitze. Die Ein-Palmen-Spitze auf der Nordseite kommt in Sicht. Berg mit kahlem Gipfel gegenüber. Vorsicht vor Klippen hier geboten; Boote müssen 100 m vom Lande bleiben.

9. Niedrige Spitze, äusserstes Ende eines flachen Ausläufers. Die Berge treten etwas vom Flusse zurück. Gleich unterhalb der Ein-Palmen-Spitze und nahe dem Hyphaene-Palmenhain an der Südseite.

10. Spitze. Einige Felsen dicht an der Spitze. Auf dem

halben Wege zwischen Ein-Palmen-Spitze und Weite-Aussicht-Spitze am Nordufer. Nachdem man die Spitze passirt hat, sieht man am südlichen Hügelabhange Maniokgärten.

11. Spitze, oberhalb des Hyphaene-Palmenhains an der Südseite, aber noch unterhalb der Weite-Aussicht-Spitze am Nordufer.

12. Spitze, führt den Namen Stromschnellen-Spitze. Oben steht eine andere Gruppe Hyphaene-Palmen. Sehr starke Strömung, die nur Schiffe mit 6 Knoten Fahrt bewältigen können: Ruderboote müssen vom Lande aus geschleppt werden.

13. Spitze. Ehe man dieselbe erreicht, kommt man nahe an schönen waldbedeckten Hügeln vorbei; wenige 100 m unterhalb des auf dem linken Ufer mündenden Wampoko, dessen Wasser dunkel wie Thee aussieht und viel kälter als das des Kongo ist. Der Wampoko ist 60 m breit und wird auf jeder Seite der Mündung von einer Terrasse eingefasst. Die Boote müssen sich dem Lande fern halten, um Untiefen zu vermeiden. Die Spitze liegt gerade in einer Biegung des Flusses; am besten benutzt man die Südseite zur Bergfahrt.

14. Spitze, oberhalb des Wampoko und der gleichnamigen Ebene. In der Nähe ein kleines Dorf, wo sich gut einkaufen lässt. Hühner sind billig, auch sind Eier und getrocknete Fische erhältlich. Die Leute sind freundlich und treiben Handel.

15. Spitze. Sehr starke Strömung. Gleich oberhalb derselben mündet ein schmaler Bach.

16. Spitze, unterhalb grauer Klippen am rechten Ufer. Starke Strömung.

17. Spitze, gegenüber braunen stumpfen Felsen, am rechten Ufer.

18. Spitze. Engpass, braune stumpfe Klippen am rechten Ufer.

19. Spitze. Hyphaene-Palmen-Spitze, gegenüber klippenartigen Felsen, gerade unterhalb der Dualla-Insel, wo Brennmaterial erhältlich.

20. Spitze, gleich oberhalb der Dualla- und unterhalb der Pururu-Insel. Letztere ist gross, sodass die Dampfer 20 Minuten brauchen, um sie zu passiren. Prachtvolle Hyphaene-Palmenhaine.

21. Spitze, 13 Minuten Fahrt oberhalb der Pururu-Insel. Auf der benachbarten Ebene ein Dorf, wo Lebensmittel erhältlich. An der Nordseite viel Brennmaterial.

22. Spitze, 1 Stunde 40 Minuten oberhalb der vorigen.

23. Spitze, 40 Minuten oberhalb der vorigen. Traurige Gegend, links unmalerische Hügel. Am rechten Ufer bessere Aussicht.

24. Spitze, 5 Minuten oberhalb der vorigen.

25. Spitze, 25 Minuten oberhalb der vorigen; wenn man nicht sehr viel Feuerungsmaterial an Bord hat, thut man besser, das rechte Ufer aufzusuchen.

26. Spitze am rechten Ufer. Prachtvolle junge Bäume zu Bauzwecken auf einer niedrigen Terrasse. Abhänge bewaldet. Das rechte Ufer ist gänzlich unbewohnt und wird von Löwen, Elefanten, Büffeln und zarten Antilopen aufgesucht.

27. Spitze, halbstündige Fahrt oberhalb der vorigen. Am linken Ufer kommt Msuata in Sicht, dessen Lage durch hohe Bäume am Flusse gekennzeichnt wird. Oberhalb ist Gantschu-Point an der rechten Seite sichtbar.

28. Spitze, 35 Minuten oberhalb der letztern, gegenüber hohem Gebüsch und Bäumen an der Südseite der Malivu-Biegung. Auch Dörfer liegen an dem andern Ufer. Die Hügel der linken Seite sind niedriger als auf der rechten.

29. Spitze, 25 Minuten von der vorigen; gerade oberhalb des ersten, von Stanley-Pool gesehenen Dorfes am rechten Ufer.

30. Spitze, gerade oberhalb eines kleinen Baches; mit Gras bewachsen und sehr gut zum Lager geeignet. 35 Minuten oberhalb der leztern Spitze.

31. Spitze, gleich oberhalb einer kleinen sichern Bucht. 25 Minuten oberhalb der vorigen Spitze.

32. Spitze, 35 Minuten oberhalb der vorigen, gegenüber dem Dorfe Malivu.

33. Spitze, 45 Minuten oberhalb der vorigen und gerade unterhalb Msuata.

34. Spitze gegenüber dem Dorfe Msuata und etwa 18 km unterhalb der Mündung des Kwa in den Kongo.

„Diese Anweisungen gelten für kleine Dampfer mit geringem Tiefgang und Ruderboote. Hält man sich 50 m vom Lande, so läuft man von den meisten Spitzen frei. Zwischen den einzelnen Vorlanden hat man Stauwasser, frei von Klippen und Untiefen. Dampfer mit 6 Knoten Fahrt haben in der

Strömung keine Schwierigkeiten; sind dieselben stärker, vielleicht von 10 Knoten, so können sie die Tour ohne Gefahr bei Tag und Nacht machen, da letztere nie so dunkel ist, dass man den grauen Schein des Wasser und die dunkeln Umrisse des Ufers nicht sehen könnte. In der Mitte des Stromes hat man 18—76 m Tiefe. Die durchschnittliche Geschwindigkeit der Strömung beträgt dort fünf Knoten, doch steigert dieselbe sich an manchen Stellen auf 7 Knoten, sodass unsere kleinen Dampfer sie nicht bewältigen können."

Am 26. April trafen wir vor Msuata ein, wo wir nach einigem Parlamentiren mit den Leuten am Ufer eingeladen wurden, zu landen. Der Häuptling Gobila war ein ausserordentlich starker Mann von ungefähr 45 Jahren, in seiner Kleidung sehr unköniglich. Ausser einer freundlichen Begrüssung ward bei dieser ersten Ankunft kein Geschäft abgemacht. Elf Tage dauerten die Verhandlungen, und wir mussten mit gegenseitiger Geduld zahlreiche Palaver durchmachen, ehe wir zu einer gründlichen Verständigung kamen.

Gobila ist der erste Kiteke-Häuptling, welchen wir am linken Ufer oberhalb Kimbangu am Stanley-Pool trafen. Die Eingeborenen sind Banfunu, ihr Häuptling heisst Gandelay, ohne dessen Erlaubniss und Zustimmung es nutzlos gewesen wäre, die Verhandlungen abzuschliessen, da ein Wort von ihm die Beschlüsse sofort wieder umgestossen hätte. Nachdem ihm von unserer Ankunft Mittheilung gemacht worden war, erschien er mit grossem Gefolge und Pomp in Begleitung zahlreicher Musikinstrumente in Msuata, wo auch Gantschu, Häuptling der Bateke am rechten Ufer, seine Ankunft mit Trommeln, Glocken und melodischen Hörnern ankündigend, sich mit drei Canoes einstellte. Gantschu befand sich übrigens, obwol er ein grosses Territorium der Bateke beherrscht, hier nicht auf seinem Grund und

Boden. Er war ein sehr hübscher hellfarbiger, aber äusserst eitler und ceremoniöser Mann; auf dem Kopfe trug er eine aus Palmfasern gewebte Mütze, an welcher die Schwanzfedern mehrerer Hähne befestigt waren. Einige von seinen Leuten hatten sich mit den daunigen Federn des Pelikan geschmückt.

Gandelay's Pomp übertraf das Auftreten sowol von Gobila als auch von Gantschu; er liess sich in einer Hängematte tragen, in welcher einige Leopardenfelle als Polster lagen, während mehrere Frauen sein theueres Haupt vor den Fliegen schützten. Einige Diener mussten auf Elfenbeinhörnern süsse Musik machen, andere mit grossen und kleinen Trommeln den Lärm noch verstärken. Auch er war ein hübscher Mann und liebenswürdig aufgelegt, wie die Resultate beweisen; er schenkte uns drei Ziegen, einen Korb Erdnüsse, einen Krug Palmöl, einen Topf Honig, ein halbes Dutzend Hühner und mehrere Bündel Bananen.

Gobila brachte bei dem Palaver den Zweck meines Kommens zur Sprache. Das Land, sagte er, gehöre Gandelay, dem Häuptling der Banfumu, während er nur ein seit langer Zeit am Flusse wohnender Elfenbeinhändler sei. Er würde mich auch gern als Nachbar und Freund aufnehmen und mir die Wahl des Bauplatzes überlassen, allein Gandelay, der gegenwärtig sei, müsse unser Abkommen bestätigen.

Dann ergriff Gantschu, der Steuereinnehmer des grossen Häuptlings des Bateke-Landes am Nordufer, Mpumu-Ntaba, das Wort und sprach: „Ich gehöre zu den Bateke. Ich freue mich, wenn weisse Männer in unser Land kommen. Sollte Gandelay Bula-Matari nicht haben wollen, werde ich ihn nehmen; ich werde auch «Commanda» nehmen und alle, die kommen; je mehr, desto besser. Wir werden dann grosse Geschäfte machen. Sprich, Gandelay, willst du ihn nehmen oder soll er mit mir gehen?“

Gandelay erwiderte: „Ich bin der Häuptling dieses ganzen Landes, vom Wampoko bis zum Kwa, und von der Mündung des Kwa bis zum Wabuma. Ich habe Gobila das Flussufer vom Malivu bis zum Kwa gegeben; wenn Gobila Bula-Matari als seinen weissen Mann annehmen will, dann werden auch die Banfunu ihn anerkennen und wird Bula-Matari mein Bruder sein.“

Unter solch freundlichen Auspicien wurden wir in die Herrschaft unsers kleinen Staates eingeführt. Lieutenant Eugen Janssen wurde den Häuptlingen vorgestellt, welche ihn bei der Hand nahmen und auf einen niedrigen Hügel führten, wo er sich umschauen und den Platz für sein Haus aussuchen sollte. Wir wählten einen langen niedrigen Hügel, von welchem man den Fluss weit hinunter blicken konnte, sowie einen kürzern, ebenso hübschen Ausblick nach oben hatte. Der Hügel war etwa 750 m unterhalb des Eingeborenendorfes gelegen.

Am Tage nach der Beendigung unserer Unterhandlungen langte ein Quartiermeister der französischen Marine, Namens Giral, an, ein ansehnlicher Mann von ausgezeichneter Gesundheit und so fröhlich wie ein Heimchen. Er hatte selbstverständlich auch Leopoldville besucht und dann den armen Malamine von seinem gezwungenen Aufenthalt in Kinschassa befreit. Mit hundert solchen gutmüthigen, braven und intelligenten Leuten wie Giral könnte man in Afrika leicht ein grosses Reich gründen.

Gobila hatte an diesem Morgen ein grösseres Quantum Kijansi-Bier als gewöhnlich zu sich genommen und war deshalb zuerst geneigt, dem Fremden gegenüber schroff aufzutreten, worüber Giral jedoch vernünftigerweise lachte. Schliesslich überredeten wir Gobila zur Ruhe und Güte, und nun wusste er nicht, was er alles thun sollte, um Giral zu be-

weisen, wie ausserordentlich gastfrei er sein könne, wenn er bei guter Laune sei. Nachdem Herr Giral unsere Gastfreundschaft eine Nacht in Anspruch genommen hatte, brach er am nächsten Morgen nach dem Dorfe Gantschu's, gleich oberhalb der Gantschu-Spitze auf der Nordseite, auf, von wo er nach der Hauptstadt Mpumu-Ntaba's in Mbe, am rechten Ufer des Kongo, zu marschiren beabsichtigte.

Eine vierzehnstündige Dampferfahrt brachte uns am 9. Mai von Msuata wieder nach Leopoldville zurück, wo die Häuptlinge von Kintamo sich am Landungsplatze versammelt hatten, um uns in herzlichster Weise zu begrüssen. Diese Zeichen der Freundschaft rührten mich tief, da ich aus ihnen grosse Ermuthigungen schöpfte. Es war, als sei ich in die Heimat zurückgekehrt.

Während meiner Abwesenheit waren vier Karavanen mit allerlei Nachrichten in Leopoldville angekommen; unter anderm erfuhr ich, dass Lieutenant Harou seine Station an Lieutenant Nilis übergeben habe, dass aber trotz meiner wiederholten nach Vivi gerichteten Bitten um Absendung der Europäer noch immer am Pool kein Offizier eingetroffen war, der den Befehl über die sechste Station übernehmen konnte, ja dass wol noch nicht einmal einer unterwegs war.

Ich konnte indess nicht länger warten und schickte daher am 10. Mai das Walfischboot und zwei Canoes mit den Mannschaften und Vorräthen für die sechste Station ab, während ich selbst mit dem „En Avant" am folgenden Tage die Reise nach Msuata antrat, wo ich um Sonnenuntergang am 14. Mai eintraf.

Hier hatte Lieutenant Janssen, der dem Papa Gobila mit kindlichem Respect begegnete, mittlerweile zu meiner grossen Freude mit dem Bau eines geräumigen Hauses gute

Fortschritte gemacht. Der dicke alte Herr betrachtete den jungen Offizier mit väterlichem Stolze und hatte seinen weissen Sohn in einem Anfall guter Laune „Susu-Mpembe“, d. h. „das weisse Küchelchen“, getauft.

Da nach der Absendung des besondern Boten, welchen ich mit dem Befehl, sämmtliche für den obern Kongo bestimmte Europäer sofort abzuschicken, an den Chef von Vivi gerichtet hatte, mindestens ein Monat vergehen musste, ehe die Erwarteten am Pool eintreffen konnten, so hielt ich es für rathsam, in der Zwischenzeit eine Recognoscirungsfahrt mit dem Dampfer zu machen und den Kwafluss zu erforschen, um festzustellen, ob uns aus einer nähern Bekanntschaft mit dem Strome und den an seinen Ufern lebenden Stämmen besondere Vortheile erwachsen würden. In der Zwischenzeit konnten die für die sechste Station bestimmten Mannschaften Lieutenant Janssen behufs Beschleunigung der Arbeiten bei dem Bau der Schuppen, dem Ausroden des benachbarten Terrains, der Anlegung der Gärten und bei der Verbesserung der Wege vom Flusse, sowie von Msuata und den andern Dörfern im Innern nach der Station werthvolle Dienste leisten.

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE ENTDECKUNG DES LEOPOLD II.-SEE.

Abfahrt zur Erforschung des Kwa. — Der Mbihe und der Mfini. — Die Scenerie am Kwa. — Fruchtbarer Boden. — Erfolgloses Schleppen eines Canoe. — Neugierige Eingeborene. — „Dass ihr Gankabi nicht zu sehr erschreckt.“ — Die Kemeh-Insel. — Grabstätte der Häuptlinge. — Verschiedene Farben des Wassers. — Musije. — Die treulose Ila. — Myriaden von Moskitos. — Salzgewinnung aus Gras. — Gankabi, Königin von Musije. — Ein Herrscherweib. — „Folge mir sofort nach Ngete!“ — Mangel an Brennmaterial. — Musije-Munono. — Schwierigkeiten, Informationen zu erhalten. — Feindseligkeit der Eingeborenen. — Ein unerwarteter See. — Schleimiger Staub auf dem Wasser. — Bewaldete Buchten und Ufer. — Abnahme der Lebensmittel. — Zusammentreffen mit Eingeborenencanoes. — Schrecken und Flucht. — Verfolgung und Hinabtauchen nach einem Gefangenen. — „Es gibt viele bessere Leute, als ich bin, im Dorfe.“ — Von den Eingeborenen zurückgewiesen. — Umschiffung des Leopold II.-See. — Krankheit und Rückkehr nach Leopoldville. — Rast in Isangila.

Nachdem ich mir durch Gobila ein paar Führer verschafft und einen dritten von Gantschu — dem Steuereinnehmer am nördlichen Ufer — erhalten hatte, traten wir am 19. Mai mit dem „En Avant“ die Forschungsreise nach dem Kwa-Flusse* an, welcher, wie man uns erzählte, aus zwei Strömen,

* Der Fluss wurde mir im Jahre 1877 von den wenig gewissenhaften Söhnen Tschumbiri's fälschlicherweise als Ibari-Nkutu bezeichnet. Die an seinen Ufern lebenden Eingeborenen nennen ihn Kwa unterhalb der Vereinigung des Mbihe und des Mfini.

dem weissen und dem schwarzen Wasser, Mbihe und Mfini, gebildet werden sollte. Ferner sagte man uns, der Mbihe sei gross, reissend und wegen der durch plötzliches wildes Aufkochen häufig entstehenden explosionsartigen Bewegung des Wassers, das sich dann ebenso rasch wieder beruhige, für die Canoeschiffahrt gefährlich; der Mfini sei ein breiter gleichmässig dahinfliessender, bis in weite Entfernung schiffbarer Strom, bis man an eine durch Krümmung und Zusammendrängen der beiden Ufer gebildete Schranke komme. Die Eingeborenen suchten mir die Bildung dieses Hindernisses dadurch deutlich zu machen, dass sie beide Hände zusammenlegten, doch verstand ich dies dahin, dass sie mit der Schranke oder Barrière ein dichtes Röhricht, eine Wildniss von Papyrus, Schilf, *Pistia stratiotes*, Wasserlilien u. dgl., meinten, ein Charakteristikum der tropischen Wasservegetation, welches man in afrikanischen Flüssen mit träger Strömung sehr häufig findet. Genauere Informationen vermochten wir, da die Eingeborenen des Handels wegen leicht argwöhnisch werden, nicht zu erhalten; was wir sonst noch erfuhren, waren alarmirende Gerüchte von der Wildheit der Eingeborenen, deren Speere schärfer und länger, deren Körperkraft grösser und deren Neigung zu Gewaltthätigkeiten bei jeder sich bietenden Gelegenheit stärker sein sollte als sonstwo. Ich hegte infolge dessen keine grossen Hoffnungen und glaubte nicht, dass ich mehr ausrichten würde, als einen Theil des Flusses zu erforschen und dann rasch zurückzukehren.

Ich rüstete den Dampfer für eine Reise von 300 km, d. h. für eine sechstägige Fahrt gegen den Strom aus und nahm, da ich höchstens auf eine Abwesenheit von 9 Tagen rechnete, Rationen auch nur für diesen Zeitraum mit. Nachdem wir einige Ballen und Kisten mit Perlen, einige Packen

Messingstangen, das nöthige Feuerungsmaterial, Oel, 14 von unsern Leuten und die drei Führer an Bord genommen hatten, hiess es „En Avant“, und wir traten unsere Reise an.

In weniger als einer Stunde hatten wir die Gantschu-Spitze erreicht, wo wir in eine durch die Enge des Flussbetts verursachte starke Strömung geriethen, sodass wir rasch nach dem linken Ufer hinübersteuern mussten, wo wir eine beschwerliche Bergfahrt vermieden und ziemlich rasch vorwärts kamen. In dieser Biegung strömt das Wasser mit grosser Gewalt dahin; am südlichen Ufer liegt ein prächtiges Gebiet für den zukünftigen Ackerbauer, indem nicht nur der Boden sehr reich und für alle Bedürfnisse passend ist, sondern auch klares Wasser, an den Abhängen der Hügel Brennmaterial und Bauholz für die Gebäude vorhanden sind, für welche man eine grosse Auswahl von Plätzen mit herrlicher Aussicht auf den Fluss hat.

Nach einer weitern halben Stunde haben wir Gantschu's Vorgebirge passirt, und der Fluss erweitert sich bis auf $2^1/_4$ km Breite durch das Zurücktreten des nördlichen Ufers, das, von der entgegengesetzten Seite gesehen, hübsche und wohlbewaldete Hügel zeigt, die von zahlreichen aus schattigen, kühlen Tiefen hervorkommenden kleinen klaren Flüssen durchbrochen werden. Auf dem südlichen Ufer haben wir keinen so angenehmen Anblick; das Terrain steigt hier am Flusse zu trockenen, unfruchtbaren Felsklippen auf, die an den Rändern mit dürftigem Gebüsch bewachsen sind, während in der Vertiefung hier und dort ein vereinzelter Baum, an den Mündungen der Schluchten eine grössere Baumgruppe steht. Nahe am Wasser zieht sich, nachdem wir allmählich die Gantschu-Spitze ausser Sicht verloren haben, längs des niedrigen Vorlandes ein Gürtel junger Bäume hin, der, geschützt von einer hässlichen Klippe, das trostlose Aussehen

der steinigen Hügel und magern Felsstücke verdeckt. Nach oben hin haben wir dagegen einen hoffnungsvollern Anblick. Das linke Ufer macht hier eine Biegung nach Nordnordwest, in deren Mündung die Mitte des Kwa-Flusses, auch Kuango und Ibari-Nkutu genannt, erscheint. Am rechten Ufer beginnt Ujansi, als dreieckige grüne Fläche, wie das Glacis einer Festung, allmählich zu den etwa 75 m hoch vom Flusse anstrebenden Hügeln aufsteigend. Das gegenüberliegende nördliche Ufer besitzt kühnere Umrisse, Hügel von grösserer Höhe und abschüssigere Seiten, doch ist der Boden dort, den Wäldern nach zu urtheilen, sehr fruchtbar.

Der Kwa ist an seiner Mündung ein tiefer reissender Strom von 410 m Breite, dessen Gewässer eine noch dunklere braune Farbe haben, als die des Kongo; er kommt aus Nordost, während der Hauptstrom aus der Richtung Nord zu West fliesst. Der erste Blick den Fluss hinauf ist nicht viel versprechend, denn seine Ufer steigen wie Mauern aus röthlichem Gestein und Thon von derselben Farbe fast senkrecht auf.

Wir hatten zu der 18 km langen Fahrt von Msuata 3 Stunden 40 Minuten gebraucht, sodass, da wir uns bei Gantschu auch noch mit einem kurzen Palaver aufgehalten hatten, wir erst um $1^1/_2$ Uhr nachmittags den Kwa-Fluss erreichten, dessen Lauf, wie wir bald entdeckten, erheblich viel mehr Krümmungen besitzt als derjenige des grossen Stromes. Bis nach Sonnenuntergang war unser Curs ein beständiges Kreuzen vom linken Ufer nach dem rechten und umgekehrt, von Spitze Nr. 1 nach Spitze Nr. 2 u. s. w.; und wir fanden nicht eher einen Rastplatz, als bis wir das dritte Vorgebirge passirt hatten, wo die niedrige Ebene von Manabisa am linken Ufer wenigstens eine kleine Abwechselung der Landschaft brachte. Der Fluss erweitert sich hier ein

wenig und verfolgt etwas länger die gerade Richtung; gleich darauf bemerken wir am rechten Ufer ein zweites Dorf, Matari. Ehe wir nach Spitze Nr. 5 kommen, haben wir Gelegenheit, eine kleine Insel zu bewundern; hier treten die Hügel mehr vom Flusse zurück und machen schmalen, ebenen Terrassen Raum, die vielleicht nutzbar gemacht werden könnten, wenn man nur mehr Bäume sähe. Auf der andern Seite der Spitze liegt ein altes Dorf Gobila's, welches von einem armen Bruder des andern Gobila beherrscht wird, dem es, nach dem armseligen Aussehen der Hütten zu urtheilen, vollständig an allen Hülfsquellen zu mangeln scheint. Da einer unserer Führer zu den angesehensten Unterthanen Gobila's zählt, so werden wir hier bewillkommnet; aber die Dunkelheit der Nacht hüllt uns schon vollständig ein, ehe wir nur die Umrisse der Hütten zu erkennen vermögen.

Während die Mannschaft des Dampfers am nächsten Morgen Holz haut und der dänische Matrose Albert Christopherson — der nicht nur die Sprache der Eingeborenen vorzüglich gelernt hat, sondern auch beim Schleppen der Wagen gute Dienste leistet, ein geschickter Zimmermann und ein ebenso intelligenter Maschinist geworden ist — die Maschine heizt, untersuche ich die Terrassen und prüfe den Boden derselben. Gobila's Unterhäuptling führt mich auf den Feldern umher und nach den Cassavepflanzungen, zieht einige Mammuthknollen heraus, die ihrer Grösse und Güte wegen auf jeder landwirthschaftlichen Ausstellung den ersten Preis erhalten würden, und zeigt mir das Zuckerrohr, das von riesiger Höhe und vorzüglichem reichen Zuckergehalt ist. Es geht mir wie einem Stadtknaben, welcher am Feiertage aufs Land kommt. Ich bewundere alles, esse rohe Cassave, sauge wie ein Barbar aus dem Innern Afrikas Zuckerrohr und kaue die fetten, weissen und zarten Erd-

nüsse; dann fülle ich mir die Taschen und selbst die Mütze damit und kehre mit vollen Händen nach dem Dampfer zurück, um meine ländliche Beute Albert zu zeigen, der sie vollständig zu würdigen versteht, indem er das Zuckerrohr mit seinen weissen Zähnen zermalmt. Sein vergnügtes Lächeln zeigt, wie zufrieden er mit unserer gegenwärtigen Lage ist, denn zum ersten mal, seitdem wir nach Afrika gekommen, sind wir von ernster, schwerer und aufregender Arbeit frei, haben wir die Erinnerung an die zusammen erlebten Gefahren und Entbehrungen abgeworfen und sind nun so glücklich wie Schulknaben auf einem Ferienausflug, auf welchem wir mit Gottes Willen eine Menge Vergnügen zu haben hoffen.

Als der Kessel genügend geheizt und Feuerung an Bord geschafft ist, verlassen wir den Landungsplatz und setzen die Fahrt den Fluss hinauf fort. Dort liegt eine kleine mit Gras bewachsene Insel, welche durch einen ruhigen Kanal von dem gegenüberliegenden weichen Ufer getrennt wird; wir steuern in den letztern hinein und begegnen einem Canoe, welches mit Elfenbein beladen nach dem Stanley-Pool will. Unser Führer hat Freunde an Bord, und wir sprechen mit ihnen. Bald darauf überholten wir zwei andere Canoes, welche zur Königin Gankabi fuhren, die mit ihrem Stamm im Dorfe Musije lebt; die Mannschaft der Fahrzeuge schien furchtbar erschrocken zu sein, beruhigte sich aber auf Zureden unsers Oberführers Ankoli bald wieder. Sie hatte grosse Krüge mit Bier, Haufen von getrockneten Fischen und Töpferwaaren aus Ujansi an Bord, da sie eine Handelsreise gemacht hatten und sich nun auf dem Heimwege nach Musije befanden.

„Würdet ihr euch freuen, wenn wir euch den Fluss hinaufschleppten?“

„Oh, wir wissen nicht; wir fürchten uns zu sehr vor den sich drehenden Dingern (den Schaufelrädern)."

„Dazu habt ihr keinen Grund. Wir werden euch eine Schleppleine geben, die ihr festhalten müsst; wenn ihr nur auf das Steuern achtet, geht alles gut, und wir werden, wie Ankoli sagt, noch heute Abend in Musije sein."

Sie liessen sich zu einem Versuche bereden; wir gaben ihnen ein Tau, welches sie fest anpackten, und der Dampfer setzte sich in Bewegung, die langen braunen Wellen infolge der raschen Drehung der Schaufelräder weit hinter uns zurücklassend. Der Bug des Canoe wurde mit Gewalt durch das Wasser geschleppt, was den Steuermann so in Aufregung setzte, dass er nicht Acht gab und den Vordertheil des Bootes quer gegen die Wellen scheren liess, die alsbald in das Fahrzeug hineinschlugen. Mit der drohenden Gefahr stieg die Aufregung; der das Tau haltende Eingeborene wurde fast über Bord gezogen, und das Canoe drohte zu kentern, sodass wir den Dampfer anhalten mussten. Die armen Eingeborenen schüttelten den Kopf und meinten:

„Nein, diese Drehdinger sind schlecht, sie werfen zu viel Wasser auf uns."

Wir winkten mit der Hand und setzten den Weg allein fort.

Bald nachher kommt das Dorf Mabua am rechten Ufer in Sicht; die Hütten sind von den Wedeln der Bananen beschattet und von picartigen Hügeln rundherum umgeben. Es ist ein hübscher, anheimelnder Ort. Der Fluss erweitert sich hier beträchtlich; am linken Ufer liegt eine breite Ebene, welche, nach der an dem gebrochenen Ufer sichtbaren tiefen Alluvialschicht zu urtheilen, sehr fruchtbar sein muss.

Oberhalb Mabua wird der Fluss fast zu einem Kongo, er ist dort mehr als 3 km breit.

Dann kommt Embo-Embo, von einem Haine grosser Bäume umgeben, und eine ausgedehntere Ebene in Sicht, die sich weit ins Innere bis an die fernen blauen Berge erstreckt. Auch das linke Ufer ist eine reiche gut bewaldete Ebene, auf welcher in der Nähe des Flusses zahlreiche Dörfer liegen: Livini, Mabula und andere, zwischen denen zahlreiche Fischerweiler stehen, von denen jeder eine kleine Flotille von Canoes besitzt. Im Flusse sind unzählige mit Gras bewachsene Inselchen, durch schmale Kanäle voneinander getrennt; erschreckt von dem Keuchen der Maschine, dem Puffen des Dampfrohrs und dem Geräusch der Schaufelräder fliegen nacheinander Silberreiher, Enten und Pelikane in Scharen von denselben auf. Mit nüchternen Blicken erwarten die Flusspferde das Näherkommen des schrecklichen, sie in ihren ruhigen Schlupfwinkeln störenden Dämons, bis sie, über die zunehmende Stärke des ihnen unbekannten Geräusches aufs äusserste bestürzt, schliesslich ihre anscheinend studirte Gleichgültigkeit aufgeben und wie ein Fisch unter Wasser verschwinden.

Bei Mabula ist das Thal des Kwa sehr breit; auf beiden Ufern liegen mit üppigem Grase bedeckte Ebenen, die sich bis zu den fernen dunkelblauen Hügeln ausdehnen.

Gleich hinter Mabula fahren wir durch einen Kanal nach dem rechten Ufer hinüber, wo wir anhalten, um einige Canoes herankommen zu lassen, die offenbar den Wunsch haben, mit uns zu sprechen.

„Wohin wollt ihr? Was bezweckt ihr, und was ist das für ein Ding, das da allein auf unserm Wasser fährt?“

„Oh“, erwidert Ankoli (der ganz vergessen zu haben scheint, dass er selbst noch einige Tage vorher vor dem

Dampfer erschrocken war) in überzeugendem, selbstbewusstem Tone, „wir wollen Gankabi besuchen. Dies ist Bula-Matari, der Bruder des grossen Gobila, und dies ist das Boot des weissen Mannes. Ihr wisst wohl, ein solches können nur Leute wie die weissen Männer anfertigen.“

Und nun ertönt ein allgemeiner Schrei der Bewunderung, und die Eingeborenen kommen sehr vorsichtig näher, weil sie fürchten, dass die Dinger sich wieder drehen und sie in die Tiefe versenken können.

Als wir endlich den Wunsch ausdrücken, weiter zu fahren, um einen Lagerplatz für die Nacht zu finden, rufen sie: „Gebt aber Acht, dass ihr Gankabi nicht zu sehr erschreckt. Hoffentlich seid ihr sehr gut gegen sie.“

„Oh, wir wollen sie nicht erschrecken, — nicht um die Welt, die arme Frau, nicht um die Welt!“

Gleich darauf tritt weit voraus die Insel Kemeh in Sicht, deren hohe Bäume das Wasser und die Ebene überragen. Mittlerweile begann der blassblaue Himmel, von welchem die Sonne ihre glühenden Strahlen den ganzen Tag herniedergesandt hatte, sich zu umziehen; von Westen her stiegen grosse Massen grauer Wolken herauf, die allmählich die Sonne verhüllten und schwärzer wurden, und der Tag schien mit einem heftigen Gewitter abschliessen zu wollen. Lange bevor wir einen geeigneten Platz zu einem Lager sahen, fing der Blitz an in dem dunkeln Gewölk zu spielen und zu zucken, und kündigte der rollende Donner uns an, dass das Unwetter nahe sei. Allmählich erhob sich der Wind, und da derselbe günstig war, so hissten wir ein Segel auf, um unsere Fahrt zu beschleunigen; auf der weit ausgedehnten Ebene zur Rechten war aber noch immer nichts zu erblicken, womit wir unser Brennholz ergänzen konnten, und als es um 5 Uhr 45 Minuten zu regnen begann, muss-

ten wir das Boot für die Nacht festlegen, noch mehr als $1^1/_2$ km von einem dichten Gebüsch und Gestrüpp entfernt, welches uns am nächsten Morgen Heizungsmaterial liefern sollte.

Für die in Aussicht stehende regnerische und stürmische Nacht waren wir nur schlecht vorbereitet, indess gelang es uns wenigstens mit Hülfe des über einen Remen ausgebreiteten Segels trocken zu bleiben, wenn eine gewisse Feuchtigkeit sich auch nicht vermeiden liess.

Am nächsten Morgen dauerte es sehr lange, bis wir die Fahrt fortsetzen konnten, denn das Holz musste aus grosser Entfernung über eine schlammige Ebene herbeigeschafft werden. Das junge Unterholz des Hains lieferte nur ein trauriges Heizmaterial. Der Landungsplatz wurde zu einem wirklichen Sumpfe, dessen Anblick bei der kühlen, feuchten Temperatur nur dazu beitrug, unsere unangenehme Lage noch zu verschlimmern. Trotzdem wir beständig und tüchtig heizten, dauerte es doch stundenlang, ehe wir den Dampf auf die gehörige Höhe im Manometer zu bringen vermochten, und es wurde Mittag, bevor wir die Fahrt antreten konnten.

Kemeh, die heilige Insel, auf welcher die Könige und Königinnen der Wabuma unter dem Schatten des hohen, dichten Hains begraben liegen, war bald erreicht. Ganze Wolken von Papagaien schwirrten über unsern Häuptern dahin und belebten die Luft mit ihrem Geschrei; Turteltauben liessen ihren girrenden Liebeston erschallen, um den abwesenden Gatten herbeizulocken; Wasserjungfern kamen an Bord; grosse Viehfliegen quälten uns hin und wieder mit ihren schmerzenden Bissen, und auch die Tsetsefliege ermangelte nicht, uns vom Brüten über die romantischen Geschichten der alten Häuptlinge abzuhalten, die in süsser

Vergessenheit auf der heiligen Insel begraben und einbalsamirt liegen.

Uns dicht am rechten Ufer haltend, gelangen wir an eine Stelle, wo die grauen Felsenhügel bis zum Rande des Wassers abfallen; nachdem wir die Spitze passirt, einen Halbkreis um die Curve einer Bucht beschrieben haben und um eine zweite felsige Spitze herum gefahren sind, befinden wir uns am untern Ende der volkreichen Ansiedelung von Musije.

Was ich über das jämmerliche Gefühl am Morgen und die Wettfahrt am Abend zum Aufsuchen einiger passender Bäume zu sagen vergessen habe, ist, dass die rechte Hälfte des Kwa so dunkelbraun wie Kaffee, die linke dagegen hellgrau, ähnlich fast wie Kalkwasser, aussieht. Das schwarze Wasser strömt aus dem rechten Nebenflusse, dem Mfini, das graue aus dem linken, dem Mbihe.

Das Centrum der Niederlassung von Musije beherrscht die Vereinigung der beiden Flüsse. Da deren Gewässer an Farbe so verschieden sind, so wird der künftige Reisende leicht auch ohne Führer seinen Weg von dem einen zum andern finden. Aber ein flüchtiger Blick in die Runde wird ihm kaum die Route zeigen, welche er einschlagen sollte: er sieht nur eine weite, flache Ebene vor sich, die mit blassgrünem Rohr bedeckt ist und aus der Ferne einem weiten Feld wogenden Getreides gleicht. Hier vereinigen sich zwei Wasserstrassen, etwa so breit wie die Seine bei Paris, zu dem Flusse, auf dem er nach Musije heraufgekommen ist.

Das Erscheinen eines Dampfers rief selbstverständlich eine sensationelle Aufregung unter den Einwohnern von Musije hervor. Für uns war dies ganz gut, denn etwas Geringeres würde die träumerische Bevölkerung kaum aus dem Mittagsschlaf, von ihren Biergelagen und ihrem Handelsgeschwätz

unter den Veranden oder im kühlen Zwielicht der Häuser aufgescheucht haben. In zwei Minuten hatte die Nachricht die ganze Ansiedelung erweckt; scharenweise kamen die Leute zum Ufer und die Kühnsten schossen sogar mit ihren leichten Canoes in den Fluss hinaus, um mit dem Strome abwärts treibend das seltsame Bauwerk zu betrachten, welches, ohne dass jemand Hand oder Fuss rührte, die Gewässer des Kwa spaltete und den Fluss in zwei langgestreckte, rollende Wellen hinter sich theilte.

Der erste Gründer der Gemeinde muss einen geschäftlichen Blick gehabt haben, denn kein Europäer würde eine bessere Stelle für dieselbe haben aussuchen können. Die Stadt liegt 6—12 m über dem höchsten Wasserstande auf einer fruchtbaren, steinlosen Terrasse, hinter welcher sich in beträchtlicher Entfernung ein niedriger mit Gras bewachsener Rücken erhebt, an dessen Seiten reichlich Raum für Gärten, Felder und Erholungsplätze vorhanden ist. Der graue Mbihe kann mehrere Tagereisen weit aufwärts befahren werden; dasselbe gestattet der schwarze Mfini, während der untere Kwa die Verbindung mit den Zeugmärkten am Stanley-Pool und den Elfenbein-, Bier- und Topfmärkten von Ujansi herstellt, wo sie ihr Angolaholzpulver, getrocknete Fische, Hirse, Mais, Taback und andere Waaren vertauschen können, die sie von den Stämmen ihrer Flüsse erhalten.

Ankoli erfuhr auf Befragen, dass die Königin Gankabi abwesend und den Mfini hinaufgefahren sei. Entweder wussten die Leute nicht, wann sie wiederkommen würde, oder sie wollten es nicht sagen, und niemand mochte es auf sich nehmen, uns in die Ansiedelung einzuladen.

Wir erkundigten uns nun nach Ila, der Frau Kibibi's, die mir Dutzende mal geschworen hatte, Bula-Matari sei ihr „Mann". Ila kam herangesprungen. Oh Weib, spröde und

schwer zufrieden zu stellen, treulos, wie alle! In der Stunde der Gefahr verleugnete sie ihren „Mann".

„He, Bula-Matari", schrie sie, sich am Halse fassend; „habe ich keinen Hals? Muss dieser, mein einziger, dir zu Gefallen abgeschnitten werden? Wer bin ich, dass du von mir verlangst, ich soll dich hier aufnehmen, wenn Gankabi fort ist? Der Henker hole solchen Narren! Mein Hals ist mir mehr werth als alle deine Stoffe."

„Oh Ila, Ila", rief ich; „nie mehr werde ich den Worten eines Weibes trauen. Ist das die grosse Liebe, die du zu mir hegst? Habe ich den Gefahren der mächtigen Flut des Flusses, den vielen felsigen Spitzen und Stromschnellen getrotzt und bin den Kwa hinaufgefahren, um von dir verleugnet zu werden, die vor ganz Mfwa und Kintamo erklärt hat, ich sei ihr «Mann»? Oh Ila! Ila! Undankbare, treulose, wankelmüthige Ila! Lebe wohl, böse Verrätherin! Ich gehe. Ruhe in Frieden!"

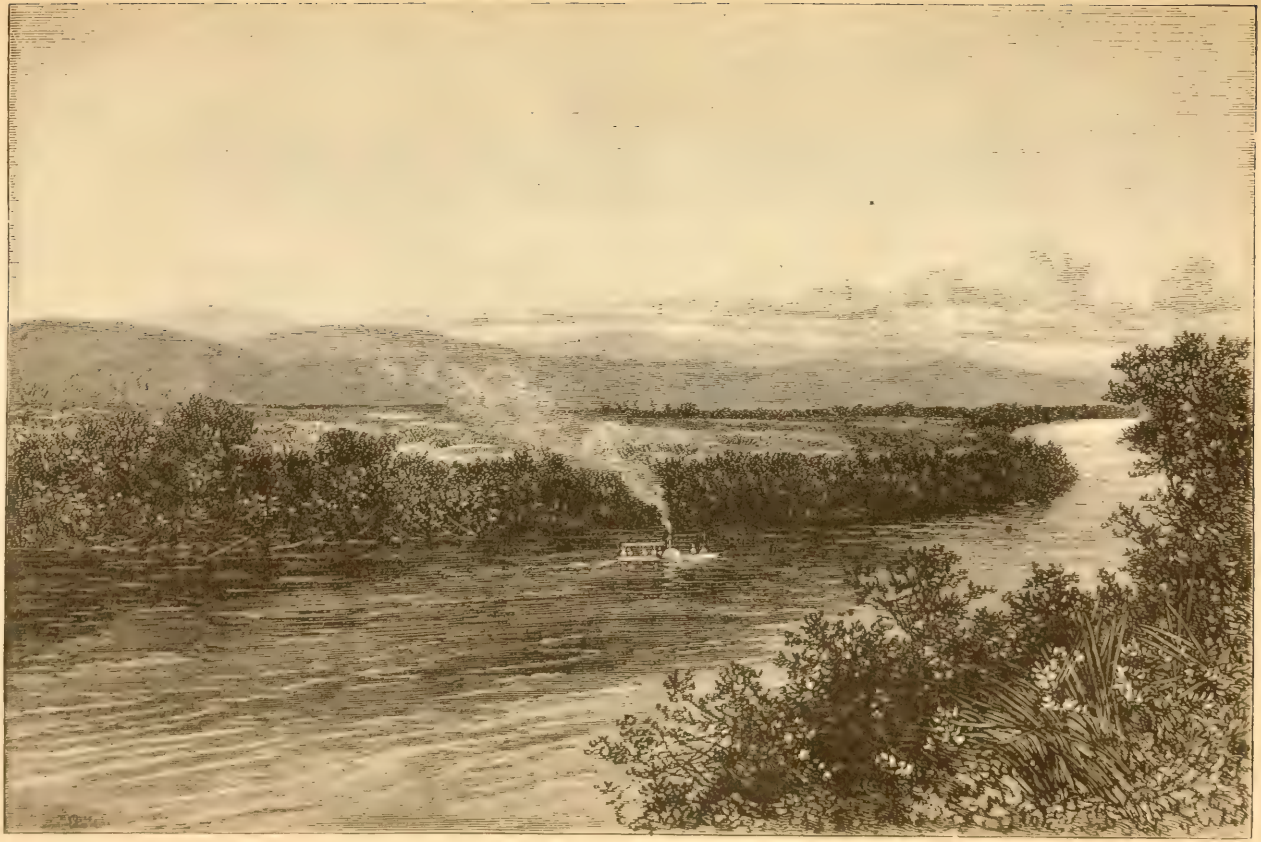
Der Dampf war mittlerweile bis auf 10 Atmosphären Druck gestiegen, und als ich den Befehl „Vorwärts" gab, schien der „En Avant" meine Wuth zu theilen, denn er schoss mit einer Geschwindigkeit dahin, welche die am Ufer versammelte Menge zu einem allgemeinen Ruf der Bewunderung veranlasste.

Die Dörfer von Musije dehnen sich am rechten Ufer in einer Entfernung von $7\frac{1}{2}$ km ohne Unterbrechung vom Mfini bis zum Kwa aus. Die Bevölkerung kann auf etwa 5000 Seelen geschätzt werden. Die Königin Gankabi regiert absolut über diesen Theil des Stammes der Wabuma, und es ist ersichtlich, dass ihre Unterthanen eine grosse Ehrfurcht vor ihr haben. Ihr Sohn Buguku ist Häuptling über beide Ufer des Kwa, und nach den Aussagen der Führer muss sein Gebiet sehr ausgedehnt sein.

Um 5 Uhr 45 Minuten schlugen wir auf einer kleinen Insel im Mfini, einige Kilometer unterhalb Mbutschi, das Lager auf. Bisher waren wir von den Moskitos noch ziemlich verschont geblieben, denn in Vivi und Manjanga kennt man sie nicht, und in Leopoldville wurden wir nur zu Anfang von ihnen belästigt, bis das grosse freigelegte Terrain und die Terrasse ihnen nicht mehr behagte und sie uns verliessen. In Msuata waren sie so selten, dass man sie beinahe als Curiosität betrachten konnte; dagegen kamen sie hier in der niedrigen grasbewachsenen Gegend und den ausgedehnten Schilfdickichten des Mfini in Myriaden vor. Im ganzen Schiff, ausgenommen im Kessel, blieb nicht ein Zoll Raum, wo die bösartigen, unersättlichen Insekten sich nicht niederliessen. Albert und ich vermochten uns mit den Moskitonetzen zwar einigermaassen zu schützen, aber unsere arme Mannschaft hatte, da die rundherum angezündeten Feuer, die Rauchwolken und die langen Graswedel die Thiere nicht zu vertreiben vermochten, eine böse Nacht; es war eine einzige, ununterbrochene Pein.

Brennmaterial war hier sehr spärlich, und obgleich wir alles, was nur eine Aehnlichkeit mit trockenem Holze hatte, mit grossem Eifer zusammensuchten, wurde es doch 8 Uhr, ehe wir am Morgen des 21. die Insel verlassen konnten.

Wir schienen an einem mit Rohr bewachsenen Flussdelta aufwärts zu fahren. Hohes, grünes Rispengras, das einem Erwachsenen über den Kopf reichte, dehnte sich über ein mehr als 20 km breites Areal aus, dessen Länge uns zwar unbekannt war, welches aber meilenweit von diesen beiden Flüssen durchströmt wurde. Nachdem wir eine Strecke gefahren waren, hatten wir zur Linken, etwa $1^1/_2$ km von uns, eine fortlaufende Kette niedriger Hügel, deren Gipfel zum Theil und deren Seiten und Fuss ganz bewaldet sind;



FAHRT AUF DEM MFINI ZUM LEOPOLD II.-SEE. I, 150.

zur Rechten ist die Hügellinie aber 20—30 km entfernt, und dieser ganze Raum schien von der niedrigen ebenen Grasfläche ausgefüllt zu sein, auf welcher nur hier und dort etwas verkrüppeltes Unterholz und an einzelnen Stellen eine Anzahl werthloser Baumwollbäume wuchsen, deren weiches, schwammiges und faseriges Holz zum Brennen ganz untauglich war. Für uns, die wir bisher immer zwischen Felsen und Bäumen mit hartem Holze gelebt hatten, war dies eine höchst eigenthümliche Lage. Nicht unerwähnt darf bleiben, dass der Fluss gerade seinen höchsten Stand erreicht hatte oder schon im Begriff zu fallen war, da sich hier und dort der schwarze Lehm, auf welchem das dichte Rispengras so üppig wuchert, schon zu zeigen begann.

Die Nothwendigkeit hat die Eingeborenen gelehrt, aus diesem Grase ein salpeterhaltiges Salz zu extrahiren. Im Juni, Juli und August werden grosse Quantitäten von dem Grase geschnitten, das dann in Schwaden am Boden liegen bleibt, bis es getrocknet ist, in Haufen gebracht und verbrannt wird. Die Asche wird später gesammelt und in Töpfen, welche aus dem schwarzen Lehm und Thon hergestellt werden, ausgekocht; der Bodensatz enthält das Salz, das von schmuziggrauer Farbe ist.

Was uns besonders auffällig schien, war, dass es hier trotz der nahen fetten Weiden gänzlich an Flusspferden fehlte, während dieselben im Mbihe sehr zahlreich vorkommen. Vielleicht lag die Ursache darin, dass es Hochwasser war, der Fluss die Wasserläufe überschwemmt hatte und in die Vertiefungen hinter den natürlichen Deichen derselben gedrungen war, wo jene Thiere zu andern Jahreszeiten vielleicht ungestört hausen. Wir bemerkten auf dem ganzen Laufe des Mfini-Flusses nicht ein einziges Flusspferd und ebenso waren auch Krokodile nur höchst selten.

Eine Stunde, nachdem wir das Lager verlassen hatten, begegneten uns zwei wohlbemannte Canoes, in deren erstem sich eine Frau befand, welche anfangs kräftig mitruderte, dann aber den rechten Arm in besonderer Weise in die Seite stemmte. Ankoli erkannte sie und rief: „Das ist Gankabi!“

Selbstverständlich hielten wir sofort an, um mit einer solchen Berühmtheit wie die Königin von Musije, der Freundin Gobila's und der wichtigsten Person am ganzen Flusse, eine Unterhaltung anzuknüpfen, und ohne das mindeste Zeichen von Besorgniss steuerte sie ihr $13^1/_2$ m langes Canoe neben den Dampfer. Schon diese That liess sie als eine Persönlichkeit von Charakter erkennen. Sie nahm dann ihr Ruder ein, stützte den rechten Arm in die Hüfte und prüfte uns einige Minuten scharf und aufmerksam, ohne zu sprechen.

Wahrscheinlich hörte sie Ankoli zu, der wie alle Eingeborenen seine Geschichte beim allerersten Anfang beginnt und sie auch bis zu Ende erzählen will. Die aufmerksame Beobachtung, welche sie Bula-Matari zutheil werden liess, wurde mit demselben Interesse erwidert. Ausser Haar und Farbe hatte sie nichts Negerartiges an sich. Man stelle sich eine Figur mit einem Martha Washington-Gesicht von dunler Bronzefarbe mit kurzem krausen Negerhaar vor, und man hat ein überraschend ähnliches Bild von der Königin Gankabi; gibt man jener eine Grösse von 1,70 m, kräftige, vierschrötige Gestalt und feste Formen mit einem weiten aus Gras gewebten Tuche um die Hüften, unbekleidete Büste, Füsse und blossen Kopf mit keinen andern Schmucksachen als einem schweren Kupferring um das Handgelenk, so sieht man das leibhaftige Ebenbild der Königin Gankabi vor sich.

Dieser strenge, ernste, feste und entschlossene Martha Washington-Typus kommt bei den Negerfrauen nur höchst selten vor. Während meiner vieljährigen Reisen in dem

„Dunkeln Welttheil“ habe ich mindestens 200000 afrikanische Frauen gesehen, unter denen ich jedoch, soviel ich mich erinnere, nicht mehr als ein halbes Dutzend solcher Gesichter gefunden habe. In der Regel herrscht eine gewisse weibliche Weichheit vor, schmale Augenbrauen und zurücktretendes Kinn; die hervorragendsten von jenen Typen waren aber Herrscherinnen, die in ihrer Art gross und bedeutend waren, wie die Königin-Mutter von Uganda und Gankabi, Königin von Musije. Dass die letztere nicht noch bedeutender war, lag einzig und allein am Mangel an Gelegenheit. Vielleicht sind Kandake von Aethiopien und Cornelia, die Mutter der Gracchen, auch Frauen von solchem Typus gewesen. Meiner Ansicht nach haben alle solche Frauen einen ganz besonders hervorragenden Zug im Gesicht, und das ist die Mutterwürde, die ideale Mutterwürde.

„So, du bist Bula-Matari?“ fragte sie nicht sanft, sondern streng, fast mit der Miene eines Richters.

„Ja.“

„Komm mit mir. Du kannst heute in Ngete bleiben und morgen können wir nach Musije fahren.“

Die Frau befahl bereits.

„Entschuldige, Gankabi. Ich habe Musije schon gestern gesehen, aber Musije hat mich vertrieben. Ich bin den Fluss heraufgefahren und will jetzt auch sein oberes Ende sehen.“

„Was! du wirst nicht weiter als Ngete mit mir fahren? Weist du, dass ich Gankabi bin, und dass was ich sage, geschieht? Verstanden?“

„Oh, vollkommen. Ankoli hat mir von Gankabi erzählt. Gobila hat mir von Gankabi gesagt. Ich weiss, Gankabi ist gross, die Mutter Buguku's und die Königin der Wabuma. Aber ich bin Bula-Matari, «der Mann, der Felsen zerbricht».“ (Es geht in Gegenwart solcher hartnäckiger

Persönlichkeiten nichts über die Hervorkehrung der eigenen Verdienste; hätte ich dies nicht gethan, das Mannweib hätte mir, glaube ich, gezeigt, was ein kräftiger Mutterarm vermag. Sie hielt das Ruder noch immer in der Hand.)

„Sei ruhig. Folge mir sofort nach Ngete. Warum brauchst du den Fluss zu sehen? Da ist nichts weiter über Ngete hinaus. Die beiden Ufer begegnen sich so (sie faltete die Hände zusammen). Glaube mir auf mein Wort und folge mir.“

„Nein“, erwiderte ich. „Heute wünsche ich Ngete nicht zu besuchen. Ich will erst das Ende dieses Flusses sehen, und wenn ich zurückkehre und du dann in Musije bist, werde ich dich aufsuchen, das heisst, wenn du es wünschest, sonst werde ich abwärts vorüberfahren, wie jetzt auf der Herreise.“

„Nun, es soll mich wundern, was du thun wirst! Wie willst du bei Ngete vorbeikommen? Die Leute werden mit dir kämpfen. Niemand darf bei Ngete vorbeifahren. Die Leute sind schlecht und werden euch alle tödten.“

„Nun gut, es würde mir natürlich leidthun, wenn wir umgebracht werden, aber trotz alledem muss ich die Fahrt fortsetzen.“

„Warum?“

„Um den Fluss zu sehen.“

„Und was willst du damit, wenn du ihn gesehen hast?“

„Nichts. Wenn ich das Ende desselben gesehen habe, kehre ich zurück.“

„Genug davon! Höre! Bleibe hier, fahre dicht an das Ufer und warte, bis ich dir etwas zu essen hole, dann können wir zusammen nach Musije hinabfahren.“

„Nein, es freut mich, dass ich dich gesehen habe. Du gehst nach Ngete und besorgst dort deine Geschäfte. Warte dort zwei oder drei Tage, dann werde ich zurückkehren und darauf wollen wir zusammen nach Musije fahren.“

„Nein, nein, nein; sei kein Narr, Bula-Matari. Komm mit mir zum nächsten Dorfe und bleibe dort, ich werde dir Lebensmittel besorgen. Dann will ich nach Ngete fahren und meine Sachen holen, und wir wollen noch heute zusammen nach Musije fahren."

Schliesslich erklärte ich mich bereit, mit ihr nach dem Dorfe zu gehen, wo sie uns eine Ziege und einige Bananen verschaffte, was sehr annehmbare Geschenke waren. Wir warteten eine Stunde auf ihre Rückkunft von Ngete, setzten dann aber, in der Befürchtung, dass sie ihr hartnäckiges Bitten wiederholen würde, die Reise fort. Als Ngete, ein ebenso grosser und volkreicher Platz wie Musije, in Sicht kam, erhielt Albert ein Zeichen, die Maschine bis auf 8 Atmosphären Druck zu heizen, worauf wir trotz des Rufens und Schreiens der Leute von Ngete, unter denen die auffallende Gestalt Gankabi's sich durch energisches, der ernsten Mutterwürde ihres Charakters entsprechendes Winken auszeichnete, in rascher Fahrt vorbeischossen.

Ngete liegt am linken Ufer und beherrscht die Einfahrt in zwei durch eine lange Insel getrennte Kanäle. Die Stadt liegt auf einem röthlichen Thonrücken, der aus dem ihn umgebenden Rispengrase hervorragt. Gleich oberhalb derselben steht das Dorf Impali und noch 8—9 km weiter aufwärts gelangt man an den District Muleke, wo wir 3 Uhr nachmittags ankamen. Unsere Feuerung war fast gänzlich verbraucht und keine Aussicht vorhanden, den Vorrath erneuern zu können. Die bewaldeten Hügel auf beiden Ufern schienen etwa $1^1/_2$ km entfernt zu sein; nach einer Berathung mit Ankoli hielten wir es deshalb für das Beste, uns Heizmaterial, Brot und Bananen zu kaufen. Man kann sich also vorstellen, welches Land dies ist, wo man sogar Brennholz kaufen musste.

Die Eingeborenen wussten auf einem natürlichen Kanal das Schiff zu erreichen und statteten uns einen Besuch ab. Es waren wild aussehende Burschen; die Frauen schmückten sich wie die Weijansi, trugen schwere Messingkragen, im Gewicht von 10—60 Pfund, um den Hals und an den Beinen und Armen ebenso massive Ringe. Das Haar war zu einem hohen Knoten verschlungen. Ihre Speere hatten Aehnlichkeit mit den Assegais der Zulu und wunderhübsch geschnitzte lange und dünne Schäfte.

Durch Vermittelung Ankoli's gelang es bald, uns mit Ifwe, dem Häuptling von Muleke, zu befreunden, dagegen waren die Verhandlungen, wie gewöhnlich mit afrikanischen Fürsten, höchst langwierig und zeit- und geduldraubend. Der Fremde mag sich alle Mühe geben, um die Angelegenheit in kurzer Zeit zu Ende zu bringen, er mag sich ärgern und innerlich vor Verdruss kochen, es hilft ihm alles nichts, hier in diesem grasumsäumten Flusse war die Macht der Umstände selbst für einen Dampfer zu gross. Unsere Feuerung kostete uns 100 Messingstangen, die bei der weiten Entfernung hier einen Werth von je 50 Pfennig hatten. Getrocknete und frische Fische waren im Ueberfluss vorhanden; ein gedörrter Wels (*Silurus*) von 30 cm Länge kostete eine Messingstange oder 50 Pfennig, sechs ebenso lange frische Fische mussten mit 4 Stangen oder 2 Mark bezahlt werden.

Am 23. Mai war der Dampfer mit trockenem Brennholz beladen, sodass wir um Mittag die Fahrt von Muleke aufwärts fortsetzen konnten.

Die das linke Ufer bis weit ins Innere hinein bewohnenden Tribus gehören dem Stamme der Basassa an. Muleke ist der erste ihrer Districte, zu welchem wir gelangten. Ihre Sprache unterscheidet sich nur wenig von dem Dia-

lekt der Wabuma, sodass Ankoli uns auch hier noch von Nutzen war.

Das Dorf Ndua, das gleichfalls auf einer stumpfen Erhöhung des Landes liegt, erinnerte stark an ein Nildorf während der Ueberschwemmung; obgleich dasselbe nur $3^1/_2$ m über der Oberfläche des Flusses lag, schien es doch einen weiten Blick über das ringsherum wogende und rauschende Grasmeer zu haben, da wir deutlich die Gestalten

DAS DORF NDUA.

seiner schwarzen Bewohner erkennen konnten, die in Gruppen zusammen standen und den unter Dampf und Segeln herannahenden Dampfer beobachteten.

Einige Kilometer oberhalb Ndua erreichten wir das obere Ende der langen Insel, die wir erst nach fünfstündiger Fahrt ganz passirt hatten. Ihrem äussersten Ende gegenüber am rechten Ufer liegt das Dorf Ganto. Um 5 Uhr nachmittags schlugen wir unser Lager am linken Ufer in der Nähe

einer Gruppe von Baumwollbäumen auf, von denen wir etwas dürres Holz ablesen konnten.

Mit Tagesanbruch am 24. waren wir schon wieder unterwegs; um 7 Uhr erreichten wir eine Anzahl Bäume mit hartem Holze in einer Strombiegung, und da dies in dieser Gegend ein sehr seltener Schatz ist, so benutzten wir die Gelegenheit, um uns mit Brennmaterial wieder zu versorgen. Nach zwei Stunden hatten wir genügend davon an Bord genommen, um die Fahrt mindestens 18 Stunden ohne Unterbrechung fortsetzen zu können.

Eine Stunde später erreichten wir das grosse Dorf Ndu-Kumbi am linken Ufer, und gegen 1 Uhr nachmittags befanden wir uns querab von Musije-Munono, wo Ankoli Freunde besass. Dadurch waren wir gezwungen, den Rest des Tages hier halt zu machen, was wir indessen nicht bedauerten, da wir genügend aus Hirse gebackenes frisches Brot einkaufen konnten, das für viele Tage ausreichte. Das Brot war in Gestalt von 20 cm langen und $2^1/_2$ cm starken Rollen gebacken, von denen wir 30 mit einer Messingstange bezahlten.

Trotz der grössten Mühe, uns nähere Informationen über die Gegend und den Fluss zu verschaffen, gelang es uns in der ganzen Zeit nicht, aus den Eingeborenen etwas herauszulocken, was darauf hätte schliessen lassen, dass weiter flussaufwärts irgendetwas Charakteristisches und Sehenswerthes zu finden wäre. Die Eingeborenen theilten uns willig mit, was sie wussten; sie nannten uns die Namen der Ortschaften und Stämme, bezeichneten uns Dörfer, welche „gute Leute“ hätten, und sagten, dass „am Ende des Flusses“ die Ufer zusammenstiessen, sodass der Dampfer nicht weiter fahren könnte.

Oberhalb Ngete schwankte die Breite des Flusses zwi-

schen 250 und 400 m, doch war derselbe für alle Zwecke der Schiffahrt tief genug. Obgleich beständig ein Mann mit dem Peilstocke am Bug stand und fortwährend die Tiefe maass, haben wir doch nirgends die Spur einer Untiefe gefunden. Die Strömung floss sehr gleichmässig mit etwa $2^1/_2$ Knoten Geschwindigkeit, und der Fluss war von einer Seite zur andern vollständig frei und ungehindert, ohne treibende Baumstämme oder Sandbarren an den mit Schilfgras bedeckten Ufern. Wäre nur Holz hier vorhanden, wir würden den Strom mit seinem glatten Wasserspiegel, tiefem Wasser und felsenfreiem Bett für die Schiffahrt noch geeigneter gehalten haben als den Kongo. Selbst ein künstlicher Kanal könnte denselben nicht übertreffen, zumal da die Windungen, wenn auch regellos, so doch lang sind; an keiner Curve findet man Wirbel, Strudel oder Rückströmung, an keiner Ecke beschleunigt sich der Lauf des Wassers, überall, selbst in den Winkeln fliesst es gleichmässig dahin.

Am 25. Mai erreichten wir bald nach der Abfahrt von Musije-Munono das am rechten Ufer liegende Dorf Mukana, dessen Bewohner jenem feindlich gesinnt sein sollen. Gegen Mittag gelangten wir zu dem etwa 25 m hoch über dem Wasser auf einer stumpfen Erhöhung stehenden Ort Jamvu, dessen Bevölkerung auf unsere Bemühungen, einen friedlichen Verkehr herzustellen, jedoch nicht eingehen wollte, sondern uns mit den Waffen in der Hand mit stummer, dummer Neugier betrachtete. Nach den Bananenbäumen zu schliessen, welche das Dorf umgeben, muss Jamvu sich eines Ueberflusses an Lebensmitteln zu erfreuen haben.

Bei Berechnung der Mittagsbreite ergab sich, dass wir uns auf 2° 27′ südl. Br. befanden. Um 12 Uhr 45 Minuten passirten wir Unkuri, doch setzten wir die Fahrt noch bis zum Abend fort. Die Scenerie blieb dieselbe, auf beiden

Seiten ein etwa $^{3}/_{4}$ km breites Röhricht, hinter welchem sich eine niedrige Hügelkette hinzog, die jedoch vollständig unzugänglich war, ausgenommen für schmale Canoes, welche durch die fussbreiten Kanäle im Schilf geschoben werden konnten.

Gegen Abend kamen wir am obern Ende einer langen geraden Strecke des Flusses zu einer plötzlichen Curve. Die Hügel zur Rechten zogen sich scharf nach links, wo der Fluss an ihrem Fusse aufzuhören schien; das Gestade wurde niedriger, und zum ersten mal konnten wir den zwischen dem Strome und dem Fusse der Hügel liegenden Raum überblicken, auf welchem wir eine Anzahl stiller Tümpel oder Lagunen entdeckten, die durch gewundene schmale Kanäle miteinander in Verbindung standen. In ein paar verfallenen Hütten auf einem Ameisenhügel übernachteten wir; am nächsten Morgen mussten wir eine derselben abbrechen, um Brennholz zu erhalten.

Als wir dann weiter dampften, bemerkten wir, dass der Fluss hier nur eine rechtwinkelige Biegung mache und wir noch nicht an seinem Ende angekommen seien. Eine Stunde später trat eine Veränderung in der Monotonie der mit Schilf und Rohr bewachsenen Ufer des breiten Thales ein; der Fluss bespülte zur Rechten jetzt den Fuss schön bewaldeter grüner Hügel von mässiger Höhe, und an mehrern Stellen sahen wir stumpfe Rücken, auf denen starkbevölkerte Dörfer standen. In Mutumba redeten wir die Leute zuerst an. Ankoli war noch nie so weit gewesen. Er erwähnte den Namen Gankabi, doch schien derselbe nicht soviel Interesse zu erwecken, wie wir erwartet hatten. Die Eingeborenen scharten sich in besorgnisserregend grossen Mengen, die noch immer zuzunehmen schienen, um den Dampfer. Gern würden wir ihnen Lebensmittel abgekauft haben, hätten wir

irgendwelche Aussicht gehabt, damit sofort einen günstigen Eindruck bei ihnen zu machen; allein die Zeit war uns kostbar, und wir waren bei dieser Reise nicht auf einen längern Aufenthalt an einer Stelle vorbereitet, und dampften deshalb weiter mit dem Versprechen, dass wir auf der Rückfahrt wiederkommen würden. Bald nachher traten nacheinander noch ein halbes Dutzend andere Dörfer, sämmtlich sehr hübsch gelegen, in Sicht; die beiden letzten beherrschten die Vereinigung zweier Kanäle, von denen der linke, etwa 100 m weite „nach Ngana“ führte. Ob Ngana aber ein Fluss, See, Dorf oder District sei, wussten wir nicht. Wir wählten den Kanal zur Rechten, weil derselbe der weiteste, dreimal so breit wie der andere war. Beide Kanäle waren durch ein sich wie ein Kornfeld ausdehnendes und wogendes Schilfmeer voneinander getrennt. Das rechte Ufer war abschüssig, hübsch grün und mit Wald bedeckt, und hohe schattige Rothholzbäume standen von nahe dem Flussufer bis hinauf zu den stumpfen Gipfeln der Hügel. Später traten die Bäume weiter zurück, es breitete sich wieder ein Röhricht zwischen ihnen und dem Flusse aus, doch war dieser immer noch 450 m breit. Zwei Stunden später gestattete uns eine Oeffnung in dem Schilfmeer zur Linken einen Blick auf eine 3 km weite offene Wasserfläche, welche mich auf den Gedanken brachte, dass wir entweder in einen See oder in eine ausgedehnte Lagune hineinführen.

Mit wachsendem Interesse beobachtete ich die Ufer, an denen wir jetzt mit ungewöhnlicher Schnelligkeit vorüberkamen. Infolge dessen liess ich die Maschine stoppen und zurückarbeiten, doch machte sich noch immer eine geringe Strömung bemerkbar. Wir warfen das Loth über Bord und fanden $6^1/_2$ m Tiefe.

Am rechten Ufer trat jetzt eine niedrige Spitze hervor,

auf welcher eine einzige, sehr auffallende Palme stand, und je mehr wir uns derselben näherten, desto grösser wurde meine Ueberzeugung, dass wir unerwarteterweise einen See aufgefunden hätten, denn zur Linken von uns war jetzt bis zu den 7—8 km entfernten niedrigen Hügeln offenes Wasser.

Bei der Weiterfahrt bemerkten wir auf der tintenfarbigen Oberfläche des Sees eine dünne Staubschicht, welche der Farbe nach fast wie Schwefelblumen aussah, während das Kielwasser des Schiffes einem langen, glatten Spiegel in breitem vergoldeten Rahmen glich.

Dicht oberhalb der Einen-Palmen-Spitze fanden wir in einer Bucht einen ebenen mit Kieseln besäeten Strand, hinter welchem sich tiefes, undurchdringliches Dickicht befand. Hier machten wir um 5 Uhr nachmittags halt, theils um Brennholz zu holen, theils um uns auf dem reinen festen Strande zu belustigen, indem wir platten blauen Schiefer über die gelbe schwefelfarbene Oberfläche des Sees und runde marmorartige Quarzstücke und poröse rothe Steine ins Wasser warfen. Das leichte schwammige Baumwollholz, welches wir weiter abwärts bekommen hatten, wurde über Bord geworfen und durch ein festeres weisses Holz mit rothem Mark ersetzt. Am nächsten Morgen trieb das fortgeworfene Brennholz noch in der Nähe des Schiffes.

Das Wasser hatte im Glase, gegen das Licht gehalten, die Farbe von Branntwein, in der Tiefe sah es wie Tinte aus.

Am folgenden Tage, 27. Mai, setzten wir unsere Forschungsreise fort, indem wir in einer Entfernung von 100 Metern dem Ufer entlang steuerten.

Während der Fahrt bemerkten wir, dass das Land an der entgegengesetzten linken Seite immer mehr zurücktrat, bis der Horizont nach Osten hin schliesslich vom Wasser begrenzt war; aus dem über dem Bug des Dampfers dunkel

sichtbar werdenden Lande gewannen wir jedoch die Ueberzeugung, dass der See weit ins Innere hinein sich erstreckende Buchten oder grosse Inseln haben müsse. Beim gelegentlichen Lothen fanden wir eine Tiefe von 3—7 m. Keine Bewegung kräuselte die glatte, todte Oberfläche, doch sah man an der Wellenlinie am Lande, den abgerundeten Kieseln, der Form des sandigen Strandes, den angetriebenen Holztheilen und den Spuren der Brandung im Schatten der über den See hängenden Gebüsche, dass Stürme das Wasser hin und wieder aufwühlen müssen.

Insbesondere war unsere Aufmerksamkeit jedoch auf das waldbekleidete Ufer gerichtet, das in harmonischen Umrissen vom Rande des Sees zu den Gipfeln der baumbekleideten Hügel aufstieg, deren Höhe zwischen 45—90 m schwankte.

Bachstelzen und Strandläufer liefen am Strande lebhaft umher; Elstern hüpften von Busch zu Busch; ernste Fischadler betrachteten uns neugierig von ihrer hohen Warte auf den Bäumen; Papagaien schwirrten mit schwerfälligem Fluge und schrillem Gekreisch über unsern Köpfen hin; eine Familie von Webervögeln, mit der gelben Brust nach oben, hockten unter ihren Nestern; Taucher verschwanden ängstlich aus unserer Nähe, und hier und dort kroch ein faules wohlgenährtes, fettes Krokodil, erbost über die Störung, langsam dem Wasser zu, was alles dazu beitrug, unsere Freude über die prächtige Fahrt noch zu erhöhen.

Wenn wir uns aber auch zu amusiren versuchten, so darf doch nicht unerwähnt gelassen werden, dass wir in mancher Beziehung uns in einer nicht sehr angenehmen Lage befanden, und namentlich wurde das Vergnügen an der Excursion durch den stetig wieder zur Erinnerung gebrachten Gedanken, dass wir nur wenig Lebensmittel besässen, sehr

wesentlich gestört. Es war dies der neunte Tag nach unserer Abfahrt von Msuata, und wir gebrauchten mindestens noch drei weitere Tage, um dorthin zurückzukehren, selbst wenn wir unsere Forschung sofort aufgegeben hätten. Wer wusste, wie lange diese Umschiffung des Sees in Anspruch nehmen würde, denn zu einer solchen hatten wir uns selbstverständlich sogleich entschlossen, nachdem es uns klar geworden war, dass wir einen See entdeckt hätten. Ein weiser Mann hat mir in der Jugendzeit den Grundsatz eingeprägt: „Gib nie etwas Gutes auf, bis du es gründlich kennen gelernt hast, da du vielleicht nie wieder die Gelegenheit dazu haben wirst“, das heisst also, auf unsern Fall angewendet: wenn du einen neuen See oder Fluss entdeckst, so sei bestrebt, soviel wie möglich davon zu sehen, weil die Zufälle des Lebens dich vielleicht hindern, denselben zum zweiten mal zu besuchen.

Und das war denn auch unsere Absicht, obgleich die Blicke der Mannschaft mir bereits die allergrössten Vorwürfe über meine Verwegenheit zu machen schienen. Allein Albert und ich waren nicht um die geringste Kleinigkeit besser daran als sie. Noch zwei Tage, und wir würden von allem entblösst sein. Allein wer hatte auch an einen Fluss mit schilfbedeckten Ufern gedacht, wo Brennholz so knapp war, dass wir kostbare halbe Tage verlieren mussten, um dasselbe einzukaufen? Und wem hatte es geträumt, dass wir in dieser Richtung auf einen See stossen würden?

Die Einbuchtungen des Strandes machten grosse Curven, das hohe Land hinter denselben zeigte jedoch nichts weiter als einen ununterbrochenen Wald, aus dem hier und dort einige hohe durch ihre geraden, grauen, säulenförmigen Stämme sich auszeichnende Baumwollbäume oder einzelne Palmen hervortraten, deren schlanke gebogene

Wedel graziös hin- und herwogten; allein nirgends war eine Oeffnung zu entdecken, welche darauf schliessen liess, dass in dem unbekannten Lande auch menschliche Bewohner seien. Vollständig ereignisslos verlief der Tag, bis wir auf dem silberfarbenen Strande in der Wildniss unser Lager aufschlugen, als unbestrittene Herren des stillen Sees und seiner Ufer.

Gegen Mitternacht wurden wir durch einen heftigen Gewittersturm aus dem Schlafe aufgestört; in schrecklichen, flammenden Zügen zuckte der Blitz wild aus den Wolken, die intensive Dunkelheit der Nacht mit blendendem Scheine erleuchtend, laut widerhallend rollte mit kurzem, scharfem, fast betäubendem Knattern der lange anhaltende Donner, und in kräftigen Schauern, wie wenn er mit Gewalt auf uns herabgeschleudert würde, floss der Regen hernieder. Dann erhob sich der Wind zum Sturm, und binnen kurzem hörten wir die Brandung mit hohlem Tone die niedrige Küste peitschen. Glücklicherweise waren wir klug genug gewesen, den Dampfer sicher zu befestigen, doch entging er der Brandung nicht ganz. Ich bedauerte nur, dass der Gewittersturm nicht am Tage eingetreten war, weil es mir höchst interessant gewesen wäre, zu sehen, wie die pechschwarzen Gewässer sich zu hohen Wogen mit sirupfarbigem Schaum aufthürmten.

Am Morgen des 28. Mai hatte der Regen aufgehört, der Wind sich gelegt und nur die unruhige Dünung erinnerte uns an die Schrecknisse der verflossenen Nacht. Das Segel hatte uns nur sehr schlecht vor dem Regen und der Feuchtigkeit geschützt: der Dampfer hatte 15 cm Wasser im Raum. Nachdem dies ausgeschöpft, Brennholz geholt, die Maschine genügend geheizt worden war und wir ein frugales aus sehr dünnem Thee und gerösteten Bananen bestehendes warmes

Frühstück eingenommen hatten, wagten wir uns wieder hinaus.

Als wir gegen 10 Uhr aus einer langen baiartigen Bucht des Landes herauskamen, bemerkten wir in der Mitte des Sees ein halbes Dutzend Canoes, 3 km weiter hinaus noch ein anderes und, nachdem wir eine felsige Spitze umfahren hatten, das Dorf, in welchem jene Fahrzeuge zweifelsohne zu Hause waren. Wir hatten also eine ausgezeichnete Gelegenheit, um uns über das Land zu informiren und vielleicht frische Fische und Nahrungsmittel zu erhalten. Wir hielten deshalb nach den Fischern zu; da diese eifrig mit dem Einholen ihrer Netze beschäftigt waren, konnten wir uns bis auf $1^1/_2$ km Entfernung nähern, ehe sie unsere Gegenwart bemerkten. Und wie müssen wir ihnen erschienen sein! Ein langes weisses Boot mit weitem, ausgebreitetem Flügel, das ein ganz seltsames Geräusch machte, welches nicht die geringste Aehnlichkeit mit den Lauten irgendeines Thieres hatte, die sie je gehört! In Verzweiflung heben sie die Hände auf. Einer scheint mehr Geistesgegenwart zu haben als die andern, ergreift sein Ruder und treibt das Boot instinctmässig zur Flucht. „Ein vorzüglicher Gedanke“, sagen offenbar die andern, und alle tauchen ihre Ruder tief in das schwarze Wasser, sodass die kleinen Canoes mit grosser Schnelligkeit fortgetrieben werden und im Fluge über den See hinjagen. Nur der Mann in dem einsamen Canoe ist so gründlich in das Einholen der Netze vertieft, dass er noch immer keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr hat. Da, horch! Was ist das? Was ist das für ein seltsam stöhnendes, puffendes, klatschendes und klapperndes Geräusch? Er dreht sich nach unserer Richtung um und erblickt ein wunderbares Ungethüm, ganz weiss, mit einem hohen Flügel und ein paar sich drehenden Klappern, welche das Wasser

hinter sich in langgestreckte Wellen aufwühlt. Er fällt wie vom Schlage getroffen ins kleine Canoe und scheint sich klar machen zu wollen, ob das Wirklichkeit oder ein ihn äffender Traum ist. Ohne Zweifel fliegt der Gedanke durch sein Hirn: „Noch vor einem Augenblicke sah ich mich nach allen Seiten um und bemerkte nichts Seltsames, das mir Furcht oder Angst machen konnte, und nun? Woher kann das Ungethüm gekommen sein? Es ist sicher ein wilder Traum!“

Aber unaufhörlich trägt der leichte Wind die starken regelmässigen Töne und das tiefe, aber kräftige Seufzen an sein Ohr; er hört das verzweifelte Herumwirbeln der Schaufelräder und sieht die langgestreckten, rollenden Wellen im Kielwasser. Mit wilder Energie springt er auf, wirft noch einen raschen Blick um sich und begreift nun die Wirklichkeit, dass, während er als gedankenloser Narr am hellen Mittag seinen Träumereien nachgehangen hat, er von seinen Freunden im Stiche gelassen worden ist. Allein solange noch Leben, ist auch noch Hoffnung; er kauert nieder, ergreift das Ruder, taucht es auf dieser und auf jener Seite ein, und willig seinem Befehl und den langen Schlägen gehorchend, springt das zierliche, wie eine Speerspitze scharfe Fahrzeug über das Wasser.

„Lasst das Segel herab, Jungen!“ Das Segel wird aufgerollt, und es zeigt sich eine hohe dünne Stange, während hinter derselben eine schwarze Säule steht, welche Feuer und Rauch aus ihrem Munde speit.

Näher und immer näher kommt der Dampfer dem fliehenden Canoe, allein plötzlich treibt der schwarze Insasse dasselbe mit einer Drehung des Ruders in rechtem Winkel zur Seite, während der „En Avant“, überrascht von der unerwarteten Schwenkung, in rasendem Laufe geradeaus stürmt; aber binnen kurzem setzt er die Jagd fort, indem

er dieses mal jede Bewegung des Canoes genau beobachtet. Der geängstigte Mann hat mittlerweile wilde Blicke über die Schulter geworfen; er bemerkt, wie das Ungethüm, das seiner aufgeregten Phantasie immer grösser erscheint, rasch herankommt, und hört das schreckliche Geräusch der Räder, das Aechzen der Maschine und das Puffen des Dampfes. Noch einen Blick wirft er hinter sich, aber derselbe scheint ihn vollständig zu überwältigen; im nächsten Augenblick springt er, „ach Gott!“ über Bord und wir jagen an dem leeren Canoe vorbei.

„Uledi, Dualla! Wir wollen nach der Stelle zurückkehren, wo er über Bord sprang; wenn er wieder auftaucht, springt über Bord und fangt ihn.“

Wir wandten den Dampfer um und fuhren langsam nach dem leeren Canoe zurück, an dessen Seite der Schwarze schwamm. Als wir in die Nähe kamen, tauchte er plötzlich unter, doch waren unsere beiden Matrosen wie der Blitz hinter ihm her. Es war ein hübscher Anblick, als die beiden graziösen Gestalten wie Haifische auf ihre Beute losstürzten; sie brachten ihn bald herauf und schwammen, ein jeder einen Arm des Eingeborenen haltend, nach dem Dampfer. Wir hoben ihn sanft herauf und setzten ihn auf das Segel, geduldig wartend, bis sein Puls weniger wild schlage und seine fürchterliche Aufregung sich beruhige.

„Komm, Ankoli, sprich milde mit dem armen Mann.“

Die liebegirrenden Worte und klagenden Töne Ankoli's erhalten keine Antwort.

„Versuche es noch einmal — noch sanfter, Ankoli.“

Und wieder fragt Ankoli ihn in beruhigendem, flüsterndem Tone, wie sein Name sei.

„Was habt ihr mit mir vor? Es sind in unserm Dorfe viele bessere Leute als ich.“

„IM NÄCHSTEN AUGENBLICK SPRINGT ER, «ACH GOTT!» ÜBER BORD." I, 468.

„Wie so bessere Leute?“ frage ich. „Was meint er?“

„Er meint“, sagte Ankoli, „es seien bessere Sklaven im Dorfe als er.“

„Ah, es sind also Sklavenfänger hier gewesen. Woher sind sie gekommen?“

„Wie kann ich das wissen? Ich habe diesen See nie vorher gesehen; vielleicht Gankabi oder Ingja von Ngete.“

Nachdem wir offenbar alle Informationen erhalten hatten, die der arme Teufel uns geben konnte, nahm Dualla zwei Hände voll glänzende Perlen und ein Dutzend Tücher, holte dann das Canoe längsseite und ersuchte den Eingeborenen, sein Boot zu besteigen, worauf er letzterm die Tücher, Perlen und ein kleines Päckchen Kauris ins Boot gab. Sobald der Eingeborene begriffen hatte, dass er ein freier und reicher Mann sei, brachte er eine solche Distanz zwischen sich und uns, dass es uns zur Unmöglichkeit wurde, ihn wieder zu fangen, selbst wenn wir dies gewollt hätten. Als das Boot noch wie ein kleiner Punkt erschien, richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf, ein Zeichen, dass er nun erst sicher war, sein altes Leben wieder beginnen zu können.

Das Ende des Sees liegt auf 1° 28′ südl. Br.; nachdem wir dasselbe erreicht und in zwei oder drei grosse Buchten hineingesteuert waren, in der Hoffnung, in einer oder der andern einen schiffbaren Fluss zu finden, kamen wir in ein sehr grosses Dorf, bei welchem wir etwa 150 m vom Lande hielten, während Ankoli sich den Leuten verständlich zu machen suchte. Allein dieselben versammelten sich in grossen Scharen mit Bogen und Speeren und veranstalteten allerlei kriegerische Demonstrationen. Um uns gar keinen Zweifel zu lassen, schlich sich ein Eingeborener bis zu einem vorspringenden Baumstamm heran und machte den Pfeil schussbereit, während einige andere mit leichten Speeren zum Wurfe

fertig standen. Ankoli rief die Namen Gobila's und Gankabi's, wie wenn dieselben die Bezeichnungen von Schutzgöttern seien, erhielt jedoch keine Antwort. Unter diesen Umständen konnten wir, da die Zeit verstrich und der Proviant so knapp geworden war, dass wir Hunger litten, uns nicht damit aufhalten, ihnen Gastfreundlichkeit gegen Fremde beizubringen. Von den Einschüchterungsversuchen gezwungen, dampften wir weiter, uns beständig am felsenbekleideten Ufer haltend, bis wir zu einer Insel gelangten, bei der wir die Nacht über blieben.

Am 29. Mai waren wir schon vor Tagesanbruch wieder unterwegs. Wir steuerten in jede tiefe Bucht hinein, immer an einer niedrigen mit Humus und Alluvialniederschlägen bedeckten Küste hin, bis wir um Mittag eine tiefe, weite Bai an der Südküste erreichten, wo ein grosser Theil des Waldes überschwemmt war und das Wasser bis weit ins Innere des Landes hineinragte.

Auch den 30. Mai verbrachten wir mit der Erforschung der zahlreichen unregelmässigen Buchten der Südküste. Hin und wieder bemerkten wir zwar ein Dorf, doch flohen die Bewohner, sobald sie uns erblickten, stets in den Wald. Zahlreiche kleine Ströme ergossen sich in die Baien.

Am 31. Mai und an den folgenden Tagen trug ich nachstehende Bemerkungen in mein Tagebuch ein:

„Erforschten heute drei Baien und hielten uns bis 2 Uhr nachmittags dicht am Lande, steuerten darauf nach der Westseite hinüber und erreichten um 3 Uhr 30 Minuten die Ein-Palmen-Spitze. Die Umschiffung des Leopold II.-See war vollendet. Die grösste Tiefe, welche ich entdeckte, betrug 7,3 m; im Durchschnitt ist der Wasserstand zu dieser Jahreszeit vielleicht 5 m, in der trockenen Saison etwa $1^1/_2$—2 m weniger. Trotz seiner Flachheit bedeckt der See

DAS ENDE DES LEOPOLD II.-SEE. I. 479.

ein ungeheueres Areal von etwa 1860 qkm. Ich habe nur einen Fluss von Bedeutung entdeckt, und zwar am äussersten nordöstlichen Ende des Sees, und bin denselben $7^1/_2$ km weit hinaufgefahren. Wie Ankoli mir mittheilt, kommen die Weijansi zuweilen auf dem Mfini herab; wenn dies aber auf Wahrheit beruht, ist es mir ein Räthsel, auf welche Weise sie den See erreicht haben können. Es ergiessen sich eine grosse Menge kleiner Flüsse in den See.

„Die südliche Küste ist im allgemeinen so unregelmässig und in ihren Umrissen zerrissen, wie ein Schlackenkuchen aussehen würde, wenn man denselben mit einem Hammer zertrümmert. Dieselbe besteht aus hartem Sandstein, ist wie Bimstein von Löchern durchzogen und mit Eisenerz geadert. Das nördliche Ufer wird dagegen aus einer starkbewaldeten Hügelkette gebildet und besitzt offene Buchten und einige sichere kleine Häfen. Wie mein Führer erzählt, der oft Geschäfte mit Gankabi gemacht hat, die ihrerseits hauptsächlich mit den Dörfern in der Nähe der Einfahrt in den See Handel treibt, sind Angolaholzpulver, Kautschuk, Fische und Elfenbein die wichtigsten Producte dieser Gegend.

„Wir sind fast verhungert, da ich mich vergeblich mit der Hoffnung getragen habe, dass wir irgendwo Lebensmittel kaufen können; allein die um den See wohnenden Eingeborenen sind so ausserordentlich wild und furchtsam, dass wir selbst beim besten Willen, der allerdings durch die dringende Noth uns eingegeben wurde, nicht im Stande waren, etwas zu erhalten. Ich würde vielleicht noch zwei weitere Reisen um den See machen müssen, um den Argwohn der Eingeborenen bezüglich unserer Absichten zu besiegen.

„Neben der Besorgniss, Lebensmittel für meine Mannschaft zu erhalten, quält mich heute Abend eine tödliche Er-

mattung. Der ganze Körper schmerzt mir, doch habe ich glücklicherweise bereits alle meine Beobachtungen ausgearbeitet, sodass wir, wenn ich ernstlich krank werden sollte, nur den Fluss hinabzufahren brauchen, da wir denselben auf der Herreise bereits genügend vermessen haben.“

„1. Juni. Um 7 Uhr 55 Minuten vormittags setzten wir die Fahrt von der Ein-Palmen-Spitze im Leopold II.-See fort. Um 11 Uhr 20 Minuten trafen wir an der Vereinigung des Ngana mit dem Mfini, um 6 Uhr 20 Minuten bei Musije-Munono ein, wo meine hungerigen Leute, trotzdem es schon so spät war, noch Lebensmittel einkauften, welche die Eingeborenen, die, wenn sie erst einmal Vertrauen haben, nie ein Geschäft von der Hand weisen, gern herbeibrachten.

„Ich hatte heute Abend heftiges Fieber.“

„2. Juni. Verliessen Musije-Munono um 7 Uhr 5 Minuten, erreichten Muleke um 11 Uhr 45 Minuten, Musije um 4 Uhr 45 Minuten nachmittags. Bei Gankabi bin ich entschuldigt worden. Meine Krankheit nimmt an Heftigkeit zu. Albert und Dualla müssen den Befehl über das Schiff und die Mannschaft übernehmen.“

„3.—6. Juni. Wir liegen meiner Krankheit wegen bei Gankabi's Dorf still.“

„7. Juni. Ich dringe zur Abfahrt; um $^{1}/_{2}$12 Uhr verlassen wir Gankabi's Dorf und treffen um $^{3}/_{4}$4 Uhr in Msuata ein.“

Mittlerweile war ich vollständig hülflos geworden, sodass Albert als Maschinist und Kapitän den „En Avant“ nach dem Stanley-Pool führen musste. Am nächsten Tage kamen wir in Leopoldville an, wo ich, wie mir noch dunkel erinnerlich ist, nach der Station getragen wurde.

Vier oder fünf Tage später wurde mir, wie ich mich

noch entsinne, gesagt, dass einige Europäer, die Leute, auf welche ich so lange gewartet hatte, eingetroffen seien. Ich weiss nur, dass sie an mein Bett traten, habe aber keine bestimmte Erinnerung von ihnen.

Jeden Tag traten kurze Unterbrechungen des Fiebers ein, während welcher ich bei Bewusstsein war, und in einem dieser gesunden Augenblicke gab ich den Befehl, eine Karavane vorzubereiten, sowie dass die Sansibarer, welche mit mir aus ihrer Heimat gekommen waren und deren Dienstzeit zu Ende war, mich nach Vivi bringen sollten.

Erst am 27. Juni, im Lager zu Mpakambendi, kam ich wieder zum vollen Bewusstsein meiner Lage, doch hielt ich mich nunmehr ausser aller Gefahr. Wir hatten Leopoldville am 23. verlassen und waren inzwischen über den Kongo nach dem Nordufer gefahren. Am 28. wurde ich nach Manjanga gebracht, und hier stellte sich auch noch der Beginn einer Magenentzündung bei mir ein.

Während ich auf das von Isangila kommende Dampfschiff wartete, bat mich Herr T. J. Comber, der Vorstand der Baptistenmission, um meinen Rath bei der Wahl eines Ortes für eine Station; ich empfahl ihm, sich in Leopoldville niederzulassen, und kritzelte seinem Wunsche entsprechend mit zitternder Hand einen Empfehlungsbrief für ihn an den Chef der Station.

Nunmehr kamen zu meinen sonstigen Leiden — ausserordentliche Schwäche nach vierwöchiger Krankheit und gastrische Schmerzen im Magen — noch wassersuchtartige Anschwellungen der untern Gliedmaassen. Ich freute mich daher, als endlich der Dampfer eintraf, der mich irgendwohin bringen sollte, wo gute nahrhafte und leichtverdauliche Nahrung zu erhalten war.

Obgleich ich fast zwölf Monate von der Manjanga-Sta-

tion abwesend gewesen war, kann ich nicht sagen, dass ich von den sehr geringen Fortschritten derselben sehr erbaut gewesen wäre.

In 16 Stunden gelangten wir nach Isangila, wo mein früherer Secretär Swinburne den Befehl über die Station führte, die allerdings armselig und klein genug aussah, immerhin aber den guten Willen des Chefs zeigte. Im Stationsgebäude hatte der junge Mann die arge Unsauberkeit seiner Umgebung durch Nettigkeit und Reinlichkeit ersetzt; ein paar Meter Druckkattun über dem Bette, schneeweisse Ueberzüge als Gardinen an den Fenstern und hier und dort ein schmaler Streifen hochrother Savelist oder ein buntes Tuch, geschmackvoll arrangirt und vertheilt, thaten Wunder. Mein Leben war während der letzten drei Jahre ein so rauhes gewesen, dass selbst dieser kleine Versuch, ein behagliches Heim herzustellen, wie ein tonisches Mittel für meine geschwächte Gesundheit wirkte.

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

RÜCKKEHR NACH EUROPA.

Rückkehr nach Vivi. — Keine Fortschritte. — Dr. Pechuel-Loesche. — Die Sansibarer werden nach Hause gesandt. — Abschied von Vivi. — San Paolo de Loanda. — Aussehen der Stadt. — Mangel an sanitären Maassregeln. — Hospital und Gefängniss. — Der Generalgouverneur der Vergangenheit. — Vernachlässigte Wasser- und Eisenbahnwerke. — Auf dem Wege nach Lissabon. — Anlaufshafen. — Unbequemlichkeiten auf der Reise. — Madeira, die Perle des Atlantic.

Gegen Mittag des 8. Juli kam unsere Karavane den steilen Weg herauf, welcher vom Landungsplatze unmittelbar nach dem Felsplateau von Vivi führte. In der Nähe des Gipfels angekommen, hielten die Träger mit der Hängematte still und eine Gruppe fremder Europäer erschien, um mich zu begrüssen. Unter denselben befand sich ein Herr in mittlern Jahren, den Herr Lindner mir als Herrn Dr. Pechuel-Loesche vorstellte.

„Wie? Um Gottes willen! Ist Dr. Pechuel-Loesche noch hier? Ich glaubte, er habe seine Mission schon vor vier Monaten angetreten. Das überrascht mich.“

Vivi war fast ganz so, wie ich dasselbe in den Monaten December und Januar 1879 80 erbaut hatte; nur ein Magazin war noch hinzugekommen, das Herr Lindner errichtet hatte. Die Strassen fanden sich ziemlich in demselben Zustande, wenn

sie sich nicht etwa verschlimmert hatten; die Brücke über den Nkusu war schon vor längerer Zeit fortgerissen, ohne dass der Versuch gemacht worden wäre, eine neue herzustellen. Wenn aber die Menschen sich gleichgültig gezeigt hatten, so war die Natur wenigstens nicht träge gewesen. Die Mangobäume waren stattlich herangewachsen und die Flaschenbäume so hoch geworden, dass ihr Grün das blendende Weiss der Gebäude beschattete.

Von Dr. Pechuel-Loesche wurde allgemein erzählt, dass er ein unternehmender und zugleich höchst energischer Mann sei; er hatte sich schon bei der deutschen Expedition von 1873—75 an der Südwestküste von Afrika einen Namen gemacht und jetzt seine Dienste dem Comité der Association angeboten, welches ihn im December 1881 nach Vivi schickte, von wo er mit 34 ausgesuchten Leuten eine Expedition nach Loango und dem Innern machen sollte. Zwei oder drei Europäer hatten den Auftrag, ihn auf seiner Mission zu begleiten und zu unterstützen. Es ist unnöthig, die Gründe eingehend zu erörtern, welche die Abreise der Gesellschaft verzögert zu haben scheinen; nach mehrmonatlichen Vorbereitungen weilte er mit seinem Stabe und der ganzen Expedition unthätig und geduldig noch in Vivi, während ich geglaubt hatte, dass dieselbe schon im März ihren Marsch angetreten habe.

Dr. Pechuel-Loesche erschien vor mir mit andern Beglaubigungsschreiben. Er überbrachte ein versiegeltes Schreiben des Präsidenten der Association, in welchem er zum Befehlshaber der „Expédition du Haut Congo“ ernannt wurde für den Fall, dass mir ein Unglück oder eine schwere Krankheit zustossen sollte. Dr. Pechuel-Loesche hätte mir kaum einen grössern Dienst erweisen können, als mir dieses Document von unserer höchsten Autorität zu zeigen. Für einen

Menschen in meinem Zustande war dies eine Erleichterung; sonst würde ich mir Sorge gemacht und mich mit Gedanken über meine jämmerliche Gesundheit und die langsame Wiederherstellung gequält haben. Ich würde der Ankunft eines jeden Boten aus dem Innern mit Schrecken entgegengesehen haben, weil derselbe unangenehme Nachrichten bringen konnte, welche meine sofortige Abreise nöthig machten; die legitime Stellvertretung eines Mannes wie Dr. Pechuel-Loesche, dessen energischer Charakter, Fähigkeiten, afrikanische Erfahrung und wissenschaftliche Bildung bekannt waren, gab mir dagegen die Hoffnung, dass mein Werk in demselben Geiste fortgesetzt werden würde, in welchem ich es begonnen hatte.

Ich gab dem gelehrten Herrn Doctor bezüglich der Leitung die nothwendigen Informationen und Winke, sodass er, vorausgesetzt, dass die Natur ihn selbst mit thatkräftigem Drange ausgestattet hatte, vollständigen Erfolg haben musste. Zu weiterer Ermuthigung und als ein glückliches Omen für ein günstiges Resultat erschien Lieutenant Louis Valcke mit 225 neu angeworbenen Rekruten für die Expedition.

Albert Christopherson, der erste Europäer, welcher seine Dienstzeit ehrlich und getreulich bis zu Ende ausgehalten hatte, wurde zur Belohnung seiner Dienste beauftragt, die wackern, arbeitsamen und geduldigen Pionniere von Sansibar nach ihrer Heimat zurückzubegleiten.

Am 15. Juli wurde ich von der Station den Bergweg von Vivi hinuntergetragen und an Bord des der Expedition gehörenden Dampfers „La Belgique“ gebracht, der sich unter vielen lauten Zurufen meiner dunkeln Gefährten bei unserer schrecklichen Arbeit der letzten Zeit in Bewegung setzte und den Fluss hinab nach Mussuko eilte, wo der Dampfer „Heron“ mich erwartete.

Vier Tage später traf ich im Hafen der Hauptstadt von Angola, San Paolo de Loanda, ein, wo der portugiesische Postdampfer bereits abgefahren war, sodass ich durch diesen unglücklichen Zufall zu einem einmonatlichen Aufenthalt in dieser Stadt gezwungen wurde. Ich war während dieser Zeit im Hause des Herrn Nieman von der Afrikaansche Venootschap sehr behaglich untergebracht und sorgfältig verpflegt und wurde von Senhor Oliviera, einem bekannten Arzte der Stadt, behandelt. Durch die geschickte Behandlung Dr. Oliviera's und die herzliche Gastfreundschaft des Herrn Nieman gelangte ich allmählich wieder in den Besitz meiner Kräfte, doch hinderten mich die wassersuchtartigen Anschwellungen meiner untern Gliedmaassen, weitere Ausflüge zu unternehmen.

Der Stadt San Paolo de Loanda ist, obgleich sie schon mehr als drei Jahrhunderte alt ist und eine berühmte Geschichte hat, mit einigen Worten zu erwähnen.

Vom Hafen und der See aus hat man einen prächtigen Anblick und die Stadt scheint eine grosse Bedeutung zu haben. Sie dehnt sich längs der Uferlinie des Hafens in einer Reihe solider Gebäude aus, die sich an einem steilen rothen Rücken bis zum Gipfel fortsetzen, auf welchem eine Anzahl zerstreuter Häuser von geräumigen Dimensionen und hervorragendem Aussehen stehen. Dieselben sind mit Stuckwerk verziert, mit Kalkbewurf versehen und weiss, hellblau oder gelb angestrichen. Die Stadt besitzt auch drei Forts, welche stark und fest genug sind, um den unbedeutenden Kanonen früherer Zeiten zu widerstehen, jedoch schlecht geeignet sind, die ausserordentliche dynamische Gewalt der modernen Geschütze zu ertragen. Das Zollamt ist ein ungeheueres Gebäude, welches mehrere Acker in der Nähe des Strandes bedeckt.

Der erwähnte steile rothe Rücken ist ein Theil des Höhenzugs, welcher sich fast ununterbrochen vom Kongo

her dem Meere entlang fortsetzt. Da jener aus einer weichen, thonartigen Masse besteht, so haben die Regengüsse sich in denselben hineingefressen und genagt, sodass der stumpfe Rücken, wie man bei näherer Untersuchung findet, in Wirklichkeit eine Reihe von steilen Erdklippen ist, zwischen denen mehrere Faden tiefe gefährliche Risse und Spalten sich befinden. Wo keine Häuser stehen, ist diese hässliche Gefahr von keiner Bedeutung, in der Stadt ist dieselbe jedoch schon von sehr bösen Folgen gewesen. In frühern Zeiten, als der Sklavenhandel noch legitim war und in seiner grössten Blüte stand, ist San Paolo de Loanda solid gepflastert und mit allem Anschein der Prosperität angelegt worden. Allein später sind trübe Tage über die Stadt hereingebrochen. Die civilisirten Nationen zürnten über den mörderischen, unmenschlichen Handel und derselbe wurde verboten; wie Falken jagten und verfolgten die englischen Kreuzer die Sklavenschiffe, und die commerzielle Bedeutung von San Paolo ging durch die unbarmherzige Politik Englands zu Grunde. Das jährliche Deficit im Colonialschatze wiederholte sich, die Kirchen verfielen und wurden dachlos, wie sie noch heutigentags sind; an das Strassenpflaster dachte kein Mensch mehr, als die alljährlich von den Hügeln herabstürzenden Regengüsse Sand herunterspülten und dieser sich über die Strassen ausbreitete und sie tief begrub. Von Jahr zu Jahr wurde der ungehinderte Verfall grösser, und der Sand spülte schliesslich in den Hafen hinein, sodass die geschützte weite Wasserfläche schon halb gefüllt ist; wenn diese Zustände fortdauern und nicht ein verständiger und energischer Gouverneur sich aufrafft und dem Verfall, der Folge der traurigen Vernachlässigung einer herrlichen Naturgabe, ein Ende macht, dann wird der Hafen nach ein paar Generationen wahrscheinlich gar nicht mehr zu brauchen sein. Solange die Natur

unberührt blieb, hat sie den Hafen zum Vortheil des Menschen tief erhalten, allein die Portugiesen haben, wahrscheinlich um auszubeuten, was sie an sich gerissen hatten, ehe die Begriffe von Mein und Dein so genau definirt waren wie heute, Strassen angelegt, welche in senkrechter Richtung zum Hafen laufen, und die Folge davon ist gewesen, dass die Regengüsse Sand und Steine von den Thonhügeln auf dem glatten Pflaster nach den tiefen Stellen am Strande und direct in den Hafen geschleudert haben. Jetzt würde es eine Million Mark kosten, um die Folgen der Tollheit des betreffenden Colonialingenieurs wieder zu beseitigen, und vielleicht würden zwei Millionen kaum die Kosten decken, um den Sand aus dem Hafen wieder herauszuschaffen.

Die Leute brauchten mir nicht zu erzählen, dass es nutzlos sei, das Strassenpflaster von dem Erdreich zu befreien, da der nächste Regen dasselbe ebenso hoch wieder mit Sand bedecken würde wie früher. Das ist allerdings wahr genug, der Sand ist ein nicht wegzuleugnendes Aergerniss, wie jede Strassenecke ein solches ist, da die untern Volksschichten es am bequemsten finden, den Sand der Strassen als Latrinen zu benutzen. Das ist eine ganz abscheuliche Sitte in der Bischofsstadt von Angola.

Man hat sich auch anerkennenswerthe Mühe gegeben, an den Strassen schattige Alleen und prächtig blühende Gesträuche zu pflanzen; dieselben können jedoch nicht gedeihen der tadelnswerthen Vernachlässigung wegen, welche sie der schädigenden Wirkung der schmuzigen Gewohnheiten der Einwohner aussetzt. Zur Erhaltung der Gesundheit dienende Vorschriften werden nicht durchgeführt und der Mangel an diesbezüglichen Einschränkungen wird in nur zu empfindlicher Weise mit Beispielen belegt. Weder in der Alten noch in der Neuen Welt hat es je eine Stadt gegeben, wo ein Besen

SKIZZE DER

STATION VIVI

UND UMGEBUNG.

Nach Kompassaufnahme

Maßstab 1 Engl. Statute Meile

0 ¼ ½ ¾ 1

Berechnung der Höhen in engl. Fuss über dem Fluss

Tiefen in Faden

Grenze zwischen dem portugiesischen Westafrika und dem Kongostaat

Leipzig, F. A. Brockhaus.

— das heisst ein gewaltiger Besen — so nothwendig wäre wie in dem modernen Loanda.

Ich stieg auch zum Gipfel des stumpfen Hügels hinauf, auf welchem die Wohngebäude der Würdenträger und Beamten stehen. Hier fiel mir zunächst das im Bau begriffene neue städtische Hospital auf, in welchem Architekten und Baumeister eine anerkennenswerthe, gute Arbeit geliefert haben. Es ist eine prächtige, hervorragende Zierde der modernen Stadt und weithin sichtbar; wenn Kost und Pflege in dem Hospital der Geräumigkeit und Luftigkeit desselben entsprechen, verdient es berühmt zu werden.

Vor dem Gebäude waren einige hundert Sträflinge aus dem Mutterlande mit Planiren und Anlegen von Wegen und Herstellung von Gartenanlagen beschäftigt; ich weiss zwar nicht, welcher Art die Verbrechen sind, die diesen Leuten die zwangsweise Verbannung aus dem Vaterlande eingebracht haben, meiner Meinung nach müsste aber die grosse Zahl der nach dieser Strafcolonie geschickten Verbrecher unter weiser Leitung etwas zur Bereicherung derselben beigetragen haben. Wenn ich an die unendlich vielen schönen und reichen Thäler im Innern von Angola denke, scheint es mir, dass in Bezug auf agriculturelle Reformen viel hätte geschehen können.

Als ich an einem Sonntage das Gebäude, in welchem die meisten der Sträflinge in Haft sind, von aussen betrachtete, fand ich, dass die armen Gefangenen in bei weitem zu engen Räumen gehalten wurden und bei dem heissen Klima schwer leiden mussten. Jedes Fenster war von blassen, kränklichen Gesichtern umlagert, und die schwarzen Augen der Unglücklichen blickten in Verzweiflung nach den Vorübergehenden. Ein Mann mit dem Instinct und Wohlwollen eines Howard würde wahrscheinlich schmerzliche Ereig-

nisse in Verbindung mit dieser Bastille von Loanda entdecken.

Der Palast des Generalgouverneurs ist eigentlich ein viel zu schönes Gebäude für den Beamten, welcher es gewöhnlich bewohnt, wenn auch nicht zu prächtig für den Typus der Leute, welche früher in Angola geherrscht haben. Nie habe ich den Palast betreten, ohne im stillen ein *Requiescat in pace* für die Heroen der alten Zeiten zu sprechen, als der Generalgouverneur von Angola sich noch als Mann von kühnem, tapferm Muthe benahm. Im Innern hat alles das Aussehen verblichener Pracht; die hochrothen Teppiche sind im Laufe der Zeit verschossen, die vergoldeten mit Plüsch bezogenen Sessel und Stühle vergilbt, die lebensgrossen Porträts in vergoldeten Rahmen verblasst, die grossen Candelaber und langen Fluchten kostbar eingerichteter Zimmer verstäubt. Der Garten des Palastes ist schrecklich vernachlässigt und keines zweiten Besuches werth. Der öffentliche Park in der Nähe ist etwas besser gehalten, jedoch scheint es grosse Mühe zu kosten, dem Grün ein frisches Aussehen zu geben.

Ich erinnere mich, dass man im Jahre 1877 eine Wasserröhrenleitung vom Bengo-Flusse anlegen wollte, allein dies so sehr nothwendige öffentliche Werk ist niemals zur Ausführung gebracht worden, und der Plan ist infolge der unerklärlichen Schwierigkeiten, die Mittel aufzubringen, jetzt ganz eingeschlafen. In demselben Jahre waren auch Feldmesser beschäftigt, die Trace für eine Bahn nach Ambaka am Kuanza-Flusse festzustellen; die Vermessung ist auch beendet worden und hat viel Geld für Ausrüstung u. s. w. gekostet, allein das Bahnproject ist ebenso wie das der Wasserleitung vollständig zusammengebrochen.

San Paolo de Loanda soll eine Bevölkerung von 11000

Seelen haben, die sich aus Europäern und Eingeborenen zusammensetzt; es ist die Hauptstadt oder wie die Portugiesen prahlerischerweise sagen, die „Kathedralstadt“ der Provinz Angola. Die anerkannte Grenze der portugiesischen Besitzungen an der westafrikanischen Küste ist im Norden der Fluss Lodje, 7′ 50″ südl. Br.; von hier läuft dieselbe südlich bis 18° südl. Br., eine Entfernung von über 960 km. Eine directe Autorität wird, wie die Beamten behaupten, auf einem Areal von etwa 300000 engl. Quadratmeilen oder fast 700000 qkm ausgeübt.

Am 17. August traf der nach Lissabon bestimmte Dampfer „China“ im Hafen von Loanda ein. Die Schiffe der Linie, der dieser Dampfer angehört, werden von der portugiesischen Regierung subventionirt und fahren einmal monatlich von Lissabon nach Madeira, St.-Vincent, St.-Jago, Bulama, der Prinzeninsel, St.-Thomas, Ambris, San Paolo de Loanda, Benguella und Mossamedes; von letzterm Hafen kehren sie, in umgekehrter Reihenfolge die genannten Plätze anlaufend, nach Norden zurück. Die Ueberfahrt von Loanda nach Lissabon oder vice versa kostet in erster Kajüte 35 Pfd. St. in zweiter 24 Pfd. St.

Die Ankunfts- und Abgangstage des Dampfers „China“ in den genannten Häfen waren auf unserer Reise folgende:

Abfahrt von Loanda	Aug.	17,	Mitternacht.	
Ankunft in Ambris	„	18,	8	Uhr vorm.
„ „ St.-Thomas	„	21,	9	„ „
Abfahrt von „ „	„	25,	9	„ nachm.
Ankunft bei der Prinzeninsel	„	26,	7	„ vorm.
„ in Bulama	Sept.	3,	5	„ nachm.
Abfahrt von „	„	4.	2	„ „
Ankunft in St.-Jago	„	8,	6	„ „
Abfahrt von „ „	„	9,	2	„ „
Ankunft in St.-Vincent (Capverdische Inseln)	„	10,	9	„ vorm.

Abfahrt von St.-Vincent	Sept.	10,	5	Uhr nachm.
Ankunft in Madeira	„	17,	6	„ vorm.
Abfahrt von „	„	17,	2	„ nachm.
Ankunft in Lissabon	„	21,	5	„ „

Von dieser Zeit waren wir $25\frac{1}{2}$ Tage unter Dampf, doch war die „China“ ein aussergewöhnlich langsames Schiff.

Da ich noch mehr über die directen Zwecke der Expedition mitzutheilen habe, muss ich mich darauf beschränken, nur einige nützliche Bemerkungen über die Reise zu machen.

In Benguella hatte die „China“ etwa 60 oder 70 Afrikaner aus dem Innern an Bord genommen; wie mir erzählt wurde, waren die Leute vor einen Beamten gebracht worden, dessen Fragen sie sämmtlich bejahend beantwortet hatten, was officiell dahin verstanden wurde, dass sie alle freiwillig bereit seien, Benguella zu verlassen und fünf Jahre auf den Kaffee- und Cacaoplantagen der Insel St.-Thomas zu arbeiten. Jeder Eingeborene erhielt etwa 2 m Zeug, um seine Nacktheit zu bedecken. Nach der Ankunft in St.-Thomas schienen sie den Dampfer nicht verlassen zu wollen, und es bedurfte milden, aber bestimmten Zuredens, um sie zu veranlassen, den Leichter zu besteigen.

In diesem Hafen wurden 6000 Säcke Kaffee an Bord genommen.

St.-Thomas ist eine vollständig tropische Insel, ausserordentlich malerisch und über alle maassen fruchtbar. Sie ist wol eines Besuches werth, wenngleich es für den Touristen kaum rathsam ist, das Privilegium, dieselbe genauer kennen zu lernen, mit einem einmonatlichen Aufenthalt daselbst zu bezahlen. Die Zeit, welche der Dampfer im Hafen bleibt, lässt sich recht gut zu einem Besuche der Plantagen, Wasserfälle und Berge verwenden.

Auch die Prinzeninsel ist eins dieser ausserordentlich üppigen tropischen Eilande, die sich zur Anpflanzung aller werthvollen Gewürze, sowie von Kaffee und Cacao eignen. Bananen, Palmen und tropische Dschungeln wachsen bis zum Strande des salzigen Meeres hinab, und bis zu den obersten Spitzen der hoch emporsteigenden Berge scheint die fruchtbare Insel mit reichstem Grün bedeckt zu sein.

Die Stadt dürfte nach dem, was ich gesehen habe, bald verlassen werden. Der Ort liegt am Eingange eines Thales, das, wenn es nicht die Oeffnung nach dem Meere zu hätte, für Menschen vollständig unbewohnbar wäre; dasselbe ist sehr eng, die Berge steigen steil bis zur Höhe von mehrern tausend Fuss auf, aber es ist dort trotzdem eine unbegreiflich üppige Vegetation, die solch drückend warme Dünste ausströmt, dass selbst die stärkste physische Constitution bald dem entnervenden Einfluss erliegen muss. Um Gelegenheit zum Athmen zu erhalten und wegen des beschränkten Raumes im Thale haben die Stadtleute ihre Häuser thatsächlich auf dem niedrigen, flachen Strande gebaut, der von jeder Flut unter Wasser gesetzt wird. Dass die Widerstandsfähigkeit der Bewohner gegen die dunstige Atmosphäre auf eine Geduldprobe gestellt ist, beweisen die Ruinen der zahlreichen Kirchen, das in Trümmern liegende Fort und die überall sichtbaren verfallenen Gebäude, Läden, Speicher und Sommersitze; diejenigen, welche trotzdem noch nicht an die Unfähigkeit der Menschen, jene zu ertragen, glauben wollen, befinden sich, mögen sie Beamte oder Privatleute sein, in einem solchen Zustande, dass man unwillkürlich Mitleid mit ihnen fühlt.

Hier nahm der Dampfer 800 Säcke Cacao ein. Die Geschichten, welche man uns von der Gefrässigkeit der Haifische in der Bai erzählte, erinnerten uns an ähnliche Be-

richte, welche wir im Herzen Afrikas über die Krokodile gehört hatten.

Die „China“ war der erste portugiesische Dampfer, auf welchem ich gefahren bin. Vielleicht bin ich durch das Lesen von der Strenge der Disciplin auf der portugiesischen Marine und im Heer zu der irrthümlichen Ansicht gelangt, dass sich auch auf der Handelsflotte genügend von derselben eingebürgert hätte, um einen wohlthätigen Einfluss auszuüben, indessen wurde ich in dieser Beziehung enttäuscht. Der Mensch begeht in dieser Beziehung häufig einen Irrthum, weil er nur zu geneigt ist, von einzelnen Thatsachen auf das Allgemeine zu schliessen. Die Amerikaner haben z. B. die grösste bürgerliche Freiheit der Welt, aber die Disciplin in der Armee, sowie auf der Kriegs- und Handelsflotte der Vereinigten Staaten ist äusserst streng; auf der letztern ist sie sogar drakonisch, und es besteht dort eine unendliche Entfernung zwischen den Mannschaftsräumen und der Kajüte. Andererseits werden die Portugiesen als sehr streng geschildert, und doch kann man sich kaum einen geringern Zwang denken, als den die Offiziere des Dampfers ausübten.

Die Passagiere der zweiten Kajüte nahmen die auf dem Hinterdeck befindlichen Sitze der Passagiere erster Kajüte ein und betrachteten die beschränkte Promenade, welche für letztere reservirt bleiben sollte, als ihr Monopol; sie verliessen eigenmächtig den ihnen angewiesenen Raum und kamen nach Belieben auf das schmale Hinterdeck, wo sie in der ungenirtesten Weise spuckten, rauchten und sich umherwälzten. Hunderte von Papagaien, schmuzigen Affen, Gazellen und andern Thieren befanden sich in Käfigen nur 3 m von den Deckfenstern des Salons, machten einen solch höllischen Spectakel und verbreiteten einen so pestilenzialischen Geruch, dass das Leben am Bord fast zur Qual wurde. Vor

dem Salon der ersten Kajüte war der Hauptdeckraum, welcher zur Bequemlichkeit der Stewards durch eine Thür mit jenem in Verbindung stand und zur Aufnahme des schweren Gepäcks der Passagiere erster Kajüte diente; über letzteres waren Matratzen gebreitet, auf denen die dritter Klasse fahrenden Frauen und ein halbes Dutzend halbnackte Kinder lagen, die uns durch ihr Stöhnen, Klagen und Schreien über ihr Elend beständig an das unserige erinnerten. Wollte man vom Salon auf das obere Deck, um das Geschmortwerden in den heissen Cabinen mit einem Gange durch den ausgeworfenen katarrhalischen Schleim der ungeschlachten Passagiere zweiter Kajüte zu vertauschen, so hatte man jedesmal diesen traurigen Anblick und die unangenehmen Töne zu ertragen.

Die Kost war abscheulich und bestand aus einer Anzahl von Gerichten, die nur von einigen kühnen Portugiesen genossen wurden, da sie in die Kehle reizendem Palmöl schwammen. Jede Speise trieb entweder auf der gallig aussehenden Flüssigkeit oder war von derselben bedeckt. Die Butter war bleiches, weisses, ranzig schmeckendes Margarinfett.

Nach Beendigung des unverdaulichen Mahles brachten die Criados oder Aufwärter die beim Speisen übrig gebliebenen Reis-, Bohnen- und Brotreste den Affen, die gewissermaassen als Passagiere vierter Klasse betrachtet werden konnten; und da dieselben gewöhnlich auf beiden Seiten des Quarterdecks befestigt waren, wurde das Futter von den Stewards umhergestreut, wobei die unbotmässigen Geschöpfe mit ihren einfältigen Spielen die Scene nicht gerade verschönerten. So machten Mensch und Thier, der ungebildete Colonist und der Bewohner des Waldes, mit ihrer Unreinlichkeit auf Deck, die schreienden Kinder und unsaubern

Weiber unter Deck den Aufenthalt in jedem Theil des Schiffes gleich unangenehm. Um allen diesen extremen socialistischen Tendenzen zu entgehen, musste man sich in die heisse, dumpfe Cabine einschliessen, in der man wenigstens leben konnte, wenn man den Kopf durch das geöffnete Seitenfenster steckte.

Eine offen zur Schau getragene Vertraulichkeit kennzeichnet den Verkehr zwischen dem Kapitän und den Stewards, die deshalb oft unfreundlich waren und beständig brummten, wenn man sie in höflicher Weise um eine Dienstleistung bat. Wären sie unglückliche Sträflinge gewesen, sie hätten keine grössere Abneigung gegen Zwangsdienst zeigen können als die Gesichter dieser Leute bei Arbeiten, die jedenfalls von den Passagieren vergütet werden, ehe sie von Bord gehen. Ein amerikanischer oder englischer Kapitän, welcher ein paar eiserne Korveynägel zur Hand hat, würde in der peremptorischesten Weise bald Ordnung geschafft haben, die portugiesischen Schiffsoffiziere sind dagegen zu gutmüthig, um Zwangsmaassregeln zu ergreifen. Zur Zeit da Gama's war es, wenn Camões der Wahrheit gemäss berichtet, anders.

Als die „China" die wundervolle Insel Madeira erreichte, war ich schon wieder im Stande, einige Schritte zu gehen, doch waren meine Gliedmaassen noch immer so schwer wie Blei. In Read's Hotel nahm ich ein königliches Frühstück ein, das durch ein Heldengedicht verherrlicht zu werden verdiente. Die Portugiesen kennen den Werth dieses prächtigen Eilandes, denn sie haben dasselbe durch häufig erlassene strenge Quarantänemaassregeln so unzugänglich wie möglich gemacht. Drei- oder viermal war ich bereits dort gewesen, aber jedesmal hatte die gelbe Flagge im Vortop gezeigt, dass das Schiff sich unter einem Banne befinde.

Wenn aber je ein Dampfer der heiligen Küste Madeiras sich nicht zu nähern verdiente, so war es der unserige mit seiner beispiellosen Unordnung, seinen ungesunden, fast überwältigenden Ausdünstungen von Ammoniak, seiner Fracht von Affen, Vögeln und sonstigen Thieren, welche die stinkende Pest in ihren Pelzen und Federn führen, und dem allgemeinen unsaubern Aussehen seiner Passagiere. Allein über uns wehte stolz die ruhmreiche portugiesische Flagge, die der über der Perle des Atlantic an einem Flaggenstock im Fort flatternden königlichen Standarte durch ihre lebhaften Bewegungen ihre Grüsse hinüberzusenden schien.

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

DIE LAGE AM KONGO.

Erklärung der Lage dem Comité gegenüber. — Eine Eisenbahn dringend erforderlich. — Wichtigkeit, die Verwaltung über das Gebiet zu behaupten. — Die Aussichten des Handels. — Arrangements für die Expeditionen am obern Kongo. — Die Schwierigkeit, einen tüchtigen Vicechef zu bekommen.

Wenige Tage später konnte ich dem Comité der Association Internationale du Congo, welches in der Zwischenzeit die Autorität und Pflichten des Comité d'Études übernommen hatte, mündlich über die wirklichen Verhältnisse am Kongo Bericht erstatten.

Ich setzte demselben auseinander, dass wir mit unsern unermüdlichen Anstrengungen mehr geleistet hätten, als das bescheidene und friedfertige Comité d'Études du Haut-Congo im December 1878 beabsichtigt hatte. „Es sollten drei Stationen angelegt, ein Dampfer nach dem obern Kongo gebracht und die Verbindung mit der Küste offen gehalten werden.“ Mit Hülfe meiner 68 treuen Sansibarer und unter Mitwirkung eines oder zweier zuverlässiger Europäer waren fünf Stationen gebaut, ein Dampfer und ein Segelboot nach dem obern Kongo geschafft, während ein anderer kleiner Dampfer und ein Leichter die Verbindung zwischen der zweiten und dritten Station unterhielten. Ferner war mit grossen Kosten an Zeit und Geld eine Wagenstrasse zwischen Vivi

und Isangila und zwischen Manjanga und dem Stanley-Pool hergestellt.

Es lag uns nunmehr ob, uns das zu sichern, was wir durch unsere Anstrengungen gewonnen hatten. Bisher war der Zweck unsers Werkes nur der Beweis für die Ausführbarkeit einer Verbindung zwischen dem obern Kongo und dem Meere gewesen, doch hatten wir weit mehr erreicht, als wir im Jahre 1878 gehofft hatten. Wir waren bis zur Vereinigung des Kwa-Flusses mit dem Kongo, 670 km vom Meere, gekommen, hatten die Bewohner freundlich und in einigen Districten sogar zur Arbeit bereit gefunden, woraus wir mit Recht die Hoffnung schöpfen durften, dass sie sich bei näherer Bekanntschaft noch bereitwilliger zeigen würden. Wir hatten ferner entdeckt, dass kein Eingeborener dem Handel abgeneigt ist, dass schon das Wort Tauschhandel denselben lebhaft erregt. Wenn wir nun unsere Entdeckungen und den erzielten moralischen Einfluss nicht aufgeben wollten, dann mussten wir uns alle Rechte, welche die Häuptlinge abgetreten hatten, sichern, damit wir auch die politische Macht gewännen, welche zur dauernden Sicherheit der von uns erstrebten Vortheile dringend nothwendig ist.

Ich hob hervor, dass das Kongobecken in seinem jetzigen Zustande keinen Gulden werth sei. Um dasselbe nutzbar und productiv zu machen, müsse eine Eisenbahn vom untern nach dem obern Kongo gebaut werden, dessen Werth mit seiner Zugänglichkeit steige. „Um denselben werthvoll zu machen“, sagte ich, „müssen Sie sich zunächst einen Freibrief von Europa verschaffen, welcher Ihnen gestattet, den Bau der Bahn auszuführen und das Land, durch welches dieselbe läuft, zu regieren, kurz die Garantie, dass die Verwaltung über dasselbe in keine andere Hand als die Ihrige übergehen kann.“

Keine europäische Regierung vermag eine solche Eisenbahn einträglich zu machen, aus dem einfachen Grunde, weil es ausser den Personen- und Frachtgeldern auch noch Zölle, Abgaben, Regulirungen, Einmischungen, Beschränkungen hier und Beschränkungen da, Gemeindesteuern, Leuchtthurm- und Schiffahrtsabgaben u. s. w., geben wird, und das in einem Lande, wo die Natur selbst schon so schwere Gesetze geschaffen hat, deren unbewusste und ungeahnte Verletzung mit Todesstrafe bedroht ist, und die daher auch von den Händlern genau gekannt und beobachtet werden.

Die Eisenbahn wird sich nicht bezahlt machen, solange Kaufleute und Ansiedler nicht zu einem Versuche der Ausbeutung des obern Kongobeckens veranlasst werden durch ihnen zu garantirende grosse Freiheiten und Verschaffung bedeutender Handelsvortheile, welche bei absoluter Befreiung von drückenden Tarifen und räuberischer Erpressung seitens Beamter zu erzielen sind, die kein weiteres Interesse im Auge haben, als ihren eigenen pecuniären Nutzen. Die Eisenbahn muss ganz allein zum Besten Centralafrikas und der Europäer gebaut werden, welche Handel mit demselben zu treiben wünschen.

„Die erste Phase der Mission ist vorüber. Wie ich schon betont habe, ist dieselbe erfolgreich gewesen. Wir wissen jetzt, was für eine Verbindung zwischen dem obern Kongo und dem Atlantic ununterbrochen offen gehalten werden kann. Die zweite Phase ist die Consolidirung des Werkes, indem wir von allen Häuptlingen längs der Route die Concession ihrer Autorität und die sonstigen Rechte, welche sie noch etwa besitzen, erhalten, damit nicht andere sich dieselben aneignen und uns, die wir die Bahn gebrochen haben, unterdrücken. Diese Rechte sind für die Existenz der Association und für den Erfolg Ihrer gross-

artigen Projecte zur Entwickelung Afrikas nothwendig, denn ohne dieselben haben Sie nur gesäet, was eine andere hierbei müssig gewesene Macht ernten kann, und gearbeitet, um gezwungen das Resultat wieder aufzugeben."

Das Comité war einstimmig derselben Ueberzeugung. Es wurden die Karten zur Hand genommen und im Detail die Oertlichkeiten festgestellt, wo sofort in Action getreten werden sollte. Nachdem das Feld zuvörderst erst vermessen war, musste offenbar die Besetzung der verschiedenen strategischen Punkte eine grosse jährliche Ausgabe involviren, auch wurde eine beträchtliche Vermehrung des Personals, sowol der Europäer als auch der afrikanischen Bediensteten, nothwendig. Allein für alles dieses erklärte das Comité sich vollständig vorbereitet, wenn ich die Aufsicht über das Werk übernehmen wolle. Obgleich der Vorschlag mir im ersten Augenblick nicht ganz gelegen kam, weil meine physische Constitution vollständig derangirt war, so versprach ich doch schliesslich, nach dem Kongo zurückkehren und die Anlegung weiterer Stationen bis nach den Stanley-Fällen fortsetzen zu wollen, vorausgesetzt, dass innerhalb einer gewissen Zeit, etwa zwei oder drei Monaten, ein tüchtiger Assistent hinausgesandt werde, welcher während meiner Anwesenheit am obern Kongo die Oberaufsicht und Verwaltung der Niederlassungen am untern Flusslaufe übernähme. Die Erfahrung hatte mir schon gezeigt, dass das Belassen meines wichtigsten Depôt in den Händen leichtsinniger junger Leute, die kein höheres Gesetz als ihre eigenen unbesonnenen Impulse und Leidenschaften anerkennen, gleichbedeutend mit endlosen Unannehmlichkeiten und beständiger Sorge für mich sei. Ich brauchte einen soliden, zuverlässigen Mann von genügendem Ruf und gewichtigem Urtheil, um seinen Untergebenen Respect einzuflössen, einen Mann, dessen Name

eine Garantie für die Festigkeit seines Charakters, dessen Wort ebenso gut wie ein Eid und dessen früheres Leben ein unanfechtbarer Beweis dafür ist, dass sein zukünftiges Verfahren ihm gleichfalls alle Ehre machen wird. Leuten, denen die Beschwerden des harten praktischen Lebens so neu sind, dass sie unter jeder sich ihnen entgegenstellenden Schwierigkeit zusammensinken, oder die, sobald sie in dem Kampfe gegen die kleinlichen Beschwerden des Lebens in den Tropen sich selbst überlassen sind, nichts Besseres zu thun wissen, als ihrem vielleicht Hunderte von Meilen entfernten Chef brieflich ihre Dimission zu übersenden, ihr Commando auf der Stelle niederzulegen und nach Europa zu fliehen, kann der Befehl über ein so wichtiges Unternehmen nicht anvertraut werden. Diese Leute hatten mir schon mehr Unannehmlichkeiten bereitet, als alle afrikanischen Stämme zusammen, und mir einen solchen Abscheu eingeflösst, dass ich lieber verurtheilt sein möchte, mein ganzes Leben Schuhputzer als Vormund über Geschöpfe zu sein, welche keinen höhern Anspruch an Männlichkeit haben, als dass sie die hübsche äussere Gestalt eines Mannes besitzen.

Wenn ich mit solchen Leuten schon so schlechte Erfahrungen gemacht hatte, als ich mich nur 600 km von der Küste befand, wie sollte es dann werden, wenn ich 2000 km weit im Innern war? Deshalb war es absolut nothwendig, dass ich am untern Kongo einen Vertreter hatte, der nicht nur selbst arbeitete und in loyaler Weise seine Pflicht erfüllte, sondern auch andere zur getreulichen Ausführung jeglicher Mission und Vertrauensaufgabe zu begeistern verstand. Das Comité versprach, mir eine solche Persönlichkeit zu schicken, und infolge dessen beschränkte ich meinen Aufenthalt in Europa auf sechs Wochen.

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

NACH DEM STANLEY-POOL.

Von Cadix nach dem Banana-Creek. — Unangenehme Nachrichten. — Vivi demoralisirt. — Die Expedition Elliott's nach dem Kuilu-Niadi. — Massalla von einem französischen Händler erschossen. — Eine sehr hohe Strafe. — Ich fungire als Friedensrichter. — Lieutenant van de Velde's Mission nach dem Kuilu-Niadi. — Eintreffen des „Sagittaire". — Hülfe für die Elliott'sche Expedition. — Schlechte Nachrichten von Leopoldville. — Eine verhungernde Station. — Verkehr der Fähre über den Kongo. — Freundliche Aufmerksamkeiten seitens der Eingeborenen. — Leopoldville vernachlässigt und von Gras überwuchert. — Traurige Zustände. — Ein unglücklicher junger Offizier. — Canoe-Unfälle. — Mord! Falscher Alarm. — Selbstmord. — Wiederherstellung freundlicher Beziehungen mit den Häuptlingen. — Eine wichtige Conferenz und ihr Resultat. — Ein edles Werk. — Englische Missionare.

Am 23. November 1882 segelte ich mit dem Dampfer „Harkaway", der wenige Tage vorher mit 14 Offizieren und etwa 600 Tons diverser Waaren für die Expedition der Association Internationale du Congo von England ausgelaufen war, aus dem Hafen von Cadix nach dem Kongolande.

Am 14. December traf der „Harkaway" im Banana-Creek ein, und am 20. December langte ich nach fünfmonatlicher Abwesenheit von der Expedition körperlich vollständig wiederhergestellt und erfrischt in Vivi an.

Aber ach! welch traurige Nachrichten erhielt ich, als ich mich genauer über die Lage der Dinge bei der Expedition informirte. Der deutsche Herr, welcher mir so vorzügliche Zeugnisse hinsichtlich seiner gewaltigen Charakterstärke und seines ernsten Willens, seiner allbekannten Erfahrungen und wissenschaftlichen Kenntnisse überbracht hatte, war fort und schon vor fast einem Monat nach Hause gereist! Die Expedition war beinahe vier Wochen ohne Führer. Der Chef von Vivi, der zweite im Range, war ebenfalls verschwunden; der Agent von Leopoldville, die drittwichtigste Person, genoss den Landaufenthalt an der Küste; der Chef von Isangila war in die Heimat geeilt, der zweite Vorsteher von Leopoldville geflohen, der Kapitän der „La Belgique“ von irgendjemand entlassen, der „En Avant“ von einem rachsüchtigen Bösewicht seines Dampfventils beraubt und hatte seitdem unthätig und unbrauchbar wie ein Stück Holz am Landungsplatze von Leopoldville gelegen. Durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls war der Maschinist jetzt in Vivi als Buchhalter oder Lagerverwalter angestellt, und irgendjemand sollte im Innern mit unbeschränkter Gewalt und in einer dem Frieden und der Ordnung auch nicht gerade sehr zuträglichen Weise die Aufsicht führen. Beim Passiren von Mowa war auf den provisorischen Chef geschossen worden, was wahrscheinlich die an dem Orte geübte Wiedervergeltung rechtfertigen sollte. Wahrhaftig, die Nachrichten hätten kaum schlechter lauten können. Dazu kamen noch zahlreiche andere unangenehme Vorfälle, die aber nicht genauer angeführt zu werden brauchen, da ich sonst Namen nennen müsste, welche ich selbst vor dem leisesten Tadel schützen möchte. Dass die Leitung der Expedition jedoch keine glückliche gewesen war, geht aus der Massenabreise der in commandirenden Stellungen Befindlichen hervor. Was konnte

DIE ARBEITER VON DER WESTKÜSTE AUF DEM HAUPTPLATZ VON VIVI. I, 497.

man aber von den Unterbeamten erwarten, wenn ihre verantwortlichen Vorgesetzten mit solch unwürdiger Eile sich von ihren Pflichten zurückzogen?

Vivi, das sich selbst während meiner Abwesenheit am obern Kongo stets durch Zunahme seiner Ausdehnung ausgezeichnet hatte, befand sich jetzt in einem vollständig demoralisirten Zustande. Die Dampfer waren von einer Gesellschaft in Besitz genommen worden, welche sich ursprünglich zu dem Zwecke, den Transportdienst auf dem untern Kongo zu leiten, der Expedition angeschlossen hatte, nun aber infolge eines unerklärlichen Entwickelungsprocesses dieselbe thatsächlich beherrschte, indem sie über die Dampfer und Boote frei verfügte und die Waaren stets da löschte, wo es ihr gefiel, im allgemeinen etwa 1—2 km unterhalb des Landungsplatzes. Die ganze Kraft der Station wurde mit dem Transport der Güter von dort aus nach Vivi vergeudet, und die Stimmung der Beamten und Arbeiter war infolge dessen sehr verbittert geworden.

Das erforderte sofortige Abhülfe, doch war dies eine höchst unangenehme Aufgabe, da die Mannschaften der Dampfer der Ueberzeugung zu sein schienen, dass sie den Herrn gewechselt hätten. Indess bestand ich fest auf meinem Befehl und zwang die Schiffe, die Ladungen wie früher wieder am Landungsplatze in Vivi abzuliefern, wodurch dem Personal der Station die drückendste Arbeit erleichtert wurde.

Die nächste wichtige Aufgabe war die Ausrüstung einer Expedition unter Kapitän J. G. Elliott nach dem Kuilu-Niadi-District, um eine Reihe von Stationen zwischen Isangila und dem nächsten Punkte an diesem Flusse, sowie an dessen unterm Laufe bis zur Mündung anzulegen. Die Ankunft einer Anzahl neuer Leute kam uns daher sehr ge-

legen. Kapitän Elliott's Colonne bestand aus einigen 70 Farbigen und vier europäischen Begleitern, den Herren von Schumann, einem österreichischen Offizier, Lehrmann, einem Kroaten, und zwei Engländern. Sie marschirten am 13. Januar 1883 von Vivi ab.

Der Zweck dieser Mission war, der Association ein weites Gebiet im Binnenlande, sowie ein Stück Küstenlinie zwischen dem französischen Gebiet am Gabun und der Mündung des Kongo zu sichern, um eine zweite freie Route nach dem obern Stromlaufe zu gewinnen.

Der Chef von Leopoldville, den ich in seinem Landaufenthalt an der Küste entdeckt hatte, wurde mit einer kleinen Karavane auf seinen Posten zurückgeschickt, und am 14. Januar trat auch der ärztliche Director von Leopoldville und Stanley-Pool mit vier Weissen und einer Karavane von 48 Farbigen den Marsch flussaufwärts an.

Am 15. Januar wurde Vivi von dem Gerücht erschreckt, ein französischer Händler im Dienste der Gesellschaft, welcher der Transportdienst auf dem untern Kongo übertragen war, habe einen eingeborenen Lingster oder Dolmetscher der Station, Namens Massalla, erschossen. Massalla war ein Eingeborener von Vivi und hatte sich stets ruhig und ordentlich betragen; er hegte, wie allgemein bekannt war, nicht die geringste Antipathie gegen die Weissen, liebte aber, wie alle Eingeborenen, ein Glas Branntwein, wenn er auch zu würdevoll war, um sich je in berauschtem Zustande sehen zu lassen. Ob er für einen Weissen eine Dienstleistung verrichten würde, ohne dafür wenigstens eine geringe Zahlung oder Belohnung, je nach der Vereinbarung, zu erhalten, ist zweifelhaft, aber das liegt überall in der Natur des Menschen. Im ganzen war Massalla sehr harmlos und gleichzeitig unschätzbar für uns wegen seines gutmüthigen

Wesens und seiner Treue, mit der er die gegenseitigen Interessen wahrnahm. Glücklicherweise war die Wunde nicht tödlich, aber da er ein Mann von Bedeutung war, so herrschte in der eingeborenen Gemeinde von Vivi grosse Aufregung und alsbald strömte eine grosse Volksmenge herbei, um Rache zu nehmen. Der schuldige Händler war indess sicher in unsern Händen, und als der Arzt die Wunde für nicht gefährlich erklärt hatte, gelang es mir, die erregten Eingeborenen zu überreden, die Entscheidung des Falles mir zu überlassen. Es fand eine genaue Untersuchung statt, nach deren Beendigung ich den Häuptlingen sagte, das Unrecht sei auf seiten des Weissen, sie möchten daher die Höhe der Strafe nennen, die sie erwarteten.

Sie traten zu geheimer Berathung zur Seite und kamen nach einer halben Stunde mit folgender Forderung zurück, die ich hier mittheile, um zu zeigen, wie streng die Gesetze der Eingeborenen über Blutvergiessen urtheilen:

100 ganze Stücke Zeug	Werth	20	Pfd. St.
100 Steinschlossgewehre	„	30	„
100 Fässchen Pulver	„	25	„
100 Plantagenmesser	„	20	„
100 wollene Decken	„	30	„
100 Demijohns Rum	„	30	„
100 Kisten Branntwein	„	60	„
100 Stück Taschentücherstoff . . .	„	15	„
Diverse Artikel	„	200	„
	Zusammen	430	Pfd. St.

Der Händler erklärte sich vollständig ausser Stande, eine solche Summe zu bezahlen, aber da die Eingeborenen auf ihrer vollen Forderung bestanden, so musste ich zunächst mir von jedem die Erlaubniss ertheilen lassen, das Urtheil zu sprechen, und ein Abkommen treffen, dass sie meinen Spruch als rechtskräftig und endgültig und sich an denselben ge-

bunden betrachten wollten. Es kostete mir zwei volle Stunden, um die obige Summe auf £ 24. 4 *s* herabzudrücken; als Versöhnungsgabe sollten sie ausserdem noch den Revolver, mit welchem die That geschehen war, erhalten, damit derselbe in Stücke gebrochen und für ewig untauglich gemacht würde, weiteres Unheil anzurichten. Das Urtheil wurde angenommen, doch bestanden die Eingeborenen darauf, dass der Europäer auch aus dem Lande verbannt werden sollte, damit er nicht noch mehr solche Verbrechen begehen könne.

Mit allen Häuptlingen der Umgegend wurden ebenfalls Verträge abgeschlossen, laut welchen dieselben der Association die Souveränetätsrechte abtraten. Diese waren nicht schwer zu erhalten, da wir in der Nähe von Vivi in ausserordentlich innigen Beziehungen mit den Eingeborenen auf beiden Ufern des Flusses standen.

In der bestimmten Erwartung, dass das Comité mir einen geeigneten Offizier senden werde, welcher die Beaufsichtigung der werthvollen Interessen am untern Laufe des Flusses übernehmen sollte, vertraute ich den Befehl von Vivi dem Lieutenant van de Velde an bis zur Ankunft des Mannes, der sich um den Posten beworben und denselben zugesagt erhalten hatte. Leider konnte dieser sich aber erst in etlichen Monaten freimachen: unter den jungen und unerfahrenen, wenn auch willigen Offizieren, welche mir zur Verfügung standen, schien mir Lieutenant van de Velde der tüchtigste für den Posten zu sein.

Am 22. Januar verliess ich Vivi in dem Vertrauen, dass die ausführlichen Instructionen, welche ich dem Chef gegeben hatte, mir über die Schwierigkeiten hinweghelfen würden, welche ich beständig mit Bezug auf diese Station fürchtete. Das alte Sprichwort sagt: „Wenn die Katze nicht zu Hause, spielen die Mäuse auf Stühl' und Bänken."

Zwar habe ich keinen thatsächlichen Beweis, dass die Beamten im Dienste der Gesellschaft gerade spielten, indess lagen genügende Beweise vor, dass die untern Stationen sich nicht verbesserten und ihr Aussehen mit dem der Niederlassungen am obern Flusse nicht einmal einen Vergleich aushalten konnten.

Bei der Ankunft in Isangila erfuhr ich, dass ich mich nicht allzu sehr auf den Erfolg der Ueberland-Expedition

LIEUTENANT VAN DE VELDE.

nach dem Kuilu-Niadi verlassen dürfe, dass es vielmehr in Anbetracht der vielen Tagereisen von Isangila nach dem Thal des genannten Flusses besser wäre, noch eine zweite Expedition über See direct nach dem Kuilu-Niadi zu schicken. Zur Führung dieser Mission wurde Lieutenant van de Velde ausersehen und demselben der der Association gehörige Dampfer „Heron" behufs des Transports der Leute und Vorräthe zur Verfügung gestellt, während inzwischen für Vivi ein Stellvertreter zur Wahrung der Geschäfte ernannt wurde.

Lieutenant van de Velde segelte am 5. Februar in Begleitung von zwei Offizieren nach dem Kuilu ab und traf am 9. desselben Monats dort ein, wo er sofort Verhandlungen wegen Ankaufs eines Terrains zum Bau der Station, sowie der Erwerbung der Souveränetätsrechte in der Umgebung anknüpfte. Binnen kurzer Zeit hatte er die Häuser, Schuppen und Zelte eines gewissen Saboga gekauft und hier eine Station gegründet, die er Rudolfstadt nannte. Am 12. Februar schloss er mit Manipambu, dem Senior-Häuptling des Districts Tschissanga an der Mündung und dem linken Ufer des Kuilu, einen Vertrag ab, durch welchen derselbe der Association Internationale du Congo seine Souveränetätsrechte übertrug. Dann brachte der sehr thätige und pflichteifrige Lieutenant van de Velde nacheinander noch mehrere weitere Verträge zu Stande, zunächst in Tschilungu rechts von der Strommündung, und darauf beiden Ufern des Flusses entlang aufwärts bis zu den 42 km vom Meere belegenen Stromschnellen.

Nach seiner zu Anfang März erfolgten Rückkunft nach Rudolfstadt vernahm er (am 9. März), dass das französische Kriegsschiff „Sagittaire“ in Loango eingetroffen sei, und zwei Tage später konnte er mit seinen Booten dem Führer des genannten Schiffes, Kapitän Cordier, einen wesentlichen Dienst leisten, indem er demselben in den Fluss hineinhalf, wo der Franzose von dem jugendlichen Lieutenant auf das gastfreundlichste aufgenommen wurde.

Am 14. März erfuhr Lieutenant van de Velde das in der Umgebung von Loango verbreitete Gerücht von der Ankunft angeblich nothleidender weisser Männer an einem ziemlich weit im Innern gelegenen Orte Namens Kitabi, und da er mit Recht annahm, dass diese Europäer zur Expedition Kapitän Elliott's gehören mussten, so rüstete der

energische junge Offizier ohne Zeitverlust eine Bootexpedition zu deren Unterstützung aus.

Nachdem Kapitän Elliott im April mit seiner Gesellschaft in Rudolfstadt eingetroffen war, konnte er Lieutenant van de Velde von seinem provisorischen Posten am Kuilu ablösen, worauf derselbe zurückkehrte, um die Aufsicht über Vivi wieder zu übernehmen. Er hatte auf dieser Mission nach dem Kuilu grosse Fähigkeiten, Thätigkeit und Eifer bewiesen, sodass ich die freudige Hoffnung hegte, nach langem peinlichen Suchen und langweiligem Warten wieder einen werthvollen Assistenten für unser beschwerliches Werk entdeckt zu haben. Leider zwang seine schwindende Gesundheit ihn schon nach einem Aufenthalte von wenigen Monaten in Vivi, nach Europa zurückzureisen.

Kapitän Elliott hatte auf dem Wege von Isangila nach Rudolfstadt dem Laufe des Flusses entlang an den Orten, wo die Stationen Stephanieville, Franktown und Kitabi angelegt werden sollten, je einen Offizier und einige Mann zurückgelassen.

Auf der ganzen Linie war durch Verträge, welche in Gegenwart europäischer Zeugen gehörig unterzeichnet worden waren, ein ununterbrochener Streifen Landes erworben worden, ein Beweis, dass auch dieser Offizier seine Pflicht ausgezeichnet erfüllte.

Am 4. Februar langte ich in Manjanga an, wo ich Kapitän Hanssens die Ordre ertheilte, sofort mit einer Expedition nach dem obern Kuilu-Niadi aufzubrechen, eine Verbindungslinie zwischen Manjanga und diesem Flusse herzustellen, dann seine Forschungen abwärts fortzusetzen, bis er den Anschluss an Kapitän Elliott's Expedition in Stephanieville erreicht habe. Einige Monate später erstattete mir Kapitän Hanssens einen längern und interessanten

Bericht über seine umfangreichen Untersuchungen, aus dem ich erfuhr, dass vermittelst der Stationen Philippeville und Bulangungu der obere Kuilu-Niadi in directer Verbindung mit dem Kongo stehe.

Lieutenant Valcke, den ich in Manjanga getroffen hatte, wurde dem südlichen Ufer des Kongo entlang gesandt, um mit den wichtigsten Häuptlingen zwischen Manjanga und Leopoldville ebenfalls Verträge abzuschliessen und in Sabuka eine Station zu gründen, von wo aus ohne weitere Gefahr und Sorge Lebensmittel nach Leopoldville für das Entrepôt am obern Kongo gesandt werden konnten. Auch wurde er beauftragt, die Kessel des neuen Bootes „A. I. A.“ (Association Internationale Africaine) mitzunehmen, welche ein anderer Beamter in einem Dorfe am Wege zurückgelassen hatte, wo sie nun schon seit mehrern Monaten lagerten.

Ferner wurden Eilboten an den Chef von Leopoldville abgesandt, mit der Ordre, sofort auch mit den Häuptlingen von Kinschassa, Kimbangu und Kimpoko Verträge abzuschliessen.

Am 7. Februar wurde die Dampfbarkasse „Royal“ auf einen Wagen verladen, um über Land nach Leopoldville geschafft zu werden.

Am selben Tage schickte ich einen Ingenieur mit genügender Escorte nach dem Stanley-Pool, um bei der Fertigstellung der Dampfbarkasse „A. I. A.“ zu helfen, deren Zusammensetzung während meiner Abwesenheit auf eine unerklärliche Weise verzögert worden war.

Lieutenant Parfoury erhielt den Befehl, mit 40 Mann den Bau einer guten Strasse am linken Ufer von Manjanga nach dem Pool zu beginnen.

Lieutenant Grang und Kapitän Anderson behielt ich nebst 164 Farbigen zurück, um die Dampfbarkasse „Royal“

auf unserer alten Strasse am Nordufer nach Leopoldville zu transportiren.

Am 27. Februar langten wir mit dem Boote am Inkissi-Flusse an, wo ich von dem Chef von Leopoldville die überraschende Mittheilung erhielt, dass die Station wegen Mangels an Nahrungsmitteln fast verhungere. Da er nach Rückkehr von seiner Excursion nach der Küste schon wieder 38 Tage auf seinem Posten gewesen war, so hielt ich es für seltsam, dass er mit dieser wichtigen Meldung so lange gezögert habe, während Vivi doch Lebensmittel genug für jede beliebige Zahl von Stationen besass. Zahlreiche Karavanen besorgten beständig den Transport der Waaren nach dem Innern bis Isangila, zwischen dort und Manjanga fuhren regelmässig Dampfer, und es mangelte uns weder an Mannschaften noch an dem guten Willen, die Europäer in der liberalsten Weise zu beköstigen, vorausgesetzt, dass die Chefs der Stationen nur rechtzeitig Meldung von dem Erforderlichen machten.

Bei der Fähre von Nsangu setzte eine von der Küste kommende und nach Mfwa am nördlichen Ufer des Stanley-Pool bestimmte grosse Karavane von unabhängigen Eingeborenen über den Fluss. Der Häuptling an der Fähre, der infolge der liberalen Vergütung, welche wir ihm für die Benutzung seiner Canoes gegeben hatten, ganz mittheilsam geworden war, erzählte mir, dass er in einer Woche oft 500 Personen nebst ihren Waaren nach der Nordseite und ebenso viel, welche Elfenbein und Kautschuk nach der Küste bringen, nach dem Südufer übersetze. Da er dieses Geschäft schon jahrelang betreibt, so habe ich mich oft verwundert, dass die Fährleute nicht wohlhabender aussahen als die Häuptlinge des Binnenlandes. Zum Transport von 1000 Personen muss er mindestens 100 Fahrten mit seinem Canoe machen, wofür

er im Durchschnitt wöchentlich 100 Stücke Zeug vereinnahmt. Das Fährgeld bezifferte sich also im Jahre auf mindestens 5200 Stücke Zeug, was, zu je 1 Dollar oder 4 Mark gerechnet, mithin allein von den Eingeborenen jährlich die Summe von 20800 Mark ausmachte und sich ferner durch die Karavanen der Association auf etwa 28000 Mark erhöhte. Aber trotz dieses blühenden Geschäfts besserte sich weder das persönliche Aussehen der Häuptlinge und des Volks von Nsangu, noch wuchs die Bevölkerung an, wie z. B. in Kintamo, wo das Gedeihen des Handels sich in substantieller Weise durch Zunahme der bewaffneten Leute äussert, die Ngaljema und Makabi als ihre Häuptlinge anerkennen.

Als wir den Gipfel des Hochplateau am Südufer erreichten, traf ein zweiter Eilbote mit einem Briefe des Chefs von Leopoldville ein, der mich auf das dringendste ersuchte, nicht zu viel Mannschaften nach seiner Station mitzubringen, da es unmöglich sei, dieselben mit Lebensmitteln zu versorgen; die Umgebung sei nicht gerade feindselig gesinnt, aber doch so gleichgültig gegen die Weissen, dass kein Eingeborener je die Station besuche! Wenn der Chef auch offenbar Ursache hatte, einen so verzweifelten Brief zu schreiben, so war ich doch völlig ausser Stande, den Grund zu entdecken, welcher eine so ausserordentliche Veränderung über das Land gebracht hatte, da die einzige Information mir durch jenen Herrn zutheil wurde und derselbe sich darauf beschränkte, nur die bevorstehende Hungersnoth der Europäer zu melden. „Kein Thee, kein Kaffee, kein Cacao, keine Milch, gar nichts!“ Das Brot sei nur zu Hungersnothpreisen erhältlich, und das Land werde weit und breit durch Fourragirer durchstreift, die jedoch gewöhnlich mit einem nur sehr kleinen Vorrath zurückkehrten, der nicht

ÜBERGANG ÜBER DEN MPALANGA. I, 557

(Nach einer Photographie.)

einmal so lange reiche, bis eine andere Fourragierabtheilung mit neuem Proviant zurückkomme.

Und dennoch war in der unmittelbaren Nachbarschaft von uns, gleichviel, wo wir uns befanden, stets Ueberfluss gewesen, wie auch die 25 Ziegen und vielen Dutzend Hühner bewiesen, die wir im Lager hatten. Beim Empfang der traurigen Nachricht aus Leopoldville wurden sofort zwei Dutzend Ziegen und mehrere Körbe Geflügel nebst einigen Luxusartikeln für die erkrankten Europäer abgesandt und zugleich wurde dem Lieutenant Valcke der dringende Befehl gegeben, den Bau der Station Sabuka, welche namentlich aus der Umgebung Nahrungsmittel herbeischaffen sollte, zu beschleunigen.

Unterwegs brach unser Wagen mehreremal zusammen, wodurch wir stets unangenehmen Aufenthalt hatten, den längsten bei dem Uebergang über den Mpalanga. Vier Regenzeiten hatten unserer frühern Strasse sehr starken Schaden zugefügt, auch war überall auf dem damals gelichteten Terrain Unterholz und Rohr gewachsen; allein trotz dieser mannichfachen Hindernisse schritten wir mit dem schwerbeladenen Wagen täglich doch um etwa 4 km vorwärts.

Je näher wir dem Stanley-Pool kamen, desto mehr wuchs die freundliche Aufmerksamkeit der Eingeborenen. Aus grossen Entfernungen kamen sie, um meine Rückkehr in ihr Land zu begrüssen, mir allerlei willkommene Geschenke in Gestalt von Lebensmitteln, wie Ziegen, Schafe und Hühner, zu bringen und mich auf das herzlichste ihrer Freundschaft zu versichern; um so weniger vermochte ich angesichts dieser wahren und offenen Freundschaftsbezeigungen die Noth und das Elend zu begreifen, unter denen der Chef von Leopoldville litt.

Am 19. März schrieb mir Lieutenant Valcke, er habe

sich in Sabuka eingerichtet und kaufe täglich 400 Rationen, sowie Schweine, Ziegen, Hühner, Eier, Bananen u. s. w.; zwei Tage später marschirte ich nach Leopoldville, indem ich es den Herren Grang und Anderson überliess, den „Royal“ und die Transportmannschaft nach dem Landungsplatze zu geleiten.

Da ich seit Ende April 1882 von Leopoldville abwesend gewesen war, indem ich erst die Station Msuata gegründet, dann den Leopold II.-See erforscht hatte und schliesslich zur Wiederherstellung meiner Gesundheit nach Europa zurückgekehrt war, so hatte ich in Leopoldville grosse Veränderungen und eine blühende Station erwartet, mit hübschen Gartenanlagen, mit Pflanzen und Fruchtbäumen in gedeihlichem Zustande. Ich hatte mir auch in Gedanken ausgerechnet, welche Verbesserungen, Verschönerungen und Erweiterungen der Stadt unter der Leitung eines gewandten, unternehmenden und intelligenten Europäers mit einer Mannschaft von 40—50 tüchtigen Arbeitern in dem Zeitraum von 11 Monaten sich vornehmen liessen. Meine Einbildungskraft hatte mir die schönsten Bilder ausgemalt von schattigen Spaziergängen unter mindestens 3 m hohen Bananenbäumen, einer breiten, imposanten und von blühenden und duftenden Gesträuchen eingefassten Strasse, von Gruppen reichtragender Fruchtbäume u. s. w. Im Geiste sah ich einen ganzen Wald von jungen Flaschenkürbisbäumen und grosse Felder mit Ananas, die ebenso sehr durch ihren kostbaren Geschmack wie ihre lieblichen Blüten und ihren herrlichen Geruch erfreuen, während im Hintergrunde die weiten Aecker mit prosaischen, aber ebenso nützlichen Gemüsen, wie süsse Kartoffeln, Mais, Bohnen, Cassave u. dgl., lagen. In der That hatte ich mir die Stunden zwischen Sonnenuntergang und Schlafenszeit, wenn es nichts anderes für mich zu thun gab,

oft mit diesen von meiner kräftigen Phantasie mir vorgezauberten Schönheiten erhellt.

„Denn", sagte ich mir, „es muss ja so sein. Was können sie Besseres thun, als eine Reihe von schönen Wohngebäuden und Vorrathsschuppen bauen? Sie haben doch die Zeit mit irgendeiner Arbeit hingebracht und sicherlich nicht 11 Monate lang geschlafen!"

Und jetzt, beim Betreten der Terrasse von Leopoldville, warf ich rasch den Blick umher, um mich an dem prächtigen Bilde zu erfreuen; allein mein erstes Gefühl war das der Bestürzung; ich vermochte nicht die Einzelheiten zu begreifen, sondern wusste nur, dass alles, was ich sah, sehr traurig und entmuthigend war. Ueberall Gras: auf der Terrasse Gras, an ihren Abhängen hohes, üppiges, dickes Gras, in den Spalten der Mauern des einen Wohngebäudes Gras, auf den der Rinde entkleideten drei Pfeilern der Veranda ein feuchtes Grün, die breite Strasse des Arbeiterdorfes wie ein von Gras bedeckter Sumpf, über welchem die Dächer der Hütten nur von den höhern Punkten der Terrasse aus zu entdecken waren. Einige wenige Aecker mit Cassave, vielleicht 100 regellos gepflanzte Bananen, aber nicht ein einziger Flaschenkürbisbaum war zu sehen, und wenn das Terrain, welches, von einem zerbrochenen Zaun umgeben, einen Garten darstellen sollte, irgendetwas enthielt, was auf seinen Zweck hindeutete, so war es jedenfalls so geheimnissvoll und so bescheidener Natur, dass das dichte Gras es dem Blicke vollständig verbarg. An einem Ende der Terrasse stand eine aus Palissaden hergestellte Einzäunung, welche eine Redoute vorstellen sollte und mir den Beweis für die unfreundlichen Beziehungen mit den Eingeborenen lieferte. Seitdem das Blockhaus von Leopoldville vollendet worden, war im europäischen Viertel nur noch ein

einziges kleines Magazin neu aufgerichtet worden. Die Eingeborenenstadt befand sich in demselben Zustande, wie wir sie vor 11 Monaten gebaut hatten, nur vollständig verfallen und von dem wilden und dicken hohen Grase eingehüllt und erstickt. Von aussen sah alles aus, als sei die Station verlassen, und thatsächlich hätten die Zustände in Leopoldville nicht schlimmer sein können, wenn es seit meiner Abreise im April 1882 unbewohnt geblieben wäre. Als ich das Innere der Magazine untersuchte, fand ich, dass im Schatze von Leopoldville die allertiefste Ebbe herrschte; es waren nur noch 783 Messingstäbe vorhanden, gerade genügend, um für die 11 Europäer und 212 Farbigen, welche sich augenblicklich auf der Station befanden, für drei Tage Lebensmittel zu kaufen. Zwar waren noch ganze Ballen Zeuge und Kisten mit Perlen vorhanden, allein dieselben mussten erst gegen Messingstäbe eingetauscht werden, ehe man Brot dafür kaufen konnte. Das Karavanenbuch mit den Eintragungen über Abgang und Ankunft der Karavanen zeigte mir jedoch, dass unter allen Umständen eine solche Noth und traurige Lage, wie die leeren Proviantregale zeigten, hätte vermieden werden können.

Unten im grasbewachsenen Hafen liegen der „En Avant“ und das Walfischboot, vollständig mit Rostblasen bedeckt und beinahe ruinirt; 17 Monate haben die Fahrzeuge im Wasser gelegen und grüner Schleim bedeckt die Seiten und den Boden, denn offenbar hat sich niemand mehr um die Fahrzeuge bekümmert. Die Mannschaften gestehen selbst ein, dass die Schiffe nie aufs Trockene gezogen und gereinigt worden sind.

An dem neuen Dampfer „A. I. A.“, der schon seit vielen Monaten auf dem Helgen steht, ist noch für viele Wochen Arbeit. Das Boot ist nur $12^1/_2$ m lang. Trotzdem

drei oder vier Ingenieure und mehrere farbige Handwerker schon einen Monat daran beschäftigt sind, kommt die Arbeit nicht von der Stelle.

In politischer Beziehung sieht es noch viel schlimmer aus. Ueber irgendeine geringfügige Kleinigkeit ist ein Streit

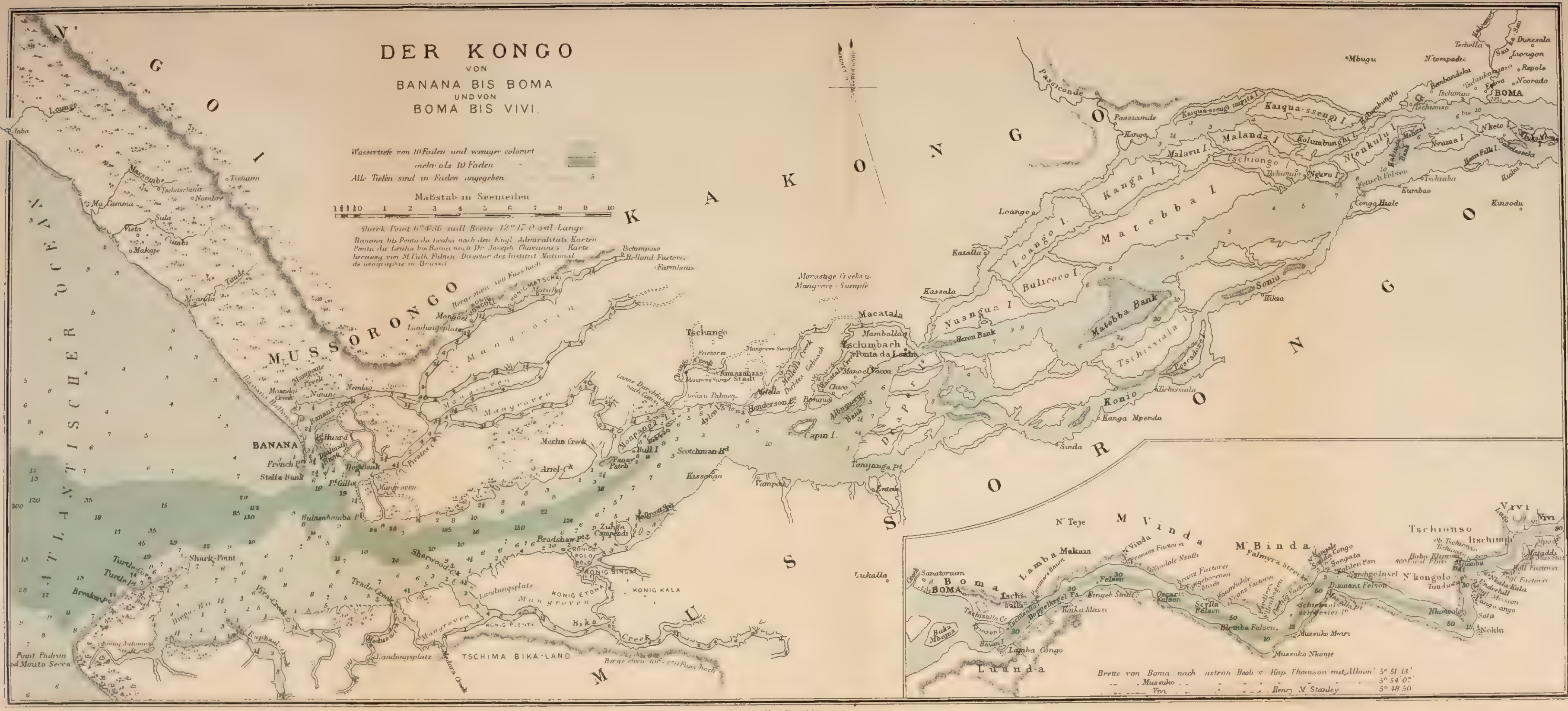
UNSERE ARBEITER VON DER WESTKÜSTE.

entstanden, und infolge dessen scheinen Weisse und Schwarze übereingekommen zu sein, lieber nichts mehr miteinander zu thun zu haben. Bei dieser passiven Kriegführung haben die Europäer sehr schmerzlich gelitten. Es war eine gegenseitige Herausforderung, wer von beiden diese ungesellige

Zwangslage am längsten aushalten könne; aber während die Eingeborenen im Ueberfluss leben, ist die Besatzung von Leopoldville einer schmachvollen Armuth anheimgegeben. Kein Wunder also, dass der Chef der Station die dringende Bitte für nöthig hielt, ich möge nicht den ganzen Trupp der den Wagen transportirenden Arbeiter mit nach der Station bringen, wo sie Hunger leiden würden. Anstatt also in ein Reich der Ordnung und der Wohlhabenheit zu kommen, von dem meine lebhafte Einbildungskraft mir so wunderhübsche Bilder und herrliche Aussichten vorgemalt hatte, gelange ich plötzlich auf ein Gebiet der Unordnung, Verschwendung, des Streites und der eigensinnigen Gegen- und Widerklagen. Jeder der Europäer suchte sich von dem Vorwurfe freizumachen, dass er die Schuld an diesen Zuständen trage, allein ohne Erfolg, denn jeder von ihnen hatte gewisse Pflichten zu erfüllen, darunter eine alle andern überwiegende, nämlich selbst aufzupassen: dieser Pflicht konnte jedoch keiner nachgekommen sein, der den Verfall und Ruin und die Unbehaglichkeit als passiver Zuschauer mit angesehen hatte.

Ich kann diese ausserordentliche Passivität und unkluge Gedankenlosigkeit, welche sie dem Rande des Elends und der Hungersnoth nahe gebracht und ihnen die Verachtung der Eingeborenen zugezogen hatte, nicht besser schildern, als wenn ich eine Episode hier einschalte, welche leider ein tragisches Ende nahm.

Einem jugendlichen österreichischen Cavallerielieutenant, Namens Kallina, der, wie es heisst, einer aristokratischen Familie in Wien entstammte und von dem Wunsche beseelt war, sich am obern Kongo auszuzeichnen, war es gelungen, ein Canoe von Ngaljema zu kaufen. Als der Tag seiner Abreise aus dem Hafen von Leopoldville gekommen, wird das



Leipzig F. A. Brockhaus

enge, schmale Fahrzeug zur Hälfte mit Eingeborenen und zur andern Hälfte mit unsern eigenen Farbigen bemannt und am hintern Ende desselben ein langer schwarzer Koffer aufgestellt, welcher Herrn Kallina als Sitz dienen soll. Der Offizier ist ein hoher, kräftiger junger Mann, der sich mehr für ein Grenadiercorps als zum Entdeckungsreisenden in einem kleinen Canoe eignet; allein ohne Ahnung und vollständig unbewusst, dass er eine gefährliche Thorheit begeht, steht er mit dem Helm in der Hand im Boote, sich zum Abschied lächelnd vor einer Gruppe Offiziere verbeugend, die zum Landungsplatze herabgekommen sind, um diese leeren Formen der Civilisation auszutauschen. Dann nimmt er Platz; seine Reitstiefeln reichen bis zum Knie hinauf, über der einen Schulter trägt er eine schwere doppelläufige Flinte, auf der andern eine gefüllte Patronentasche, im Gürtel ein paar Revolver, und während die Offiziere am Lande mit vieler militärischer Grazie und Präcision gleichzeitig den Helm zum Grusse berühren, kommt ihnen auch nicht die leiseste Idee, dass sie unrecht gethan und sich einer fast strafbaren Gedankenlosigkeit dadurch schuldig gemacht haben, dass sie den tüchtigen, wenn auch unbesonnenen jungen Mann in dieser Weise abfahren lassen. Bis sie eine Stunde später in Kintamo lautes Schreien hören und sehen, wie die Leute dort hin- und herrennen und Canoes vom Lande nach der Mitte des Stromes eilen, fühlen sie nicht die geringste Besorgniss oder Befürchtung; dann hören sie allerdings, dass Lieutenant Kallina gegenüber der Klippenspitze und angesichts der Station mit seinem Boote gekentert und nebst vier seiner Mannschaft ertrunken ist.

Nur wenige Tage nach diesem Unfall fuhr ein anderer Offizier in einem Canoe den Fluss hinauf und gerieth mit dem gebrechlichen Fahrzeug in der Nähe von Kallina-Point in

eine starke Strömung, welche ihn und seine Mannschaft fast über die Katarakte riss. Der junge Mann, der sich auf dem festen Lande durch mancherlei gute Eigenschaften auszeichnete, erzählte mir, er habe sich und seine Mannschaft nach verzweifeltem Rudern über den Fluss mit genauer Noth dadurch gerettet, dass sie sich mit aller Macht an den am Nordufer über den Strom ragenden Bäumen festhielten, während der Wasserfall wenige Meter abwärts von ihnen mit donnerähnlichem Getöse in die Tiefe stürzte.

Ein anderer Offizier verspürt ebenfalls plötzlich Lust zu nautischen Abenteuern. Er kauft ein Canoe, nagelt einen Kiel unter dasselbe, zieht ein Segel auf und fährt ganz allein mit gutem Winde kühn den Strom hinauf; allein plötzlich verlässt ihn die verrätherische Brise und hülflos führt die Strömung ihn den Fluss hinab. Schliesslich werden seine Leute besorgt, bemannen ein Boot und beginnen ihn zu suchen, finden ihn jedoch erst nach vielen Stunden im tiefsten Dunkel der Nacht, als sie, in einem Seitenarme des Flusses hinunterrudernd und rufend, schliesslich ihn laut um Hülfe schreien hören.

Wenn diese unerträgliche Lage der Dinge in Leopoldville meine ganze Thatkraft noch nicht in Anspruch nahm, so werden die folgenden Tagebuchnotizen vom 24. März, drei Tage nach meiner Ankunft, den verzweifelten Charakter meiner damaligen Aufgabe kennzeichnen:

„24. März. Sandte Lieutenant Orban mit 31 Mann nach Vivi, um in Eilmärschen einen Transport mit Messingstäben zu holen. Derselbe nimmt für Lieutenant Harou die Ordre mit, nach dem Luemme-Fluss aufzubrechen und in der Nachbarschaft von Massabe eine Küstenstation anzulegen. Der Chef von Vivi soll ihm 20 Begleiter mitgeben.

„Lieutenant Grang begibt sich mit 64 Mann nach Ma-

toma's Dorfe, um die Kessel des «Royal» nach Leopoldville zu schaffen.

„Heute erhielt ich die Nachricht, dass ein Herr Callewart bei der am obern Ende des Stanley-Pool auf der Südseite gelegenen Station Kimpoko getödtet und enthauptet worden sei. — Ich sende 30 Mann nach Sabuka, um von Lieutenant Valcke einen Vorrath von Proviantrationen zu holen.

LIEUTENANT ORBAN.

„Der Chef von Leopoldville erhält die Ordre, sich mit 25 Mann sofort in dem Walfischboote nach Kimpoko zu begeben, um die Wahrheit des Gerüchts vom Tode Callewart's festzustellen.*

„Abends bekam ich durch Boten Briefe vom untern Kongo. Der zweite Chef in Vivi remonstrirt dagegen, dass man von ihm verlange, als erster und zweiter Chef sowie als Lagerverwalter zu fungiren, und erklärt, er wolle das nicht, einerlei welche Folgen daraus entstehen. Sein Brief

* Das Gerücht erwies sich als falsch.

ist bemerkenswerth wegen seiner Unhöflichkeit und enthält grobe Anschuldigungen gegen eine Anzahl Leute.

„Der mit dem Transport eines Walfischbootes von Vivi nach Isangila beauftragte Offizier, der 58 Leute bei sich hat, meldet, er könne und werde das Boot mit einer so kleinen Mannschaft nicht weiter befördern.

„Der Chef von Manjanga schreibt, der Chef von Vivi führe eine «infame Komödie» auf; seine brieflichen Bitten um Vorräthe würden nicht beantwortet.

„Er meldet ferner, Herr Luksic, ein österreichischer Marineoffizier, habe einen Selbstmord begangen, indem er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt habe.

„Ich muss bis nach Mitternacht aufbleiben, um für den morgen zu expedirenden Boten Briefe an die verschiedenen Herren am untern Flusse zu schreiben und denselben neuen Muth einzusprechen. Hätte ich einen Mann bei der Expedition, den ich für fähig hielte, seinen Instructionen treu und mit Verständniss nachzukommen, so würde Vivi der Platz für ihn sein; Kapitän Hanssens ist jedoch mit seiner Expedition nach dem Kuilu-Niadi, Lieutenant Valcke leistet werthvolle Dienste in Sabuka, Lieutenant Grang zeichnet sich auf einem andern Gebiete aus, Lieutenant Orban befindet sich auf dem Wege nach Vivi, wo er dem vorlauten und trotzigen zweiten Chef jener so unruhigen Station helfen soll. Mit Lieutenant Eugen Janssen, der sich in Msuata aufhält, habe ich keine Verbindung, und in meiner Umgebung sind nur junge und unerfahrene Leute. Was fehlt, ist ein thatkräftiger, tüchtiger Offizier von Ruf und Jahren, der im Stande ist, während meiner Abwesenheit die stets unverträglichen Europäer in Vivi im Zaum zu halten. Bis derselbe eintrifft, muss ich Geduld haben.“

Nachdem ich mich gründlich über die Ursachen unter-

richtet hatte, durch welche die bejammernswerthe Lage in Leopoldville herbeigeführt worden war, erhielt der Chef am 1. April die Mittheilung, seine Dimission würde angenommen werden; zwei Tage später wurde er mit einer Escorte von 30 Mann nach der Küste abgesandt.

Seit meiner Ankunft, bei welcher mir sofort das hartnäckige Schweigen der Häuptlinge von Kintamo aufgefallen war, bemühte ich mich beständig, das gegenseitige freundschaftliche Einvernehmen, welches vor meiner Abreise im Juni 1882 zwischen uns bestanden hatte, wiederherzustellen. Am Abend des 8. April, eines Sonntags, trug ich folgende Aufzeichnung in mein Tagebuch ein:

„Heute Nachmittag um 1 Uhr erschienen die Häuptlinge des Districts von Leopoldville mit grossem Gefolge auf der Station — Kimpalampalla, Gantschu, Mballa und Kinsuangi-Kimpe kamen im Namen der Wambundu und gleich daraut Ngaljema, Makabi, Mubi, Mansuala, Gantschu und der alte Ngako aus Kintamo. Die Begegnung war eine sehr herzliche; nachdem der Reihe nach ein jeder mich wegen meiner Rückkehr in ihr Land begrüsst hatte, begann Ngaljema als Sprecher der übrigen seine Ansichten über die Ursachen darzulegen, welche die unangenehmen Beziehungen zwischen den verschiedenen Bewohnern des Districts herbeigeführt hätten. Wie gewöhnlich wiederholte er zunächst die einzelnen Vorfälle bei unserm ersten Zusammentreffen und bei der Ceremonie des Schliessens der Blutsbrüderschaft, sowie die zahlreichen Episoden bei der zweiten Ankunft von Bula-Matari in der Gegend; dann verbreitete er sich eingehend über die Schwierigkeiten, freundschaftliche Beziehungen mit den Europäern zu unterhalten, welche in Leopoldville zurückblieben, als ich in einem Zustande fortgeschafft worden war, den sie als hoffnungslos betrachteten. Er meinte, er

sei sehr schlecht behandelt worden; die eingeborenen Häuptlinge der Nachbarschaft würden jedes Wort bestätigen, das er sage.

„Die weissen Männer haben einer nach dem andern mich wie einen gemeinen Sklaven behandelt. Der eine sagte, er wolle mich tödten, der andere wollte sich mit mir schlagen, der dritte, er wolle mich von Kintamo fortjagen. Einer, der sich Tembo (Elefant) nennt, fragt, ob ich wisse, wer er sei. Nein, sage ich. Nun, ich bin der Elefant, und Ngaljema darf das nicht vergessen, weil er weiss, was ein Elefant mit kleinen Leuten thut, die frech sind. Der Elefant zertritt sie so und so, und jener stampft mit den Füssen, um mir zu zeigen, was er mit mir thun würde, wenn ich seine Wünsche nicht erfülle. Ein anderer von deinen weissen Männern — ein kleiner Bursche, der jetzt nicht hier ist — schrie uns an, wenn wir nach der Station kamen, um für Messingstäbe Stoffe einzutauschen, stiess unsere Leute umher und behandelte uns wie geringe Sklaven. Dort sitzt noch jetzt einer vor uns, der uns alle schlecht behandelt und mehreremal gedroht hat, mich zu tödten. Was den Chef der Station anlangt, den du hier gelassen hast, so konnte niemand mit ihm auskommen. Wenn unsere Kinder in seine Nähe kamen, sagte er, das ist genug, ihr könnt gehen, geht, geht fort, geht schnell fort! Schliesslich hielten ich und meine Leute uns fern von ihm und wollten nichts mehr mit deinen weissen Männern zu thun haben. Ich bin seit sechs Monden nicht hier gewesen und würde auch jetzt nicht gekommen sein, wenn du nicht nach mir gesandt hättest, um diese Dinge zu hören."

Mich zu dem von Ngaljema beschuldigten Offizier wendend, forderte ich denselben auf, seinerseits auf diese Klagen zu antworten, von denen ich bisher noch nichts gehört hatte.

In freimüthiger, offener Weise erwiderte er Folgendes:

„Vielleicht liegt etwas Wahrheit in dem, was Ngaljema sagt, allein er übertreibt die unbedeutenden Dinge, um Ihnen zu beweisen, dass er keine Schuld trage. Er ist aber in dieser Angelegenheit durchaus nicht frei von Tadel. Vielmehr sind seine Arroganz und sein Eigensinn in Wirklichkeit die Ursachen dieser Schwierigkeit. Meine Verlegenheiten mit ihm begannen beispielsweise zur Zeit, als Lieutenant Kallina durch Ertrinken seinen Tod fand. Ngaljema's Leute hatten Kallina's Privatkoffer auf dem Wasser treibend aufgefangen, und als ich davon hörte, forderte ich die Auslieferung desselben; indess wollte Ngaljema den Koffer nicht herausgeben, wenn ich ihm nicht für jeden darin enthaltenen Gegenstand eine Abgabe von 75 Pfennig bezahle. Das war der erste Streit.

„Der zweite entstand, als der Divisionschef zur Inspection der Station hierher kam und Ngaljema zu sprechen wünschte, der jedoch nicht kommen wollte, wenn nicht während seines Besuches ein Weisser als Geisel nach Kintamo gesandt werde. Ich erbot mich freiwillig, nach dem Dorfe zu gehen und als Geisel dort zu bleiben. Als ich, unbewaffnet und allein, dasselbe erreichte, begannen die Leute mich zu durchsuchen und in rohester Weise an mir herumzufühlen; dann befahl Ngaljema 100 Mann, mich zu umzingeln, was auch geschah, indem die Eingeborenen mich mit wilden Geberden durch Schwert und Speer bedrohten, während Ngaljema mit allen Ehrenbezeigungen, wie sie einem Mann seines Ranges zukommen, auf der Station empfangen wurde. Es war dies allerdings nur eine unbedeutende Affaire, allein Offiziere lassen sich nicht gern so behandeln, wie man mit mir umgegangen ist.

„Zum dritten mal entstand Streit zwischen uns, als Nga-

ljema in die Station hereinstürmte und zwei kleine Knaben, die Söhne von Ngamberengi, ergriff, welche uns eine Botschaft von ihrem Vater gebracht hatten. Irgendein Zank zwischen den beiden Häuptlingen veranlasste Ngaljema, in dieser willkürlichen Weise zu verfahren und die Kinder als Bürgschaft zu ergreifen, damit sein Gegner ihm nachgebe. Wir hatten mit ihrem Streit nichts zu thun, die Station gehörte uns, das Gebiet der Association ist frei, und auf Grund dieser Principien verfolgte ich Ngaljema, holte ihn ein, drehte ihn herum und entriss ihm die Kinder. Vielleicht habe ich ihn rauher angefasst, als ich beabsichtigte, allein das ist mein ganzes Vergehen, und wenn Sie finden, dass ich unrecht gethan, dann muss ich um meine Entlassung bitten, denn ich würde unter ähnlichen Verhältnissen wieder ebenso handeln und dieser arrogante Wilde vielleicht nicht mit heiler Haut davonkommen, wenn er seine auf Sklavengewinnung abzielenden Streiche in einem District ausüben will, wo ich Chef bin.“

„Brav gesprochen, mein Lieber, aber regen Sie sich nicht auf; es liegt gar kein Grund vor, von Ihrer Entlassung zu reden. Lieber Gott, kann ich mich nicht nach dem Hergang einer Affaire wie diese erkundigen, ohne dass alle gleich in die grösste Wuth gerathen, sofort resigniren wollen und ihre Entlassung fordern? Sie müssen doch wissen, dass mir diese ganze Geschichte neu ist. Ich habe noch nichts von Geiseln gehört und würde lieber mich selbst als solche anbieten, als jemand aus meiner Begleitung zu etwas auffordern, zu dem ich keine Lust hätte. Ich habe noch zu viele traurige Vorfälle im Gedächtniss, die mit der Stellung von Geiseln in Verbindung standen. Sie sind ein braver Mann, und ich ehre Sie wegen Ihres moralischen Muthes und des Angebotes Ihrer eigenen Person als Opfer, um den Frieden zu erhalten.“

Ich wandte mich nun zu Ngaljema und den versammelten Häuptlingen und sprach ernst, wenn auch freundlich und mild, denn die freimüthige, edle Antwort des Chefs hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht:

„Ngaljema und ihr, Häuptlinge der Wambundu, ich habe gehört, was ihr zu sagen hattet, und habe auch die Worte des weissen Mannes vernommen. Ihr und er habt alle unrecht. Nicht einer von euch ist den richtigen Weg der Freundschaft gegangen. Ihr seid alle eigensinnig und hartherzig gegeneinander gewesen. Auf diese Weise kann man nicht brüderlich miteinander verkehren. Du, Ngaljema, hättest das besser wissen müssen. Diese jungen weissen Männer kennen dich nicht so genau wie ich. Sie sind dir fremd, wie du ihnen. Da du wusstest, dass du bei deinem Bruder Bula-Matari sicher warst, weshalb brauchtest du dich darum zu kümmern, was weisse Knaben sagen? Du musstest wissen, dass sie einen Vater haben, der sehr bös mit ihnen sein würde, wenn sie dir ein Leid zufügten. Angenommen, du hättest einen Krieg mit ihnen geführt, was hättest du mir antworten wollen, wenn ich dich gefragt hätte: Ngaljema, weshalb hast du die Leute deines Bruders bekämpft? Nun, da ich zurückgekommen bin, musst du jedes Gespräch über diese Angelegenheit aufhören lassen. Alle weissen Männer, welche Streit mit dir gehabt haben, sollen nach andern Orten gehen, und du musst Frieden mit dem «Elefanten» machen, denn du hast ihn falsch beurtheilt. Heute, am Sonntag, arbeiten wir nicht, ausgenommen wenn wir Freundschaft schliessen. Wenn ihr alle morgen wiederkommt, wollen wir eine Vereinbarung treffen, wonach keiner dem andern Harm zufügen kann, ohne den Zorn aller zu erwecken.“

Am folgenden Tage wurde ein Vertrag abgeschlossen,

welcher die sämmtlichen Häuptlinge der Wambundu und von Kintamo, sowie die Association zu einem Bunde behufs Aufrechterhaltung des Friedens in der südlich vom Stanley-Pool liegenden Region vereinigte. Die oberste Gewalt wurde der Association übertragen, welche sich die Befugniss reservirte, Krieg zu erklären und in allen Fragen, die möglicherweise den Frieden gefährden könnten, als Schiedsrichter zu fungiren. Es wurde ferner festgesetzt, dass kein Fremder irgendeinen District der verbündeten Häuptlinge ohne eine Empfehlung der Beamten der Association betreten dürfe, welche die Garantie dafür übernähme, dass der betreffende Fremde ein redlicher Händler und nicht ein politischer Agent sei.

Ferner wurde vereinbart, dass die Flagge der Association an jedem Sonntagmorgen und bei allen grossen und feierlichen Gelegenheiten, welche durch Aufhissen der Flagge an dem Flaggenmast auf der Spitze des Leopold-Berges dem Lande zur allgemeinen Kenntniss zu bringen sind, in den Dörfern der Signatär-Häuptlinge aufgezogen werden sollte.

Drei Tage später wurden auch ernstliche Verhandlungen mit den Häuptlingen von Kinschassa angeknüpft, welche von den Bedingungen des Vertrags mit Kintamo gehört hatten und nun die gleichen Privilegien zu erhalten wünschten; ein mündliches Uebereinkommen wurde getroffen und ein Offizier provisorisch dahin gesandt, der jedoch schon nach wenigen Tagen zurückberufen wurde; nach längerer reiflicher Ueberlegung wurde indess eine definitive Einigung bezüglich einer Garnison erzielt und Herr A. B. Swinburne zum Chef der Station ernannt.

Ich hätte schon früher erwähnen müssen, dass zwei englische Missionen sich in Leopoldville niedergelassen

hatten, die eine rechts und die andere links von der Station, aber beide auf der Association gehörigem Grund und Boden. Die eine liegt auf dem Leopold-Berg und nennt sich die Arthington-Mission der Baptistenkirche; die andere führt keinen besondern Namen und gehört der Livingstone Inland Kongo-Mission an. Die erstere stand unter Aufsicht des Herrn T. J. Comber, die zweite wurde von Dr. Sims geleitet; beide Herren haben ein warmes Herz für ihre Anstalt, sind ausserordentlich energisch und zeichnen sich durch grossen Eifer bei Wahrung der ihnen anvertrauten wichtigen Interessen aus. Es war ein scharfer Wettkampf um ein grosses Ziel; die Baptisten gewannen am Stanley-Pool den Sieg; Dr. Sims war der erste, welcher die Gewässer des obern Kongo befuhr. Die Baptisten kamen den Concurrenten mit der Anlage einer Station oberhalb des Stanley-Pool zuvor, doch hatten diese dafür sich bald darauf auf einer Station am Aequator festgesetzt. Die Baptisten besassen den ersten Dampfer auf dem Kongo, aber auch die Livingstone-Missionare bauten schon einen solchen in Leopoldville, als jener vom Stapel lief. Es war ein seltsamer religiöser Zweikampf, welchen diese beiden Missionen der protestantischen Kirche miteinander ausfochten; die Chefs von beiden hatten abwechselnd einer dem andern den Rang abgelaufen und ausserordentliches individuelles Geschick bewiesen. Wann und wo dieser eigenartige Wettstreit aufhören wird, weiss niemand. Solange die Missionen durch die jährlichen Beiträge ihrer gläubigen und getreuen Anhänger unterstützt werden, wird derselbe zweifelsohne fortgesetzt, bis das Kongobecken überwunden, moralisch besiegt und dem christlichen Glauben gewonnen ist. Bis dahin wünscht der Verfasser den beiden Führern in diesem kühnen Kampfe des Geistes gegen die moralische Dunkelheit auch in Zukunft Klugheit, Erleuch-

tung, neuen Muth und reichen Erfolg. Sie haben ebenfalls trübe Tage durchgemacht und schwere Kämpfe ertragen; aber mit jedem Monat klärt der Horizont sich mehr auf, und die Aussichten sind schon heute unendlich viel heller, als sie vor einiger Zeit gehofft haben können.

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL.

NACH BOLOBO.

Verbesserungen in Leopoldville. — Abfahrt der Expedition nach dem obern Kongo. — Ihre Ausrüstung. — Kimpoko, „Schöne-Aussichts-Station". — Gambiele, Häuptling von Kimpoko. — Wieder nach Stanley-Pool. — Papa Gobila. — Makoko von Mbe. — Fumu-Ntaba. — „Bula-Matari, geh nicht nach Mbe." — Wachsthum der Stadt Msuata. — Bier-production in Mantu. — Der Lawson-Lufini-Fluss. — Das wirkliche Herz des äquatorialen Afrika. — Eine wundervolle Gegend. — Meine frühere Zurückweisung durch die wilden Leute. — Die Zwei-Palmen-Spitze. — Ermordung zweier unserer Leute. — Der Bolobo-District. — Eine volkreiche Nachbarschaft. — Schwierigkeit, für den Verkehr mit den Eingeborenen sich eignende Europäer zu finden. — Ibaka, der Senior-Häuptling von Bolobo. — Seine Lebensgeschichte. — Eine kriegerische Garnison. — Ein eifersüchtiger Häuptling und eheliche Untreue. — „Für Blut muss wieder Blut vergossen oder Geld bezahlt werden." — Verzögerte Zahlung. — Kriegsgefahr. — Gebietsabtretung in Bolobo.

Sobald Leopoldville von dem verzögernden Einflusse seines gleichgültigen Chefs befreit war, begann die Station das anständige und fortgeschrittene Aussehen anzunehmen, welches sie als Entrepôt für den obern Kongo haben sollte. Das Gras durfte selbstverständlich den Ort nicht lange mehr ersticken, das Eingeborenenviertel wurde niedergerissen und an anderer Stelle, näher an der directen Strasse nach Kintamo, wieder aufgebaut und die Redoute und die zerbrochene Umzäunung wurden entfernt; die Terrasse war

nach rechts und links erweitert worden, um mehr Raum für Gebäude zu schaffen, und der Einschnitt in den Hügel vertieft, um mehr Luft zu gewinnen; ferner wurden die Abhänge der Terrasse mit Steinen belegt, an der Stelle der alten Eingeborenenhütten ein Bananenhain, sowie Mangos und Flaschenkürbisse gepflanzt, weitere Wohngebäude für die Europäer in Angriff genommen und eine Anzahl anderer Verbesserungen vorbereitet, welche die sanitären Zustände in Leopoldville beträchtlich günstiger zu gestalten versprachen. Ehe ich die Station verliess, um mich nach dem obern Kongo zu begeben, hatte ich noch die Genugthuung, zu sehen, dass sie schon fast das respectable Aussehen erlangt hatte, welches sie ihrem Range in der Reihe der Stationen entsprechend schon vor Monaten hätte haben müssen. Anstatt dass vereinzelte Fourragierabtheilungen einen Tag um den andern auf der Suche nach Lebensmitteln die Umgegend durchforschten und durchstöberten, brachten die Eingeborenen, Männer, Frauen und Kinder, alles Nöthige selbst nach der Station, wo sie ihre Waaren auf offenem Markte entweder dem Chef der letztern im ganzen oder den einzelnen Käufern, die theils aus unserm Orte, theils aus Kintamo erschienen, verkauften und vertauschten. Als ich den freien Platz auf der Terrasse auf diese Weise als allgemeinen Marktplatz benutzen sah, fühlte ich, dass der Sieg über den Conservatismus der Eingeborenen gewonnen war; und ich glaube, ich empfand bei der Betrachtung der vielen Gruppen im Schatten unsers Blockhauses eifrig handelnder Käufer und Verkäufer mehr wirkliches Vergnügen als an irgendeinem andern Ereigniss in diesem Jahre. Denn bevor ein Ort am Kongo die Würde einer Stadt erstreben darf, muss er einen eigenen Marktplatz haben; dies war mithin einer der kleinen Erfolge, welche ich für sehr wesentlich für unser Wohl-

FRAUEN UND KINDER AUF DEM MARKT IN LEOPOLDVILLE. I. 526.

(Nach einer Photographie.)

EIN BANANENHAIN.

befinden hielt. Da wir selbst nicht viele Frauen bei der Expedition hatten, so kam es mir, wenn ich ein paar Dutzend Weiber und Kinder im völligen Genuss des unbeschränkten Vertrauens dort hocken sah, vor, als sei mir die Ehre der Vaterschaft zutheil geworden, und um keine Summe der Welt hätte ich gestattet, dass das Vertrauen durch den leisesten Argwohn und die geringste Gewaltthätigkeit wieder zerstört werde.

Die Dampfbarkasse „A. I. A.“ war vollendet, wiederholt mit Farbe angestrichen und auf zwei oder drei Fahrten genügend erprobt; der Dampfer „Royal“ war neu gekupfert, auf das eingehendste reparirt und wieder fast so gut wie neu, während der „En Avant“ auf den Helgen geholt, gereinigt, mit Schmirgelpapier abgerieben und schliesslich dreimal angestrichen worden war. Das Schiff hatte ferner einen zierlichen Schmuck auf dem Schornstein bekommen; neue Maste waren aufgestellt, neue Segel und Sonnenzelte angefertigt und, das Beste von allem, es hatte eine Kajüte erhalten, die gross genug war, nicht nur mir Obdach zu gewähren, sondern auch noch die Waaren aufzunehmen. Ich hatte nämlich die unbestimmte Idee, die furchtbare Sonnenglut auf dem Leopold II.-See im Jahre 1882 sei die Ursache meiner schrecklichen Krankheit gewesen.

Am 9. Mai 1883 waren alle Gegenstände an Bord geschafft und jeder auf seinem Platze, sodass die Flotille, der „En Avant“ mit dem Walfischboote im Schlepptau voran, morgens 6 Uhr die Fahrt antreten konnte; der „Royal“ mit einem 60 Fuss langen Canoe längsseite bildete die Mitte und der „A. I. A.“ die Nachhut.

Die Mannschaften und Waaren waren wie folgt auf die Schiffe vertheilt:

Dampfer „En Avant“:	Zeuge	21	Ballen.
	Kauris	600	Pfund.
	Maschinenöl . .	10	Gallonen.
	Mehl u. Kartoffeln	140	Pfund.
	Bohnen	70	„
	Gemischter Proviant	1	Kiste.
	Zucker	50	Pfund.
	Hartbrot . . .	30	„
	Thee	25	„
	Kaffee	40	„
	Cognac	1	Kiste.
	Messapparate . .	1	„
	Bettutensilien . .	140	Pfund.
	Arzneien . . .	2	Kisten.
	Instrumente . .	1	Kiste.
	Privatgepäck . .	250	Pfund.
	Kochgeräthe . .	60	„
	Munition . . .	4	Kisten.
	Feine Stoffe . .	1	Koffer.
	Mannschaft . . .	7	Mann.
	Passagiere . . .	10	„
Walfischboot:	Mannschaft . . .	10	„
	Messingstangen .	56	Lasten = 3640 Pfd.
	Gartensamen . .	2	Kisten.
Dampfer „Royal“:	Mannschaft . . .	4	Mann.
	Passagiere . . .	9	„
	Munition . . .	19	Kisten.
	Maschinenöl . .	5	Gallonen.
Canoe:	Passagiere . . .	26	Mann.
	Maschinenöl . .	50	Gallonen.
	Messingstangen .	650	Pfund.
Dampfer „A. I. A.“:	Stoffe	26	Ballen.
	Maschinenöl . .	5	Gallonen.
	Salz	4	Fässchen.
	Bootproviant für Europäer . .	4	Kisten.
	Proviant für die neuen Stationen	22	„

Hartbrot . . .	4	Kisten.
Hüte und Plüschmützen . . .	1	Kiste.
Bunte Perlen . .	6	Kisten.
Arzneikästen . .	1	Kiste.
Hirschfänger . .	1	Packet.
Zimmermannsgeräthschaften . . .	4	Kisten.
Schweif-, Schrot- u. Handsägen . .	2	Lasten.
Spitzhämmer, Aexte, Spaten, Schaufeln, Deichseln, Hacken	4	„
Nägel, Stifte, Schrauben . .	6	„
Passagiere . . .	8	Mann.
Mannschaft . . .	6	„

Eine gut ausgerüstete Expedition von 80 Mann mit etwa 6 Tonnen Material, das aus allen für den Bau von zwei kleinen Stationen erforderlichen Gegenständen, sowie dem Proviant und den Mitteln zum Lebensunterhalt der Besatzungen für mindestens sechs Monate bestand; eine gleiche Zahl von Colonisten hätte nicht besser versorgt sein können. Wir haben für die Leute Aexte, um den Wald niederzuhauen, Hämmer, um die Felsen zu zerbrechen, Spaten, um den Erdboden aufzugraben und sumpfiges Land zu entwässern, Schaufeln, um Erdwälle aufzuwerfen, Sensen, um das Gras zu schneiden, Beile, um uns einen Weg zu bahnen, und Samen aller Art, um den Garten zu bestellen; wir besitzen ferner Sägen, um Planken zu schneiden, Hämmer, Nägel und Tischlerwerkzeuge, um Möbel anzufertigen, Nadeln und Zwirn, um alle Zeuge in den Ballen zusammenzunähen, Bindfaden, um die Perlen aufzureihen, und ausser den vielen nützlichen Dingen in Kisten und Ballen noch unzählige Kleinigkeiten und bunte Spielereien, um das Verlangen der

mächtigsten Häuptlinge zu befriedigen und in der Brust der Frauen den Wunsch nach solchem Schmuck zu erregen. Aber auch der weisse Mann ist nicht vergessen worden: da ist genug für ihn zum Essen und Fettwerden, solange er bei guter Gesundheit ist, und so viel Arznei, dass man jeden hundertmal vom Fieber curiren könnte. Es ist vielleicht ganz gut, diese Sachen dem Leser hin und wieder zu erzählen, damit er sich einen richtigen Begriff davon macht, was das Anlegen von Stationen in fernen Gegenden in Wirklichkeit zu bedeuten hat. Und dabei dürfen die Waaren nicht willkürlich in die Boote verladen, sondern für jeden weissen und schwarzen Mann muss per Monat eine bestimmte und gleiche Portion von jedem Artikel berechnet und abgemessen oder gewogen werden, sonst würde sicher sehr bald Unzufriedenheit und Murren entstehen.

Der Kongo hatte jetzt seinen höchsten Stand erreicht, sodass wir mit den Fahrzeugen im schlichten, ruhigen Wasser dicht am Ufer hinfahren konnten, wo wir unter dem überhängenden Laubwerk der Bäume vor der Hitze geschützt waren. Um 8 Uhr passirten wir das behaglich unter dem Schatten einer Gruppe mächtiger Affenbrotbäume gelegene Kinschassa; das niedrige grasbedeckte Ufer war beim Dorf von einer Mauer von Schwarzen eingefasst, welche die um die Spitze kommende Flotille, die im Vorüberfahren zum Gruss und Dank die Flagge auf- und niederzog, mit lauten Willkommensrufen begrüssten. Dann steuerten wir quer über den breiten Kongo und hielten uns dicht am südlichen Ufer von Bamu; im tiefen stillen Wasser dampften wir stetig weiter, vorüber an dichten Wäldern von kräftigen jungen Bäumen und weiter am Rande von fetten grünen, mit Rohr bewachsenen Ebenen hin, bis wir kurz nach 4 Uhr nachmittags gegenüber der Station Kimpoko waren, auf welche wir nun-

mehr abhielten, um dort die Nacht so behaglich zuzubringen, wie dies in einem Orte, der noch im Bau begriffen, nur möglich ist.

Kimpoko sollte eigentlich „Schöne-Aussichts-Station" heissen, weil man von dort einen herrlichen Blick auf den prächtigen breiten Strom hat, der sich hier volle $7^1/_2$ km weit ausdehnt, während man denselben abwärts 20—25 km weit bis zum grauen Horizont verfolgen kann. Im Norden

ANSICHT VON DER TERRASSE UNTERHALB KIMPOKO.

sieht man eine lange Strecke der Bamu-Insel, und weit hinter den höchsten Bäumen derselben erheben sich die purpurnen Hügel, welche de Brazza's zukünftige Ansiedelungen umgeben, während im Osten die halbmondförmigen Mauern der Dover-Klippen aufsteigen. Eine Strecke vom Uferrande entfernt stehen einige Pfeilern gleiche Hyphaenepalmen, deren fächerartige Blätter im Winde rauschen, und in der Nähe, etwa $1^1/_2$ km vom Wasser, beginnen niedrige Hügel, hinter denen ein höherer Rücken sich erhebt, für welchen wieder die

Ausläufer des unter der Herrschaft von Nfumu-Nguma stehenden Hochlandes von Banfumu den Hintergrund bilden.

Der Häuptling der eingeborenen Gemeinde von Kimpoko, eines Stammes der Babari oder Flussleute — der fälschlicherweise vom Gerücht beschuldigt worden war, Callewart umgebracht zu haben — ist Gambiele, ein Mann von zu wenig

BLICK VON KIMPOKO AUS.

Charakterstärke, um ihn unserer Achtung werth zu machen. Er hat seine eigenen Interessen wohl bedacht, als er uns zu sich einlud; jetzt ist er versöhnlich, weil seine Sinne vom Sehen und öftern Schmecken der vielen guten Dinge, welche wir besitzen, in Anspruch genommen werden. Ihn und Nfumu-Nguma zu befriedigen ist eine kostspielige Sache, doch werden, wenn der Frieden nur gewahrt bleibt,

Zeit und genauere Bekanntschaft seinen Eifer für das Betteln vielleicht mässigen; ja möglicherweise bringt die Zukunft noch Tugenden bei ihm zum Vorschein, die jetzt allerdings noch nicht zu entdecken sind.

Am nächsten Tage verlassen wir Kimpoko, und nach wenigen Stunden gelangen wir an die Einfahrt in den obern Kongo am Kopfe des Stanley-Pool. Am Abend des dritten Tages liegen wir am Landungsplatze von Msuata. Lieutenant Janssen hat in den 13 Monaten, welche er hier zugebracht, seine Station vollendet; sein Wohngebäude sieht wie ein besseres Farmhaus aus und besitzt eine kühle, schattige Vorhalle, in welcher er seine Palaver abhält und zweimal täglich mit Papa Gobila oder, wie er jetzt heisst, Gantiene plaudert.

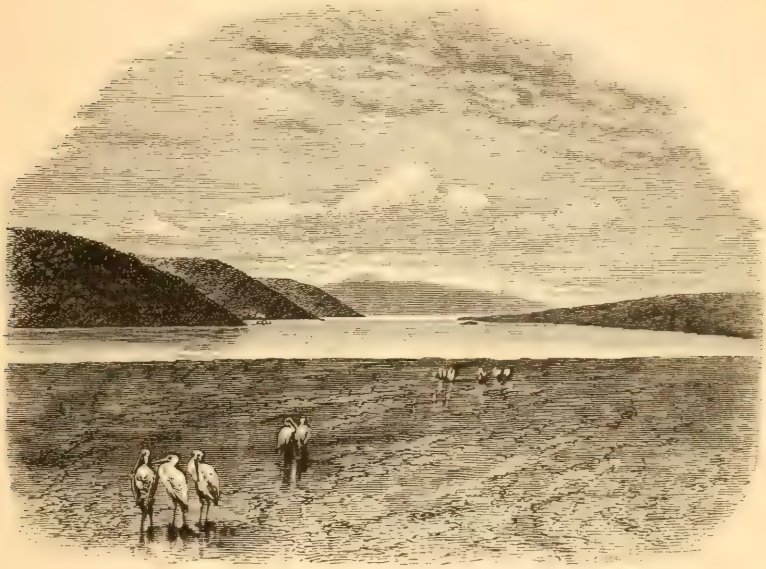
Dieser dicke alte Herr, der so herzlich und freundlich in seinen Manieren ist, kam athemlos herbeigelaufen und streckte seine fetten Hände aus, um Bula-Matari nach seiner langen Abwesenheit zu bewillkommnen. Er sprach auf das positivste die Meinung aus, dass nur der Fetisch der Wabuma mich im letzten Jahre so krank gemacht habe, und liess nicht eher nach, als bis ich ihm das Versprechen gegeben hatte, nie unter denselben leben zu wollen.

Wir blieben ein paar Tage in Msuata, um Lebensmittel für die Weiterreise nach Bolobo, unserm nächsten Bestimmungsort, einzukaufen. Im Laufe des folgenden Morgens traf Fumu-Ntaba mit ungefähr 60 Musketenträgern, einigen Weibern und Haussklaven ein. Er ist der bedeutendste Häuptling der Bateke des Mbe-Districts, der fünf Tagereisen in westnordwestlicher Richtung von dem Landungsplatze am Nordufer, Msuata gegenüber, entfernt liegt.

In den letzten Jahren ist sehr viel über Makoko von Mbe und Fumu-Ntaba gesprochen worden; um sich jedoch

ein Urtheil über die Machtbefugnisse dieser zwei Häuptlinge in einem und demselben District zu bilden, ist es nöthig, Makoko mit Ngako, dem Erbhäuptling von Kintamo, und Fumu-Ntaba mit Ngaljema, dem herrschenden Häuptling, zu vergleichen.

Makoko ist als Erbe des Thrones Häuptling der nordwestlichen Bateke, jedoch so alt, schwach und stumpf ge-



DIE MÜNDUNG DES OBERN KONGO IN DEN STANLEY-POOL.
(Nach einer Photographie.)

worden, dass er mit allgemeiner Zustimmung in den Ruhestand versetzt und die Herrschaft von dem Regenten Fumu-Ntaba übernommen worden ist. Makoko hat sich in die Clausur seiner Hütte zurückgezogen, wo er allein auf die Dienste seines weiblichen Anhangs angewiesen ist, und wenn er auch noch hin und wieder in der Oeffentlichkeit erscheint und im Rathe von den Häuptlingen mit sympathischem Re-

spect behandelt wird, so wird doch den Befehlen Fumu-Ntaba's Gehorsam geleistet und niemand zögern, Makoko den Beweis zu liefern, dass seine Macht vorüber ist.

Am Flussufer und an den Bergabhängen zwischen dem Stanley-Pool und dem Lawson-Flusse liegen nur vier Dörfer, davon zwei Msuata fast gerade gegenüber. Die Löwen, Elefanten, Büffel und Antilopen, welche man auf der Fahrt zwischen den beiden Punkten am Lande bemerkt, sind auch ein Beweis, dass das bis fünf Tagemärsche vom Kongo entfernte Gebiet Fumu-Ntaba's merkwürdig schwach bevölkert sein muss; dass das Land am Nordufer des Stanley-Pool eine sehr spärliche Bevölkerung hat, ist uns bereits bekannt.

Fumu-Ntaba fragte, wann ich weisse Männer nach Mbe schicken werde; Lieutenant Valcke habe ihm versprochen, dass auch bei ihm Europäer wohnen sollten. Nachdem sich die Verhältnisse geändert hatten, vermochte ich ihm kaum deutlich auseinanderzusetzen, weshalb wir noch keine Station in seinem Lande angelegt hätten, doch drang er so lange in mich, dass ich ihm behufs weiterer Verabredung eine Zusammenkunft in Malima versprach, wo er in etwa zwei Monaten einen Besuch abzustatten beabsichtigte.

„Denn", sagte er, „habe keine Furcht wegen Malima und Mfwa. Ich möchte, dass alle weissen Leute zu mir kommen, welche Lust dazu haben. Ich habe mit Valcke Blutsbrüderschaft geschlossen; er und seine Leute sind meine Freunde und können frei bauen in jeder Gegend meines Landes, am Fluss wie im Innern."

Ich tröstete Fumu-Ntaba mit dem Versprechen, dass ich die Sache überlegen würde, und nach dem Austausch einiger Geschenke trennten wir uns unter dem Gelübde gegenseitiger ewiger Freundschaft und unwandelbarer Treue.

Der gravitätische, liebenswürdige Gobila — Papa Go-

bila — hatte die ganze Unterredung ruhig mit angehört und kein Wort dazu gesagt; aber eine Stunde später kam er wieder zu mir und sprach:

„Bula-Matari, geh nicht nach Mbe: du wirst ein Narr

PAPA GOBILA VON MSUATA.

sein, wenn du es thust. Es gibt dort keine Leute, nichts als etwas Elfenbein ist zu bekommen. Das Brot wird dir dort dreimal mehr kosten als hier. In Mbe gibt es nichts als Elefanten und Löwen. Frage dich selbst, warum wir Mbe verlassen haben sollten, wenn nicht deshalb, weil es

ein armes Land ist. Ich ziehe vor, bei Gandelay am Südufer des Flusses zu leben, anstatt bei Fumu-Ntaba an der Nordseite. Ngaljema von Kintamo, Ntschuvilu von Kinschassa, ich selbst und meine Leute, wir sind alle von dort geflohen, weil in Mbe einer den andern umbrachte und alle beständig kämpften, kämpften. Auf dieser Seite sind wir jetzt alle reich geworden und haben Sklaven, Elfenbein und viele Frauen, aber wenn wir nach Mbe hinübergingen, würden wir alles verlieren. Oh, sie werden deine Zeuge nehmen und so lange schön mit dir sprechen, wie du ihnen etwas geben kannst; aber was wirst du für alle deine Sachen erhalten? Wenn du glaubst, dass ich falsch spreche, dann geh hinüber zu Gantschu und versuche auch nur eine Rolle Brot zu kaufen, und überzeuge dich selbst. Sie kommen zu mir wegen Lebensmitteln, und ich schicke jede Woche meine Canoes mit Brot nach Mfwa und Malima. Hast du auf dieser Seite irgendeinen Löwen oder Büffel gesehen, als du heraufkamst? Nein! Nun das beweist alles. Die Banfunu auf der Südseite sind zu zahlreich und Nfumu-Nguma hat zu viele Leute, um Löwen und Büffel lange hier leben zu lassen.“

Gobila's Stadt Msuata war in den 13 Monaten sehr stark gewachsen und zählte jetzt etwa 1500 Seelen. Gandelay hatte auch einen seiner Häuptlinge ausgesandt, um oberhalb Msuata dicht am Flusse eine andere kleine Stadt zu bauen, und auch die geringern Häuptlinge unterhalb der Station schienen ihr bebautes Gebiet noch weiter auszudehnen. Ich hielt dies natürlich alles für eine Folge davon, dass unsere Leute dort wohnten, denn da dieselben selbst nichts producirten, aber reiche Mittel zum Ankauf der erforderlichen Nahrungsmittel besassen, so spornten ihre täglichen Bedürfnisse die Eingeborenen zu grössern Anstrengungen an.

Am 15. Mai fuhr die Flotille von Msuata nach Bolobo ab; gegen 9 Uhr morgens passirte dieselbe die Mündung des Kwa-Flusses in den Kongo und setzte die Reise auf dem Hauptstrome fort.

Von hier ab den Kongo aufwärts, der in dieser Gegend etwa $1^1/_2$, an manchen Stellen auch $2—2^1/_2$ km breit ist, hat man zur Rechten Ujansi als linkes Ufer des Flusses, und Mbe zur Linken als rechtes Flussufer. Ujansi beginnt mit sehr unbedeutend aussehenden niedrigen Höhenzügen, welche allmählich, aber grossartig nach dem Kwa und dem Kongo abfallen und mit hübscher Grasdecke von zartem Grün bekleidet sind. Der dicht am Ufer des Kongo gelegene Ort Mantu scheint sich von den gewöhnlichen Dörfern in hervorragender Weise durch einen von Unkraut freigehaltenen breiten Pfad auszuzeichnen, welcher vom Landungsplatze nach dem von Palmen beschatteten Weiler hinaufführt. Ein aufmerksamer Reisender wird bei der Landung aber sofort entdecken, dass dies nur Täuschung ist, denn der angenehme Eindruck, den man durch die scheinbare Nettigkeit und Sauberkeit gewonnen hat, verschwindet alsbald wieder, wenn man findet, dass das Innere des Ortes nicht im mindesten besser als anderswo ist. Hier wird sehr viel Bier producirt, das wie schales Lagerbier schmeckt und wie mit einem geringen Zusatz von Thee gefärbtes Wasser aussieht. Es wird aus gegorener Hirse, mehr aber noch aus dem in Gärung versetztem Safte des Zuckerrohrs hergestellt und in grossen schwarzen Töpfen von 40 Liter Inhalt aufbewahrt. Zweifelsohne machen die Leute mit der Bierfabrikation ein gutes Geschäft, da man häufig Käufer vom Kwa und Stanley-Pool hier vorfindet.

Jenseit Mantu werden die langgestreckten zartgrünen Abhänge allmählich kürzer, bis die niedrigen Hügelketten

schliesslich steil in den Fluss abfallen und in nackte, harte Felsenspitzen auslaufen.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer von Mbe erblickt man langgeschweifte und gekrümmte Hügel, die halb bewaldet sind und bis zur Höhe von etwa 90 m aufsteigen; durch die genügend tiefen und ausgedehnten Wälder erhält das Land jedoch ein weit frischeres und angenehmeres Aussehen als die baumlosen Höhenzüge von Ujansi.

Da eine schöne Acht-Knoten-Brise über den Fluss wehte, setzten wir Segel und breiteten dieselben so flach wie möglich aus, wodurch die Arbeit der Maschinen wesentlich erleichtert und unsere Geschwindigkeit erheblich vergrössert wurde.

Um Mittag waren wir bei der Vereinigung des Lawson-Lufini-Flusses mit dem Kongo; ersterer kommt aus westsüdwestlicher Richtung, während der Hauptstrom hier von Norden her fliesst.

In der Mündung des Lawson-Flusses liegen einige wenige kleine Inseln, welche denselben in zwei Hauptarme theilen, an deren Leeseite sich eine breite Sandbarre gebildet hat, welche die Fahrzeuge zwingt, nach dem Ujansi-Ufer hinüberzusteuern, bis man den Fluss ziemlich weit passirt hat. Letzterer ist oberhalb seiner Mündung etwa 250 m breit und von viel hellerer Farbe als das ocherfarbige Braun des Kongo. Der Lawson wird als Grenze betrachtet zwischen dem Gebiete der Bateke von Mbe unter Fumu-Ntaba und dem der Bateke, welche unter der Herrschaft der beiden Häuptlinge Muidjuba und Kamolondo stehen. Einige Kilometer weiter aufwärts tritt das hügelige Land auf dem rechten Ufer mehr vom Flusse zurück und bildet weite Falten, welche breite und fruchtbare Becken einschliessen. Ujansi beginnt wieder grosse Abhänge von fernen Höhen-

zügen zu zeigen; Palmenhaine dehnen sich am Rande des Flusses entlang aus oder vereinzelte Gruppen, welche sich wie dunkle Punkte von dem hellen Grün der umgebenden Grasflächen abheben, deuten das Vorhandensein von Dörfern an; aber da dies nur an verhältnissmässig wenigen Stellen der Fall ist, so entdeckt man eigentlich keine wesentliche Verbesserung der Landschaft beider Ufer bis oberhalb Tschumbiri, wo der Kongo sich rasch von 3 auf 6 km verbreitert.

Nachdem man die „Felsenspitze“ passirt hat und die Verbreiterung des Flusses in Sicht gekommen, ist man erst in die eigentliche Region des obern Kongo eingetreten. Von Boma an, wo der untere Flusslauf mehr die Breite eines Meeresarmes besitzt, sind wir bisjetzt in einem Engpass oder Défilé gefahren; von Boma nach Vivi dampften wir zwischen zwei gebirgsartigen Höhenzügen dahin; zwischen Vivi und Isangila zogen wir durch eine der spaltenförmigen Mulde des Kongo parallel laufende schmale Vertiefung; zwischen Isangila und Manjanga liefen unsere Boote durch ein gewundenes schluchtartiges Thal, und zwischen Manjanga und Leopoldville marschirten wir dem Rande eines tiefen Risses in dem Hochplateau entlang, durch den der Kongo sich mit beständigem Tosen hindurchwälzt. Nachdem wir dann in der seeartigen Ausweitung des Flusses, dem Stanley-Pool, eine Weile aufgeathmet hatten, wurden wir aufs neue eingeengt von zwei Höhenzügen von mehr oder weniger malerischer Schönheit, bis wir die Felsenspitze oberhalb Tschumbiri erreichten, wo wir in eine zweite seeartige Ausweitung gelangten, welche die ungestümen Gewässer aus den niedrigen Vorlanden und Ebenen herausgespült haben, die sich ohne irgendwelche wahrnehmbare Erhöhung oder Hügelbildung nach beiden Seiten weithin ausdehnen, bis wir uns dem Nebenfluss Bijerre nähern.

Diese fruchtbare Centralregion, deren unbegrenzter und unvergleichlicher Bodenreichthum die Mühe und Arbeit, sie in den Bereich Europas zu bringen, vollauf bezahlt machen wird, ist das eigentliche Herz des äquatorialen Afrika. Nicht die Hochlande der Seegegend mit den Millionen Schluchten und engen backofenheissen Thälern, kahlen, kaum mit Gras bewachsenen Hügelspitzen und kleinen Grasebenen, auf denen hier und dort eine Baumgruppe oder ein dschungelartiger Wald wie eine Insel über der weiten Graswüste hervorragt, strebte ich zu erreichen, sondern diese Millionen Aecker des ebensten Bodens, der eigentliche Kern Afrikas, sind es, welche die Mühe werth sind, die 360 km dicke, rauhe Bergschale zu durchbrechen, welche ihn von der Energie der Europäer trennt, die, wenn sie nur dahin gelangen könnten, der Welt bald zeigen würden, wie viel Gutes aus Afrika kommen kann.

Auf meiner Fahrt den grossen Fluss abwärts im Jahre 1877 erhielt ich nur einen flüchtigen Blick von dem Festlande; um der unerklärlichen Wuth der Bevölkerung zu entgehen, welche uns bedrohte, sobald wir nur den wilden Eingeborenen in Sicht kamen, mussten wir in den verschlungenen Kanälen zwischen den zahlreichen kleinen Inseln Schutz suchen; jetzt besteht unsere Mission aber darin, dass wir uns inmitten dieser wilden Leute ansiedeln, dass wir, ehe dies geschieht, dieselben aufsuchen, ihnen ruhig gegenübertreten, sie überreden, ihre unverschämten Forderungen verstummen zu lassen, ihre erregten Gemüther beruhigen und sie für sanfte Sitten und die Künste des Friedens gewinnen. Für diejenigen, welche die Schilderung meiner schnellen Reise „Durch den dunkeln Welttheil“ gelesen haben, wird dieses Werk, die Fortsetzung jener Erzählung, ohne Zweifel Interesse haben; ich werde mich bemühen, nicht weitschweifig zu werden.

Von der niedrigen Felsenspitze am rechten Ufer oberhalb Tschumbiri steuern wir nach dem linken Ufer hinüber, während der seegleiche Fluss, mit fernen geisterhaften Inselchen übersäet, sich nach oben bis an den unendlichen Horizont ausdehnt. Die Strahlen der glühenden Sonne spiegeln sich auf der blanken Oberfläche des Flusses, dessen Gewässer so glatt und bewegungslos wie ein Spiegel daliegen. Der Wind hat sich gelegt und es herrscht nicht einmal so viel Zug, dass das schlaff am Maste herniederfallende Sternenbanner ausweht; unbeweglich hängen die Zacken des Sonnensegels herunter, und in fast horizontaler gerader Linie, fast parallel mit dem aufgeregten Kielwasser des Schiffes, schwebt der aus dem Schornstein aufsteigende schwarze Rauch in der Luft. Wir brauchen eine volle Stunde, um das linke Ufer zu erreichen, dem wir jetzt entlang steuern, da unser nächster Bestimmungsort Bolobo an dieser Seite, etwa neun Stunden Fahrt entfernt, liegt.

Wir kommen an das obere Ende der Hügelkette, passiren bei Mompurengi zwei oder drei Dörfer, welche behaglich in den Falten waldbedeckter Höhen liegen, und bemerken nun, dass die Berge sich immer mehr ostwärts wenden und wir uns hier neben einer niedrigen Thonbank befinden, welche dicht mit hohem Grase bestanden ist. Der Fluss ist zu dieser Jahreszeit zum Ueberlaufen voll; an manchen Stellen ragt das Ufer jedoch bis $1^1/_2$ m empor. Am Niveau des Wassers ist grauer Thon, der, wie eine Mauer aufsteigend, nach oben allmählich dunkler wird bis zu vollständiger Schwärze an den Wurzeln des Grases.

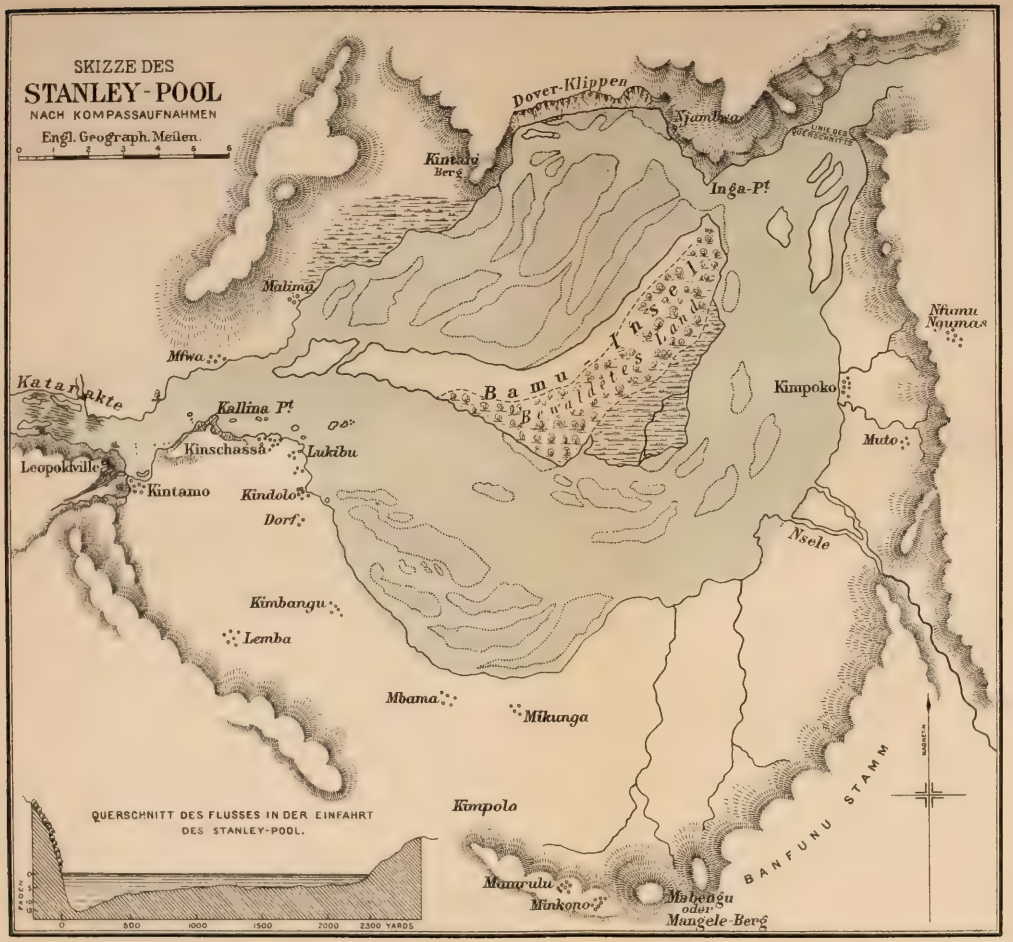
Die Inselchen liegen in parallelen Linien mit dem Ufer des Stromes, der sich hier in fünf breite Arme theilt. In einiger Entfernung nehmen die Inseln ein röthliches Aussehen an und werden unter dem seltsamen Einflusse eines

nebelartigen Schleiers, mit welchem die ausserordentliche Hitze sie umhüllt, zu verschwommenen Massen, die mehr Aehnlichkeit mit Hügeln als mit Wäldern haben. Da die monotone Länge der grauen Thonbank uns langweilig wird, steuern wir nach den baumbedeckten Inseln hinüber, die uns am Nachmittage einen wirksamen Schutz gewähren; während wir volle 15 m von dem Lande entfernt im Schatten der Bäume dahindampfen, können wir bis tief in das Innere des kühlen Waldes hineinblicken, der aus starken Baumwollbäumen mit grossen, blattreichen Kronen und weniger hohen, aber kräftigern, härtern Holzarten besteht, unter deren Schirm und Schutz Gebüsche, schlankes Rohr und Palmschösslinge üppig gedeihen.

Auf der sogenannten Zwei-Palmen-Spitze auf dem Festlande, welche ihren Namen von zwei gleich oberhalb des mit Gras bedeckten Vorlandes vereinzelt stehenden Exemplaren der *Hyphaene guineensis* erhalten hat, schlagen wir unser Lager auf. Sofort sehen wir zwei Canoes den Fluss herabkommen, die kühn zu uns heranrudern und uns einen Brief überbringen, in welchem der Chef der Bolobo-Station meldet, zwei unserer Leute seien von einem in der Nachbarschaft lebenden Häuptling Gatula ermordet worden.

Am folgenden Morgen gegen 9 Uhr haben wir das untere Ende des Districts Bolobo erreicht, der bei dem auf einem niedrigen dichtbewaldeten Hügel liegenden hübschen Dorfe Itimba beginnt. Dann folgt in fast ununterbrochener Reihenfolge etwa eine Stunde weit ein Dorf nach dem andern, bis schliesslich die Station in Sicht tritt, die auf luftigem offenen Terrain hinter dem das Flussufer einfassenden schmalen, hohen Waldsaume steht.

Wäre die Bevölkerung dieses Districts nicht eine so ausserordentlich dichte, man würde die Wahl von Bolobo zur



Leipzig, F. A. Brockhaus.

Anlage einer Station wol nicht gerade eine glückliche nennen. Die Lage derselben ist, weil wir reichliche Beweise davon erhalten haben, unzweifelhaft eine gesunde, jedoch wären wahrscheinlich freundlichere Nachbarn zu finden gewesen, zumal da es wenig Europäer gibt, welche sich von Natur und aus Neigung dazu eignen, argwöhnische Eingeborene in harmlose Freunde umzuwandeln. Soeben aus der Heimat eingetroffene junge Europäer, die noch voll von ihrer unerträglichen Anmaassung und gleichgültig gegen alles sind, was nicht mit ihren eigenen Vorurtheilen übereinstimmt, sind im allgemeinen nicht gerade das beste Material beim Civilisationswerke in Afrika. Da der Europäer nicht nachgibt, sondern seinen unaussprechlichen Leidenschaften gewöhnlich freien Lauf lässt, so wagt der Ureingeborene nicht gern einen vertraulichen Verkehr mit einem so leicht zum Zorn gereizten Wesen, sondern hüllt sich in seinen eigenen Grimm und wilden Hass alles dessen, was er nicht mag. Es gibt indess Eingeborene, welche ebenso leicht wie die Europäer sich einem plötzlichen Aufbrausen ihrer Leidenschaften hingeben, und solch ein Mensch war auch Gatula, der die Neigung zu derartigen unheilvollen Ausbrüchen besass. In dieser Beziehung machte er seinen ersten Versuch, indem er zwei Leute von der Garnison von Bolobo ermordete und in Stücke zerhackte.

Man denke sich einen etwa 18 km langen Streifen Landes am linken Ufer des Flusses, nahe am Wasser eine schmale Linie hoher, schattenspendender Bäume und dahinter eine sanft abfallende von Busch und Gras befreite Terrasse, die sich vielleicht 9 m über die Kronen der höchsten Bäume erhebt; auf offenem Grunde gerade in der Mitte dieses Streifen Landes liegt die Station Bolobo, die aus einem langen Schuppen mit Wänden aus Matten, einer Küche aus

Lehm und Flechtwerk, einem Magazin mit Lehmwänden und Grasdach, und etwa 20 Hütten besteht, welche im Viereck um die innere Gebäudegruppe stehen. Am Ufer in der Nähe der Station liegen unter Bananen und Palmengruppen zerstreut etwa 15 Dörfer; 7 davon — Itumba, Mungolo, Biangala, Ururu, Mongo, Manga, Jambula und Lingendji — stehen unterhalb, 8, darunter Mbanga und einige Weiler des Banunu-Stammes, oberhalb der Station. Diese bilden den Bolobo-District, ein sehr reiches und zu einer Kolonie sich vorzüglich eignendes Gebiet, wo weisse Ackerbauer, wenn sie nur mit den gewohnten Luxusartikeln, wie Thee, Kaffee u. s. w., versorgt werden können, ebenso gut wie sonst irgendwo in der Welt leben können. Die Bevölkerung der am Flusse stehenden Dörfer von Bolobo zählt etwa 10000 Seelen, deren Senior-Häuptling Ibaka ist. Auch das Hinterland ist reich und dichtbewohnt.

Einfluss auf diese Bevölkerung vermittelst einer Besatzung von 25 Mann zu gewinnen würde eine keineswegs schwierige Aufgabe sein, wenn der zum Chef der Station ernannte Europäer ein scharfsinniger und sanftmüthiger Mann wäre und sich Mühe gäbe, die Freundschaft Ibaka's zu gewinnen. Der Chef würde nicht lange Senior bleiben, wenn er keine Freunde besässe, mit denen durch gemeinsame Interessen ein Bündniss abgeschlossen werden könnte, um sich bei etwaigen Angriffen zu vertheidigen und die ihm übertragene Mission zu fördern. Kapitän Hanssens, der die Station angelegt hatte, sah dies auch sehr wohl ein und hatte den jungen Lieutenant Orban als Chef zurückgelassen; allein dieser sehnte sich, nachdem er einige Monate sehr angenehm in Bolobo zugebracht und freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, nach einer Veränderung; er mochte nicht länger einsam in Bolobo eingesperrt sein, hielt sich deshalb

für krank und bat um Urlaub, um nach der Küste zu gehen, und da man dem jungen Herrn, der ein in jeder andern Beziehung sehr achtungswerther Charakter war, die Bitte nicht gern abschlagen wollte, so wurde ihm die Abreise gestattet und ein anderer an seiner Stelle ernannt, der aber nicht die Fähigkeit besass, sich beliebt zu machen. Dann kam ein dritter, der jedoch ebenso wenig Erfolg hatte, und zu dieser Zeit war es, als der Mord in Bolobo vorkam.

Nach meinen Notizen füge ich hier wörtlich die Geschichte Ibaka's ein, wie sie mir von ihm erzählt und von seinem Freunde, dem Sergeanten Khamis, übersetzt worden ist; man wird daraus die Ursachen der Unruhen ersehen, welche Bolobo vor allen andern Districten auszeichneten:

„Vor etwa 30 Jahren lebte in Kutumpuku an den Ufern des Mikene (am rechten Ufer) ein mächtiger Häuptling Namens Ibaka. Zu seinen ihm untergebenen Häuptlingen gehörten Manga, Mwekuanga, Ururu und Mongo. Sie führten mit Ibaka Krieg; nach mehreren kleinen Schlachten entdeckten sie aber, dass Ibaka zu stark für sie sei, und flohen nach dem linken Ufer, um sich in Bolobo niederzulassen. Mwekuanga wählte gerade die Stelle, wo die Station jetzt steht: die übrigen siedelten sich dort an, wo gegenwärtig die nach ihnen benannten Dörfer liegen. Einige Zeit darauf wurde die Freundschaft zwischen Ibaka und den aufrührerischen Häuptlingen wiederhergestellt, doch wurde der noch in Kutumpuku residirende Ibaka nunmehr selbst durch eine Horde Wilder aus dem Innern vom rechten Ufer vertrieben, sodass er in Bolobo, zwischen den Dörfern Mwekuanga's und Manga's, Schutz zu suchen gezwungen war. Von allen als oberster Häuptling anerkannt, lebte er mehrere Jahre im ungestörten Besitze der Autorität an seinem neuen Wohnorte. Als er starb und sein Sohn Lingendji noch

minderjährig war, gingen Name und Macht auf seinen angesehensten Sklaven über, während Lingendji, den Sitten der Weijansi entsprechend, nichts weiter als ein untergeordneter Häuptling, der Herr seines eigenen Haushalts wurde. Der neue Ibaka — derselbe, welchen wir heutigentags unter diesem Namen kennen — verspürte bald die Eifersüchteleien der ältern Häuptlinge, mit denen sein früherer Herr oft gekämpft hatte; allein da er ein kräftiger und entschlossener Mann war, so zwang er dieselben allmählich, ihn als obersten Häuptling von Bolobo anzuerkennen. Mwekuanga, sein nächster Nachbar zur Rechten, ein widerspenstiger, mürrischer alter Bursche, bot ihm jedoch lange Trotz, bis schliesslich die Superiorität in einer Reihe von hartnäckigen Kämpfen entschieden und Mwekuanga aus seinem Dorfe vertrieben wurde, sodass er sich an der Landseite von Manga am Rande eines dem Dorfe dieses Häuptlings nahen Waldgürtels niederlassen musste. Von dem Tage an wurde Ibaka allgemein als der oberste und mächtigste Häuptling anerkannt."

Einige Jahre nach dieser Affaire mit Mwekuanga traf Kapitän Hanssens in Bolobo ein, wo er sich an Ibaka, der ihm von allen Eingeborenen als der Senior-Häuptling bezeichnet worden war, mit der Bitte um Erlaubniss zum Bau einer Station wandte, mehr um einen Ort zur Verproviantirung der Dampfer zu haben, als der Vortheile der Gegend selbst wegen, wenngleich dieselben in ackerbaulicher und commerzieller Beziehung durchaus nicht zu verachten sind.

Die Thatsache, dass Ibaka auf solche Weise durch einen glücklichen Zufall seine Macht beträchtlich vermehrt hatte — wenigstens fassen seine frühern Rivalen unsere Ansiedelung in diesem Sinne auf — hat den alten Hass, den sie noch

immer gegen ihn hegen, aufs neue wieder gegen ihn wachgerufen und gesteigert, und lange bevor wir erfuhren, weshalb Bolobo den Weissen gegenüber so feindselig gesinnt war, hatten sie unsern Leuten schon wiederholt ihre starrköpfige Abneigung gegen sie zu erkennen gegeben. Unsern Leuten war nicht gestattet, über eine gewisse Grenze hinaus sich

TYPEN UNSERER FARBIGEN ARBEITER.

von der Station zu entfernen, um Bauholz zu fällen, Brennmaterial zum Kochen oder Gras zum Decken der Häuser zu holen, oder auf den Märkten Lebensmittel einzukaufen; überschritt einer derselben in Unkenntniss der bei den Eingeborenen herrschenden Antipathie die festgesetzte Linie, so wurde er verfolgt und, wenn eingeholt, mit Stöcken stark gezüchtigt. Nach mehreren Monaten kühlte die Feindschaft der

Eingeborenen sich schliesslich ein wenig ab; allein die Flamme wurde bald danach aufs neue von Gatula wieder angefacht, der eine seiner Sklavinnen im Verdacht hatte, die Gesellschaft eines der Leute von der Station seiner eigenen vorzuziehen, und als er in trunkenem Zustande zwei Angehörige der Garnison in der Nähe seines Dorfes entdeckte, seinen Leuten befahl, die beiden umzubringen, und in seiner Rachsucht und Tollheit die Leichen in Stücke hieb.

So fand ich also bei meiner Ankunft in Bolobo eine ernsthafte Affaire zu erledigen. Die beiden europäischen Offiziere daselbst erklärten, es sei dringend nothwendig, den Eingeborenen eine Lection zu ertheilen, und unsere Bootsleute und die zahlreichen Ersatzmannschaften, insgesammt eine Truppe von 80 Mann, war bald von der unter der Garnison von Bolobo herrschenden kriegerischen Stimmung ebenfalls auf das gründlichste durchdrungen. Alle Stationsarbeiter betrachteten die Ankunft der Flotille als ein grosses Glück und als passende Gelegenheit, für die Ermordung ihrer Kameraden Rache zu nehmen, und flössten daher den Neuangekommenen bald dieselbe heisse Kampfeslust ein, welche sie selbst beseelte. Ich muss gestehen, ihre Argumente waren, als ich sie um den Hergang befragte, sehr wirksame.

Ibaka kam selbst, um Bula-Matari, von dem er schon so viel gehört hatte, zu begrüssen; er sah nicht schlecht aus, trug auf dem Haupte einen hohen, aus Palmenfasern geflochtenen randlosen Hut armenischer Form, der mit vergoldeten Eidechsen besetzt war, die Hanssens ihm geschenkt hatte. Er und sein Vezier Lugumbila erzählten mir ebenfalls den Hergang der Tragödie. Danach hatte Gatula's Sklavin, wie andere Frauen, oft die Station besucht, um Brot, Korn, Hühner und Zuckerrohr zu verkaufen; vielleicht blieb sie, als die Bekanntschaft wuchs, zu lange aus,

wenigstens so lange, dass Gatula's Argwohn wach wurde. Eines Tages fand Gatula, der von dem genossenen grossen Quantum einheimischen starken Bieres berauscht war, das Weib auf der Station, bearbeitete dasselbe in der brutalsten Weise mit seinem Stocke, schleppte es dann vor den Chef der Station und verlangte, derselbe solle ihm die Frau sofort abkaufen, da er wegen ihrer ehelichen Untreue nichts mehr von ihr wissen wolle. Wahrscheinlich verstand der Europäer ihn nicht ganz, doch wurden seine Geberden so heftig und unerträglich, dass er schliesslich schmachvoll aus dem Gebiete der Station hinausgejagt wurde. Drei Tage verflossen ohne Störung; am vierten wurde eine Abtheilung von 8 Mann zum Holzfällen ausgeschickt, von denen 4 in die Nähe von Gatula's Haus kamen, der, sobald er die Leute sah, 2 von ihnen tödtete. Am nächsten Tage hörte man einen Eingeborenen, welcher auf einen in der Nähe der Grenze stehenden Baum geklettert war, dem Sergeanten Khamis zurufen, er solle aus der Station herauskommen und mit ihm kämpfen; dieser liess sich das nicht zweimal sagen, sondern näherte sich dem Baume bis auf hundert Schritt und schoss den Schwarzen nieder.

„Auf diese Weise", sagte Lugumbila, „hat Gatula einen Mann verloren. Und nun, Bula-Matari, verlangt Ibaka zu wissen, was du zu thun gedenkst."

Ich muss gestehen, dass ich bei kaltem Blute stets wenig Neigung zum Kriege habe. Die Ermordeten waren beerdigt und ausser Sicht, die Inspiration zum Jähzorn fehlte also. Gatula war mir fremd. Mochte ich immerhin auch die mir erzählte Geschichte glauben, so hatte ich doch den unbestimmten Verdacht, dass die durch Unerfahrenheit des Chefs herbeigeführte Lauheit der Disciplin der Grund der Affaire gewesen sei. Ausserdem lässt Blutvergiessen Groll

zurück und nährt Gerüchte, und diese verursachen und vergrössern das allgemeine Mistrauen. Ich hatte noch mehr als 1000 km eines Flusses vor mir, an dessen Ufern entlang die Eingeborenen dem Frieden und dem Vertrauen zum weissen Manne zu gewinnen waren. Wenn ich hier mit dem Kriege begann, wie sollte ich dann später auf Erfolg hoffen, nachdem mein Kommen mit Blutvergiessen inaugurirt war? Andererseits konnte dieses Hinschlachten der beiden Männer, wenn es unbestraft blieb, leicht das Vorspiel noch ernstlicherer Calamitäten werden.

Ich erwiderte: „Wir sind Fremdlinge in Ibaka's Land. Ibaka gab uns Boden, für den er viel Geld nahm. Unsere Männer wurden in seine Hand gegeben. Zwei von diesen Leuten sind nicht mehr zu finden. Ich verlange sie. Ich kann sie nicht entbehren. Sie waren freie Männer. Sie hatten Familien. Ihre Familien werden mich nach ihnen fragen. Soll ich ihnen meine leeren Hände zeigen? Für Blut muss wieder Blut vergossen oder Geld bezahlt werden. Gatula muss bezahlen oder kämpfen. Ibaka sagt, er hat schon früher von Bula-Matari gehört. Ibaka und die andern Häuptlinge müssen Gatula rathen, was das Beste ist. Ich werde zwei Sonnen auf das Geld warten. Wenn dasselbe nicht bezahlt ist, werde ich zu Gatula's Dorf gehen und ihn vertreiben."

Es war kühn gesprochen, aber ich hoffte, dass Ibaka meinen Muth nicht auf die Probe stellen würde.

Am 18. Mai wurde eine Conferenz mit verschiedenen Häuptlingen abgehalten. Nachdem Ibaka zunächst seine Gebühren für Abhaltung des Gerichts, 120 Messingstangen — im Werthe von 3 Pfd. St. — gefordert hatte, wurden die Bedingungen vorgetragen und in ausgezeichnet ruhiger Weise erörtert. Es ist bei den Weijansi Sitte, entweder zu

bezahlen oder zu kämpfen. Schliesslich wurde die Berathung gegen Sonnenuntergang wegen eines Gewitters abgebrochen.

Am 19. Mai wurde mir berichtet, dass Gatula und Manga ihre Dörfer mit Palissaden befestigt und ihre Weiber nach Biangala geschickt hätten. Um 10 Uhr trat die Conferenz wieder zusammen, und es wurde die Frage an Gatula gestellt, ob er kämpfen oder zahlen wolle. Gatula erwiderte, er wolle zahlen. Dann wurde über die Höhe der Entschädigung berathen, jedoch beschlossen die Häuptlinge, Bula-Matari zunächst zu fragen, wieviel er verlange, und beauftragten Ibaka, ihn über diesen wichtigen Punkt auszuforschen. Ibaka entledigte sich seiner Aufgabe in vorzüglicher Weise und zeigte dabei, dass er sich in einer ausserordentlich unangenehmen und unruhigen Gemeinde vorzüglich zum Rathgeber eigne.

Als Ibaka am nächsten Tage zu mir kam, bemerkte ich ihm, dass ich meine Gebühren von Gatula haben müsse, ehe wir sprächen, da er sich zur Zahlung bereit erklärt habe, was Ibaka, allerdings verwundert, woher ich diese Kenntniss von den gesetzlichen Gebräuchen der Weijansi habe, als ganz in der Ordnung bezeichnete.

Die Gebühren bestimmte ich auf eine Ziege, fünf Hühner, eine Winchester-Büchse, die einem der Ermordeten gehört hatte, 20 Rollen pulverisirtes Angolaholz, einen Krug mit Palmöl und zwei Bündel Bananen.

Am 21. Mai wurde die Bula-Matari gesetzlich zukommende Gebühr bezahlt.

Am folgenden Tage setzte ich das Blutgeld für die Familien der Ermordeten auf 3000 Messingstangen, die hier einen baaren Werth von 50 Pfd. St. repräsentirten, fest, sodass Gatula insgesammt, einschliesslich des bereits gezahlten Betrages, £ 83. 6 *s* 8 *d* zu erlegen haben würde:

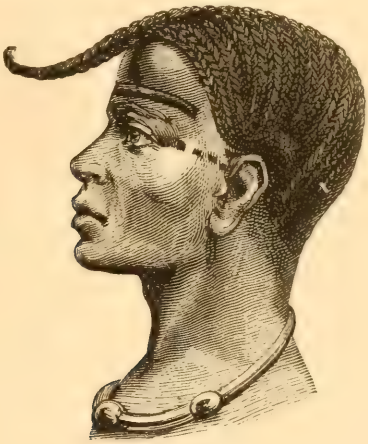
erst wenn dies geschehen sei, würde die Schuld des Mordes von ihm genommen und Frieden und Ruhe wiederhergestellt sein.

Am 23. Mai brachte Ibaka mir einen Elefantenzahn im Gewicht von 58 Pfund, als den höchsten Preis, den Gatula zu bezahlen veranlasst werden könne. Ich wies denselben jedoch trotz der grössten Beredsamkeit Ibaka's und des lauten Scheltens von Gatula und seinen Bundesgenossen Manga, Mwekuanga und Jambula sofort zurück.

Meine Lage war indess eine äusserst schwierige. Zu kämpfen und zu siegen war leicht genug, das Vermögen des Mörders zu ruiniren möglich; aber ein Krieg lässt immer, einerlei ob er mit Sieg oder Niederlage endet, auf beiden Seiten seinen Stachel zurück. Selbst der Sieg war nur ein zeitweiliger und kleiner Vortheil, da er die Schwierigkeiten der Ansiedelung am obern Kongo, die unser Ziel war, als wir hier die unglückliche Botschaft erhielten, vervierfachen würde. Das Gerücht würde die Schrecken des Krieges vergrössern, bis ich schliesslich der Angreifer und Gatula das unschuldige Opfer unserer übel angewendeten Gewalt geworden wäre. Und ebenso war es sicher, dass es, da wir im Rufe grosser Macht standen, heissen würde, ich hätte böse Absichten auf das ganze Land.

Andererseits lag die Gefahr nahe, dass die Eingeborenen die Meinung gewinnen könnten, das Leben unserer Leute hätte keinen grossen Werth für mich, wenn ich eine geringere Entschädigung annähme, als gewöhnlich für Blutvergiessen bezahlt wird. Das konnte sie vielleicht veranlassen, einen weitern Versuch zu machen und das nächste mal einen oder zwei Europäer zu ermorden. Meine Politik war deshalb die, bis zur äussersten Grenze des Krieges auszufalten und scheinbar zum Kampf und zur summarischen

Rache mich bereit zu zeigen, die sofort beim Abbruche der Verhandlungen oder nach der bestimmten Verweigerung der Zahlung genommen werden sollte, damit sie zwei oder drei weitere Anerbietungen machen möchten. Dann wollte ich — weil ich die Nothwendigkeit zu vermeiden wünschte, die Sache bis zur äussersten, zur blutigen Entscheidung zu treiben — die gebotene Entschädigung annehmen, einen wahren und wirksamen Frieden abschliessen und zugleich



EIN BEIJANSI.

die Gelegenheit benutzen, ihnen für die Zukunft grössere Vorsicht anzuempfehlen.

Am 24. Mai wurde die Strafe im Betrage von £ 42. 4*s* bezahlt und die Annahme derselben durch unzählige Gewehrsalven angekündigt, worauf sofort die Weiber, Kinder und das sonstige Eigenthum der schuldigen Verbündeten zu Land und zu Wasser nach den heimatlichen Dörfern zurückgeholt wurden.

Ibaka's Ansicht von der Affaire lässt sich in der von

ihm gegebenen energischen Erklärung zusammenfassen: „Gatula hat solche Furcht bekommen und so viel Geld verloren, dass er sich nie wieder veranlasst fühlen wird, jemand zu ermorden. Nein, wirklich, er würde lieber

DIE HALTUNG DER EINGEBORENEN BEIM SCHIESSEN.
(Nach einer Skizze Herrn Glave's.)

zehn seiner Frauen verlieren, als dies noch einmal durchmachen.“

Lugumbila, der Vezier von Bolobo, sprach seine Meinung dahin aus, ich würde noch erfolgreicher gewesen sein, wenn ich in einer mit Kauris besäeten Kleidung, anstatt einer solchen aus gewöhnlichem Halbtuch, grauem Woll-

stoff und weissem Flanell unter ihnen erschienen wäre, denn die Beijansi-Leute achteten einen Häuptling nicht besonders hoch, der nicht auch in seiner Kleidung die Souveränetät zur Schau trage.

Der Rest dieses Tages wurde in einer grossen Versammlung der Häuptlinge von Bolobo verbracht, welche die Cession des Gebietes an die Association bestätigte. Die zu derselben erschienenen Leute gaben mir einen bessern Einblick in die Gefahren, welche ich mit meinem anscheinend sorglosen Verfahren heraufbeschworen hatte; der von mir ins Vertrauen gezogene Leser wird indess entscheiden können, ob meine Sorglosigkeit eine wirkliche oder scheinbare war.

DRUCK VON F. A. BROCKHAUS IN LEIPZIG.

3 5282 00184 2213

DATE DUE

AFRICAN INSTITUTE

Stanley, H M

Der Kongo und die Gründung des Kongostaates

DT351
S71
1885bx
v. 1

DATE	ISSUED TO

African Collection

DT351
S71
1885bx
v. 1

STACKS DT351.S71 1885bx vol. 1
Stanley, Henry M.
Der Kongo und die Grundung ders Kongost
3 5282 00184 2213